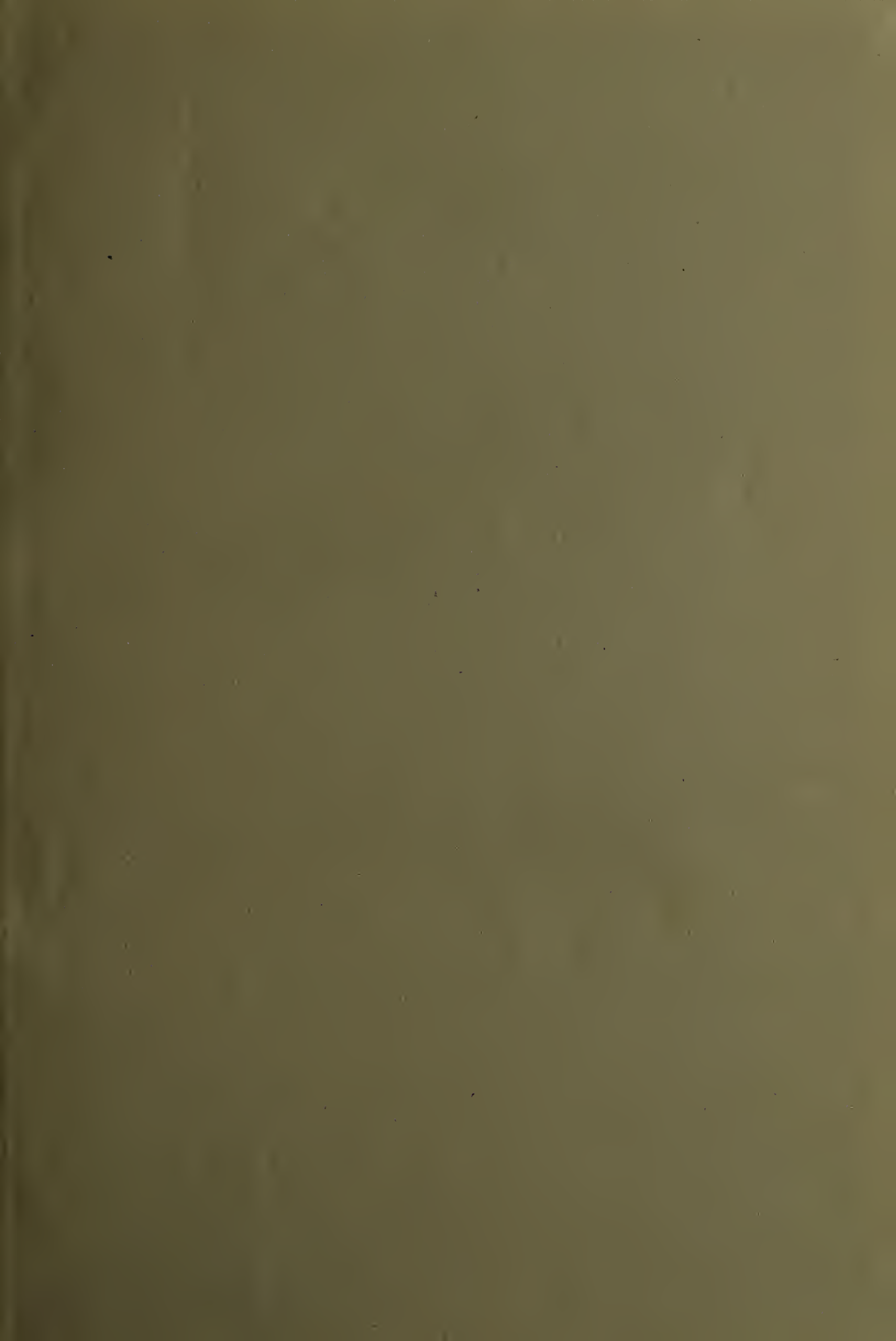












Zionist organization, Cologne.

DIE JUDENPOGROME IN RUSSLAND

HERAUSGEGEBEN
IM AUFTRAGE DES

ZIONISTISCHEN HILFSFONDS IN LONDON

VON

DER ZUR ERFORSCHUNG
DER POGROME EINGESETZTEN
KOMMISSION

II.
EINZELDARSTELLUNGEN



KÖLN UND LEIPZIG
JÜDISCHER VERLAG G. M. B. H.
1910



Inhalt des zweiten Bandes

(Redaktion A. Linden)

[1]) Die von uns nach den Pogromorten zwecks Untersuchungen entsandten Spezial-Vertreter werden mit römischen Buchstaben bezeichnet.

Gouvernement Taurien

Gouvernement Jekaterinoslaw

Gouvernement Poltawa

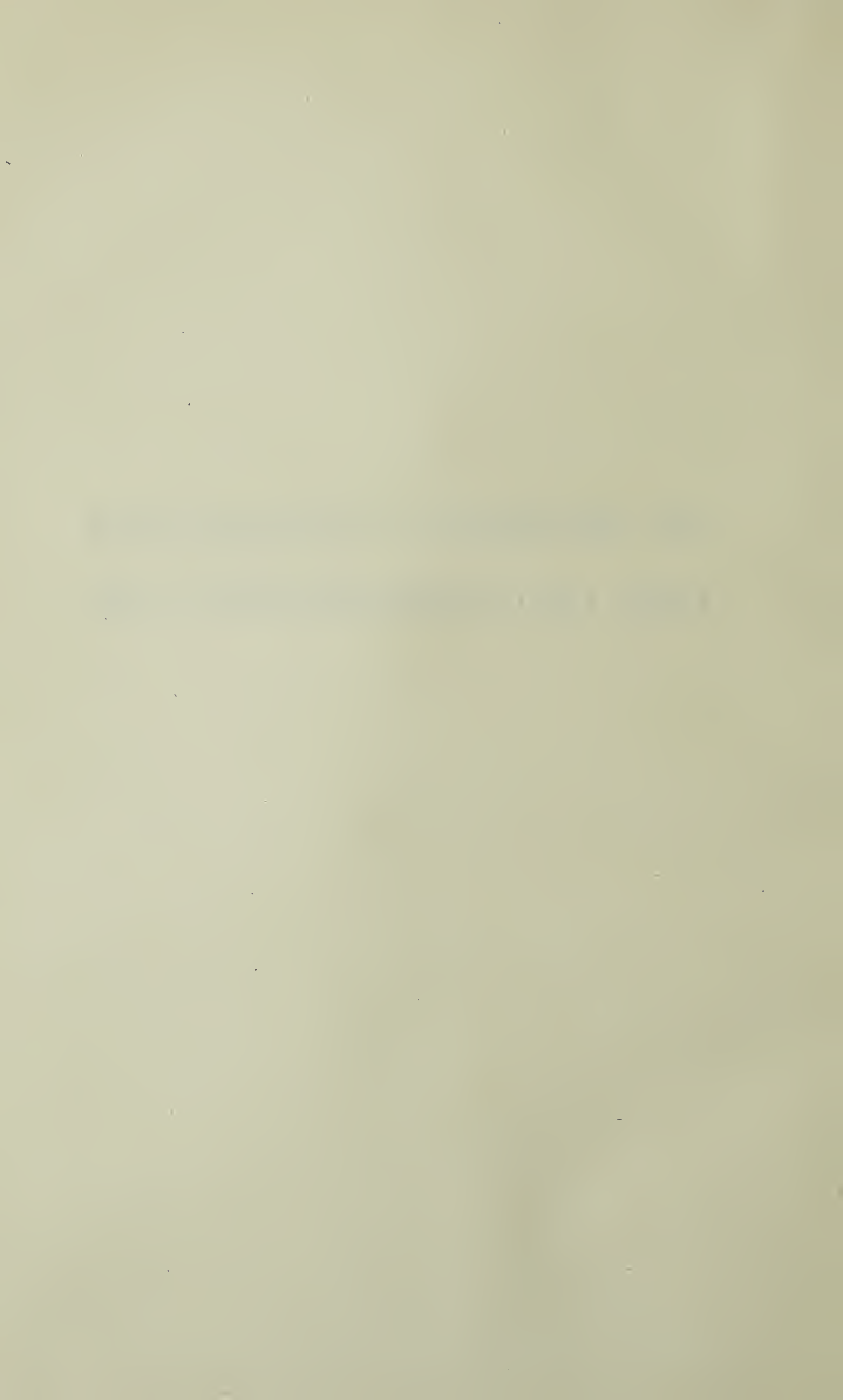


II. TEIL

EINZEL-DARSTELLUNGEN DER POGROME



DIE NEUESTEN POGROME VOR DEM OKTOBER-MANIFEST 1905



Kischinew

Gesamtbevölkerung (1897) 108 483, Juden 50 237.

Keiner der Pogrome, von denen die russischen Juden in den letzten Jahren mit so schrecklicher Gewalt und in so fürchterlichem Umfange heimgesucht wurden, hat die Judenheit so getroffen wie der von Kischinew. Er brach herein als eine jähe, furchtbare Katastrophe in einer Zeit, wo man Pogrome schon als ein Stück der Vergangenheit betrachtete, und traf die russischen Juden im vollen Wortsinne an Leib und Seele. Er bedeutete aber nicht nur eine ungeheuerliche Entsetzlichkeit — denn beispiellos stehen die Grausamkeiten da, die zu Kischinew verübt wurden —, das Tragischeste an diesem Pogrom war, dass er das erste Glied in einer langen Kette von Heimsuchungen wurde, die später in kurzen Zeitfolgen über die russische Judenheit niedergingen.

Kischinew war sozusagen der Schulfall. Darum und weil dieser Pogrom von exzeptionell grausamen Ausschreitungen begleitet war, erscheint es notwendig, ihn in seinem Verlaufe mit besonderer Ausführlichkeit zu behandeln.

— — — — — — — — — — — — —

Unter den etwa 120 000 Einwohnern von Kischinew gibt es über 50 000 Juden. Die nichtjüdische Bevölkerung der Stadt besteht aus Moldauern und Grossrussen. Kischinew ist die Hauptstadt des Gouvernements Bessarabien, das an Rumänien grenzt. Das Gouvernement selbst gehört zum sogenannten jüdischen Ansiedlungsrayon.

Die Juden von Kischinew waren im allgemeinen etwas günstiger gestellt als die meisten ihrer Volksgenossen in Russland. Es hängt wohl damit zusammen, dass Kischinew das reiche Zentrum eines der gesegnetsten russischen Landstriche ist. In Bessarabien leben die Leute viel besser als im übrigen Reiche. Die Moldauer, der Hauptteil der christlichen Bevölkerung, finden in diesem fruchtbaren Gebiet von der Landwirtschaft ein reichliches Auskommen. Die gute Situation der Bauern Bessarabiens hat auch die Lage der dortigen Juden günstig beeinflusst. Wenngleich in den zwei Ausnahmsjahren der Not es vor allem die Juden waren, die hungerten und darbten und für die man in ganz Russland Spenden bei ihren Volksgenossen sammeln musste, sind sie in den normalen Jahren erträglich gestellt. Die Beziehungen zwischen Juden und Christen waren leidliche und bestanden sogar die schwere Probe der Jahre 1881 bis 1883. Als damals ganz Südrussland von Exzessen gegen die Juden heimgesucht war, versuchte

man auch in Bessarabien Aufrufe zu verbreiten, dass man die Juden erschlagen müsse. Aber die Versuche blieben wirkungslos.

In den dem Pogrom von 1903 vorangegangenen 20 Jahren haben sich durchaus keine derartigen wirtschaftlichen Veränderungen vollzogen, welche eine besondere Feindschaft gegen die Juden hätten erzeugen können. Grund und Boden ist nirgends in jüdische Hände gelangt — haben doch die Juden gar kein Recht, Land anzukaufen. In Handel und Handwerk tritt keine wesentliche Konkurrenz zutage, weil sie fast ganz in jüdischen Händen liegen. Allerdings, es gibt mehrere grosse christliche Handelshäuser, aber die können an dem jüdischen Kleinhändler nur verdienen. Die Zahl jüdischer Kapitalisten ist winzig klein — ein paar Grosspächter und einige Grosshändler. Wenn man überhaupt von irgend einer Konkurrenz sprechen könnte, so wäre es höchstens eine solche zwischen Juden und Griechen, in deren Händen sich der Tabak- und Weinhandel befindet. Aber auch diese Art Wettbewerb ist ohne Bedeutung. Vielleicht war das Verhältnis zwischen einer Handvoll Juden, die Geld liehen und manchen Moldauer Gutsherren, die immer Geld nötig haben, kein allzu freundliches, aber das kommt bei der Beurteilung der ökonomischen Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden hier kaum in Betracht.

Im allgemeinen kann man sagen, dass die Juden in Bessarabien heute noch einen kaum entbehrlichen Faktor im wirtschaftlichen Leben darstellen. Der Moldauer Bauer ist weder vorgeschritten noch fähig und fleissig genug, um allein die Produkte seiner Arbeit zu verkaufen. Dazu braucht er den Juden, dessen Anspruchslosigkeit und Rührigkeit der Bauer in seinem eigenen Interesse benutzt.

Fürst U r u s s o w, der nach dem Pogrom Gouverneur in Kischinew war, und dessen Enthüllungen über die Pogrom-Mechanik von Beamten und Polizeiorganen in der ersten Duma so ungeheures Aufsehen erregten, schildert in einem kürzlich erschienenen Memoirenbuche die Situation kurz und treffend mit folgenden Worten: „Der allgemeine Charakter des Landes ist: Eine üppige Natur und eine faule und sorglose Bevölkerung. Die Leute auf dem flachen Lande sind ungebildet, unentwickelt, aber wohlhabend und ruhig; die Gutsbesitzer genusssüchtig und leichtsinnig, ebenso die Stadtbevölkerung zu äusserem Glanz und innerer Sittenlosigkeit hinneigend."

Aus dieser Charakteristik erklärt sich die Tatsache, dass durch lange Zeit die Juden von der schwerfällig-genusssüchtigen Bevölkerung nicht viel belästigt wurden, dass aber die in ihr schlummernden schlechten Triebe nur eine beharrliche Reizung von aussen brauchten, um sich dann plötzlich und um so furchtbarer zu entladen.

— — — — — — — — — — — — —

Dieses Werk, die bessarabischen Christen durch intensive Verhetzung endlich gegen die Juden zu treiben, besorgte vor allem ein Mann, dessen Name zu unauslöschlicher Schmach mit dem furchtbaren Pogrom von Kischinew im April 1903 verknüpft ist, Pawolaki K r u s c h e w a n.

Sechs Jahre vorher hatte er (ein Journalist, der gegenwärtig zu den fanatischesten Führern des „Verbandes der echt russischen Leute", des „Schwarzen Hundert", gehört) in Kischinew eine Zeitung unter dem Titel „B e s s a r a b e t z" gegründet. Schon nach dem ersten Jahre holte Kruschewan die Judenfrage hervor. Er begann mit Ausfällen gegen die Juden, die immer schärfer wurden und sich endlich bis zum

blutigsten Fanatismus und Wahnwitz steigerten. Es gelang ihm um so eher, als er aus der Beamtenklasse, die sich aus eingewanderten, von Grund aus antisemitischen Russen rekrutierte, die kräftigste Unterstützung fand. Der Vizegouverneur von Kischinew, Ustrugow, der als Zensor fungierte, war einer der Mitarbeiter des Blattes. Ebenso schrieb der Untersuchungsrichter Dawidow, der später die Untersuchung gegen die Exzedenten vom 19. und 20. April führte, die aufhetzendsten Artikel im „Bessarabetz". Auch mehrere christliche Aerzte, denen die Konkurrenz ihrer jüdischen Kollegen sehr unlieb war, arbeiteten an dem Blatte mit. Es ist interessant, dass dieses Organ das sehr wenig Abonnenten hatte, doch niemals in Geldverlegenheiten geriet. Die Erklärung ist ganz einfach: Das Blatt wurde von der Regierung, die darin alle offiziellen Kundmachungen publizierte, unterstützt. Auch bekam Kruschewan öfters grössere Summen von mehreren Christen Kischinews. Sein Hauptmitarbeiter und Mithelfer aber war Pronin, ein gefährlicher und raffinierter Agitator.

Die Zeitung wurde nicht sowohl unter den Moldauern verbreitet, als vielmehr unter den niederen und höheren Schichten der russischen Bevölkerung. Besonders eifrige Leser fand der „Bessarabetz" unter den „Staroweren", einer fanatisch gestimmten russischen Sekte. Dass sich auch in den Kreisen der Intelligenz der „Bessarabetz" Anhang verschaffte, ist natürlich, wenn man erwägt, dass er von dort her seine Mitarbeiter bezog.

Fünf Jahre hindurch wurden die Juden fast in jeder Nummer des „Bessarabetz" als Blutsauger, Betrüger, Parasiten und Ausbeuter der christlichen Bevölkerung hingestellt, und es wurde der unbarmherzige Vernichtungskampf gegen die Juden gepredigt. Immer raffiniertere antisemitische Beschuldigungen und Hetzereien ersann Kruschewan, ohne dass man ihm entgegentreten konnte. Beschwerden an den Senat waren erfolglos. Noch mehr — ein Senator erkannte sogar, dass der Tendenz des Blattes gesunde Elemente zugrunde lägen.

Allmählich veränderte sich unter der Einwirkung des „Bessarabetz" das Verhältnis zwischen Juden und Christen. Ein für die Folge sehr wesentliches Ereignis war die Begründung eines rein christlichen Wohltätigkeitsvereines unter dem Namen „Bessarabetz", in welchem die Kruschewanpartei den Ton angab. In diesem Verein hielt man Diskussionen über die Judenfrage, und es ist über jeden Zweifel gewiss, dass aus diesem Verein heraus die Vorbereitungen der Massakres vom April 1903 erfolgten. Der Verein hatte sehr viel Geld, das von vielen Orten, sogar aus Rumänien, beigesteuert wurde, darunter namhafte Beiträge, über deren Verwendung keine Rechnung gelegt werden musste.

Der Boden war schon gehörig unterwühlt, als Kruschewan mit der Ritualmordhetze begann. Im Jahre 1902, vor den Osterfeiertagen, wurde ein junger Christ in einem Brunnen tot aufgefunden. Sofort begann Kruschewan eine wütende Kampagne gegen die Juden, die er beschuldigte, den Christen zu rituellen Zwecken getötet zu haben. Es stellte sich wohl bald heraus, dass der Mord von einem Christen begangen worden war, der den Leichnam in den Brunnen geworfen hatte. Aber die furchtbar aufhetzenden Artikel des „Bessarabetz" hatten schon tausendfach ihre Wirkung getan, ohne dass es allerdings noch zu Exzessen gegen die Juden gekommen wäre.

Zu Beginn des Jahres 1903 erneuerte Kruschewan seine Anti-

Juden-Kampagne in der unerhörtesten Weise mittels des Ritualmordmärchens:

Christen von Dubossary, die einen jungen Mann ermordeten, warfen den Leichnam in einen Garten und taten sonst nichts, als dass sie das Gerücht verbreiteten, die Juden hätten einen jungen Christen zu rituellen Zwecken getötet. Alles übrige konnten sie ohnehin getrost dem „Bessarabetz“ überlassen. Kruschewan publizierte eine Artikelserie, worin er die Juden direkt des Mordes beschuldigte. Ueberall, in allen Gasthäusern, Schenken, auf allen Plätzen wurden diese Mordbeschuldigungen gelesen. Die Regierungsorgane aber hatten offenbar gar kein Bedürfnis, Kruschewans Arbeit zu stören, und gar keine Eile, den Mord von Dubossary aufzuklären. Als endlich durch die Regierung festgestellt worden war, dass es sich in Dubossary um einen von Christen aus habsüchtigen Gründen begangenen Mord handelte, als sogar der „Bessarabetz“ eine offizielle Berichtigung bringen musste, war es längst zu spät. Die Berichtigung erzielte eher die entgegengesetzte Wirkung. Kruschewan durfte sie in so gewundenen Ausdrücken bringen, dass die Meinung, die schuldigen Juden sollten gedeckt und geschützt werden, nur noch gestärkt und die fanatische Wut gegen die Juden nur noch gesteigert wurde.

Bald nach dem Mord von Dubossary entdeckten die Ritualmordlüsternen einen „mysteriösen“ Fall in Kischinew:

Ein christliches Mädchen, das bei einem jüdischen Kaufmann im Dienste stand, hatte sich vergiftet. Der Kaufmann hörte zur Nacht, wie das Mädchen ächzte und stöhnte. Er eilte sofort zu einem Arzt. Dieser fand, dass das Mädchen in Lebensgefahr sei, und liess sie sofort in das nächste Spital, das sich in der angrenzenden Strasse befand, transportieren. Das Spital war zufällig ein jüdisches. Der Krankheitsfall wurde sofort vom Arzte der Behörde mitgeteilt. Dem Gerichtsbeamten, der im Spital erschien, erklärte das Mädchen, es hätte sich allein vergiftet und ihr Dienstherr sei auch nicht im entferntesten schuld daran. Das Mädchen verstarb im jüdischen Spital. Bald flogen Gerüchte durch die Stadt: „Ein christliches Mädchen gestorben“ . . . „Juden“ . . . „Vor Ostern“ . . . Und auch von „Blut“ sprach man. Die Aetherspritze, mit der der Arzt der Sterbenden Injektionen gemacht hatte, wurde zum „rituellen Instrument“ . . . Als man das Mädchen begrub, war eine grosse Menge auf dem Friedhofe angesammelt.

Und es zeigte sich auch bald, dass nicht nur in den ungebildeten Volksschichten, sondern auch in den Kreisen der Intelligenz und unter den höchsten Beamten die Fabel vom jüdischen Ritualmord überzeugte Gläubige fand. Der Staatsrabbiner von Kischinew begab sich zum Bischof und bat ihn, er möge doch dem Volk erklären, dass die Ritualmordbeschuldigung eine lügenhafte Erfindung sei. Aber der Bischof hatte selbst seine Zweifel in dieser Sache. Er erklärte, dass man talmudische Beweise dafür beibringen könne, dass die Juden Blut gebrauchen, und berief sich dabei besonders auf die antisemitischen Schriften von Lutostanski.

Sogar unter die Jugend drangen die Ritualmordgerüchte ein, und Gymnasiallehrer bestärkten die christlichen Schüler in dem Glauben an den jüdischen Blutdurst.

Die Beamtenschaft war nicht minder vom Fanatismus durchsetzt. Ihr Führer war in diesem Falle Ustrugow. Er, der Vize-

gouverneur von Bessarabien, der Zensor, Protektor und Mitarbeiter des „Bessarabetz“, der dort als „Dreiundzwanzig“ schrieb, hatte in den letzten Jahren am meisten dazu beigetragen, dass in der Bevölkerung die Schutzlosigkeit der Juden als selbstverständlich betrachtet wurde.

Fürst Urussow schreibt über ihn in seinen oben erwähnten Memoiren: „Die Verfolgung der Juden wurde durch Ustrugow als wahre Kunst betrieben, die darin bestand, dass er alle möglichen Feinheiten und Interpretationen aus den Gesetzen herauszulesen wusste und auch Gesetzesüberschreitungen zuliess, um ihre Rechte noch mehr einzuschränken.“

Hunderte jüdischer Familien hat er auf administrativem Wege dem Ruin zugeführt. Er oder seine Beamten pflegten durch Bessarabien zu reisen und von allen Juden, die nicht ganz buchstäblich-rechtlich in den Dörfern wohnten, verhältnismässig ungeheure Summen Geldes zu fordern oder sie von der Scholle zu treiben. Von ihm werden einige besondere Grausamkeiten erzählt. Einmal kam er in ein Dorf, wo Juden schon jahrelang ein Bethaus hatten, ohne dass sie eine „gesetzliche“ Erlaubnis dazu besassen. Anstatt das Bethaus etwa schliessen zu lassen, wenn er schon die Strenge des Gesetzes geltend machen wollte, kam er an dem heiligsten Festtag der Juden ins Bethaus, liess die Thorarollen aus der Lade herausreissen und sie auf die Gasse schleppen. Dort trat er sie mit Füssen, liess sie dann in schmutzige Fetzen packen und befahl einigen Bauern, sie so in die Gemeindestube zu tragen. Ein anderes Mal kam er vor das Haus eines jüdischen Pächters. Aus irgend einem Grunde liess er ihn mit Frau und Kind auf einen Wagen setzen und ordnete an, dass er im Etappenwege nach der Stadt gebracht werde. Das Haus und die Ställe, in denen sich Vieh befand, liess er schliessen und die Türen versiegeln. „Wer die Türen öffnen wird, der wird auf das Strengste bestraft werden,“ drohte er den Bauern. Das Vieh starb in den Ställen, keiner wagte es, ihm Futter zu geben — und der Pächter wurde ein Bettler.

Es geschah, dass man gegen den Vizegouverneur beim Senat Klage erhob. Der Senat erkannte wohl, dass der Vizegouverneur zu unrecht gehandelt habe. Aber er tat weiter das Seine — und im Grunde störte ihn niemand.

Immer mehr zog sich so über den Häuptern der Juden der Hass zusammen. Längst waren die Spuren des friedlichen Einvernehmens von ehedem verwischt. Von den Bauern auf dem Lande, vom Pöbel und den Kleinbürgern der Stadt, von den Kindern in der Schule bis hinauf in alle Kreise der gebildeten Christen und der Beamtenschaft des Gouvernements war alles von einem fiebernden Judenhass erfüllt, der nur darauf wartete, sich zu entladen.

Als Kruschewan und seine Genossen erkannten, dass der Boden genügend vorbereitet sei, machten sie sich in systematischer Weise an die direkte Organisation von gewaltsamen Ausschreitungen gegen die Juden. Es ist kein Zweifel, dass die Organisatoren unter „gewaltsam“ nicht nur Plünderung verstanden, sondern schon damals die Ermordung von Juden in Kischinew planten. Sie versammelten sich während zwei Wochen vor den christlichen Osterfeiern im Hotel „Rossia“. Es wurden Waffen angekauft, und man liess Flugblätter und Plakate drucken. Diese Flugblätter, die massenhaft im Volke verbreitet wurden, begannen mit folgendem Satze: „Auf Grund

eines Ukas (Befehl) des Zaren ist es den Christen während der drei heiligen Ostertage erlaubt, mit den Juden ein blutiges Gericht („krowawajaársprawa") zu halten." Ein anderer Aufruf zeigte einen Christuskopf mit der Dornenkrone und trug die Aufschrift: „Gottes Strafe gegen die Bilderfrevler!" Unter dem Christuskopf war eine in biblischem Stile gehaltene Erzählung zu lesen, worin ein jüdischer Bilderfrevel mit Blutabzapfung geschildert wird. Woher diese Aufrufe stammten, zeigte deutlich genug der Druckvermerk auf dem letztgenannten, welcher lautete: „Moskau, im Hause des Klosters zum heil. Macarius, Grosse Lubianka-Strasse. Gedruckt durch das Reichskomitee des Heiligen Synods zu Petersburg, am 4. Februar 1903. Der Zensor: Alexander Jeremonach."

Ueberall sprach man schon offen von den geplanten Judenexzessen. Abgesehen von der durch Kruschewan und seinen Genossen ganz öffentlich betriebenen Hetze hätten die Juden aus vielen anderen Anzeichen schliessen können, dass sie sich in höchster Gefahr befänden. Die Nachrichten, die aus dem antisemitischen Klub drangen, zeugten sogar dafür, wessen man sich von der Polizei zu versehen hatte. Der Vizepolizeimeister Dowgal äusserte sich dort ganz offen, in einigen Tagen werde man gegen die Juden losgehen. Einige Tage vor Ostern kam der Polizeikommissar Dobrosselski in die Zigarettenhandlung des Juden Bendersky und nahm fünf Rubel aus der Kasse heraus. Der Jude sah verwundert diesem seltsamen Akt zu, da sagte der Kommissar: „So wie so werden wir zu Ostern alle Juden abschlachten" . . . Auch einige Ausschreitungen gegen Juden kamen in diesen Tagen vor. Christen schlugen in einem jüdischen Haus die Fenster ein, und es kam deswegen zu einer Schlägerei zwischen Christen und Juden. Eine jüdische Frau, die mit ihrem Kind auf der Strasse ging, wurde ohne jede weitere Ursache überfallen, man riss ihr den Mantel herab und zerriss ihn. Man kannte auch die Schenken und Lokale, von denen aus die aufhetzenden Flugzettel verteilt wurden. In der Schenke „Moskwa" war das Zentral-Agitationslokal.

Es ist auf den ersten Blick kaum fassbar, dass die Juden angesichts der unverkennbar kritischen Situation nicht alles mögliche in Bewegung setzten, um sich zu sichern. Man kann die wesentlichste Erklärung dafür wohl darin sehen, dass sie das Aussergewöhnliche, Elementare dieses Ausbruches von Judenhass nicht erkannten oder unterschätzten, und dass sie zum zweiten sich auf den Schutz der Kischinewer Polizei und der mehreren Tausend Soldaten verliessen.

Allerdings waren die Juden, die beim Gouverneur und Polizeimeister vorsprachen und sie um Schutz baten, nicht allzu freundlich empfangen worden — aber deswegen waren sie doch Juden, die es sich gefallen lassen mussten, gedemütigt zu werden. Der Gouverneur versprach — wenngleich missmutig — Hilfe und die nötigen Vorkehrungsmassregeln. Der Polizeimeister, derselbe, der im Klub die Massakers angekündigt hatte, erklärte zynisch: „Wir haben schon unsere Instruktionen bekommen. Wir werden euch verteidigen. Aber, wenn ich die Wahrheit sagen soll, es würde euch gar nicht schaden, wenn man euch ein wenig schlagen wollte. Ihr Juden seid alle „grobe Gesellen (russischer Ausdruck)." Der Bischof, bei dem der Rabbiner vorsprach, damit er die Leute beruhige, gab zur Antwort: „Es ist nicht nötig, dass man etwas tut" und stellte dann an den Rabbiner die Frage: „Nicht wahr, es gibt

doch eine Sekte unter den Juden, die christliches Blut zu ihren Festen braucht?“ . . .

So war es um den Schutz bestellt, der den Juden versprochen wurde. Aber die Juden beruhigten sich damit und begnügten sich, in den jüdischen Bethäusern anlässlich der jüdischen Passahfeiertage durch die Tempeldiener ausrufen zu lassen: Die Juden sollten während der christlichen Ostern ruhig zu Hause bleiben, ihre Läden nicht öffnen und sich in keine Zänkereien mit Christen einlassen.

Die Juden gingen ruhig und ohne allzu grosse Besorgnis in ihre Häuser.

— — — — — — — — — — — — —

Die Nacht vom Samstag (5. April) auf Sonntag war finster und regnerisch. An jeder Ecke der äusseren Stadtstrassen stand ein Polizist. Er hatte die Aufgabe, Fremde in grösserer Anzahl nicht in die Stadt einzulassen. Die Polizei entledigte sich ihrer Aufgabe so, dass scharenweise Fremde, insbesondere Bauern, in die Stadt kamen. Später verantworteten sich die Polizisten dahin: Einzelne Menschen hätten sie ja einlassen dürfen, und bei der Dunkelheit hätten sie nicht unterscheiden können, ob es einzelne oder viele seien . . .

Am Morgen heiterte sich das Wetter auf. Die Juden hatten noch die zwei letzten Passahtage zu feiern. Und so wenig dachten sie selbst jetzt an Schlimmes, dass sie ihre Festgewänder anlegten und in die Synagogen gingen. Wieder riefen nach dem Gottesdienste die Tempeldiener aus, kein Jude solle sein Haus verlassen. Man ging ruhig nach Hause.

Plötzlich, gegen Mittag, ohne irgend einen augenblicklichen Anlass, ohne dass auch nur das kleinste Intermezzo zwischen Juden und Christen stattgefunden hätte, fing eine Bande von zehn- bis fünfzehnjährigen christlichen Burschen an, Juden zu überfallen. Die Juden flohen, die christlichen Burschen ihnen nach, ohne ihnen viel Uebles zu tun. Blitzschnell zerstreute sich die Bande in alle Hauptstrassen Kischinews und begann, Fensterscheiben in den jüdischen Häusern und Läden einzuschlagen. Alles wurde sofort verriegelt. Die Polizei verlegte sich darauf, die Buben zu verfolgen und zu verscheuchen, aber sie verhaftete niemand.

Dieses Verhalten der Polizei musste sofort die Exzedenten ermutigen. Die jungen Burschen waren zweifellos von den Organisatoren ausgeschickt worden, damit man sich der Haltung der Polizei, auf deren Wohlwollen man ja ohnehin rechnete, ganz versichere. Es war etwa drei Uhr nachmittags, als plötzlich auf dem Platze Nowyi-Bazar ein Haufen von Männern erschien, alle in rote Hemden gekleidet. (Das rote Hemd gehört zur Festkleidung der russischen Arbeiter, kommt jetzt aber allmählich aus der Mode. Es ist klar, dass die Exzedenten die Arbeitertracht mit besonderer Absicht wählten.) Die Leute brüllten wie Besessene. Unaufhörlich schrien sie: „Tod den Juden! Schlaget die Juden!“ Von der Schenke „Moskwa“ aus (von der oben anlässlich der Verteilung der Flugzettel die Rede war) teilte sich dieser Haufe von einigen Hundert in 24 Abteilungen zu etwa 10 bis 15 Mann. Und von da ab begann systematisch zu gleicher Zeit in 24 Teilen der Stadt die Zerstörung, Plünderung und Beraubung jüdischer Häuser und Läden. Man fing damit an, Steine in solcher Menge und mit solcher Wucht in die Häuser zu werfen, dass man nicht nur die

Fensterscheiben, sondern auch die Läden zertrümmerte. Dann riss man Türen und Fenster aus, drang in die Häuser und in die jüdischen Wohnungen ein und zerschlug und zerbrach, was man an Möbeln und an Einrichtung vorfand. Die Juden mussten ihren Schmuck, ihr Geld und was sie überhaupt an Kostbarkeiten hatten, den Räubern ausliefern. Wenn sie nur den geringsten Widerstand leisteten, bekamen sie mit den zertrümmerten Möbelstücken wuchtige Hiebe auf die Köpfe. Besonders gewütet wurde in den Magazinen. Die Waren wurden entweder geraubt oder auf die Gasse geworfen und vernichtet. Ein grosses christliches Gefolge begleitete die Exzedenten: „Intelligenz", Beamte, Seminaristen u. a. Damen der „besten Gesellschaft" nahmen von den Räubern Kleidungsstücke an, zogen an Ort und Stelle seidene Mäntel an oder wickelten sich in kostbare Stoffe. Die Räuber selbst taten nicht anders: Sie berauschten sich an Getränken, legten den Schmuck an, den sie gefunden hatten, und kleideten sich in die gestohlenen Gewänder. In der Gostinnaja-Srasse wurde ein Schuhwarenmagazin geplündert, alle Räuber warfen ihre alten Schuhe weg und zogen neue an. Die dabei anwesenden Polizisten taten dasselbe: Alle lackierten Stiefel wurden an die Polizisten abgegeben.

Die Wut der Plünderer steigerte sich bis zur Raserei. Mit einer Art von Wollust warfen sie schwere Kasten und Tische aus den Fenstern auf die Strasse, dass sie unter furchtbarem Dröhnen unten auffielen und zerschellten. Polster wurden zerschnitten und die Federn herabgestreut, dass sie wie Schnee wirbelten. Selbst das Zerbrochene und Zertrümmerte wurde von den fanatischen Räubern noch in tausend Teile zerschlagen. Zerfetzte Vorhänge und Bettdecken, zerbrochene und zerstückelte Waren wurden noch obendrein mit Petroleum übergossen.

Im Stadtgarten musizierten indessen Kapellen, und die Leute sagten: „Jetzt kann man wenigstens fröhlich promenieren. Man muss nicht mehr den Geruch von Juden verspüren." In die Klänge der Musik mischte sich das Geschrei und Gebrüll der Exzedenten, das dumpfe Geräusch der auffallenden Möbel und das Klirren der zertrümmerten Fensterscheiben in den Gassen der Stadt.

In den Gassen aber, in denen die Meute raste, fuhr die elegante Welt in Wagen vorüber, um sich an den Schauspiel der wüsten Zerstörung zu weiden. Christen standen ruhig in den Türen ihrer Häuser. Lächelnd sahen sie der Arbeit der Pogromstschiki zu und halfen auch mit, wenn es not tat. Ein Beispiel von dem besonderen Zynismus der „Intelligenz" gibt folgende Szene: Ein christlicher Ingenieur namens Baginsky stand in der Tür seines Hauses und zeigte ruhig den Exzedenten, welches die jüdischen und welches die christlichen Magazine seien. Als man vor seinen Augen eine jüdische Apotheke und eine jüdische Zigarettenhandlung plünderte und ausraubte, rief er, um seine ganze Verachtung gegen die Juden auszudrücken, seinem Diener zu: „Reich mir eine Zigarette, ich möchte einmal sehen, wie eine geraubte jüdische Zigarette schmeckt!" Und lächelnd zündete er die geraubte Zigarette an.

Um fünf Uhr nachmittags gab es den ersten Mord an einem Juden. Die Räuber stürzten sich auf eine Tramway, in der sich ein Jude befand, und schrien den Passagieren zu: „Werft uns den Juden heraus!" Der Jude wurde hinabgestossen, und man gab

ihm von allen Seiten so furchtbare Schläge auf den Kopf, dass der Schädel zerbrach und das Gehirn ausfloss. Der Anblick der ersten jüdischen Leiche schien die Räuber für einen Augenblick erschreckt zu haben. Als sie aber sahen, dass die patrouillierenden Polizisten kaltblütig blieben und keine Miene machten, irgendwie einzuschreiten, zerstoben sie unter dem mörderischen Geschrei: „Erschlaget die Juden!" nach allen Gassen.

Bald darauf ereignete sich eine Begebenheit von verhängnisvoller Bedeutung. Durch eine Strasse, in der geplündert wurde, fuhr in seinem Wagen der Polizeimeister, um Visiten abzustatten. Eine Bande von Räubern umringte ihn und fragte: „Darf man die Juden erschlagen?" Ohne eine Antwort zu geben, fuhr der Polizeimeister weiter. Sein Stillschweigen war das entscheidende Ereignis. Die Organisatoren und Führer der Exzesse hatten sich bisher in der Reserve gehalten. Nun erkannten sie und alle Christen, dass von der Polizei keine Störung zu fürchten sei und dass ihnen die Juden ohne Gnade ausgeliefert seien. Von diesem Augenblick an gesellte sich die Polizei, die bisher alles hatte geschehen lassen, den Exzedenten als aktive Helferin zu.

In den Strassen, in denen geplündert wurde, mussten die Juden jeden Versuch, sich zu wehren, einstellen. Gab es solche Versuche, so wurden die Juden von der Polizei gehindert oder verhaftet. Zudem waren sie von den Exzessen so überrascht und so wenig organisiert, hatten auch so sehr auf Polizei und Militär gerechnet, dass jetzt jeder Widerstand einzelner ein ohnmächtiger Mut gewesen wäre.

Nur auf dem Platze Nowyi-Bazar versammelten sich jüdische Fleischhauer, um sich und die Ihrigen zu verteidigen. Sie hielten sich so tapfer, dass sie die Banden, die im Grunde aus ebenso wilden wie feigen Gesellen bestanden, in die Flucht jagten. Da kam die Polizei während eines Zusammenstosses und verhaftete die Juden.

Das war das letzte Signal für die Organisatoren und die Exzedenten. Bis 10 Uhr nachts machten sich die entfesselten Leidenschaften in Plünderung, Raub und Zerstörung Luft. Dem gemeldeten ersten Mord gesellten sich andere sieben hinzu. An diesem Tage geschah es auch, dass sich Arbeiter auf eine schöne jüdische Frau stürzten, um sie zu vergewaltigen. Ihr Sohn, ein junger Gymnasiast, hat sie heldenhaft verteidigt. Die Ehre seiner Mutter hat er gerettet. Aber die Mordgesellen stachen ihr die Augen aus. Ihn selbst haben sie erschlagen . . .

Gegen acht Uhr abends brachte die Bahn den Exzedenten Sukkurs von auswärts. Sechzig Männer kamen, um bei den Exzessen mitzuarbeiten. Das waren keine betrunkenen Vagabunden, sondern junge Grossrussen. Die Bande wurde in der Nacht von den Organisatoren bewaffnet und spielte in der Folge in der blutigen Tragödie eine Hauptrolle . . .

Die Exzesse in der Stadt verpflanzten sich allmählich vom Zentrum in die äusseren Stadtteile. Gegen 10 Uhr nachts legte sich die Wut der erschöpften Banditen.

In unbeschreiblicher Angst und doch zugleich in der Hoffnung, dass nun der Schrecken vorüber sei, wachten die Juden in ihren Häusern.

— — — — — — — — — — — — —

In der Nacht aber wurde förmlich kriegsmässig von den Leitern des Pogroms: Notar Pissarschewsky[1]), Semigradow, Sinadino, Balinski, Popow usw. die weitere Pogromarbeit organisiert.

Zunächst wurden die Banden mit Waffen versehen, vor allem jene jungen Männer vom Lande, die abends nach Kischinew gekommen waren. Alle Waffen waren gleichartig: Aexte und eiserne Stangen und Keulen, mit denen auf einen Stoss Türen und Läden zerbrochen wurden und die sogar stark genug waren, eiserne Schränke und Kassen zu sprengen. Auch die Tracht, in die man die Banden kleidete, war gleichartig: Die bereits erwähnten Arbeiterhemden wurden vom Pöbel aller Art angelegt, von Bauern, Arbeitern, Kleinbürgern, sogar Seminaristen, Polizisten usw. Die zweite planmässige Arbeit des Organisationskomitees war die Markierung jüdischer Häuser. Schon am ersten Tage hatten Pissarschewsky und Sinadino den Räubern die jüdischen Häuser angezeigt. Die Markierung durch das Komitee erfolgte derart, dass in dieser Nacht alle jüdischen Läden und Wohnungen mit weisser Kreide angestrichen wurden. Dann wurde der permanente Nachrichten- und Verbindungsdienst der Banden organisiert. Für diesen Dienst bediente man sich mehrerer Radfahrer, die dann in der Folge eine ungemein wichtige Rolle spielten. Die Radfahrer waren Gymnasiasten, geistliche Studenten (Seminaristen) und Beamte. Aber die Organisation beschränkte sich nicht auf die Stadt allein. Man schickte Sendboten in die nächst gelegenen Dörfer und liess die Bauern einladen: Sie mögen in die Stadt kommen, die Juden ausplündern helfen, und sie sollten grosse Säcke mitbringen. Von den Bauern, die dieser Einladung folgten, werden wir noch hören.

Gegen drei Uhr nachts waren die Vorbereitungen beendet, und in diesem Moment wurde das Signal zum Losgehen gegeben.

— — — — — — — — — — — — —

Was jetzt folgte, ist in seinen Schrecken nicht zu schildern. Scheussliche Bestialitäten, tierischer Blutdurst und teuflische Unzucht feierten ihre Orgien.

Neunundvierzig Juden sind zu Kischinew gemordet worden. Wenn man aber hört, welche Fülle von Entsetzlichkeiten begangen wurde, dann erkennt man, dass nur wenige von ihnen das Glück hatten, durch einfachen Totschlag zu enden, und dass die meisten durch vielfache Art selbst in barbarischen Zeiten kaum erhörter Misshandlungen die entsetzlichsten Todesqualen erdulden mussten.

Von Montag drei Uhr morgens bis acht Uhr nachmittags rasten Horden inmitten von Trümmern und Schutt, die sie selbst gehäuft hatten, pünderten, raubten, zerstörten sie jüdisches Eigentum, stahlen, brandschatzten und vernichteten, und sie jagten, erschlugen, schändeten und marterten Juden. Und Vertreter aus allen Bevölkerungsschichten nahmen an diesem furchtbaren Hexensabbat Anteil: Soldaten und Polizei, Beamte und Priester, Kinder und Frauen, Bauern, Arbeiter und Strolche.

Alle jüdischen Häuser in den Strassen Gostinnaja, Charlampjewskaja, Nikolajewskaja, Sennaja waren auf einmal von dem furchtbaren Gebrüll der Mörder und dem herzzerreissenden Geschrei der

---

*) Pissarschewsky hat nach dem Pogrom, als er, schwer kompromittiert, vor der Gefahr der gerichtlichen Verurteilung stand, selbst seinem Leben ein Ende gemacht.

unglücklichen Opfer erfüllt. Fast überall wurde von den Banden, die aus 10 bis 20 Personen bestanden, sich aber manchmal bis zu 80 und 100 Personen vermehrten, nach demselben System verfahren. Die Magazine und Läden wurden wie am vorhergehenden Tage bis auf den letzten Rest ausgeraubt. Was man nicht wegtragen konnte, wurde zerstückelt oder mit Petroleum begossen und verbrannt. In die Wohnungen der Juden drangen die Banden mit mörderischem Gebrüll ein, man solle ihnen alles Geld und alle Kostbarkeiten ausliefern. Taten das die Juden, so begnügten sich in der allerersten Zeit die Räuber damit, ihren Opfern wuchtige Hiebe auszuteilen, um Nachfolgenden das Feld zu überlassen. Hatten aber die Juden nichts zum Ausliefern oder ging es nicht schnell genug, oder hatten die Mörder andere Launen, dann wurden die Männer niedergeschlagen, schwer verwundet oder getötet. Frauen wurden vor den Augen der Männer und Kinder der Reihe nach von den Mördern vergewaltigt. Kindern wurden Aermchen und Beine ausgerissen oder gebrochen, einzelne wurden aus unteren Stockwerken in die oberen geschleppt und hinabgeworfen.

Unter den Juden herrschte die unbeschreiblichste Panik: ein wildes Flüchten in Keller, Höfe, auf die Dächer, von Haus zu Haus, von Strasse zu Strasse. Kein Polizist, kein Soldat rührte sich für sie.

Unsägliche Schrecken, viele Morde, Verwundungen und Verstümmelungen, masslose Zerstörungen und Verwüstung füllten diese Nacht aus.

— — — — — — — — — — — —

Am frühen Morgen eilte eine Deputation von Juden, 40 an der Zahl, zum Gouverneur, um ihn um Schutz anzuflehen. Er gab zur Antwort, dass er nichts tun könne, *da er noch keine Befehle aus Petersburg bekommen habe*. Gleichzeitig aber *verbot* eben derselbe Herr von Raaben den Telegraphenstationen, irgend welche *Privattelegramme* nach Petersburg *anzunehmen*.

Der angesichts der Verzweiflung der Juden selbstverständliche Gang der Juden zum Gouverneur bedeutete eine neue katastrophale Wendung in ihrem Schicksal. Die Banden wussten sich jetzt nicht nur nicht bedroht, sondern sogar unter der Patronanz der obersten Regierungsbehörde. Es machte auf sie wenig Eindruck, die Polizisten noch immer auf den Posten und nunmehr die Soldaten ausrücken zu sehen. Sie wussten, dass das Militär nur dazu da sei, die Christen vor irgend welchen Ausschreitungen zu schützen. Damit ja kein Irrtum vorkomme, übernahmen es von jetzt ab die *Polizisten*, systematisch den Mördern die jüdischen Häuser *anzuweisen*.

Mit immer sich steigernder Wut wurde nun Raub, Mord und Schändung fortgesetzt. Juden wurden die Köpfe abgeschlagen. In das strömende Blut tauchte man Handtücher, und die auf diese Weise rot getünchten Fetzen schwang man als Fahnen. Auf weisse Fahnen schrieb man mit jüdischem Blut in grossen Buchstaben die Worte: „Tod den Juden!" Männern und Frauen schlitzte man den Bauch auf, riss die Eingeweide heraus und stopfte Federn hinein. Man sprang und tanzte auf den Leichen, brüllte und berauschte sich an Getränken, und Männer und Frauen der sogenannten „besten Gesellschaft", Beamte und Polizisten sahen lachend zu oder taten mit. Schwangere Frauen wurden mit Stöcken auf den Bauch geschlagen, bis sie an Verblutung starben.

Einige Juden glaubten sich dadurch retten zu können, dass sie,

wie die Christen es taten, Bilder christlicher Heiligen in die Fenster stellten. Sie wurden furchtbar dafür bestraft. Die Polizei selbst denunzierte sie.

Gegen Mittag erreichte der Wahnsinn der Banditen eine solche Höhe, dass sie die unbeschreiblichsten Qualen für ihre Opfer ersannen.

Dieses sind einige der scheusslichsten Schandtaten, die in der Nacht und am Tage verübt wurden:

Frauen wurden, nachdem sie vergewaltigt waren, die Brüste abgeschnitten, dann wurden sie auf das schändlichste in einer nicht zu schildernden Art verunstaltet.

In einem Hause wurde die Mutter der Reihe nach von allen Banditen in Anwesenheit ihrer zwei kleinen Töchter vergewaltigt. Dann wurde sie in ein Schlachthaus getrieben und dort durch Beilhiebe getötet.

Der Chaja Sarah Phonarji wurden Nägel in die Nasenlöcher hineingeschlagen, die durch den Schädel hindurchdrangen.

Dem David Chariton wurde der untere Teil des Oberkiefers samt der Zahnreihe und der Oberlippe abgehauen.

Dem Jechiel Selzer wurden die Ohren ausgerissen, dann schlug man ihn auf den Kopf, bis er verrückt wurde.

Dem Meyer Weissmann, der auf einem Auge blind war, wurde das gesunde Auge ausgestochen, und zwar von seinen Nachbarn, die von diesem Gebrechen wussten. Während er, bevor ihm dieses grässliche Schicksal bereitet wurde, mit seiner Frau und drei kleinen Kindern vor den Verfolgern floh, warf er seine Kinder über einen Zaun in den Hof des Veterinärarztes St., um wenigstens die Kleinen zu retten. Dr. St., ein Täufling, warf ihm die Kinder auf die Straße zurück.

Ein Glasermeister hatte sich mit seiner schwangeren Frau und seinen zwei Kindern im Keller seines Hauses versteckt. Eine Horde drang ein. Ein Hieb mit einer Axt schlug dem Mann den Kopf ab, dann tötete man die Frau. Die Kinder liess man am Leben, damit sie mitansähen, wie die Leichen der Eltern in unbeschreiblicher Art geschändet wurden.

Ein Gymnasiast, der sich in ein Klosett flüchtete, wurde dort grausam erdrosselt.

Dem Hirsch Lys, der an der Ecke der Swetschnaja- und Gostinnajastrasse aufgefunden wurde, sind die Gelenke an Händen und Füssen auseinandergerissen worden.

Eine Jüdin bekam Schläge auf den Kopf, indem man ihr einjähriges Kind als Werkzeug benutzte.

Ein jüdischer Kutscher führte einen Schwerverwundeten nach dem Spital. Als man den Juden aus dem Wagen holen wollte, konstatierte man, dass er schon eine Leiche war. Eine halbe Stunde später brachte man denselben Kutscher mit zertrümmertem Schädel als Leiche nach dem Totenhaus.

Einem Mädchen wurde von einem vertierten Exzedenten während der Vergewaltigung die Nase abgebissen.

Auf der Asiatskajagasse versteckten sich, während die Banditen raubten und plünderten, die Juden in den Kellern und auf den Dächern. Im Hause Nummer 13 hörten die Räuber Geräusch auf dem Dache. Sie eilten hinauf und fanden dort drei Juden (Brüder) und ein 13 jähriges Mädchen. Alle wurden vom Dache hinabgeworfen auf eine Brücke, an die das Haus grenzte. Unten stand eine Masse, die sich

sofort anschickte, auf die vier loszuschlagen. Erst am nächsten Tage fand man unter Schutt und Federn die furchtbar verstümmelten Leichen von zwei Juden. Den dritten und sein Kind brachte man auf den Tod verwundet ins Spital.

Dieses Haus war auch sonst ein wahres Unglückshaus. In sämtlichen Wohnungen, acht an der Zahl, wurde alles in ganz kleine Stückchen zertrümmert. Einige Wände wurden direkt zerschlagen, Oefen zerbrochen, das Ziegeldach sogar wurde zerschmettert. Es blieb ein grosser Trümmerhaufen, der vom Blute der Getöteten bespritzt war.

Das sind einige der unmenschlichen Scheusslichkeiten. Sie sind als wahr verbürgt durch den grässlichen Augenschein, durch das Zeugnis christlicher Aerzte und durch die russischen Blätter, die zuerst die judenfeindlichste und despotischeste aller Zensuren passiert haben.

— — — — — — — — — — — — —

Mit besonderer Wut wurden die Synagogen gestürmt und geplündert. In einer Synagoge stand vor der Lade, in der sich die Gesetzesrollen befanden, in heiligem Todesmut ein Tempeldiener. Im Tales (Gebetmantel) und mit den Tephilin (Gebetriemen) an Händen und Stirn erwartete er den Ansturm der Mörder, um mit seinem Leib die Gesetzesrollen zu schützen. Er wurde auf die schändlichste Weise hingemordet. Dann riss man hier, wie es auch anderswo geschah, die Thorarollen aus der Lade, schnitt das Pergament zu kleinen Fetzen (christliche Kinder haben später solche Fetzen um einige Kopeken in den Strassen als „Andenken an Kischinew" feilgeboten) oder besuldelte es in der widerlichsten Weise. Dann erst wurde, wie überall, auch hier die Einrichtung der Synagogen zertrümmert.

— — — — — — — — — — — — —

Die Szenen der Barbarei waren so erschütternd, dass nicht weniger als 13 von den Juden irrsinnig wurden. Der Sohn des N. Uschemirsky, der mitansehen musste, wie sein Vater gemartert wurde, wurde vom Wahnsinn erfasst und begann in der Stadt umherzulaufen, indem er schrie, er müsse dem Kaiser Wilhelm telephonieren.

Zwei junge Menschen, zu gleicher Zeit vom Wahn ergriffen, sind auf und davon. Einer sagte, er müsse nach Wien, um dort seine Klagen vorzubringen.

Eine Frau floh mit ihrem Kinde auf ein Dach. Das Kind fing an zu schreien, da stopfte ihm die Frau ein Tuch in den Mund, damit es sich nicht den Mördern im Hause verrate. Das Kind erstickte, und die Mutter wurde vor Schmerz wahnsinnig. Sie glaubte, immer noch ihr Kind auf dem Schosse zu halten.

Die Polizisten und Soldaten spielten an diesem Tage eine furchtbare Rolle. Nicht nur, dass sie den Mördern und Räubern die jüdischen Häuser anwiesen, nicht nur, dass sie selbst plünderten und stahlen, haben sie sich auch an den Metzeleien beteiligt.

Eine Frau wollte die Banden dadurch von ihrem Hause fernhalten, dass sie siedendes Wasser auf sie goss. Ein Polizist stürzte auf sie los und ermordete sie.

Ein Polizist hat auch die Ermordung des erwähnten Tempeldieners auf dem Gewissen. Viele Juden wurden von den Polizisten geschlagen, ihrer Waffen oder Stöcke beraubt, und wenn sie sich irgendwie sammeln wollten, in die Häuser zurückgejagt.

An Raub und Plünderung nahmen die Polizisten

teil, wo sie konnten. Bei dem reichen Juden Rudi arbeiteten Banditen zehn Stunden daran, eine eiserne Kasse zu erbrechen. Rudi telephonierte, da er die Polizei nicht bestechen wollte, um Schutz, fuhr herum, von Behörde zu Behörde. Es nützte nichts. Die Polizisten standen bei den Banditen, ohne sie im geringsten zu hindern. Die Kasse wurde erbrochen, 20 000 Rubel wurden herausgenommen und unter Banditen und Polizisten geteilt.

In den Wohnungen der Polizisten fand sich später eine Unmasse geraubten Gutes.

In der Wohnung des Polizeikommissars Dobrosselski wurde eine Menge geraubter Gegenstände gefunden. Er wurde verhaftet. Am nächsten Tage wurde er jedoch freigelassen. Er hatte erklärt: Es hätte jemand die Sachen zu ihm gebracht und der Mann sei jetzt verschwunden. Die Erklärung genügte.

Was die Soldaten trieben, ist kaum fassbar. Zunächst standen sie noch auf ihren Posten, die sie nach der Dienstbestimmung nicht verlassen durften. Die Räuber reichten ihnen also Essen, Getränke und Wertsachen. Die Soldaten, die die Weinflaschen nicht entkorken konnten, schlugen den Hals der Flaschen ab und leerten so Flasche um Flasche, bis sie trunken waren.

Später wurde es viel schlimmer. Die Soldaten, die sahen, wie ihre Brüder plünderten und raubten, wurden vom Taumel erfasst und mischten sich in die Banden, plündernd, schlagend und Frauen schändend.

Es befanden sich unter andern im Spital Juden, denen der Schädel oder die Brust durch Säbelhiebe schwer verwundet wurde. Diese Säbelhiebe rührten, da die Banden nur mit Gewehren, Stangen und Aexten bewaffnet waren, ausschliesslich von Soldaten her, die an den Räubereien teilnahmen.

Noch entsetzlicher war die Stellung der Offiziere. Während z. B. die Banden die Scheiben des Offizierklubs einschlugen, riefen einige Offiziere: „Nur zu! Das Haus gehört einem Juden!"

In einer Strasse schlugen Polizisten auf wehrlose Juden los. Ein Offizier stand dabei und feuerte die Polizisten an: „Alle Juden sind Sozialisten. Man muss sie aufhängen!"

Es ist sicher, dass Offiziere, manchmal in Verkleidung, an Raub und besonders an Vergewaltigungen teilgenommen haben.

In der Gostinnajastrasse begegnete ein Offizier an der Spitze einer Patrouille mehreren mit jüdischem Gut beladenen Räubern. Er befahl ihnen, das Geraubte wegzuwerfen und das nächste jüdische Haus zu plündern, und die Räuber taten beides.

In der Charalampjewskajastrasse vergewaltigten zwei Unteroffiziere ein jüdisches Mädchen, worauf sie von Banditen missbraucht und dann ermordet wurde.

Einen Offizier hat ein höherer Militär beim Raub angetroffen. Der Offizier wurde verhaftet, jedoch am nächsten Tage freigelassen. Ein Militärarzt hatte ihm ein Zeugnis ausgestellt, dass er, als er raubte, sich im Zustande momentaner Geistesverwirrung befunden habe.

— — — — — — — — — — — — —

Von der Raserei des Pöbels, von seiner Mord- und Raubgier wurden vor allem die Armen und zahlreiche Wohlhabende, aber nur vereinzelte Reiche betroffen, während die letzteren die Habsucht der Banden doch vor allem hätten herausfordern müssen.

Das scheinbar Unerklärliche erklärt sich damit, dass die reichen Juden sich den Schutz der Polizei und des Militärs für teures Geld erkaufen konnten.

Die Offiziere nahmen manchmal für einen Soldaten, den sie beistellten, 50 Rubel. Manchmal aber verlangten und bekamen sie ganz respektable Summen. Ein grosser Manufakturist bezahlte einem an seinem Hause vorüberziehenden Kosakenhauptmann für die Postierung einer Wachabteilung 1500 Rubel.

Ein reicher Jude zahlte für die Bewachung seines neuerbauten Hauses und seiner Magazine dem Polizeikommissar und einem Offizier 4000 Rubel.

So waren die reichen Juden durch die Käuflichkeit eben derselben Offiziere und Polizisten geschützt, die gegen die armen Juden nicht weniger bestialisch und hartherzig waren als die Räuber und Banditen.

— — — — — — — — — — — — —

Man muss erst gewusst haben, wie sich Gouverneur, Polizei und Soldaten zu den Juden verhielten, um zu verstehen, was für Möglichkeiten einer jüdischen Gegenwehr es gab und welche Aussichten sie hatte. Und doch trifft die Juden von Kischinew nicht der Vorwurf, dass sie ohne jeden Versuch einer Gegenwehr sich den Banden und der Polizei ergaben. In manchen Gassen war allerdings, da die Polizei die Juden in die Häuser zurücktrieb, von vornherein jede vereinigte Abwehr unmöglich, und die paar jüdischen Hausbewohner waren den Banden von 20 bis 100 Mann buchstäblich ausgeliefert. Infolge ihres beklagenswerten Optimismus ohnehin ganz unvorbereitet, taten sie, was ihnen der Schrecken des Augenblicks eingab, versteckten sich in Kellern, auf dem Dache, liefen zu Christen, auf die Strasse, zum Bahnhof, wenn sie nicht wieder zurückgetrieben oder unterwegs von Banden irgend wohin verjagt wurden, oder ergaben sich in ihren Wohnungen ihrem Schicksal. In anderen Gassen aber gab es doch einige Vereinigungen zur Abwehr.

Mit grossem Mute vereinigten sich auf Veranlassung eines Zionisten auf dem Weinplatz ein paar hundert Mann. Drei Stunden verteidigten sich die Juden, und alle Anfälle der Banden wurden zurückgeschlagen. Da kam eine Militärpatrouille vom Reservebataillon. Der Offizier der Patrouille befahl den Juden, die Stöcke und Stangen wegzulegen, indem er versicherte, dass er und seine Soldaten gekommen wären, die Juden zu verteidigen. Kaum hatten die Juden die Waffen weggeworfen, als die Soldaten auf die als Barrikaden aufgestapelten Oelfässer loshauten, sie zerbrachen und die Banden auf den Weinplatz losstürzen liessen, die sich nun auf die wehrlosen Juden warfen, von denen einige getötet und viele schwer verwundet wurden.

Eine Zahl älterer Juden verliess mit Weib und Kind die Wohnungen, alles Eigentum den Räubern zurücklassend, und verschanzten sich in einer Malzfabrik, um sich und die Familien zu verteidigen. Es kamen aber Banden in solcher Stärke, dass die Verteidigungsversuche ganz aussichtslos waren. Während die Kinder jämmerlich schrien, die Weiber in Ohnmacht fielen, drangen die Banden ein. Die Räuber stürzten sich zuerst auf Weiber und Kinder. Einzelne der früher gemeldeten Schändlichkeiten sind da verübt worden. Von den Männern wurden hier sechs erschlagen und viele schwer verwundet. Ein 60 jähriger Greis namens Kainarski flüchtete mit seinem 26 jährigen

Sohne in das Haus des obengenannten Veterinärarztes St. Sie hatten lange Zeit einen wahren Kampf zu bestehen, um sich von Dr. St. nicht aus dem Hause treiben zu lassen. Endlich gelang es der Brutalität St.'s, sie auf die Strasse zu setzen, wo der Alte sofort getötet wurde. Der Junge rettete sich, indem er in den See sprang, wo er viele Stunden zubrachte.

Das Haus hat seitdem den Namen „Mordhaus" bekommen.

In der Kogulskergasse gelang es den Juden, sich während der ganzen Exzesse zu verteidigen. Die Juden hatten sich dort rechtzeitig, noch ehe sie von der Polizei gehindert werden konnten, gesammelt und wehrten die Banden ab. Allerdings Ausfälle machen und den anderen helfen konnten sie nicht, weil die Polizisten die nächsten Gassen abgesperrt hielten, aber viele flüchtende Juden nahmen sie auf, insbesondere Verwundete, für die sie sofort sorgten.

Einige Fälle von besonderem jüdischen Widerstand verdienen es, dass man sie dem Gedächtnisse aufbewahrt. Wir sprachen schon von dem Heldentod des jüdischen Gymnasiasten, der die Ehre seiner Mutter rettete, von dem Tempeldiener, der für die Ehre der ihm anvertrauten Gesetzesrollen starb. Auch von dem mutigen Benzion Galanter erzählten wir, der eine halbe Stunde lang mit einem blind geladenen Revolver den Banden standhielt.[1])

Es ist noch zu erzählen von der Heldenhaftigkeit und sittlichen Grösse eines alten Juden, der während einer Viertelstunde vier Banditen abwehrte, die seine Tochter vergewaltigen wollten. Der Vater rettete seine Tochter und ihre Ehre. Sie konnte sich verbergen, während der Greis ermordet wurde.

Hervorzuheben ist schliesslich auch diese Tat einer jüdischen Mutter:

In der Nikolajewergasse retteten sich etwa 25 Juden auf einen Boden. Im Hause unten erschlug man einen Juden, Hirsch Bolgar, der nicht mehr entfliehen konnte. Die auf dem Boden hielten den Atem an, dass man sie nicht hören solle. Unter ihnen befand sich eine Jüdin mit einem kleinen Kind. Das Kind fing plötzlich zu weinen an. Als die Frau sah, dass sie mit dem Kind die anderen in Todesgefahr bringe, beschloss sie, sich zu opfern. Sie riss ein Brett aus der Bodendecke und stürzte sich mit ihrem Kind durch die Oeffnung in einen Hof des Nachbarhauses hinab, das einem Christen gehörte. Die Banditen bemerkten sie nicht. Wie durch ein Wunder sind Weib und Kind gerettet. Die Mutter hat einige Wunden davongetragen, das Kind blieb heil.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist im Verlauf der Schilderung genügend klar geworden, dass alle Schichten der christlichen Bevölkerung — bis auf vereinzelte Ausnahmen — mit den Banditen gemeinsame Sache machten.

Im Verlaufe der Exzesse wurden allmählich alle Leidenschaften der Bevölkerung wach. Das erste Kapital, das die armen Christen aus den armen Juden herausschlugen, war, dass sie Heiligenbilder gegen Bezahlung in verschiedener Höhe an die Juden verliehen, wo-

---

[1]) Soweit Juden sich des Revolvers bedienten, hatten sie fast alle, sei es aus Scheu vor Morden, sei es aus Frömmigkeit, blind geladen. Darum gab es keinen christlichen Toten. Als man später im Spitale den oben erwähnten Selzer befragte, warum er seinen Revolver blind geladen hatte, antwortete er: „Weil ich es nicht über mich gebracht hätte, einen Menschen zu töten."

mit die Bedrohten es versuchten, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Wie wenig den Juden die Heiligenbilder nutzten, haben wir schon erwähnt.

Das aber war noch der kleinlichste Anfang. Später erwachten dann Bosheit, Habsucht und Roheit und dokumentierten sich in den krassesten Fällen. Viele Christen haben Juden, die zehn Jahre und noch länger bei ihnen im Hause wohnten, direkt an die Banden verraten und ausgeliefert. Es geschah, dass Christen Juden zu sich riefen, ihnen gegen Auslieferung von Geld oder auch ohne solches Schutz versprachen, die dann, als die Banden kamen, selbst zu schlagen anfingen und an Raub und Zerstörung teilnahmen. Leute, die jahrelang Angestellte jüdischer Firmen waren, hetzten die Banden selbst gegen diese Juden. Soweit ging die Bestialität, dass Christen, die von jüdischen Aerzten kuriert worden waren, und zwar erst vor einigen Tagen, gegen dieselben Aerzte losgingen. Wie die christliche Bevölkerung in den Strassen, soweit sie sich nicht unter die Banden mischte, hauste, war geradezu eine fanatische Steigerung der Ungeheuerlichkeiten, die schon am Sonntag bei der Plünderung vorgekommen waren. Die „gute Gesellschaft" füllte zu Fuss, zu Rad oder zu Wagen all die Strassen, in denen die Mörder an der Arbeit waren, amüsierte sich, reizte die Banditen auf, zeigte ihnen die Häuser, wo besonders viel Beute zu erwarten wäre, nahm an dem grässlichen Schauspiel der vor aller Oeffentlichkeit vollzogenen Vergewaltigung und Schändung jüdischer Frauen teil, begleitete mit Zurufen die grässlichsten Schandtaten, die an jüdischen Sterbenden oder jüdischen Leichen vorgenommen wurden und beteiligte sich an dem gemeinsten Raub. Elegante Damen liessen sich von den Räubern Schmuck und kostbare Stoffe reichen. Reiche Männer stopften ihre Taschen mit geraubtem Gut an. Alle Unterschiede des Geschlechts, der Bildung, des Alters, des Standes, alle Klassengegensätze — in denen ja nach dem Urteile mancher der Urgrund der Exzesse zu suchen sein sollte — waren verwischt in dieser einzigen Orgie. Frauen und Kinder haben die grässlichsten und widerlichsten Typen gestellt. Beide haben an den entsetzlichsten Grausamkeiten teilgenommen.

So weit war in der Kischinewer Bevölkerung jedes menschliche Gefühl erstickt, dass man nicht einmal zuliess, die Schwerverwundeten vom Platze weg und in ein Spital zu führen.

Christliche Kutscher nahmen um keinen Preis einen Juden auf. Und die Tramway-Kondukteure stiessen Juden zurück, wenn sie aufsteigen wollten. An den Bahnhöfen verweigerte das Personal bei den Schaltern Juden die Billetts. Dagegen fanden sich auch an den Bahnhöfen Banditen, die zusammen mit den Eisenbahnarbeitern angesichts der Gendarmerie Juden ermordeten.

Dass auch Seminaristen in Verkleidung an den Exzessen teilnahmen, haben wir schon erwähnt — waren sie ja die eigentlichen Leiter des Pogroms!

— — — — — — — — — — — — —

Es wäre aber Ungerechtigkeit und Undankbarkeit, wollte man nicht von jenen Christen sprechen, die in diesen Tagen sich als wahrhafte Menschen, als leuchtende Ausnahmen gegenüber einer wahnsinnig verrohten Umgebung erwiesen haben. Schon darum muss man

sie besonders nennen und sich ihrer mit Hochachtung erinnern, weil es so wenige waren.

Da ist vor allem ein Priester zu nennen, der jüdische Familien zu sich nahm, indes sein Sohn sich unter den Banditen befand. Dann ein gewisser Nasarow, der auf der Strasse einen von den Banditen überfallenen alten Juden schützen wollte und dabei selbst erschlagen worden wäre, wenn nicht plötzlich einer geschrien hätte: „Was tut ihr da? Ihr schlaget ja einen Christen!“

Ingenieur Kusch, der Obmann eines Feuerwehrvereins, rückte mit Feuerleuten, zumeist Juden, aus, und es gelang ihm, ein paar Strassen zu säubern.

Der Arzt Doroschewsky hat viele jüdische Familien von Aerzten, Zahnärzten und anderen zu sich genommen und gerettet.

Hauptmann Michajlow, welcher mit seiner Kompagnie aus Bendery nach Kischinew eilte, liess sofort vor einem Hause, aus welchem herzzerreissende Hilferufe drangen, Halt machen und einige Soldaten zum Schutze in die Wohnung eindringen. Leider fanden die Soldaten wenig mehr zu tun als die Sicherung zweier Leichen von Frauen, die eben erschlagen worden waren.

Rühmen muss man noch einige Studenten, die einen alten Juden dadurch vor den nachfolgenden Banden gerettet haben, dass sie ihn trotz dem Widerstande der anderen Passagiere in einen Tramwaywagen aufnahmen.

Am Schluss aber muss mit besonderer Ehre genannt werden der Bürgermeister von Kischinew Alexander Schmidt, der nach seiner Kraft unternahm, was er zum Schutze der Juden tun konnte. Er begab sich in der ersten Stunde der Ausschreitungen zum Gouverneur und Vizegouverneur und forderte — leider vergeblich — das sofortige Einschreiten des Militärs.

Indes waren diese Männer ihrer Zahl nach verschwindend in der vieltausendköpfigen Masse der Unholde, und ihre Kraft war zu schwach, als dass sie in der Finsternis mehr als einen kleinen Lichtpunkt darstellen könnten.

— — — — — — — — — — — — —

Noch ein Wort über das Verhalten der Regierungsorgane:

In Kischinew hatten Gouverneur, Vizegouverneur und Polizeimeister vorher gewusst, welcher Art die Zusammenrottungen waren, die am Sonntag in den Strassen stattfanden. Wenn Vizegouverneur Ustrugow und Polizeimeister Chanschenkow von vornherein ihre persönliche Gemeinschaft mit dem antisemitischen Organisationskomitee dadurch in Tat umsetzen wollten, dass sie sich ihrer behördlichen Pflicht gegen die Banditen entschlugen, was konnte den vor allem verantwortlichen Gouverneur General von Raaben veranlassen, angesichts der furchtbaren Plünderungen und dann der blutigen Morde nichts zu unternehmen? Wie konnte es geschehen, dass er als Antwort auf das Einschreiten des Bürgermeisters durch den diensthabenden Beamten den Polizeibeamten auf das strengste einschärfte, von den Waffen keinen Gebrauch zu machen? Dass er als Antwort auf die jüdische Deputation von Montag die Abgesandten einfach fortschickte und zugleich allen Telegraphenstationen von Kischinew verbot, Privattelegramme nach Petersburg anzunehmen? Wie konnte es des weitern geschehen, dass er in den kritischen Stunden sich in seinem Zimmer einsperrte und dem Vizegouverneur, dessen Judenfeindlichkeit ihm zur

Genüge bekannt war, die Leitung übergab? So übergab, dass Ustrugow allen einfach erklärte, dass er nichts ohne den Gouverneur tun könne, während der Polizeimeister so wenig durch die Exzesse alteriert war, dass er im offenen Wagen herumfuhr, seine Visiten abzustatten? Dass dieser selbe Polizeimeister durch sein Stillschweigen die Banditen aufmunterte, dass er die Feuerwehr, die mit Spritzen gegen die Banden losging, gewaltsam zurücktrieb? Wie konnte es weiter geschehen, dass der Gouverneur erklärte, trotz der furchtbaren Situation, die schon Sonntag die Lokalbehörde zum Eingreifen hätte zwingen müssen und Montag geradezu nach ihrer Intervention schrie, erst Befehle aus Petersburg abwarten zu müssen? Dass er erst Montag früh um 7 Uhr an den Minister von Plehwe telegraphierte, dass die Antwort des Ministers auf ein solches Telegramm erst um 5 Uhr nachmittags eintraf, wo doch die Telegraphenlinie zur unumschränkten Verfügung der Regierung steht, also die Antwort schon in einer Stunde hätte erfolgen können?

Für all das Unmenschliche, unfassbar Unpolitische und Ungesetzliche gibt es keine einfache Antwort. Aber man wird einen sicheren Leitfaden für die Beurteilung der ganzen Sachlage haben, wenn man sich vor Augen hält, dass der später von revolutionärer Hand getötete furchtbare Plehwe, in dessen macchiavellischen Staatsplänen Pogrome gegen die Juden als Schreckmittel gegen die sich aufbauende Unzufriedenheit im russischen Volke eine Hauptrolle spielten, damals der Premier war, in dessen Geiste die höheren und niederen Regierungsorgane handelten. Erzählt doch Fürst Urussow, der nachmalige Gouverneur von Kischinew, in seinen Memoiren, wie die Polizeiorgane nach dem Pogrom seinen die Herstellung des Friedens bezweckenden Anordnungen gegenüber sich misstrauisch und unwillig zeigten, und wie erst ein Telegramm Plehwes, das er ihnen vorwies, sie daran glauben machte, dass Plehwe jetzt selbst wieder die Ruhe wolle.

Dass er zu den Ereignissen von Kischinew in einem ganz besonders intimen Verhältnis stand, beweist die Tatsache, dass Kruschewan von ihm für den „Bessarabetz" 25 000 Rubel als Subvention bekam. Ja, noch mehr: Durch Plehwe erhielt Kruschewan die sonst in Russland sehr schwer erhältliche Erlaubnis zur Gründung eines zweiten Blattes (des „Snamja"). Als Kruschewan nach einiger Zeit nochmals eine Subvention verlangte und Finanzminister Witte erklärte, diesen Posten nicht bewilligen zu können, verschaffte Plehwe dem Kruschewan bei einer der Regierung unterstellten Bank einen hohen Kredit gegen dessen Solowechsel.

Die unheimliche Art endlich, in welcher der aus Petersburg plötzlich nach Kischinew entsandte und hier allmächtige Chef der Geheimpolizei, Baron v. Lövendal, mehrere Wochen vor dem Pogrom unter der Polizei und der Bevölkerung „arbeitete", um nach dem Pogrom, nach Erledigung seiner geheimnisvollen Aufgabe, zu verschwinden, bietet die direkte Erklärung des Zusammenhanges zwischen Plehwes Judenpolitik und dem Kischinewer Pogrom. (Vgl. die nachfolgende Abhandlung: Der Prozess von Kischinew.)

So bilden die Regierung und ihre Organe das letzte, aber nicht das schwächste Glied in der furchtbaren Kette, die sich um die Juden von Kischinew geschlungen hat. Es ist blinde Parteiübertreibung, die Regierung angesichts der unbeschreiblichen Barbarei der christlichen Bevölkerung Kischinews als die einzig Schuldtragenten zu be-

zeichnen. Es ist aber ebenso vollständige Entstellung der Tatsachen, alle Schuld nur in den Banditen von Kischinew suchen zu wollen. Sie sind alle gleich schuldig: Die Regierung und ihre Organe, die Leute vom „Bessarabetz“, die Mordgesellen in den Häusern und der Pöbel aller Stände in den Strassen.

— — — — — — — — — — — — —

Montag um 5 Uhr nachmittags lief die telegraphische Antwort des Ministers Plehwe ein. Gegen 6 Uhr abends rückte dann eine militärische Mannschaft in voller Kriegsrüstung aus. Ueberall wurde verlautbar, dass nunmehr die Gewalt in die Hände des Militärkommandanten übergegangen sei und dass jetzt jede Ausschreitung mit den Waffen unterdrückt werden würde.

Sofort, nachdem über Kischinew Standrecht verhängt worden war, hörten die Exzesse auf, ohne dass man einen Schuss abfeuern musste. Nur in den entlegenen Vierteln der Stadt, wohin das Militär noch nicht gelangt war, dauerte der Raub noch bis tief in die Nacht hinein.

Im ganzen und grossen gehorchten die Banden dem Militär ohne jeden Widerstand. Allerdings muss betont werden, dass in dem Zeitpunkt, wo das Militär einschritt, die Banditen von Raub und Mord und von der Extase der Leidenschaften so erschöpft waren, dass sie sich bis auf wenige Ausnahmen bereits, mit den geraubten Sachen beladen, auf den Heimweg begaben. Die meisten der Banditen, die die Soldaten noch verhafteten, wurden beim Rückzuge vom Militär überrascht. Nur wenige wurden in flagranti beim Raub in den Häusern festgenommen.

— — — — — — — — — — — — —

Der Gesamtschaden, den der Kischinewer Pogrom über die Juden gebracht hat, lässt sich natürlich nicht in nackten Ziffern festhalten. Abgesehen von den Opfern an Toten gab es gegen 100 Schwerverwundete, wovon einige im Spital ihren Wunden erlagen, gegen 30 zu lebenslänglichen Krüppeln wurden und der Rest für immer schwer in der Gesundheit geschädigt wurde. Ausserdem gab es eine grosse Zahl Leichtverwundeter. 800 Häuser und Läden wurden geplündert oder demoliert, Familien wurden mehr oder minder stark getroffen. Der materielle Schaden betrug etwa 2 Millionen Rubel.

Unberechenbar aber ist der ungeheure Schaden, den der Pogrom von Kischinew indirekt verursacht hat, weil er der Blutgier und den fanatischen Instinkten der Judenfeinde ein Beispiel war, dem sie bald darauf hundertfach in so erschreckender Weise folgten.

Der Prozess von Kischinew*)

Wohl nur in Russland konnte es geschehen, dass für einen Prozess wie den Kischinewer, den die gesamte Kulturwelt gespannt erwartet hatte, der Ausschluss der Oeffentlichkeit von oben herab dekretiert

[1]) Das nachfolgende zusammenfassende Bild des Prozesses von Kischinew wurde von uns seinerzeit auf Grund einer Fülle von Materialien, die uns zur Verfügung standen, in möglichst gedrängter Form entworfen und zum grösseren Teil damals in der „Nation“ veröffentlicht. Wir reproduzieren die damalige Analyse der Prozessergebnisse, die durch spätere Mitteilungen und Erfahrungen keineswegs beeinträchtigt worden ist. Wir haben unsere Ausführungen durch eine Reihe von Zusätzen ergänzt, mussten es uns

wurde. In jedem anderen Lande hätte man sich gescheut, die von den Besten des Volkes ersehnte Wahrheit zu verhüllen. Allein es war tatsächlich unmöglich, diese für Polizei und Verwaltung so blamablen Gerichtsverhandlungen vor aller Welt abzuhalten. Denn auch in diesem Segmente der Kischinewer Vorgänge — sollten doch dem ersten Prozess einundzwanzig andere folgen — hat es sich gezeigt, dass die gegen die russische Verwaltung in der europäischen Presse und teilweise selbst in den unter einem Damoklesschwert befindlichen russischen Zeitungen erhobenen Beschuldigungen keineswegs übertrieben, vielmehr von der Wirklichkeit überboten waren. So wurde es notorisch erwiesen, dass die Judenschinderei regelrecht vorbereitet worden war. In welchem Grade die Kischinewer Verwaltungsorgane an der Inszenierung der Exzesse sich beteiligt hatten, konnte und durfte natürlich ein an Händen und Füssen gebundener Gerichtshof in bezug auf die einzelnen Personen nicht aufklären. Aber was selbst vor diesem Gericht zutage trat, lässt keinen Zweifel mehr aufkommen, dass die Kischinewer Brutalitäten vor allem dem Verhalten der Polizei zuzuschreiben, zum Teil ihr Werk sind.

Sicher ist, dass Ustrugow, der damalige Vizegouverneur von Kischinew und Zensor, am blutdürstigen Hetzblatt „Bessarabetz" persönlich mitgearbeitet hat. Zeuge Bürgermeister a. D. Schmidt hat vor Gericht geschildert, welche intimen Beziehungen zwischen Kruschewan, dem Herausgeber des Hetzblattes, und Ustrugow, seinem Mitarbeiter und offiziellen Zensor, geherrscht haben. Dies ging so weit, dass Kruschewan selbst die von Ustrugow gestrichenen Stellen ruhig in seiner Zeitung veröffentlichen liess, ohne die für jeden andern in einem solchen Fall unvermeidliche Inhibierung des Blattes befürchten zu müssen. Was dies zu bedeuten hat, kann nur der verstehen, der den „Bessarabetz" zur Zeit seiner stärksten Aktivität gelesen hat. Man denke sich, dass ein Pückler zu einer auf den niedrigsten Kulturstufen befindlichen Gesellschaftsschicht tagtäglich in spaltenlangen Artikeln, Notizen, Briefen, Antwortschreiben usw. unverhüllt und mit den rohesten Ausdrücken von der Notwendigkeit spricht, die Juden abzuschlachten, dass er Hunderte von Malen die Masse geradezu zum Judenmorde auffordert! Ja, dies gibt erst eine schwache Vorstellung von den wahnwitzigen Ausfällen des „Bessarabetz", der anstandslos einen Kreuzzug gegen die Juden predigte. Und dieses Blatt durfte unbehelligt erscheinen und genoss in solchem Masse den Schutz der Ortsverwaltung, dass sie das Gesuch um die Erlaubnis zur Herausgabe eines neuen Blattes mit anderer Tendenz nicht einmal an die höheren Instanzen abgeschickt hat.

Dass die Polizei nichts unternommen hatte, um die bevorstehenden Metzeleien zu verhindern, konnte sie trotz aller Heuchelei selbst nicht leugnen. Wochenlang wusste jedermann in Kischinew, dass an den

---

aber aus Raummangel versagen, allzu grosse Ergänzungen vorzunehmen und auf den Prozess noch näher einzugehen, so interessant und belehrend auch die zahllosen Szenen vom sozialpsychologischen Standpunkt sein mögen.

Dagegen schien es uns nicht zweckentsprechend, solche Stellen, die ihrem Inhalte nach Angaben der vorangegangenen Monographie wiederholen, schon aus diesem Grunde zu streichen. Das Bild des Prozesses würde sonst verwischt werden. Sodann ist es gerade von Interesse, festzustellen, bis zu welchem Grade auch der Kischinewer Prozess die haarsträubenden Vorgänge zu beleuchten vermocht hat; denn alle Angaben, die in den Betrachtungen über den Prozess angeführt werden, sind eben diesem entnommen.

Ostertagen blutige Judenkrawalle stattfinden würden. Die Polizei war zehn Tage vor den Exzessen, wie Polizeileutnantsgehilfe Dobrosselsky bekunden musste, gewarnt, der Gouverneur ebenfalls. Aber die sonst mit der äussersten Härte verfahrende Polizei liess ruhig die Verbreitung aufwieglerischer Proklamationen zu, die die Judenmetzelei zu Ostern ansagten und den Exzedenten Straflosigkeit zusicherten, während ein christliches Restaurant mit Plünderung bedroht wurde, falls die Proklamation nicht verlesen würde. Ruhig sah die Polizei mit an, wie vor dem Fest Leute in die Häuser gingen und genau notierten, wo ein Jude, wo ein Christ wohne. Dass die brutalen Ausbrüche des Hasses fast mit militärischer Disziplin organisiert worden waren, ist im Laufe des Prozesses mit der grössten Bestimmtheit festgestellt worden. Es ist aber weiter erwiesen, dass Polizisten zum einfachen Volk vor Ostern gesagt haben, es sei ein Ukas des Zaren angelangt, die Juden drei Tage lang zu schlagen. Vor allem jedoch ist das geheimnisvolle Treiben des Baron v. Lövendal, des Vorstehers der Geheimpolizei, vor den Kischinewer Mord- und Raubtaten mit unheimlichem Lichte beleuchtet worden. Der Mann, der, aus Petersburg angelangt, einige Monate vor den Krawallen wie ein Meteor am Kischinewer Polizeihimmel aufgetaucht war und bald nach dem Exzess verschwunden ist, hatte in der unglücklichen Stadt viel zu tun. Von Zeugen und Anwälten wurde in fast unverhüllter Form gegen ihn die Beschuldigung erhoben, dass er der eigentliche Organisator der Schreckenstage gewesen sei. Agenten dieses Lövendal waren in der Menge und hetzten sie mit den Worten: „Schlaget die Juden!“ Wie der politische Gefangene Kretschmar dem Petersburger Schriftsteller und Mitarbeiter der Zeitschrift „Obrasowanie“ Ascheschow erzählt hat, befanden sich unter den Verhafteten anfangs drei Agenten Lövendals, die jedoch bald freigelassen wurden. Selbst Freynat, der Hauptuntersuchungsrichter während der Voruntersuchung, hat einem Freunde dieses Ascheschow erzählt, dass Lövendal wie dessen Agenten an den Ausschreitungen teilgenommen haben. Von ihm hing es ab, wann die Exzesse ein Ende nehmen sollten. Als der Gouverneur auf die Bitten der Juden hin endlich am zweiten Schreckenstage sich anschickte, eine Rundfahrt durch die Stadt zu machen, um mittels strenger Massnahmen die Krawalle zu unterdrücken, da war es wiederum Baron Lövendal, der durch eine kurze Unterredung den Gouverneur umstimmte, und das Gemetzel dauerte fort.

Zwei Tage lang wurde geplündert und gemordet, ohne dass es, wie es schien, in Kischinew möglich war, diesen „Ausbruch der Volksleidenschaft“ einzudämmen. Dann aber wurde es plötzlich still, ganz still, so dass man bei dieser Ruhe kaum glauben konnte, dort sei tagelang Blut geflossen. Wodurch wurde diese auffallende Beruhigung erreicht? Schon durch die Nachricht, dass das Militär zugunsten der Juden eingreifen würde, war das feige Mordgesindel hinweggefegt worden. Wie General Bäckmann vor Gericht ausgesagt hat, war kaum das Militär gegen sechs bis sieben Uhr des zweiten Exzesstages in den verschiedenen Stadtteilen aufgestellt, als um acht Uhr, ohne dass ein Schuss gefallen wäre, bereits Ruhe eintrat. Um elf Uhr abends sei die Stadt wie ausgestorben gewesen. Niemand hat während des Prozesses auch nur eine Erklärung abgeben können, warum die 5000 Soldaten, die in Kischinew sich aufhielten, nicht früher zum Schutze der Gemordeten herangezogen wurden, warum auf Veran-

lassung von Lövendal ein grosser Teil des Militärs zu „geheimen Zwecken“ untätig im Gouvernementshof verbleiben musste. In Kischinew klappte überhaupt alles: Nachdem der Gouverneur endlich nach langem Zögern am zweiten Exzesstage um 12 Uhr mittags das Militär zum Einschreiten aufgefordert hatte, da war „schon um sechs bis sieben Uhr abends das Militär über die Stadtbezirke verteilt“, um die Worte des Generals Bäckmann, Vorstehers der Kischinewer Garnison, wiederzugeben. So verspottet sich, ohne es zu wollen, der General selbst.

Und wo war die Polizei während dieser furchtbaren Mordtage? Sie waren alle, Polizisten wie Soldaten, auf den Beinen, haben jedoch, wie jetzt nicht mehr zu leugnen ist, fast ausnahmslos nur zugeschaut oder direkt „mitgearbeitet“. Zahlreiche christliche Zeugen, darunter Advokat Schmitow, Dr. Sizinsky (Bürgermeister und Hauptarzt des Semstwokrankenhauses), Guriew (Verwalter der fremdkonfessionellen Klöster Bessarabiens) u. a. haben bekundet, dass die Ausschreitungen vor den Augen der Polizei stattgefunden haben. Wir greifen einige Einzelfälle aus den Aussagen heraus. So bekundete Stabsarzt Eduard Müller: „In der Puschkinskaja plünderten etwa fünfundzwanzig Personen in Gegenwart von drei Polizisten und fünfundzwanzig Soldaten. Als ich die Soldaten fragte, warum sie untätig seien, wurde mir die Antwort zuteil: „Dazu muss die Polizei die Erlaubnis geben.““ Oberstleutnant Tarnowsky erzählte: „Um 12 Uhr mittags ging ich mit einer Kompagnie Soldaten in die Stadt. Als ich fragte, ob ich nicht Exzedenten verhaften sollte, die an meiner Patrouille vorübergingen und das Volk aufhetzten, indem sie ihnen erzählten, sie hätten einen geschlachteten Christen aus einer Tonne herausgezogen, wurde mir geantwortet, dass es noch nicht nötig sei.“ Guriew: „Während des Exzesses wandte ich mich an einen mir bekannten Rittmeister einer Streifwache mit den Worten: „Was, Sie spazieren herum?“ Mit Unwillen erwiderte er: „Ja, wir spazieren, da uns nichts anderes befohlen ist.“ Als ich einen jüdischen Laden zu retten suchte, erscholl eine Stimme aus der Menge: „er rettet ein jüdisches Haus, wir wollen ihm dafür die Fenster einschlagen!“ Ich bat nun den Polizeimeister um vier Soldaten, er lehnte es jedoch ab. „So werde ich — sagte ich — nach der ersten eingeschlagenen Scheibe schiessen.“ „Schiessen Sie, ich werde froh sein,“ antwortete er spöttisch und wandte sich ab.“ In einem anderen Falle wandte sich ein Christ Ostan an einen Unteroffizier, der mit 15 Soldaten untätig dastand, mit der Bitte, er möchte doch die Ueberfallenen schützen, er erhielt aber eine ablehnende Antwort. Während einer der schrecklichsten Abschlachtungen, bei der die Brutalität alle Grenzen überschritt, so dass die Exzedenten die Menschen wie Rasende herumhetzten, über ihre Opfer wie Raubtiere herfielen und die empfindlichsten Qualen für sie ersannen, im Hof der Gostinnaja Nr. 33, tat die Polizei, die mit dem Polizeileutnant Solowkin an der Spitze in der nächsten Nähe des Tatorts sich befand, nichts und benahm sich selbst ausserordentlich zynisch.

War es nicht logisch, wenn die Menge glaubte, die Polizei und das Militär seien dazu da, um die Exzedenten vor jeder Notwehr seitens der Geplünderten zu schützen? So erzählt Zeuge Advokat Schmitow: „Ich habe einen plündernden Bauern gefragt, wie es nur möglich sei, solche Exzesse in Gegenwart des Militärs zu begehen, worauf ich die Antwort erhielt: Das Militär ist gekommen, um uns

vor den Juden Schutz zu gewähren.“ Die Exzedenten mussten, wie Schmitow sich ausdrückte, als sie die Straflosigkeit ihrer Handlungen sahen, zur Ueberzeugung kommen, dass sie ganz und gar nach dem Gesetze verführen. Einen charakteristischen Fall erzählte Dr. Sitzinsky aus dem Semstwokrankenhause. Da lagen nach den Exzessen verwundete Christen und Juden beisammen. Man las einen Aufsatz des „Bessarabetz“, in welchem die ausdrückliche Aufforderung enthalten war, die Juden totzuschlagen. Als nun die Juden sagten, dieses Blatt sei ein lügnerisches, beriefen sich die Christen zum Beweis der Wahrheit darauf, dass die Regierung es zu drucken gestattet habe. „Die Regierung hat es erlaubt,“ also schwirrte es fortwährend in der Luft während der Exzesse, und gar viele waren fest überzeugt, die Regierung habe es befohlen. Warum würde sonst Polizei und Militär allen denen, die sie um Schutz anflehten, antworten, es sei noch kein Befehl erlassen worden, gegen die Exzedenten vorzugehen? Was sollten die Plünderer sonst denken, wenn sie z. B. folgende typische Szene sahen, die Zeuge Fischman vor Gericht bezeugt hat? „Bei der Plünderung meines Hauses,“ erzählte er, „war eine Patrouille zugegen. Der Offizier kommandierte den Soldaten „fünf Schritt zurück!“, gleichsam, um der Menge der Exzedenten freieren Spielraum zu schaffen. Flehentlich wandte ich mich an Polizei und Militär, aber die Soldaten schlugen mich mit den Kolben.“

Geradezu kläglich ist die Aussage des ehemaligen Vizegouverneurs Ustrugow während der Voruntersuchung. Am ersten Tage habe er gegen halb elf Uhr abends vom Wächter des Gouvernementsverwaltungsgebäudes erfahren, dass in einigen Häusern Fenster eingeschlagen worden wären. Am zweiten Tage habe er gleichfalls nur zufällig von der Erneuerung der Ausschreitungen gehört, und um fünf Uhr abends sei er zum Gouverneur gerufen worden, um eine Rundfahrt zu machen und die Plünderer zur Vernunft zu bringen. Ohne selbst an einen Erfolg zu glauben, habe er mit drei Dragonern den Versuch gemacht; so oft er jedoch sich einem Orte der Krawalle genähert habe, seien die Exzedenten fortgelaufen, so dass er nur mit klagenden Juden habe sprechen können. Zweimal habe er den Versuch gemacht, das Militär zu Hilfe zu rufen, um durch eine Umzingelung von beiden Seiten die Flucht der Exzedenten zu hemmen und wenigstens einen Teil derselben zu verhaften, aber beide Male sei ihm eine Absage zuteil geworden. Man vergegenwärtige sich, wie lächerlich der Vizegouverneur sich selbst hinstellt: von den Exzessen, welche eine Welt entrüstet haben, erfuhr er „zufällig“, und gegen die Exzedenten konnte er nichts ausrichten, da sie ihm stets das Nachsehen gelassen hätten. Der ehrenwerte Hetzapostel wollte besonders schlau seine Taten unter dem Mantel der Lächerlichkeit verbergen, offenbarte jedoch die ganze Heuchelei der Polizei. Mit kühnen Worten charakterisierte ein Verteidiger der Angeklagten, Schdanow, das Verhältnis zwischen Polizei und Exzedenten etwa folgendermassen: Es sei absolut ausgeschlossen, dass die Plünderermassen einzig und allein aus eigenem Antrieb losgegangen seien. Er wisse nicht, woher ihnen dieser Befehl gekommen sei, wer sie gezwungen habe, die Juden zu schlagen, aber er wisse wohl, dass „die Polizei sich ihnen nicht habe widersetzen können. Der Polizeileutnant Solowkin konnte selbst nichts tun und wandte sich deshalb an den Polizeimeister, der Polizeimeister an den Gouverneur, der Gouverneur an Baron Lövendal. Ich weiss nicht, was sie

alle am Einschreiten verhindert hat, ich weiss nur, dass die Metzelei erst dann ein Ende nahm, als von oben die nötige Weisung eingetroffen war."

Allein nicht nur das passive Verhalten der Polizei gegenüber den Exzedenten trat durch den Prozess klar zutage. Wie festgestellt wurde, beschränkte sich die Polizei nicht auf diese bescheidene Rolle. Namentlich niedere Polizeiorgane nahmen an den Ausschreitungen teil, viele Schutzleute hetzten die Plünderer zur energischen Arbeit auf. So grosse Mühe nachher auch darauf verwandt wurde, die Angeklagten durch Zusicherung milderer Strafen von Aussagen abzuhalten, welche die Polizei kompromittieren könnten, — nicht immer gelang dieses Treiben. So sagte der Angeklagte Theodor folgendermassen aus: „Ich bekenne mich schuldig, ich habe geplündert. Ich hatte einen Knüttel, Balfun ein Brecheisen. Die Polizei sagte nur: „schlage die Juden!", worauf ich anfing, Fenster und Türen einzuschlagen. Ein Schutzmann zeigte uns, wo die besten jüdischen Läden sind. Balfun rief mich und den Kameraden Wakar und sagte: „Es ist ein Recht vorhanden, die Juden zu schlagen." Die Polizei war die ganze Zeit während der Exzesse in der Puschkinskaja hinter den Plünderern und sprach: „Weiter, weiter!" Der Polizeileutnantsgehilfe Makedon nahm mich am Arm, verhaftete mich und versprach, mich nach zwei Tagen freizulassen. Der Offizier und die Streifwache stürzten mit Geschrei auf die Juden." Zeuge Guriew hörte selber am 7. April einen Schutzmann den Exzedenten zurufen: „Schlaget nicht hier, dort ist ein jüdisches Haus!" Um nicht mit den weiteren gleichartigen Aussagen zu ermüden, sei nur noch die allgemeine Aeusserung des Dr. Sitzinsky erwähnt. Während der Exzesse sagten die Behörden: „Es schadet nicht, diese Frucht zu schütteln."

Und sie „schüttelten" gehörig mit, Soldaten und Polizisten plünderten und stahlen, und ein grosser Teil der geraubten Sachen ist bei den Gesetzeshütern geblieben, trotzdem der Polizeimeister, als der Taumel vorüber war, an die Polizeiorgane die Aufforderung richtete, die „aufbewahrten" Sachen schleunigst abzugeben, falls sie sich nicht einer gerichtlichen Verfolgung aussetzen wollten. Wie weit die Anteilnahme des Militärs an den Krawallen ging, zeigt die Aussage des Revieraufsehers Blagoi hinsichtlich des Punktes, an welchem er die Aufsicht hatte: „Gegen 200 Soldaten plünderten die Waren. Ich konnte keine Soldaten festnehmen, weil drei mir bekannte Feldwebel, die dabei standen, die Verhaftung von Soldaten nicht zuliessen. Bei diesen wurde eine Menge geraubter Gegenstände gefunden."

Die meisten Polizeibeamten hatten völlig das Bewusstsein der ihnen im Namen ihres Amtes zustehenden Aufgaben eingebüsst. Der Polizeileutnant Solowkin nahm einzelne Wöchnerinnen unter seinen Schutz — für den Preis von je fünf Rubeln pro Kopf. Nicht weniger interessant ist die Bekundung des Anwaltes Portugeis: „In unserem Stadtteil wurde einzig und allein mein Haus geplündert, was mir der Polizeileutnantsgehilfe Sadoroschny versprochen hatte, weil er unwillig geworden war, als ich ihn um Hilfe bat." War schon die Bitte eines Juden um Hilfe vor der Zerstörungswut in den Augen der Polizei eine Sünde, so wurden die Versuche der Juden, sich den Exzedenten entgegenzustellen, mit allen möglichen Mitteln, bald mit lügenhaften Beruhigungen und Schutzversprechungen, bald mit Gewalt, niedergehalten. Sich wehrende Juden wurden von Soldaten geschlagen, und

die Polizei verfuhr hierbei mit der grössten Energie. Der Polizeileutnant Dobrosselsky hat, wie er selber bezeugte, nicht nur einer Anzahl Juden die Stöcke abgenommen, sondern acht von ihnen inhaftiert, weil sie im Augenblick der Exzesse ihre Pässe nicht vorzuzeigen vermochten. Woran nur eine Kischinewer Polizeiseele beim Anblick fliessenden Blutes und tobender Raserei zu denken vermochte! Ihn überbot allerdings ein anderer Gemütsmensch, Polizeileutnant Solowkin, der, als er während des Blutbades in der Gostinnajastrasse 33 auf den Schauplatz der Morde hinkam und von Baranowitsch auf die Leiche seines erschlagenen sechzehnjährigen Sohnes hingewiesen wurde, nichts anderes zu tun hatte, als seine Schuhe zu beschauen, ob sie nicht mit Blut bespritzt seien.

Nicht genug, dass die Polizei die Selbstverteidigung der Juden auch in den äussersten Fällen nicht geduldet hatte, sie suchte noch obendrein daraus tückische Waffen gegen die Misshandelten zu schmieden. Die Tatsache, dass am zweiten Exzesstage ca. 300 Juden des Morgens auf dem Weinplatze sich versammelt hatten, um sich gemeinschaftlich zu wehren, ist bekanntlich in dem in vielen Stücken widerlegten Ministerialbericht so entstellt widergegeben worden, dass die antisemitischen Zeitungen sich nicht schämten, den Spiess umzudrehen und in unerhört verlogener Weise von Exzessen seitens der Juden in Kischinew zu sprechen. Wie es sich in Wahrheit zugetragen hat, lehrt die Aussage des Revieraufsehers Borowitzky, der die betreffenden Juden entwaffnet hat. „Am 7./20. April (zweiter Exzesstag) sah ich auf dem Weinplatze um sieben Uhr morgens eine grosse Menge mit Stangen, Säbeln, Gewehren bewaffneter Juden. Es waren gegen 300 Personen. Auf dem Platze war schon eine Anzahl jüdischer Buden zertrümmert. Die Juden liefen auf mich zu, beleidigten mich jedoch nicht, und auf meine Aufforderung, sich zu zerstreuen, antworteten sie: „Wenn wir uns zerstreuen werden, wird man uns schlagen, wie es gestern geschehen ist.“ Die Streifwache kam, und auf unseren Befehl hin gingen die Juden auseinander.“ Während der ganzen Zeit hatte er, wie er weiter aussagte, nur eine einzige Schramme gesehen, welche Juden einem Christen beigebracht hätten. Hatte doch die Polizei überall dafür gesorgt, dass die Ueberfallenen nicht einmal in der Lage sein sollten, sich ihrer Haut wehren zu können. Die gegenteiligen Behauptungen einzelner interessierter Zeugen trugen geradezu den Stempel der Lüge. So sagte ein bekannter Kischinewer Hetzer, Pronin, folgendes aus: „Nach sorgfältiger Untersuchung habe ich mich überzeugt, dass die Juden selbst an den Krawallen schuld gewesen sind, dass sie früher die christlichen Häuser zu überfallen begannen und damit den Anlass gegeben hatten.“ Das war doch eine radikale Bekundung, die geeignet wäre, die ganze öffentliche Meinung umzustimmen. Wo aber waren die geplünderten Christen, warum schwiegen sie? Mit einem Schlage konnte ja die Ehre der Exzedenten, der Polizei, des Militärs wenigstens bis zu einem gewissen Grade gerettet werden. Herr Pronin behauptete auch anfangs, eine Menge Beweise für seine Behauptung in den Händen zu haben. Aber in die Enge getrieben, sagte er, dass er keine Namen auswendig kenne, sie seien in einem Notizbüchlein verzeichnet, das er am nächsten Tage dem Gerichtshofe zur Verfügung stellen würde. Und als der nächste Tag, der Entscheidungstag, kam und die Advokaten in den Mann drängten, er solle das welterschütternde Notizbuch nun vorzeigen, da war es „gestohlen, vom Dienstmädchen gestohlen“. Also sprach

Herr Pronin, aber der Gerichtshof brach in ein homerisches Gelächter über die „gestohlenen“ Beweise aus. Dieser Herr Pronin hätte gewiss die verschiedensten Mittel angewendet, um Beweise zu schaffen, gewiss auch solche, die nicht „gestohlen“ werden konnten. Denn eine Woche vor dem Prozesse hatte er zu Polizeileutnant Lutschinsky, wie dieser bezeugte, gesagt: „Für uns ist es notwendig, nachzuweisen, dass die Juden zuerst christliche Häuser zu überfallen begonnen haben.“ „Für uns“? für wen denn? Und warum „notwendig“? Allerdings wird es verständlich, wenn man die Verhetzungskünste und Leistungen der Pronin und Genossen, wie sie im Verlaufe des Prozesses ans Tageslicht kamen, kennen lernt. Man versteht es dann, warum ein Verteidiger der Angeklagten, Ssacharow, als das siebenstündige Kreuzverhör des Pronin zu Ende war, diesem zurief: „Auf dieser Anklagebank müssen nicht jene Leute, sondern Sie sitzen!“

Allein Pronin konnte sich leicht trösten. Er wusste, dass noch viele andere auf die Anklagebank hingehörten, die frei herumliefen und auch weiter hetzen, er wusste, dass von den „Richtigen“ niemand im Anklagezustande sich befinde. Da war ein Student Malai, der während der Exzesse durch die Strassen sauste und den Plünderern Befehle austeilte, der immer wieder kam und die Menge mit den Worten: „Kinder, lustiger!“ anfeuerte. Da war ein Seminarist Stratilewsky, der mit einem Brecheisen zu den Krawallen sich einfand, da waren Notar Pissarschewsky (der, als die Schande ruchbar wurde, sich das Leben nahm) und ein gewisser, noch jetzt im öffentlichen Leben stehender Sinadino, auf welche die Menge der Exzedenten sich berufen konnte. Vor dem Kleiderladen Fischmans rief Pissarschewsky den Plünderern zu: „Was steht ihr, gehet hinein und ziehet euch um!“, und ebenso hetzte er gemeinsam mit Sinadino die Plünderer auf die Bank der zweiten Gesellschaft gegenseitigen Kredits: „Zerstöret die Judenbank!“ Sie und verschiedene andere Leute aus den intelligenten und halbgebildeten Kreisen wiegelten immer mehr die entfesselten Menschenmassen auf, manche von ihnen leiteten geradezu die numerierten Plünderergruppen, die, wie Rechtsanwalt Königschatz bezeugte, also angerufen zu werden pflegten: „Eh, ihr Siebenten! Eh, ihr Sechsten!“ Alle die Führer und Leiter der Krawalle sind der Verfolgung entschlüpft, obgleich auf verschiedene von ihnen direkt mit Fingern gezeigt wurde. Denn es war allgemeiner Grundsatz, dass nur die Marionetten, die blinden Werkzeuge, zur Busse herangezogen werden sollten. Kann es doch nicht wundernehmen, dass dort, wo das Menschenleben und das Menschlichkeitsgefühl wertlos waren, das Recht mit Füssen getreten wurde. Die Untersuchungsrichter rekrutierten sich aus denselben antisemitischen Kreisen, welche während der Exzesse gejauchzt und Bravo gerufen hatten. Wer mit Bewusstsein gehandelt hatte, war frei, und nur die von den Aufwieglern und der Polizei halb betrogenen Plünderer wurden verhaftet. Oberleutnant Tarnowsky erzählte: „Als die Verhaftungen schon begonnen hatten, wandte sich ein älterer gebildeter Herr an mich mit den Worten: „Sie spassen wohl, Herr!“ und rief dann der Menge laut zu: „Schlaget los, Kinder!“ Dieser Mann wiegelte die Masse auf und feuerte sie durch seine Autorität an. Ich habe ihn dann verhaftet, aber er wurde freigelassen.“ Solche und noch schlimmere Beispiele liessen sich aus den Verhandlungen vielfach anführen. Allein, da sich viele Leute aus der Gesellschaft, aus Polizei- und Militärkreisen zu arg kompromittiert, manche es nicht einmal verstanden hatten, sich

rechtzeitig zurückzuziehen, so galt es für die Beteiligten und die Voruntersuchung, die Angeklagten- und Zeugenaussagen in bestimmter Richtung zu beeinflussen, umzumodeln, teilweise aus der Welt zu schaffen. Besonders planmässig ging der aufs höchste blossgestellte, oben erwähnte Pronin vor. Er suchte alle Kreise zu bearbeiten, schrieb den berüchtigten Artikel „Wer ist schuld?“, kam oft ins Gefängnis und bat den Gehilfen des Gefängnisverwalters (wie dieser bezeugt hat), die Verhafteten mit dem Inhalt seines Aufrufs bekannt zu machen.[1])

Schlimmer noch als Privatpersonen verfuhren die Untersuchungsrichter, die nicht nur, wie erwähnt, Personen, die ihnen direkt als Täter angegeben waren, nicht festnahmen, sondern auch Verhaftete (z. B. die Agenten des Barons Lövendal) freiliessen. Auf die Zeugen übten sie einen geradezu strafbaren Einfluss aus, die Aussagen korrigierten sie nach Gutdünken. So erzählte der ehemalige Arzt des Semstwokrankenhauses, Dr. Doroschewsky, wie der Hauptuntersuchungsrichter Freynat sein Zeugnis korrigiert und Stellen ausgelassen, die er für „unnötig“ gehalten habe, z. B. die Namen derer zu verzeichnen, welche die Tatsache der in die Nasenlöcher der ermordeten Fonarji eingeschlagenen eisernen Nägel bezeugen könnten. Ein anderes Beispiel: Als Simon Baranowitsch, dessen Sohn, ein sechzehnjähriger Realschüler, in fürchterlicher Weise erschlagen wurde, dessen andere Kinder nur mit der grössten Not dem Tode entronnen sind, der selber von tobenden Exzedenten verwundet und herumgehetzt wurde, dessen Frau in Wahnsinn verfiel, als dieser Baranowitsch dem Untersuchungsrichter Misso über das eigentümliche Verhalten der Streifwache, des Polizeileutnants Solowkin und des Revieraufsehers Trofimow, welche das schauerliche Morden in dem Hofe Gostinaja 33 ruhig zuliessen, nähere Mitteilungen machte, da begann Misso zu schreien und drohte mit Festnahme. Auch bei der zweiten Vernehmung lehnte er es ab, diese die Polizei kompromittierenden Angaben zu protokollieren. Am schärfsten ging Freynat selber den Zeugen zu Leibe. Als der ehemalige Ladeninhaber Fischman, dessen Kleidergeschäft im Werte von 35 000 Rubel völlig ausgeplündert wurde, vor einem Vertreter Freynats

---

[1]) „Besonders interessant,“ schreibt Urussow in seinen neuerdings erschienenen Memoiren, „war das Verhör Pronins, den die Zivilkläger der Reihe nach auf glühende Kohlen wälzten, indem sie alle Bemühungen darauf richteten, ihn aus einem Zeugen in einen Angeklagten zu verwandeln. Pronin wurde überführt, die aufhetzenden Aufrufe verfasst, die für die Juden gefährlichen lügnerischen Gerüchte verbreitet zu haben. Man hatte sich überzeugt, dass von ihm die Artikel in dem „Snamja“ stammten, welche beweisen sollten, dass d i e J u d e n s e l b e r den Pogrom veranstaltet hätten; man suchte dabei herauszubringen, wer ihm diese Aufsätze korrigiert hatte. Er wurde zum Geständnis genötigt, dass er zum Priester Johann von Kronstadt in Beziehung stand und sich mit dem bekannten „zweiten Sendschreiben“ versehen hatte. — — —

Gegen die ersten Personen, die halb Zeugen, halb Angeklagte waren, richtete sich der kühle Sarkasmus von Karabtschewsky, der nervöse Jähzorn von Sarudny, die feine Logik von Grusenberg, die gleich schweren Hammerschlägen unerbittlichen Schlussfolgerungen von Kalmanowitsch. Später, als das ursprüngliche Feuer der Zivilkläger in der Wüste des Verhandlungssaales verbraucht war, begannen die Verhöre der jüdischen Zeugen. Nun wurde es schon klar, dass zur Bestimmung des Schuldgrades der hinter dem Gitter sitzenden Angeklagten die Gabe des Hellsehens erforderlich ist.“

Gerade diese Leute waren es aber, die das Verbrechen von Kischinew nachher zu büssen hatten. Die Schuldigen laufen bis auf den heutigen Tag in Freiheit umher und streben mit allen Mitteln, deren sie fähig sind, das Rad der russischen Geschichte nach rückwärts zu drehen. Zu jeder Zeit kann man abermaligen Anstiftungen von Pogromen — und zwar nicht in Kischinew allein — ihrerseits gewärtig sein, da sie ihr Netz über das ganze Reich ausgebreitet haben und bei den entscheidenden Machtstellen von Erfolg zu Erfolg schreiten.

verschiedene Aussagen über das Treiben Pissarschewskys, Sinadinos, des Militärs und der Polizei und zwar auf Grund zahlreicher Beobachtungen machte, da wollte jener diese Angaben nicht niederschreiben und ging zu Freynat ins Nebenzimmer. Nun kam dieser mit einer Peitsche in der Hand und begann dem Fischman mit Gefängnis und Zuchthaus zu drohen. Dieser schickte ihm sodann die Aussagen per Post zu, erhielt sie jedoch zurück.

Ein anderes Verhalten hatte man vom Gericht selber erwartet, und die jüdische Bevölkerung hoffte, dass sie hier ihr Recht finden würde. Denn zur Ehre des russischen Volkes muss es gesagt werden, dass die Justiz in Russland, politische Prozesse ausgenommen, im allgemeinen auf einer viel höheren Stufe steht, als die Verwaltungsorgane. Die Erwartungen waren um so berechtigter, als der Gerichtshof sich nicht, wie die Untersuchungsrichter, aus lokalen Richtern zusammensetzte, sondern aus der Kulturstadt Odessa designiert wurde. Studiert man die langen Verhandlungen des Prozesses, so lässt sich zwar nicht sagen, dass der Gerichtshof besondere antisemitische Anwandlungen an den Tag gelegt; speziell der Vorsitzende scheint von solchen frei gewesen zu sein. Aber die Personen, die in einer so wichtigen Sache zu Gerichte sassen, waren sehr schwache Menschen, die allen Forderungen von oben ohne weiteres nachkamen. Es hat sich gezeigt, dass der Kischinewer Gerichtshof nur ein kleines Rädchen in der grossen russischen Maschine war. Der Maschinenlenker aber hatte den Weg dieses Rädchens vorgezeichnet, und der von speziellen Beamten kontrollierte Gerichtshof wagte nicht, diese Schranken zu überschreiten. Aufs strengste war dem Gerichtshof untersagt, nach der Entstehung der Krawalle zu forschen. Dieserhalb kam es schon zu Anfang zu einem Zusammenstoss zwischen dem Präsidenten und dem Vertreter der Zivilkläger, Karabtschewsky. Als ein Zeuge von den Heldentaten des Pissarschewsky zu erzählen begann, liess ihn der Vorsitzende nicht weiterreden, da derartiges nicht zur Sache gehöre. Vergebens forderte der Advokat Karabtschewsky, dass der Untersuchungsrahmen erweitert würde, so dass die Zeugen über alle Wahrnehmungen während der Exzesse vernommen werden könnten, vergebens schlossen sich diesem Antrag die Verteidiger der Angeklagten an; der Gerichtshof lehnte diesen Antrag rundweg ab.

Trotz aller Einschränkungen kamen doch im Laufe des Prozesses ungemein wichtige Tatsachen und Enthüllungen an den Tag, die allmählich in fast allen Anwälten die Annahme einer Organisation der Judenexzesse zur Gewissheit reifen liessen. Deshalb stellten sie den Antrag, der Gerichtshof möge beschliessen, dass eine Ergänzungsuntersuchung notwendig sei, um den Spuren der Organisation nachzugehen und die Organisatoren zur Verantwortung zu ziehen. Nicht um die Zahl der Angeklagten zu vermehren, führte Rechtsanwalt Kalmanowitsch aus, sei es den Antragstellern zu tun, sondern um die wahren Schuldigen herauszufinden. Darum ermahnte er die Richter, vor keiner Person Halt zu machen, wie hoch auch die von ihr eingenommene Stellung sei. Der Gerichtshof, der in seinen Beschlüssen so gebunden war, dass der Präsident einmal betreffs eines Protestes der Zivilkläger nach Beratung verkündete: „Obgleich der Protest der Zivilkläger berechtigt ist, hat der Gerichtshof doch beschlossen, ihm nicht stattzugeben“ — dieser Gerichtshof lehnte natürlich den Antrag einer Ergänzungsuntersuchung ab. Da begab sich jene denkwürdige

Szene, dass fast sämtliche Vertreter der Geschädigten und Verteidiger der Angeklagten demonstrativ den Saal verliessen und sich von ihren Verpflichtungen lossagten. Von dem grossen Stabe der Anwälte (etwa 30 Personen) waren schliesslich nur noch der berüchtigte Antisemit Schmakow und ein Kollege verblieben.

Mit hinreissender Beredsamkeit erklärte der grosse russische Advokat Karabtschewsky diesen Exodus: „Wir haben,“ sagte er, „zu wiederholten Malen die grösste Kraftanstrengung aufgewendet, um unsere innere Erregung zu bemeistern und den Ausdruck zurückzuhalten, der sich uns auf die Lippen drängte: „Das ist doch keine Justiz, und hier ist nicht der Tempel der Gerechtigkeit.“ Dies geschah namentlich so oft, als durch die Zeugenaussagen bekannt wurde, dass die gegenwärtigen Angeklagten nur missbrauchte Werkzeuge seien, zufällig herbeigeführte Leute, welche nicht einmal verstehen, wovon die Zeugen reden und wen sie meinen, indem sie Anzeichen einer bestandenen Organisation und planmässigen Vorbereitung der grässlichen Bluttaten klarlegten. „Wir haben unsererseits das neue Material gewissenhaft zur Kenntnis genommen und uns bei jeder Einzelheit gefreut, welche statt unbestimmter Vermutungen greifbare Beweise zu bieten geeignet war; nun sind derartige neue Tatsachen mehr als genügend vorhanden, aber wir befinden uns vor einer Mauer, die es uns unmöglich macht, weiter vorwärts zu schreiten. Wir sehen jetzt klar und deutlich das Faktum einer Organisation vor uns; um jedoch uns von diesem Faktum volle Rechenschaft geben zu können, müssten der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter mit ganzer Energie die Spuren der Beteiligung an dieser verbrecherischen Organisation weiter verfolgen.“

Karabtschewsky zog dann in seiner gross angelegten Rede zum Vergleich die neutestamentliche Erzählung von der auf Befehl des Königs Herodes ausgeführten Ermordung aller neugebornen jüdischen Kinder männlichen Geschlechts heran, wie ein Strom von Mördern, unter denen manche gedungene, manche überzeugte freiwillige Fanatiker seien, sich über die Stadt ergiesse, wie sie die jüdischen Häuser überfallen, Gewalttätigkeiten begehen, kleine Kinder ihren Müttern entreissen und die Knäblein erdrosseln. „Es war ja einfach die Ausführung eines verbrecherischen, höheren Ortes ausgegebenen Befehls!“

„Nun erinnern Sie sich,“ meinte er weiter, „was viele Zeugen ausgesagt haben, dass mehrere Leute aus dem Volke einige Tage vor Ostern die Juden neckten und ihnen zuriefen: „Wozu schmückt ihr denn eure Wohnungen zum bevorstehenden Feste, es ist ja ein Befehl herabgelangt, euch alle insgesamt totzuschlagen!“ Diese Ueberzeugung war eine allgemeine.“ Die Aufgabe des Kischinewer Gerichts sei, alle Mittel zur Erforschung der Wahrheit zu erschöpfen und vor allem festzustellen, wer der eigentliche Entrepreneur, der Urheber der erlogenen Gerüchte von einem kaiserlichen Befehle, die Juden totzuschlagen, gewesen sei, wer diese Version wie eine Brandfackel in die Volksmenge geschleudert habe. Man müsse ferner erfahren, mit welchem magischen Worte Baron Lövendal, der während der Exzesse gewiss eine traurige Rolle gespielt, es vermocht habe, den Gouverneur von Raaben von energischen Schritten während der Krawalle zurückzuhalten.

Karabtschewsky ist sich aber dessen voll und ganz bewusst, dass die Forderungen, die er im Namen des gesamten Privatkläger-

stabes an den Gerichtshof stellt, vor einem russischen Tribunal zur Zeit des Plehweregimes ungehört verhallen werden. Denn mit einer gewissen Resignation fährt er also fort: „Im Gegensatze zu den von einigen Verteidigern geäusserten Hoffnungen bin ich in bezug auf den schwebenden Prozess kein Optimist; ich glaube kaum, dass es gelingen wird, alle wirklich Schuldigen zu überführen und zu bestrafen. Es gibt historische Momente, in welchen man die volle Wahrheit nicht enthüllen kann, und ich glaube, wir befinden uns jetzt in einem solchen Zeitpunkt, allein das darf den Richter nicht verhindern, seiner Pflicht bis zum Ende nachzukommen; er muss alle Mittel erschöpfen, die ihm das Gesetz an die Hand gibt. Ich will genau angeben, in welchen Tatsachen und Umständen ich die Anzeichen einer Organisation und Vorbereitung zu den Exzessen finde. Es sind eben diejenigen Tatsachen, welche seitens der Voruntersuchung nicht nur nicht genügend beleuchtet, sondern geradezu sorgfältig verschwiegen wurden. Vor allem bitte ich Sie, Ihre Aufmerksamkeit auf das äussere Bild der Vorgänge des 20. April zu lenken; in der Stadt war eine mehr als ausserordentlich starke Militärmacht, die zur Unterdrückung ausreichend gewesen wäre; die Regimenter standen in Bereitschaft, in Erwartung der Befehle und inzwischen gänzlich untätig. Die Juden hatte man entwaffnet, man gestattete ihnen nicht, sich zu sammeln und sich zu verteidigen. Dann geschieht, wie auf ein gegebenes Signal, etwas Entsetzliches: Es zerstreuen sich kleine Banden in den Strassen, zu gleicher Zeit entstehen an unzähligen Orten, an allen Ecken und Enden der Stadt gleichmässig verlaufende Ausschreitungen."

„Auf Grund verbürgter Tatsachen" — ruft er aus — „muss man sagen, dass g a n z Kischinew während der Exzesse gleichsam in einen gigantischen römischen Zirkus des Altertums verwandelt war, wo vor den Augen des vergnügt dreinschauenden Militärs, der festlich applaudierenden Menge in der Tiefe der Arena sich das entsetzliche blutige Schauspiel entwickelt, dass von der einen Seite wehrlose Opfer hereingejagt, von der andern wütend gemachte Bestien gegen sie losgelassen werden; auf ein gegebenes Zeichen heisst es: „Schluss!", und das grauenhafte Schauspiel endet plötzlich. Ich behaupte, dass die äusseren Merkmale der Vorgänge die besten Beweise für ihren inneren Zusammenhang und ihre Organisation sind."

Karabtschewsky deutet noch auf die Zwecke hin, die Lövendal mit der Inszenierung der Krawalle gehabt haben konnte. Es hatte sich nämlich herausgestellt, dass für die Zeit der Exzesse eine regierungsfeindliche Demonstration erwartet wurde. Da nun ein beträchtlicher Teil der jüdischen Jugend an den allgemeinen sozialistischen Kundgebungen teilnimmt, so hatte offenbar der Judenkrawall den Zweck, diese Demonstration unmöglich zu machen und, was noch wichtiger war, überhaupt auf die jüdischen Sozialisten abschreckend zu wirken. Deswegen war eine vollständige Untersuchung der Entstehung dieser Tendenzexzesse von solcher Bedeutung für die gesamte jüdische Bevölkerung Russlands. Die blosse Verurteilung der unwissenden Angeklagten, sagte Karabtschewsky, biete den Juden keine Garantie für die Zukunft. Wir müssen ihnen sagen: „Gehet in eure Häuser, lasst euch feste Schlösser an Fenstern und Türen machen und wisset, wenn irgendwo unter euch Revolutionäre auftauchen sollten, wird man mit euch gleichfalls abrechnen!"

Der Gerichtshof, dem von der Geschichte die ehrenvolle Auf-

gabe gestellt wurde, das grandiose Verbrechen von Kischinew aufzuhellen und damit die Ehre der russischen Justiz nach Möglichkeit zu retten, vermochte sich nicht zu dieser Höhe zu erheben. Von Plehwe, dessen Name zwar niemals genannt, aber bei allen brandmarkenden Beschuldigungen der Verteidiger von allen im Saale stets hinzugedacht wurde, durch Spezialabgesandte überwacht und, wo es ihm nötig schien, z. B. bei der Frage der Oeffentlichkeit der Verhandlungen, gehemmt, überschritt das Gericht die Grenzen, die der russischen Bureaukratie aller Sphären gezogen sind, auch in Kischinew nicht. Zwar sank es nicht zu dem von reaktionärer Gesinnung eingegebenen Verfahren des Homeler Richterkollegiums, das ein Hohn auf die Rechtsprechung war, es gewährte sogar den am Prozesse beteiligten hervorragenden Rechtsanwälten eine Zeitlang einen gewissen Grad von Freiheit bei der Erforschung der Wahrheit, machte aber trotz aller überzeugenden Worte und trotz dringender Mahnrufe der gesamten Welt vor dem wichtigsten Schritt, vor der Notwendigkeit, gegen die am stärksten in den Verdacht der Mitschuld, ja der Hauptschuld Geratenen eine neue Untersuchung einzuleiten, Halt. Vergebens hatte alles, was menschlich denkt und fühlt, an die Türen der russischen Justiz gepocht und den Männern, die über den Kischinewer Prozess zu entscheiden hatten, zugerufen, dass sie sich auf ein höheres Niveau, auf das Niveau eines gewissen Heroismus erheben und, allen Gefahren zum Trotz, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und der Freiheit zum Siege verhelfen möchten. Für diese Richter gab es eine Gelegenheit, sich und ihren Stand mit dem Ruhm der Unerschrockenheit und Opferfähigkeit zu bedecken und ihrem Vaterlande einen unvergesslichen Dienst zu erweisen, aber sie verschmähten das Heldentum und gingen den Weg der Philister; sie luden keine Schmach, wie jene in Homel, auf ihre Häupter, suchten nicht die Betroffenen und Schwergeprüften zu Schuldigen zu stempeln, liessen aber die Spuren der schweren Verbrecher versanden, lehnten jenen Vorschlag, der einzig Sinn hatte, ab und verurteilten eine Reihe Exzedenten aus der Masse zu verschiedenen, einige sogar zu härteren Strafen. Unter ihnen befand sich aber niemand von den Leitern des durch seine Brutalitäten erschreckenden und für die Beurteilung der menschlichen Natur so deprimierenden Pogroms.

Gerade aber die Weigerung des Gerichts, eine Ergänzungsuntersuchung für notwendig zu erklären, beweist am stärksten, dass in Kischinew eine Mord- und Rauborganisation gehaust hat. Wäre nichts zu befürchten gewesen, so hätte der Gerichtshof nachgegeben. Und warum ersehnte nicht Lövendal, der als Arrangeur der Ausschreitungen fortwährend bezeichnet wurde, von dessen Agenten gesagt wurde, dass sie Anführer von Plündererbanden gewesen seien, warum ersehnte er nicht eine weitere Untersuchung, um sich zu rehabilitieren? Warum ferner liessen die anderen Personen, die als Organisatoren und Leiter bezeichnet wurden, diesen schrecklichen Verdacht auf sich sitzen und verlangten nicht die völlige gerichtliche Aufklärung? Gewiss hatten sie gute Gründe für diese Bescheidenheit.

Das Bild der Schreckenstage von Kischinew konnte in diesem Prozess nur bruchstückweise hervortreten. Um den Gesamteindruck zu vermeiden, wurden von vornherein die Vorgänge auf 22 Prozesse verteilt. Die Szenen z. B., welche Korolenko in seiner erschütternden Schilderung „Haus Nr. 13“ wiedergegeben hat, waren in diesem ersten

Prozess noch nicht zur Sprache gelangt. Aber schon da wurden die meisten Berichte über Kischinew bestätigt. Selbst der Staatsanwalt, der die Schrecken abzuschwächen sich bemüht hat, musste zugeben, dass am zweiten Exzesstage über 1500 Häuser demoliert, das jüdische Eigentum vernichtet, 38 Juden ermordet und über 300 Juden verwundet worden sind. Es ist aber auch bestätigt worden, dass Frauen vergewaltigt (Aussage des Rabbiners Ettinger), dass schwangere Weiber auf den Bauch geschlagen, Augen geblendet, Nasen mit Nägeln durchbohrt, Ohren abgehackt, Lippen abgeschnitten, Arme verrenkt wurden usw. (Aussage des ehemaligen Arztes des Semstwokrankenhauses, Doroschewsky). Die Exzedenten waren so grausam und blutdürstig geworden, dass sie förmlich ihrer Sinne nicht mächtig waren und Martern erfanden. Ein Exzedent z. B. lief nach einer Säge, um einem Burschen, dem er oben auf dem Balken nicht beikommen konnte, die Beine abzusägen, und nur durch einen Zufall entrann der Aermste dem Schicksal eines anderen Märtyrers, eines Tischlers, dem die Mörder mit dessen eigener Säge einen Arm abgesägt haben. Und wir erfahren wirklich, dass Offiziere, Kaufleute, Beamte usw. an diesen Torturen sich so geweidet haben, dass sie sich vor Freude nicht halten konnten. Wahrlich, man weiss nicht, wen man mehr bedauern soll, die Gefolterten oder die Folterer.

Homel, Gouv. Mohilew

Gesamtbevölkerung (1897) 36 775, Juden 20 385.

I.

Noch waren die Greuel von Kischinew in frischer Erinnerung, noch waren die dort erlittenen Wunden nicht geheilt, als die jüdische Bevölkerung Russlands und der ganzen Welt durch die Nachricht von einem Pogrom in der bedeutenden Handelsstadt Homel von neuem in tiefste Erregung versetzt wurde. Konnte man sich nach Kischinew mit dem Gedanken trösten, dass es sich dabei um einen scheusslichen Einzelfall handelte, der sich namentlich nach dem Entsetzen, mit dem die ganze Welt auf diese schrecklichen Ereignisse reagiert hatte, niemals wiederholen würde, so musste sich bei der Nachricht von dem Pogrom von Homel der Gedanke aufdrängen, dass man es mit einem System zu tun hatte, mit den Anfängen eines grausamen und gewissenlosen Feldzuges gegen die entrechteten, pauperisierten und doch durch ihre blosse Existenz die Ruhe der russischen regierenden Schichten störenden russischen Juden. Daher das grosse Interesse, das sich allseits dem Homeler Pogrom gegenüber zeigte und das durch die eigenartige Gerichtskomödie, durch die die Haltung der russischen Regierung die rechte Beleuchtung erhielt, noch verstärkt wurde.

Nach den Zeitungsberichten und den bei der Gerichtsverhandlung gemachten Aussagen stellen sich die Ereignisse folgendermassen dar:

Am 29. August (alten Stils) 1903 kam es auf dem Markt zu einer Schlägerei zwischen Juden und Christen. Ein Waldhüter des Grafen Paskewitz wollte bei einer jüdischen Handelsfrau eine Heringstonne im Werte von sechs bis sieben Rubel für zwei Rubel erstehen. Als er die Tonne gewaltsam nehmen wollte, rief die Frau um Hilfe. Es liefen

viele Juden und auch Bauern zusammen, man hörte die bekannten und gefürchteten Rufe: „Haut die Juden!“, und viele jüdische Händler schlossen eilig die Läden. Da aber Homel eine überwiegend jüdische Bevölkerung besitzt, sahen sich bald die Bauern den Juden gegenüber in der Minderzahl und beeilten sich, den Marktplatz zu verlassen. Manche Bauern wurden sogar derart von Angst gepackt, dass sie schleunigst nach ihren Dörfern flohen. Leider hat diese Schlägerei einem Menschen das Leben gekostet: ein Bauer wurde durch einen Messerstich tödlich verletzt. Es ist natürlich schwer zu sagen, wer ihm im Gewirr des Kampfes die lebensgefährliche Wunde beigebracht hat. Es ist aber wohl möglich und sogar wahrscheinlich, dass der Täter ein Jude, vermutlich ein jüdischer Schlächter, war. Die Polizei, die gleich nach dem Vorfall erschien, nahm mehrere Verhaftungen, ausschliesslich unter den Juden, vor und zerstreute die angesammelten Menschenhaufen. Sie wurde dabei von einigen angesehenen jüdischen und christlichen Einwohnern unterstützt, die die Menge zu beruhigen und zum Auseinandergehen zu bewegen suchten.

Die Juden hatten nun das Gefühl, einen Pogrom durch eigene Kraft verhindert zu haben und dem Schicksal ihrer Kischinewer Brüder, das ihnen drohte, dadurch entgangen zu sein. Andererseits aber tauchten sofort Befürchtungen auf, dass sich die dunkeln Elemente, deren Tätigkeit in Homel bekannt war, mit diesem Ausgang nicht zufriedengeben und dass sie im Gegenteil bald die Schlägerei des 29. August zur Anzettelung eines grösseren Blutbades, einer besser organisierten und umfangreicheren Plünderung, als die, die am 29. stattfinden konnte, benutzen werden. Diese Befürchtung war nur zu begründet. Dass die Juden sich erkühnt hatten, ihr Leben und ihr Gut zu verteidigen — und dazu noch erfolgreich zu verteidigen — sollte ihnen teuer zu stehen kommen.

An den nächsten beiden Tagen — es waren Sonnabend und Sonntag — wurden unter der christlichen Bevölkerung die ungeheuerlichsten Gerüchte verbreitet, die auf den Ausbruch einer Judenhetze berechnet waren. Aus dem einen getöteten Christen machten diese Gerüchte zwölf. Ausserdem hiess es, die Juden hätten einen Geistlichen ermordet, ein Kloster demoliert, einen Offizier getötet usw. Sonnabend wurde in Monastyrka, einem ausschliesslich von Christen bewohnten Vorort Homels, eine Versammlung abgehalten, an der sich allerlei verdächtiges Gesindel beteiligte. Hier wurde beschlossen, am Montag, den 1. September (an einem Markttage also), einen Pogrom zu inszenieren. Diese Nachricht verbreitete sich rasch in der Stadt, und viele Juden wurden von wohlgesinnten Christen auf den Ernst der Lage aufmerksam gemacht.

Steht auch der Beschluss, den Pogrom am 1. September zu arrangieren, im Zusammenhang mit der Schlägerei von Freitag, den 29. August, so ist es doch wichtig, zu betonen, dass dieser Zusammenhang sich nur auf das Datum beschränkt, denn schon lange vorher scheint die Inszenierung eines Pogroms in Homel beschlossene Sache gewesen zu sein. Diesbezügliche Proklamationen kursierten in grosser Menge schon vor dem 29. August unter den Homeler Arbeitern. Die Juden wußten auch von diesen Vorbereitungen und waren darum auf das Schlimmste gefasst. Aber nach dem 29. August nahmen diese Befürchtungen eine ganz bestimmte Gestalt an. Der Polizeimeister beruhigte die Juden, indem er versicherte, es werde ein Leichtes

sein, jeden Versuch einer Plünderung zu unterdrücken. Eine gewisse Beruhigung empfanden auch die Juden, als die Soldaten der Homeler Garnison aus dem Lager in die Stadt einrückten.

Der gefürchtete Montag kam und brachte auch allen Versicherungen und Beruhigungen zum Trotz alle Schrecken eines Pogroms.

Gegen Mittag begab sich aus den Eisenbahnwerkstätten ein Haufen Arbeiter — es sollen etwa 200 Mann gewesen sein — nach der Stadt mit der festen Absicht, den Pogromplan zu verwirklichen. Sie waren mit dicken Stöcken und Eisenstangen bewaffnet. Um in die Stadt zu gelangen, hatten sie eine verhältnismässig schmale Brücke zu passieren, die zu dem Eisenbahndamm führt. Der Polizeimeister Rajewski, der vielleicht aufrichtig bestrebt war, einen Pogrom zu verhindern, stellte hier eine Patrouille auf, die die Arbeiter aufhalten sollte. Die Patrouille wurde aber umgangen. Wohl gab es noch Gelegenheit genug, den Plünderern in den schmalen, zur Stadt führenden Strassen den Weg zu versperren. Aber die an den entsprechenden, zumeist richtigen Stellen aufgestellten Soldatenabteilungen liessen sich entweder von den Plünderern umgehen, oder aber sie liessen die Plünderer ohne weiteres passieren. So war es an der Technitscheskaja- und an der Samkowaja-Strasse. Bald begannen nun hier auch die Plünderer ihr Zerstörungswerk. Vor den Augen der Soldaten und der Polizei wurden die Fenster der jüdischen Häuser eingeworfen, die Türen mit Eisenstangen erbrochen, Kissen — die wertvollsten Sachen der armen Leute — wurden zerrissen, die Möbelstücke zertrümmert.

Als schon einige Häuser demoliert waren, kam aus dem Zentrum der Stadt ein Haufen Juden, der gegen die Plünderer vorrückte. Im ersten Augenblick gelang es ihnen in der Tat, die Plünderer in die Flucht zu jagen, aber nun kamen die Soldaten, stellten sich mit der Front gegen die Juden auf und zwangen sie, zurückzuweichen. Während die Soldaten auf diese Weise die Juden hinderten, nach der Nowakowskaja-Strasse vorzudringen, setzten hier die Plünderer hinter den Rücken der Soldaten ruhig ihr Werk fort und demolierten alle jüdischen Häuser.

Inzwischen wuchs die Menge der Juden an, und es gelang ihnen, die Kette der Soldaten zu durchbrechen. Sie kamen aber nicht weit, da sie auf eine andere Kompagnie stiessen, die sie durch Drohungen, auf sie zu schiessen, festhielt.

Dasselbe Schauspiel wiederholte sich an vielen anderen Stellen. Die Juden waren überall bestrebt, den Plünderern entgegenzutreten und sie an ihrem scheusslichen Werke zu hindern. Dies erreichten sie oft überraschend leicht. An einer Stelle vermochte ein einziger mit einem Revolver bewaffneter Jude einen Haufen Hooligans vom Eindringen in eine Strasse abzuhalten. Gewöhnlich erschienen aber bald darauf Soldaten, drängten die Juden zurück und überliessen dann das gewonnene Terrain den Plünderern. An der Wetrennaja-Strasse mussten viele Juden das Bestreben, ihren Angehörigen und Volksgenossen beizustehen, teuer bezahlen. Hier wurde von den Soldaten eine Salve abgefeuert, drei Juden fielen tot hin und viele wurden verwundet. Während diese sich in Qualen wanden, ergaben sich die Plünderer in der nächsten Nähe unter dem Schutze der Polizei und des Militärs den wüstesten Exzessen.

Der Homeler Pogrom ist so reich an erschütternden Szenen, dass

ihre Beschreibung eine ganze Schrift füllen könnte. Wir beschränken uns auf einzelne Vorfälle.

An der Ecke der Irinenskaja-Strasse überfiel eine ganze Bande Exzedenten den 38 jährigen Juden Kewesch. In Gegenwart des Pristawgehilfen Tschornolusski schlugen sie auf ihn mit Knütteln und Steinen ein. Als ein Stein den Schädel zerbrach und der Unglückliche zu Boden fiel, hatten die Bestien noch nicht genug, sondern setzten die Tortur fort. Nach zwei Tagen erlöste der Tod den Märtyrer. Sein Schädel war an vielen Stellen zertrümmert.

Der alte Kolporteur Leckin büsste in ähnlicher Weise sein Leben ein. Es war entsetzlich, zu sehen, wie dieser wehrlose Greis unter den wuchtigen Schlägen der Plünderer zusammenbrach.

Das jung verheiratete Ehepaar Pjatezki fiel in die Hände der plündernden und mordenden Bauern, als es von Homel fliehen wollte. Der Mann wurde in unmenschlicher Weise vor den Augen der Frau getötet. Die verzweifelte Frau bat die Mörder, sie doch auch zu töten, aber dieser Gefallen wurde ihr nicht erwiesen.

Als die Juden sahen, dass eine Verteidigung unmöglich gemacht werde, suchten sie sich zu verstecken. In einem Keller waren einige jüdische Familien verborgen. Sie hörten von oben das Gejohle der Plünderer, das Klirren der eingeworfenen Fenster, die Klagerufe der Misshandelten und zitterten bei dem Gedanken, dass das Weinen ihrer Kinder ihren Zufluchtsort verraten könnte. In diesem finsteren und feuchten Keller brachte während des Exzesses eine der geängstigten unglückseligen Frauen ein Kind zur Welt und musste sich die ganze Nacht ohne Beistand quälen, ja, ohne sich einen Schrei, ein lautes Stöhnen erlauben zu dürfen.

Die ersten Schüsse, die auf Befehl des Polizeimeisters auf die Plünderer abgegeben wurden, genügten, um dieses feige Gesindel sofort auseinanderzujagen. Allerdings wurden durch diese Schüsse einige Plünderer verwundet und zwei getötet. Der Pogrom nahm damit sein Ende.

Alle Homeler Juden litten in diesen Tagen unsägliche moralische Qualen, einige verloren durch die Schrecken dieser Tage ihren Verstand. Der Korrespondent des „Wos'chod" schildert in erschütternder Weise den Zustand einer alten Frau, die in ihren Sinnestäuschungen von Pogrombildern verfolgt wurde. Die unglückliche Frau schrie fortwährend: „Man schlachtet, man ersticht, man schneidet Kindern den Bauch auf . . . Man plündert. — Man zertrümmert." Aber einige Familien hatten ausserdem auch den Tod ihrer Angehörigen zu beklagen, und gross war die Zahl der mehr oder minder schwer Verwundeten. Materiellen Schaden erlitten etwa 400 Familien. Viele, die früher als bemittelt galten, wurden obdachlos und hatten keine Mittel, um sich die bescheidenste Wohnung zu mieten.

Die russische Gesellschaft Homels war weit davon entfernt, das natürliche Gefühl der Scham für das Vorgefallene zu empfinden. Einige Polizeibeamte und Offiziere haben durch ihr Verhalten das Zustandekommen des Pogroms geradezu ermöglicht, die anderen Vertreter der Gesellschaft, die nicht in der Lage waren, aktiv einzugreifen, begnügten sich damit, ihre Zufriedenheit mit den Ergebnissen des Pogroms zu äussern. Nur wenige gebildete Russen fanden den Mut, ihrem Abscheu vor den begangenen Verbrechen Ausdruck zu geben.

Der Gouverneur erschien am 3. September in Homel, liess einige

jüdische Einwohner zu sich kommen und hielt an sie eine an und für sich empörende, angesichts der frisch begangenen Verbrechen unsäglich rohe Ansprache. Nach seiner Meinung wären die Juden an allem schuld, weil sie sich nicht genügend duckten. „In den Gymnasien“ — sagte er — „verführen die Juden die Jugend, in der Universität rühren die Zusammenrottungen von Juden her. Ueberhaupt sind die Juden jetzt frech, ungehorsam, sie haben jede Achtung gegen die Behörden verloren . . . In diesen Tagen wurde meine Frau von einem Radfahrer überfahren. Wer war das? Ein Jude. Auf der Strasse treffe ich einen Gymnasiasten mit der Zigarette im Mund. Er geht vorüber, ohne mich zu grüssen. Wer ist das? Wiederum ein Jude. Eine Gymnasiastin streift meine Frau, während sie sich gerade anzieht, mit dem Aermel. Gefragt, warum sie sich nicht entschuldige, antwortet sie: „Ich habe es nicht bemerkt.“ Wer war das? Eine Jüdin. Hier, meine Herren, liegen die Ursachen. Sie haben selbst schuld. Die Regierung ist unparteiisch, und ich bin unparteiisch, und in meiner Unparteilichkeit sage ich Ihnen: Sie haben selbst schuld.“ Und so weiter im selben Ton.

II.

Mit grosser Spannung wurde der Gerichtsverhandlung über den Pogrom entgegengesehen, namentlich als man erfuhr, dass die Verhandlung eine öffentliche sein werde. Zwar war die Voruntersuchung in unerhört parteiischer Weise geführt. Schutzleute und Soldaten wurden vom Untersuchungsrichter in Gegenwart ihrer Vorgesetzten vernommen, die sie vorher genau instruiert hatten, was sie auszusagen hätten, und dann die Ausführung ihrer Instruktionen überwachten. Angaben der misshandelten und ruinierten Juden über die an ihnen verübten Gewalttätigkeiten, über die Persönlichkeiten der Missetäter, über das Verhalten der Polizei und des Militärs wurden entweder gar nicht angehört oder, wenn sie schon mit höhnischer Miene entgegengenommen wurden, ganz ignoriert und trotz des Drängens der Aussagenden nicht zu Protokoll gebracht. Man hoffte aber, dass sich vieles bei der Gerichtsverhandlung nachholen lassen würde.

Eine Vorahnung dessen, wie sich der Prozess gestalten werde, erhielt man bei der Lektüre der Anklageschrift, die allgemeine Entrüstung hervorrief. In ausführlichster Weise werden da zunächst sämtliche Juden Homels der schrecklichsten Dinge bezichtigt: sie wären anmassend und frech Andersgläubigen gegenüber, sie hegten eine erbitterte Feindschaft und Verachtung gegen die Christen und äusserten diese Gefühle bei jeder Gelegenheit. Es war, als ob das Programm zu diesem Teile der Anklageschrift der erwähnten Rede des Gouverneurs entnommen worden wäre. Dann heisst es hier weiter, die Juden hätten den Plan gefasst, sich an den Christen für Kischinew zu r ä c h e n. Daher die Schlägerei des 29. August. In ausführlicher Weise werden die weisen Massregeln der Polizei und des Militärs geschildert, die nur durch die Haltung der Juden nicht zum gewünschten Erfolg geführt hätten, da sich die Juden merkwürdigerweise durchaus nicht beschützen lassen wollten und in blinder Wut gegen ihre Beschützer vorgingen. Die Missetaten der Juden werden meist nur in allgemeinen Redensarten geschildert, da die von der Anklagebehörde gesammelten konkreten Tatsachen wohl nicht ausreichten, und es konnte ausserdem leicht geschehen, dass sich diese Tatsachen in der Gerichtsverhandlung

als falsch herausstellten. Dagegen werden die an den Juden verübten Greuel recht kurz und nebenbei behandelt.

Als der Zeuge Plotkin bei seiner Vernehmung vor Gericht mit seinem Urteil über die Anklageschrift nicht zurückhalten konnte und trotz der Strafe, die ihm dafür drohte, ausrief: „Was darin steht, ist eine gemeine Lüge!", hatte man das befreiende Gefühl, dass die Wahrheit über dieses schändliche Schriftstück nun doch ausgesprochen wurde.

Die Befürchtungen, die durch die Anklageschrift erweckt waren, wurden durch die Verhandlung noch bei weitem übertroffen. Vom ersten Tage an konnte man sich überzeugen, dass der Zweck der Verhandlungen nicht die Feststellung der Wahrheit oder die Ermittlung der Schuldigen, sondern einzig und allein die Erlangung mehr oder minder plausibler Beweise für die Behauptungen der Anklageschrift war. Was diesem Zweck nicht dienen konnte oder gar hinderlich war, musste aus den Verhandlungen ausscheiden. So durften Zeugen nicht herangezogen werden, die über die Aufrufe, die noch vor dem 29. August zu Pogromen aufgefordert hatten, aussagen konnten. Man durfte nicht die Haltung der Polizei und des Militärs während des Pogroms schildern. Man durfte keine Vorgänge berühren, die sich ausserhalb des Weichbildes der Stadt abgespielt hatten, obgleich diese Vorgänge Aufklärung über die frühzeitige Organisation des Pogroms geben konnten. Der Vorsitzende liess es nicht zu, dass man irgend etwas über die Anstifter des Pogroms aussagte, mit der Begründung, dass diese Anstifter nicht angeklagt wären. Die Verteidiger und die Zeugen durften nicht von den Juden sprechen, die am 29. August verwundet worden waren, da die Anklageschrift behauptete, an jenem Tage wären nur Christen verwundet.

Während der ganzen Dauer der Verhandlungen, die sich über mehr als zwei Monate hinzogen, hörte man fortwährend schroffe Zurechtweisungen seitens des Vorsitzenden: „Darüber dürfen Sie nicht sprechen!" „Diese Frage erlaube ich nicht zu stellen!" „Das interessiert den Gerichtshof nicht!" usw. Die Verteidiger, die Zeugen, die Berichterstatter waren ob einer solchen Verhandlungsleitung ebenso verblüfft wie entrüstet. Die Verteidiger versuchten fortwährend, dem Vorsitzenden klar zu machen, dass gewisse Aussagen absolut notwendig seien, um die Behauptungen der Anklage nachzuprüfen. Aber weder Gründe der Logik noch Hinweise auf Gesetzesbestimmungen, die hier mit den Füssen getreten wurden, konnten etwas ausrichten. Es wurde nur erreicht, dass die Verteidiger sich eine Zurechtweisung nach der anderen zuzogen. Sie fügten sich indes im Interesse der Angeklagten und im Glauben, dass es ihnen doch gelingen werde, das Gewebe der Lügen der Anklageschrift zu zerreissen. Es kam aber doch zu einem gewaltsamen Ende.

Am 21. Dezember 1904, nachdem der Prozess schon über zwei Monate gedauert hatte, sollte der Arbeiter Schustow als Zeuge vernommen werden, auf dessen Aussage die Verteidigung grosses Gewicht legte. Schustow begann mit der Darstellung der Ereignisse vom 29. August, wie er sie beobachtet hatte. Er wurde aber sofort vom Vorsitzenden unterbrochen mit der Aufforderung, die Ereignisse vom 1. September zu schildern. Er könne dann nachher über den 29. August berichten. Umsonst beteuerte der Zeuge, es wäre ihm unmöglich, von hinten anzufangen. Der Vorsitzende verharrte bei seinem Verlangen und

erlaubte dem Schustow nicht, vom 29. August zu sprechen. Unter diesen Umständen lehnte es Schustow ab, überhaupt irgend etwas auszusagen. Die Verteidiger der jüdischen Angeklagten wollten aber nicht so leicht auf seine Aussage verzichten und versuchten immer wieder den Vorsitzenden zur Zurücknahme seines ebenso widersinnigen wie ungerechten Verlangens zu bewegen. Der Erfolg war, dass dem Rechtsanwalt Sokolow ein Verweis erteilt wurde. Die Verteidiger der jüdischen Angeklagten sahen nun ein, dass unter diesen Umständen von den weiteren Verhandlungen nichts für die Ermittelung der Wahrheit zu erwarten wäre, dass sie auch für ihre Mandanten nichts leisten könnten und dass es eine Verletzung der Würde des Anwaltsstandes wäre, wenn sie sich noch weitere Zurechtweisungen seitens des Vorsitzenden gefallen lassen würden. Sie legten daher nach Darlegung ihres Standpunktes sämtlich die Verteidigung nieder. Die Aufregung der Angeklagten und der Zuhörer während der dieser Erklärung vorangegangenen Beratung der Verteidiger lässt sich kaum beschreiben. Man hatte das Gefühl, dass man hier Männer, die nur das Beste gewollt, die zur Ermittelung der Wahrheit monatelang unter Hintansetzung ihrer persönlichen Interessen unermüdlich gearbeitet hatte, schikanieren und erniedrigen wollte. Die Niederlegung der Verteidigung wurde denn auch mit stürmischen Beifallsäusserungen begrüsst.[1]) Mit Tränen in den Augen dankten die Angeklagten den Verteidigern für ihren bisherigen Beistand und versicherten, dass sie die Niederlegung der Verteidigung absolut billigten. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass der Saal nach diesen Beifallsäusserungen sofort geräumt wurde. Gleichzeitig lehnten die jüdischen Angeklagten trotz der für sie geschaffenen kritischen Lage den vom Gericht bestellten und jeden anderen Verteidiger ab.

Nach diesem Tage ging beim Publikum das Interesse für den Prozess verloren. Und doch waren die Verhandlungen nicht ohne Nutzen gewesen. Trotz aller ungünstigen Umstände war es doch gelungen, den Schleier, mit dem die Behörden den wahren Sachverhalt so sorgfältig verhüllt hatten, an manchen Stellen zu zerreissen. Die Behauptungen der Anklageschrift wurden in keiner Weise bestätigt. Manche Zeugen sagten unter ihrem Eide aus, dass sie dem Untersuchungsrichter nur das berichtet hätten, was ihnen von ihren Vorgesetzten befohlen worden wäre, und dass jene Berichte vollständig falsch wären. Die Unwahrhaftigkeit anderer Belastungszeugen wurde beim Kreuzverhör evident. Kurz, der Plan der Regierung, aus dem Prozess ein Mittel zur Rechtfertigung der Plünderer und ihrer Begünstiger zu machen, war kläglich gescheitert.

Dieses Fiasko wird uns ganz besonders klar, wenn wir das gegen Ende Januar 1905 gefällte Urteil betrachten. 16 christliche und 13 jüdische Angeklagte wurden freigesprochen, 16 Russen und 18 Juden wurden zu kurzfristigen Gefängnisstrafen (von 10 Tagen bis zu 5 Monaten und 20 Tagen) verurteilt. Ausserdem beschloss der Gerichtshof, eine Herabsetzung der Strafe auf dem Gnadenwege anzustreben. Nach den Ergebnissen der Beweisaufnahme hatte auch dieser Gerichtshof nicht den Mut, die Juden zu hohen Strafen zu verurteilen. Er konnte sie aber auch nicht sämtlich freisprechen, ohne die Behörden

[1]) In den folgenden Tagen erhielten die Verteidiger fast aus allen bedeutenden Orten Russlands in begeisterten Worten abgefasste Zustimmungserklärungen verschiedener juristischer und anderer Korporationen und zahlreicher Privatpersonen.

zu desavouieren. Es wurde also der mittlere Weg gewählt: man liess Gnade über Gerechte und Ungerechte leuchten, so dass die Plünderer ebenso gut wegkamen wie die Opfer. Mit Recht bemerkt aber die Zeitung Prawo (das Recht): „Wenn sowohl die jüdischen als die christlichen Angeklagten nur in geringem Masse an den Morden, Plünderungen und sonstigen Gewalttätigkeiten schuld sind — denn nur unter dieser Voraussetzung lässt sich die auffallende Milde des Urteils erklären — so muss sich doch jedermann fragen: wer ist aber der wirkliche Schuldige? Für den, der den Gang der gerichtlichen Untersuchung aufmerksam verfolgt hat, kann es nur eine Antwort geben: dieser Schuldige ist die politisierende Bureaukratie. Dieser Schuldige sass nicht auf der Anklagebank, aber er ist verurteilt. Der bessere Teil der russischen Gesellschaft und ganz besonders die Juden lechzten nach Gerechtigkeit und erwarteten mit Sehnsucht die Ermittelung der Wahrheit, aber gerade dieser Schuldige scheute die Wahrheit und verhüllte sie durch eine allgemeine Amnestie.“

Schitomir

Gesamtbevölkerung (1897) 65 895, Juden 30 748.

I.

Schitomir ist die Hauptstadt eines Gouvernements, in dem die antisemitische Saat auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Namentlich unter der bäuerlichen Bevölkerung erfreut sich der hier sehr aktive „Verband des russischen Volkes“ einer grossen Anhängerschaft. Die Propaganda der „Potschajewskije Listki“, die von dem fanatischen Mönche Iliodor in unzähligen Exemplaren unter den Massen verbreitet werden, findet bei der unwissenden Menge dieser Provinz lebhaften Anklang, und die mündliche Agitation, von demselben Mönch und anderen Helfershelfern betrieben, schafft einen geradezu wahnsinnigen Judenhass in der zum grössten Teil aus Kleinrussen sich zusammensetzenden Bevölkerung.

Wie weit der Einfluss der Reaktionäre auf die Bauern im Gouvernement Wolhynien reicht, lässt sich zwar nicht ganz bestimmen, da auch hier mit allen Macht- und Gewaltmitteln von oben daran gearbeitet wird, die Einsicht in dieses Problem unmöglich zu machen und die öffentliche Meinung zu fälschen. Die unter unglaublichen Verhältnissen stattfindenden Wahlen zur Duma sind deswegen kein absoluter Massstab zur Beurteilung dieser Frage, aber die wiederholte Tatsache, dass die wolhynischen Bauernvertreter sich samt und sonders zu den ausgesprochensten Reaktionären gesellen, während in anderen Gouvernements wenigstens ein Teil der Bauernbevollmächtigten durch alle Klippen einen Weg zur Freiheit zu finden gewusst hat, beweist doch, auf welch tiefem Niveau die Bauernschaft von Wolhynien steht, wie sie sich leicht zur Stütze des morschen Regimes benutzen lässt. Unverkennbar ist dabei die Wechselwirkung zwischen ihrer reaktionären Gesinnung und ihrem Judenhass. Je mehr die Bauern die Neuerungen hassen, um so mehr hassen sie die Juden, in denen sie eine Verkörperung der neuen Staatsordnung erblicken, und umgekehrt entspringt aus ihrem Hass gegen die Juden die Scheu vor den Reformen, die in

ihren Augen als ein Ausgangspunkt für eine Vorherrschaft der Juden im gröbsten Sinne des Wortes dienen sollen.

Auf diesem fruchtbaren Boden gewann der Antisemitismus recht frühzeitig eine gewaltige Einflusssphäre, und bereits zu Beginn des Jahres 1905 waren die verschiedensten patriotischen Verbände ins Leben gerufen und aktionsbereit. Vielleicht noch mehr als anderorts fanden im Gouvernement Wolhynien alle jene Märchen, dass die Juden an dem Misserfolg des russisch-japanischen Krieges schuld seien, starke Verbreitung und dankbaren Glauben und wurden gern als Trost von Mund zu Mund forterzählt. Damit wurde an allen Ecken und Enden, in den Städten und Dörfern gewühlt, und immer schloss sich die Drohung daran, dass nach Schluss des Krieges mit den Juden abgerechnet werden würde.

Diese Zusage wurde indes nicht eingehalten, und noch ehe der Kanonendonner im Osten verstummt war, krachten die Flinten in Schitomir. Die Bureaukratie hatte im Verein mit den antisemitischen Organisatoren so gründlich vorgearbeitet, dass im Frühling 1905 die Geister der Zerstörung und des Hasses kaum mehr zu bändigen waren. Die Pogromatmosphäre war bereits so verdichtet, dass es den Kreisen der Ordnungshüter gar leicht ward, gegen die Juden ganze Horden tobender Bauern loszulassen, und schon ein halbes Jahr vor der allgemeinen Oktoberattacke fiel Schitomir zum Opfer.

Für die Juden von Schitomir kam der Exzess keineswegs unerwartet. Kischinew hatte alle russischen Juden gelehrt, wie wenig sie sich selbst auf äusserlich friedliche Zustände zu verlassen haben, insbesondere gar, wenn das Osterfest mit der Brutzeit aller verbrecherischen Legenden und Kollektivverleumdungen kommt. In Schitomir war das ganze Pogromtreiben, waren alle Vorbereitungen so augenfällig, dass niemand an dem Ausbruch des Unheils zweifeln konnte. So verbreitete ganz offen in den Strassen der Stadt ein Beamter des Ministeriums des Innern, Ssagussjewitsch-Hanko, einen Aufruf mit der Unterschrift „Jarema", in dem die Russen aufgefordert wurden, die Juden und Polen niederzumetzeln, ohne dass der Gouverneur, bezw. der Staatsanwalt, an die die Juden sich gewandt hatten, dieser schimpflichen Agitation Einhalt getan hätten. Zugleich erhielten viele angesehene Juden Drohbriefe, die in Schrift und Ausdrucksweise merkwürdigerweise an Polizeikanzleien gemahnten. Mündliche Hetzapostel erzählten dem Volk, die Juden, die Feinde des Zaren und Aufrührer, die Verbündeten der Japaner, hätten tausend Leute aus ihrer Mitte bewaffnet und trügen sich mit dem Gedanken, alle Christen zu vertilgen, am christlichen Osterfest die Kathedrale durch Bomben in die Luft zu sprengen usw. Ganz besonders tat sich darin ein Pristaw hervor, der ob seiner barbarischen Misshandlungen politischer Verbrecher später von Ssidortschuk (einem Christen) ermordete Kujarow. Er war eine einflussreiche Persönlichkeit, verfügte über unbegrenzte Vollmachten und pflog intime und geheimnisvolle Beziehungen zur Schitomirer Gendarmerie. Als Hauptfach hatte dieser Mann für sich die Judenhetze auserkoren. In Zivil gekleidet, sammelte er Volkshaufen um sich und redete auf sie mit der grössten Erbitterung ein, ja er suchte viele Nichtjuden in der Stadt, namentlich jedoch die Bauern in den umliegenden Dörfern, die er eigens zu seinen Zwecken bereiste, zu bereden, dass sie auch jeden gebildeten Russen, der die Juden in Schutz nehmen würde, ermorden sollten . . .

Die „Propaganda der Tat“, von der wir nur einige Einzelbeispiele angeführt, hatte offenkundig ihre Wirkung nicht verfehlt. Das Verhalten der aufgehetzten russischen Bevölkerung wurde in Schitomir immer auffälliger und provozierender. Die Stadt war, wie zuverlässige Beobachter berichten, um jene Zeit in zwei Lager gespalten. Tag für Tag wurden Juden von zweifelhaften, pogromlüsternen Individuen ohne den geringsten Anlass überfallen, und immerfort bekam es die jüdische Bevölkerung zu hören, dass sie bald samt und sonders ausgerottet werden würde.

Als die Panik einen unheimlichen Grad erreicht hatte, wandten sich einige Stadtverordnete an die Stadtduma mit einer Denkschrift, in der sie den Sachverhalt in entsprechenden Farben schilderten und zum Schlusse folgendes ausführten: „Es genügt ein Funke, eine ganz unbedeutende Tatsache, und die beiden Teile der Bevölkerung, die gegeneinander gerüstet haben, treffen in blutigem Zusammenstoss aufeinander. Es wird das Blut unschuldiger Menschen fliessen.“ Die Möglichkeit eines solchen tragischen Konfliktes war für die Verfasser der Eingabe so einleuchtend, so drohend, dass sie auf die Ergreifung der äussersten Mittel drängten. Mochte aber auch niemand mehr an den Folgen der sanktionierten Hetzarbeit zweifeln, die Spitzen der Bureaukratie gaben immer wieder die Versicherung ab, „alle Massnahmen seien getroffen“. Bei dem ganzen Verhalten der Polizei wäre man fast geneigt, diesen Satz ernst zu nehmen; denn alle Massnahmen zur Durchführung eines organisierten Pogroms waren von Polizeibeamten getroffen. Unmöglich ist es nicht, dass der Gouverneur, von seinen Untergebenen irregeleitet, tatsächlich geglaubt hat, die Befürchtungen seien grundlos; jedenfalls war er in Schitomir der einzige Mann mit solch naivem Sinn, und seine spätere Haltung lässt allerdings schwere Zweifel an seiner Naivität aufkommen.

Die Antworten des Gouverneurs stärkten nur den Mut der tätigen Beamten. Die Hetzer fühlten sich obenan, die Juden waren vogelfrei. Der erwähnte Pristaw Kujarow, der sogar, wie vor dem Untersuchungsrichter festgestellt wurde, seinen späteren Mörder Ssidortschuk, dessen radikale politische Gesinnung er offenbar nicht kannte, zu den Pogromarbeiten heranzuziehen bemüht war, fand in vielen Polizeibeamten willige Helfershelfer, und das organisierte „Schwarze Hundert“ legte die intensivste Aktivität an den Tag, übte sich sozusagen in Einzelüberfällen und Messerstichexperimenten. „Das ist nur eine Probe,“ rief einem von ihm verletzten Knaben der Handwerksgeselle Krupski zu, „bald wird man euch alle niederstechen.“ Die Phantasie der künftigen Pogromler wurde insbesondere durch die schon erwähnten Proklamationen angeregt. „Solche Proklamationen“, sagte der Pristawgehilfe Anderson zu einem Bekannten, einem Russen, „würde ich nicht nur nicht konfiszieren, sondern ihre Verbreitung fördern. Und jeder Russe muss damit sympathisieren, nicht wahr?“ „Was mich anbetrifft,“ entgegnete der Angeredete, „so würde ich unbedingt ähnliche Proklamationen, die einen Teil der Bevölkerung gegen den anderen aufreizen, konfiszieren.“ „Welch ein Recht haben Sie dazu?“ rief Anderson aus. „Ich würde Ihnen als erster dafür eine Kugel durch den Kopf jagen.“ „Eine Kugel kann man mit einer ebensolchen beantworten.“ „Ich würde Sie zuerst entwaffnet haben, dazu habe ich das Recht, und dann schiessen Sie einmal! Man sieht sofort, dass Sie die Seite der Juden halten . . . Wissen Sie, was wir mit solchen

Herren machen werden . . . Nun, was wir machen werden, das werden Sie ja später sehen . . ." Derselbe Anderson fasste vor einer Gesellschaft in einem Restaurant die Absichten der Polizeikreise in folgendem kühnen Ausspruch zusammen: „Wir werden Stückarbeiter haben. Damit man uns nicht als Anstifter bezeichnen könne, werden wir zu Hause sitzen, und unsere Arbeiter werden ihre Sache schon machen."

Diese Sprache liess an Klarheit und Offenherzigkeit nichts übrig. Mit Freuden liess die Polizei die Judenschlägereien gewähren, und wie eine Verhöhnung der Bedrohten waren die Militärpatrouillen, die am Passahfest zur Vorbeugung von Ruhestörungen durch die Strassen der Stadt streiften. Sie betrugen sich so barbarisch gegen ihre Schützlinge, dass die jüdische Bevölkerung von Schitomir sie eher zu fürchten begann. Ganz sich selbst überlassen, konnte sie nur noch an die Selbstverteidigung durch eigene Hilfskräfte denken. So organisierte und bewaffnete sich denn auch die jüdische Selbstwehr, dejourierte bei Nacht, stellte in der ganzen Stadt Patrouillen auf, entsandte Rekognoszierungsabteilungen und machte sich kampfbereit.

II.

Am 13. (26.) April 1905 spielte sich das Präludium zum späteren Pogrom ab. In einem Wald in der Nähe des bei Schitomir gelegenen Psystsche fand ein grosses Meeting statt, an dem einige hundert junge Juden sich beteiligten. Schon auf dem Hinwege wurden die Versammlungsteilnehmer, die auf Kähnen hinausgefahren waren, von den Bauern der Dörfer Pawlikowka und Psystsche von den felsigen Ufern des Teterew mit Steinen beworfen. In der Nähe trieb sich auch viel Polizei, zum Teil verkleidet, umher, schnüffelte herum und verband offensichtlich irgend einen Zweck mit dem Meeting im Walde. Indes verlief die politische Veranstaltung bis zum Schluss ohne jedwede Störung. Erst auf dem Rückwege ereignete sich der für die Unabwendbarkeit der Katastrophe charakteristische Zwischenfall. Eine kleine Gruppe von sieben Jünglingen und Mädchen, die, von der Masse getrennt, sich erst später auf den Weg begab und ruhig am Ufer entlang daherschritt, wurde von einem in einem Hinterhalt auflauernden Bauernhaufen überfallen und aufs grausamste misshandelt. Die Bauern, mit Knütteln bewaffnet, hatten es offenbar auf den Tod ihrer Opfer abgesehen. Mit dem Schrei: „Warum ruft ihr „Freiheit" und „Fort mit dem Zaren?"" stürzten sie sich über sie her, hieben lange auf die Köpfe der Mädchen ein, bis diese, halb zu Tode gemartert, sich als tot verstellten, stürzten einen Jüngling von einem über 200 Fuss hohen Felsen herab, verstümmelten einen anderen derart, dass er wochenlang in Todesgefahr schwebte usw. Vom anderen Ufer aber weideten sich die Bauern am Geschrei und Gestöhn der Misshandelten und riefen: „Prügelt die Juden, hauet sie!" Ja, als andere Juden den verwundeten Brüdern in Kähnen zu Hilfe zu kommen suchten, da wurden sie von diesen mit einem Steinhagel und dem Rufe: „Freiheit wollt ihr Juden haben, wir werden euch Freiheit geben!", empfangen.

Nunmehr mischte sich auch die Polizei ein, aber in ihrer Weise. Sie suchte nach den Misshandelten, um sie zu verhaften, liess hingegen die bäuerlichen Mordgesellen ruhig nach Hause gehen. Wer konnte da noch zweifeln, dass die Polizeibeamten, die in so

verdächtiger Weisc im Walde immer wieder aufgetaucht und verschwunden waren, um schliesslich zur Inhaftierung Misshandelter wiederzuerscheinen, überhaupt ihre Hände im Spiel gehabt hattcn? Der ganze Vorfall war eine ausgezeichnete Vorübung für den Hauptexzess und leistete gründliche Dienste, um die Bauern zu drillen. Zu ihrer Abneigung gegen die Juden, zu ihrem fanatischen Hass gegen die Neuerungen gesellte sich nunmehr die Gewissheit, dass alle Gewalttaten gegen die Juden nicht geahndet werden, sondern im Gegenteil ein der Polizei gefälliges Werk seien.

Am 23. April ging sodann der Hauptangriff vonstatten, wie es heisst, auf ein gegebenes Signal hin. Wiederum waren es die Bauern von Pawlikowka, die die Initiative ergriffen. Durch Steinwürfe zwangen sie jüdische Botfahrer zur Gegenwehr. Als jedoch die Ueberfallenen einen Schuss in die Luft taten, um die Angreifer zu verjagen, liefen die Pawlikowkaschen Bauern ins Dorf zurück, schlugen Alarm: „Die Juden wollen uns ermorden, haut die Juden!“ und stürzten sich, wie zur Bestätigung ihrer Rufe, über die jüdischen Wohnungen, um sie auszurauben.

Nun war der Funke ins Pulverfass geworfen. Vergebens versuchte ein Offizier Senkewitsch, der ebenfalls, Boot fahrend, von einem Stein getroffen worden war, zum Gouverneur zu dringen, um ihn über die beginnende Judenhetze aufzuklären. Er wurde mit einer der üblichen Ausreden, der Gouverneur sei unwohl, zurückgewiesen. Ebensowenig kam vom Generalgouverneur von Kiew, an den er sich telegraphisch gewandt hatte, Hilfe.

In Pawlikowka tobte bereits der Mob. Die Bauern des Orts hatten durch speziell entsandte Reiter ihre Nachbarn aus den nahegelegenen Dörfern herbeigerufen, und diese kamen auch, mit Beilen, Knütteln, Heugabeln, Flinten und anderen Werkzeugen versehen, zum „Kampfe“ herbei. Auch Soldaten fanden sich bald ein, aber nur, um die Selbstverteidigungsversuche der Juden illusorisch zu machen. Sie liessen die aus der Stadt herbeigeströmten Juden nicht heran und bildeten eine Art „Wall“ um die Exzedenten und deren Opfer. Die Selbstwehr vermochte gar nicht heranzukommen, während die Plünderer zudem noch in der Lage waren, vom Berge herunter über die Köpfe der Soldaten in die Scharen der angesammelten Stadtjuden, die sich am Fussc des Pawlikowkaer Abhanges aufgestellt hatten, Steine hinabzuschleudern und einzelnen beträchtliche Wunden beizubringen. Zugleich sprengte eine Patrouille in die jüdische Menge hinein und ritt einen jungen Mann zu Tode. In ihrer Verzweiflung gaben nun Juden eine Salve in die Luft, worauf die Soldaten ihre Front gegen die Juden kehrten und auf sie losschossen. Ein heilloser Schrecken erfasste die gegenüber den militärisch bewaffneten Soldaten machtlosen Juden, aber einige tollkühne Jünglinge schickten sich schon an, „zum Schutz der Brüder“ die Ketten der Soldaten zu durchbrechen. Da schlug ein Pristawgehilfe zwei Selbstwehrmitgliedern vor, mit den Plünderern zu verhandeln, wobei er ihnen völlige Sicherheit garantierte. Tatsächlich entschloss sich die jüdische Selbstwehr zu diesem Wagnis. Zwci aus ihrer Mitte, Setzer und Goldfarb, gingen unter Führung des Pristawgehilfen an die Exzedentenreihen, um sie zu „beruhigen“. Wütend stürzten sich jedoch die Plünderer auf den „Friedensunterhändler“ Setzer und begannen ihn jämmerlich zu bearbeiten. Das heilige Versprechen des Pristawgehilfen erwies sich als unerhörter

Verrat. Nicht nur nahm er den Angegriffenen nicht in Schutz, sondern packte selbst den anderen Selbstwehrvertreter am Arm, als dieser ihm irgend welche Hilfe leisten wollte.

Ob des schmählichen Wortbruches waren die hintergangenen Juden in eine derartige Wut und in solche Verzweiflung geraten, dass sie zum Aeussersten bereit wurden. Ein ungeheures Blutvergiessen schien unvermeidlich. Da ermannte sich endlich der Polizeichef und liess eine Anzahl Exzedenten ins Polizeilokal abführen. Die Feiglinge weigerten sich anfangs zu gehen, „da sie von den Juden in Stücke gerissen werden würden“, und änderten ihren Sinn erst dann, als ihnen die jüdischen Selbstwehrmitglieder persönliche Unantastbarkeit zusagten und auch eine Eskorte von drei der Ihrigen gewährten. Im Polizeiamt sagte einer von ihnen: „Die Juden lassen einen nicht mehr leben, sie versorgen sich mit Waffen, um alle Christen niederzumetzeln, alles Land an sich zu reissen und es zu regieren. Sie sind „Sizilisten“, sind gegen den Zaren, schiessen auf das Bild des Zaren.“ Man sieht, in welchem Masse sie vom antisemitischen Geschwätz infiziert waren. Vor der hohen Obrigkeit versprachen sie allerdings, sich jedes weiteren Exzesses zu enthalten, und erhielten darauf mit Zustimmung der naiven jüdischen Begleiter die Freiheit, um bei der nächsten Gelegenheit wortbrüchig zu werden.

III.

War so an diesem Tage noch das schlimmste Unheil verhütet, so sollten die nächsten beiden Tage um so grausigere werden.

Sonntag, den 24. April, herrschte von frühmorgens an sowohl in Pawlikowka als in der Stadt selber eine furchtbare Erregung. Haufen von Plünderern bildeten sich wiederum in den Strassen und sprachen von weiteren Exzessen in drohender Manier. Gebildete Juden und ein paar russische Studenten gingen entschlossen an diese Gruppen heran und redeten auf sie ein. Was half es jedoch gegenüber der angeschwollenen, kaum zurückgehaltenen Pogromstimmung? Und andererseits waren noch verschiedene Hetzer, insbesondere Grossrussen, die die Massen zu Gewalttaten anstachelten, jedes beruhigende Gespräch zu hintertreiben sich bemühten und ihre sämtlichen Beschuldigungen mit dem Ausruf krönten, mit den Juden gäbe es nur ein Gespräch — das Messer. Die zugereisten Individuen redeten so herausfordernd, dass selbst einzelnen Pawlikowkaer Bauern das Treiben missfiel, und sie zur Polizei sagten: „Von morgens an hetzen sie hier, wir wissen nicht, wer sie sind, entfernen Sie sie!“ Die Polizei liess sich indes nicht aus dem Konzept bringen und störte die zugereisten Hetzer nicht im geringsten. Frei von aller Scheu, riefen diese, als der Pogrom nicht schnell genug ausbrechen wollte: „Wie, wird es nichts geben? Hat man uns vielleicht umsonst aus Moskau verschrieben?“ Was taten aber während dieser Vorgänge die Behörden? Sie drehten den Spiess um, sie suchten nach den Waffen der Selbstwehr. Kaum war es den Gendarmen gelungen, in einem Hause in Pawlikowka Wurfkugeln zu finden, als sie sie unter der Menge verteilten, um so die aufgehetzten, in klassischer Unwissenheit erhaltenen Bauern durch das Corpus delicti zu „überzeugen“, dass die Juden den Christen den Garaus zu machen willens seien . . . Die Pogromstimmung war geschaffen, und die Bauern begaben sich, zur Tat bereit, nach der Stadt.

Dort war alles mobilisiert. Neben den zugereisten Grossrussen, die nunmehr von Pawlikowka nach der Stadt ihr Arbeitsfeld verlegten, arbeiteten eifrig ein Polizeipristaw, ein Beamter Kastschenko, ein Angestellter des geistlichen Konsortiums, der früher in der Polizei gedient hatte, und andere Kräfte des „Schwarzen Hunderts", darunter ein Hauptorganisator, der im Anzuge eines einfachen Arbeiters bereits zwei Wochen lang gewirkt hatte, am entscheidenden Tage aber die Verkleidung aufgab und überall in einem Zylinder zu sehen war. Die Pogrommasse befand sich an Ort und Stelle. Das Bild wurde durch Soldaten ergänzt, die in freundschaftlicher Weise den Plünderern durch witzige Ausfälle gegen die Juden zu verstehen gaben, wessen die Juden gewärtig sein müssen. Von 4 Uhr an begannen nun die Plünderer zu Tätlichkeiten überzugehen. Sie zertrümmerten mit Steinen die Fensterscheiben der am Markte gelegenen jüdischen Häuser und prügelten vorübergehende Juden. „Zu dieser Zeit", heisst es in einem Berichte,[1]) „stellt der Platz folgendes Bild dar: von der Grossen Berditschewskaja bis zur Tschudnowskaja hatten sich die Mannschaften der Selbstwehr aufgestellt, hinter deren Rücken die jüdischen Zuschauer standen. Von der Kiewskaja bis zur Kaphedralnaja standen in gebrochener Linie die dichten Reihen der Soldaten, hinter ihnen, fast unter ihrem Schutz, hatten sich die Gruppen der Plünderer postiert. Die Offiziere und die Polizei hatten sich um die Kapelle aufgestellt. Schutzleute waren überall. Die Soldaten hatten sofort nach ihrem Erscheinen mit der Front zur jüdischen Selbstwehr Posto gefasst, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, was hinter ihrem Rücken die Plünderer trieben. Die Plünderer aber packten einzeln vorübergehende Juden und misshandelten sie grausam (so den Juden Kipness, den Studenten Berger, den man fast leblos ins Krankenhaus brachte). Einige Soldaten lösten mit ihren Bajonetten Steine aus dem Pflaster und reichten sie den Plünderern. In diesem Moment soll aus den Fenstern des Hauses R. ein Schuss gefallen sein, der zwar niemand verwundete, aber die Leidenschaften der Plünderer noch heftiger entfachte. Zwei Schutzleute, Jurtschenko und Wassitzky, schossen wiederholt in die Richtung, wo die Juden standen, was sowohl auf die Juden als auch auf die Plünderer noch mehr aufreizend wirkte. Um 6 Uhr verbreitete sich die Nachricht, dass Kujarow tot sei, und einige Minuten später sprang der Mann im Zylinder aus der Menge hervor und rief: „Kinder, haut die Juden!", worauf er sich selber auf die Juden losstürzte. Sein Schrei sollte fatale Bedeutung haben. Es war, als hätte die Menge auf dies Signal gewartet, und sie begann jetzt mit Stöcken und Steinen über die Juden herzufallen. Die Soldaten setzten das Gewehr an und rüsteten sich, auf die jüdische Selbstwehr zu schiessen. — —

„Die Selbstwehr konnte sich bis zur Stelle, wo das Morden vor sich ging, nicht durchdrängen, denn dichte Reihen von Soldaten versperrten den Weg zur Ecke der Wilejskaja und Kiewskajastrasse, dafür genossen jedoch die Plünderer volle Aktionsfreiheit. Als die jüdische Menge den Versuch machte, die Plünderer auseinanderzutreiben, liefen diese näher zum Soldatenkordon heran und fanden hier Schutz. Die Judenhetze tobte immer heftiger. Das Gebrüll der Plün-

---

[1]) Diesen auf Grund genauester Bekundungen zusammengestellten Bericht haben wir wesentlichen Teilen unserer Schilderung zugrunde gelegt.

derer, das Weinen der jüdischen Weiber und Kinder, das Wehklagen der Opfer, das alles verbreitete unter der jüdischen Bevölkerung ein panisches Entsetzen. Man fühlte, dass die tierisch gewordene Menge, von Blutdurst ergriffen, zur abscheulichsten Schandtat bereit sei."

Vergebens fordern ein jüdischer Arzt, Dr. B., und der russische Student Blinow vom Polizeichef, dass er gegen die ausser Rand und Band geratene Menge vorgehen möge. Der Polizeichef erklärt, dass die Plünderer aus Furcht, die Juden könnten sie niedermachen, den Platz nicht zu verlassen wagen. „Wenn Ihre Selbstwehr den Platz räumt, verspreche ich, sofort die Menge zu entfernen." Die beiden Männer eilen zur Selbstwehr und bringen die Antwort, dass sie unverzüglich dieser Aufforderung nachzukommen bereit sei, aber der Polizeichef, der sie nach der Antwort beordert hatte, ist bereits verschwunden. Statt seiner finden die Unterhändler nur ein Gewühl von Plünderern und Militär. „Das ist der jüdische Doktor, haut ihn!" erschallt es ringsum, doch ein zufällig vorübergehender Offizier, der nicht in Montur war, packt ihn am Arm und zieht ihn von der tobenden Menge weg.

Blinow bleibt allein in der Mitte der Plünderer. Jemand von ihnen ruft: „Das ist ein Sozialist, der die Juden verteidigt, er ist schlimmer als ein Jude, haut ihn!" Und auf Blinow hageln Knüttel und Fäuste. Ein Polizeipristawsgehilfe schlägt auf Blinow mit dem Säbel ein. Blinow bricht zusammen, und die rasende Menge haut ihn vor den Augen von hunderten Soldaten und Polizisten in den Tod hinein. In schändlicher Weise wird sodann die Leiche ausgeplündert und bleibt vier Stunden auf der Strasse liegen. Von den Tätern wird aber niemand in flagranti verhaftet.

Jetzt beginnt eine wilde Jagd nach Menschen. Man plündert und rast. Ein Jude namens Nuger will die Reihen der Soldaten durchbrechen, um zur Selbstwehr, die von Zeit zu Zeit Schüsse abgibt, zu gelangen, wird aber von einem Soldaten mit dem Flintenkolben geschlagen und zur Seite geworfen. Der Mann vermag noch in einen Strassenbahnwagen hineinzuspringen, er wird jedoch von Tarabukin — dem Mann mit dem Zylinder — und einem Helfershelfer mit Steinen fürchterlich bearbeitet und schliesslich vom Wagen herabgezerrt. Tarabukin kommandiert: „Haut ihn ganz tot, Kinder, er atmet noch!", und unter furchtbaren Martern findet er langsam ein Ende. Umsonst hatte während des Vorfalls der Strassenbahnschaffner dem Polizeichef, der in der nächsten Nähe sich befand, zugerufen: „Herr Polizeichef, man mordet einen Menschen!" Nach Schluss der ungeheuerlichen Metzelei rief der Mann des Gesetzes voll Wut: „Umzingelt den Toten!"

Auf dem Podol raste eine andere Menge, aus etwa 300 Exzedenten bestehend; es waren hauptsächlich Bauern aus dem Vorort Malewanka, mit Flinten, Stangen, Beilen, Sensen bewaffnet. Bald fand sich eine Selbstwehrabteilung von etwa 40 Mann ein, der es gelang, die Exzedenten auf die andere Seite der Brücke, wo es keine jüdischen Häuser mehr gibt, zurückzudrängen und den Weg zur Stadt zu sperren. Diese Position hielt sie eine Zeitlang inne, sie sah sich aber bald von den Plünderern umgeben, während ein Teil der Exzedenten, der in den Bergen aufgestellt war, die Selbstwehr im Rücken angriff. Von Flintenkugeln durchbohrt oder von Steinen getroffen, fielen mehrere Selbstwehrleute, die einen tot, die anderen schwer verwundet. Helden-

haft verharrten jedoch die Verteidiger auf ihrem Platz; wussten sie doch, dass mit ihrem Weggang ein ganzer Stadtteil der Menge zum Opfer fallen würde. Waren auch die meisten von ihnen kampfunfähig geworden, so wichen sie doch nicht und warteten anderer Genossen. Von einigen Leichtverwundeten in Kenntnis gesetzt, kamen tatsächlich neue Selbstwehrleute und trieben die immer näher herandrängenden Exzedenten wieder zurück. Auch von der zweiten Abteilung wurden einige von den Geschossen der Exzedenten getroffen, doch waren die Verluste geringer als bei der ersten Abteilung. Vier Stunden währte der Kampf, bis endlich die vom Gouverneur versprochene Soldatenhilfe anlangte und als solche zu funktionieren sich anschickte. Unterdes wies das Schlachtfeld infolge der absichtlichen Verzögerung einen Haufen von Leichen auf.[1])

An anderen Stellen der Stadt wurden um dieselbe Zeit auch Nichtselbstwehrleute getötet, so der Lehrer Friedmann und der Hausbesitzer Olschansky. Bei dem Tod des letzteren zeigten die Soldaten ihre ganze Kameradschaft mit den Plünderern. Denn der Mann wurde von einem Exzedenten erdolcht, der mitten in einer ganzen Plündererschar von einem Soldatenring in ein Polizeirevier abgeführt wurde. Niemand von der Eskorte, auch dem Offizier nicht, fiel es ein, den Mörder unter den von ihnen geleiteten Exzedenten festzustellen.

Zwölf Tote und eine grosse Menge Verwundeter zählten die Juden an diesem Tage. Allerdings gab es auch auf nichtjüdischer Seite gegen zehn Tote und viele Verwundete. Es ist charakteristisch, dass offiziell nur von einem Getöteten und zwei Verwundeten die Rede war. Allein, wer kennt diese Tendenzberichte nicht? Gilt es, die Tatsachen für die europäische Oeffentlichkeit zuzustutzen, dann nennt die offizielle russische Berichterstattung mit Bezug auf die getöteten Nichtjuden weit grössere Zahlen, um so bei unwissenden Gemütern den Glauben zu erwecken, dass eigentlich die Juden die Krawallanstifter seien, die den naiven Zweck verfolgen, den nichtjüdischen Nachbarn den Garaus zu machen . . . Mitten im Pogrom pflegt jedoch an Ort und Stelle nicht selten die betreffende Zahl verkleinert zu werden, um nicht die gewöhnlich feigen Plünderer zu entmutigen und dadurch von weiteren Heldentaten abzuhalten.

Die Exzedenten erwiesen sich als tüchtig organisierte und wohlvorbereitete Leute. Schon zwei Tage vor dem Pogromausbruch hatten sich die Bauern von Malewanka auf ein Hornsignal hin versammelt und verschiedene Uebungen gemacht. Sie pflegten auch in geordneten Reihen zum Flusse zu marschieren, und die Führer erteilten richtige Kommandoinstruktionen, wie „Die Jungens mit den Flinten vorwärts“, „Träger hierher“ (wohl zur Bergung Verwundeter), „Steine dorthin“ u. dgl. Auch in Pawlikowka war entsprechende Vorsorge getroffen, und am traurigen Sonntag waren in verschiedenen Häusern Waffen an die Plünderer verteilt worden.

Am Montag dauerte der Plünderungs- und Demolierungsprozess weiter fort, obwohl überall Kavallerie und Infanterie Schitomir in

[1]) Die gefallenen Selbstwehrmänner waren folgende: Leib Wainstein, Student der Universität Kiew, Gdalja Schmulensohn, Metallgiesser (hinterliess Frau und 4 Kinder), Aba Tscheskes, Möbeltischler, 20 Jahre alt, Isaak Nussimow, Handlungsgehilfe, 15 Jahr alt, Hersch Kinberg, Handlungsgehilfe, 17 Jahre alt, Israel Pack, Arbeiter, 26 Jahre alt (hinterliess Frau und 3 Kinder), Joss Minaker, Arbeiter, 21 Jahre alt, Nikolai Blinow, Sozialrevolutionär, Christ, Student der Universität Kiew (hinterliess Frau und 2 Kinder).

eine Kriegsstadt verwandelt hatten. Namentlich in den entlegenen Teilen, wie auf dem Podol, in Rudno, Kiewskaja Rogatka, Smoljanka und anderen Orten ging es arg zu. Haufen von Hooligans taten ihr Werk vor den Augen der Polizei und der Soldaten. So oft allerdings eine kleine Abteilung der Selbstwehr kam, verschwanden auch die Exzedenten, aber die äussert dezimierte Selbstwehr hatte nicht mehr die erforderliche Zahl von Verteidigern. Als ein Freiwilliger den Chef einer Militärpatrouille fragte: „Wie können Sie den Judenexzess zulassen?“, erfolgte die Antwort: „Was ist dabei zu machen, wenn es ein Befehl von oben ist?“

Ungestört durften die Bauernmassen in die Stadt eindringen. Der Gouverneur hatte befohlen, auf die Plünderer nicht zu schiessen, sie nicht zu schlagen. Ein Oberst flehte den Gouverneur an, ihm zu gestatten, die Plünderer auseinanderzujagen, da dann die Hetze in einer halben Stunde beendet sein würde, aber der Gouverneur wollte nichts davon hören. „So gestatten Sie mir wenigstens, sie zu verhaften.“ „Ich kann nicht, da es mir an Raum für die Verhafteten mangelt.“ So vermochten auch diejenigen unter den Offizieren, die einzugreifen willens waren, nichts auszurichten; andere aber waren von solchen Neigungen weit entfernt und verhehlten ihre Sympathien für die Plünderer nicht im geringsten. Was gar die Soldaten anbetrifft, so waren sie mit den Pogromlern, denen sie in ihrer Zusammensetzung meist konform waren, solidarisch. Zudem hatte die Haltung der Vorgesetzten sie völlig demoralisiert; viele von ihnen glaubten tatsächlich, dass es sich um einen Aufruhr der Juden handle.

Die Metzelei war übrigens nicht nur gegen die Juden, sondern auch gegen einige „politisch verdächtige“ Russen gerichtet. Wie sehr die Anführer der organisierten Mörder an diese Aufgabe dachten, beweist der Ausruf eines der Mörder Rissmanns. Nachdem er ihn genau betrachtet hatte, rief er aus: „Wir haben aber nicht den rechten getötet, jener war klein gewachsen!“ Sie hatten sich vergriffen. Den sie gemeint hatten, war ein Verwandter des Ermordeten, ein Mitglied der revolutionären Ortsorganisation.

Die Polizei nahm zum Teil direkten Anteil an dem Pogrom. Ein Polizist rief: „Die Juden wollen Rechte bekommen? Mögen sie sich dann irgend wohin nach Frankreich oder Amerika scheren. Bei uns haben sie nur in den Aborten Rechte. Was sie nicht wollen! Man kann sie ja mit Fäusten erdrosseln!“

Was tat nun die Stadtverwaltung gegenüber dem tagelangen Morden und Rauben? Bis zum Montag nachmittag überhaupt nichts, und als der Bürgermeister endlich an diesem Tage eine ausserordentliche Sitzung anberaumte, eröffnete er sie mit der beruhigenden Bescheidenheitsformel, es seien Massnahmen getroffen. Da platzten denn die Protest- und Entrüstungsrufe hervor, von der Strasse drangen laute Unwillenskundgebungen und von der Galerie scholl es hinein: „Auf der Strasse werden die Menschen umgebracht, und hier verliert man die Zeit in Wortgefechten.“ Nun entbrannte eine heftige Debatte. Als ein reicher Jude über die Schutzwehr eine missbilligende Aeusserung fallen lässt und der Meinung Ausdruck gibt, dass sie für die Juden gefährlich sei, da schwillt der Sturm fürchterlich an. Die vom tragischen Schicksal der heldenmütigen Kämpfer aufs tiefste ergriffenen Juden wollen die Entweihung des Andenkens der neuen „Makkabäer“ nicht zulassen. Ein Lehrer erzählt dabei, wie die Selbst-

wehrjünglinge gekämpft hätten, wie acht von ihnen gefallen, zwölf schwer verwundet und sehr viele leicht verwundet seien. Mit Rücksicht darauf, dass der Pogrom immer gewaltigere Dimensionen annehme, dass das „Schwarze Hundert" aus den Vorstädten heranziehe, dass in Aufrufen, die auf der Chaussee verbreitet seien, auf den Kopf eines Studenten soundso viel, auf den eines Juden soundso viel gesetzt seien, dass die Katastrophe die ganze Stadt zu erfassen drohe, äussern sich einzelne Versammlungsmitglieder dahin, dass nicht papierne Widerrufungen der schändlichen Gerüchte, sondern physische Kräfte vonnöten seien, dass die Selbstwehr zu legalisieren sei und alle Erwachsenen in ihre Mitte aufzunehmen hätte. Das Stadthaupt meint jedoch, dass ein solcher Schritt unmöglich sei . . . Nach langen Erörterungen, in denen die Rolle der Polizei insbesondere von den Betroffenen einer scharfen Kritik unterzogen worden war, nachdem noch ein christlicher Rechtsanwalt auf die polizeiliche Organisierung des Pogroms hingewiesen und daraus den Schluss gezogen hatte in den drastischen Worten: „Wir haben Polizeipristawe zur Provokation, aber nicht zum Schutz unseres Lebens", fasste die Stadtduma den Beschluss, in vollem Bestand zum Gouverneur zu gehen und ihn zu bitten, 1. sofort die Organisation einer Stadtwache zu gestatten, 2. im Hause des Gouverneurs einen Rat ins Leben zu rufen, der aus einigen von der Duma gewählten Personen bestände, und dem ständig Mitteilungen über die Vorgänge in der Stadt gemacht werden müssen, damit er entscheide, welche Massnahmen jedesmal zu ergreifen seien, 3. persönlich durch die Stadt zu fahren und die Bevölkerung zu beruhigen, und 4. die Stadt vom Zufluss ausserstädtischer Plünderer abzuschneiden.

Doch blieben diese Resolutionen nur platonische Wünsche, mit deren Durchführung die Stadtverordneten es keineswegs ernst nahmen. Der Gouverneur machte sich aus den Vorstellungen und Bitten der Bevölkerung überhaupt nichts. Vergebens umlagerte eine dichte Menge von Juden sein Haus, vergebens füllten den ganzen Tag immer neue Scharen hilfeflehender Juden die Säle des Gouvernementsgebäudes und baten ihn, entweder den Bedrängten militärischen Schutz zuteil werden oder wenigstens das Militär gänzlich von den Strassen entfernen zu lassen. Alles, was der Gouverneur unternahm, bestand darin, dass er nebst dem Stadthaupt und dem Kronsrabbiner eine Rundfahrt durch die Stadt machte, aber er entschloss sich nicht zur geringsten Massregel. Gegen Abend des 25. April gab es auf seiten der Juden bereits 16 Tote und 60 Schwerverwundete.

Der Pogrom hatte noch nachträglich furchtbare Folgen. Geradezu eine Selbstmordepidemie brach in der Stadt aus. Im Anschluss an ihre Pogromerlebnisse, sei es unter dem Druck der erlittenen Schicksalsschläge, sei es unter den durch den Anblick der Bestialitäten hervorgerufenen psychischen Qualen, nahmen sich sechs Personen das Leben, und eine Anzahl anderer wurde wahnsinnig. So trieb die martervolle Ermordung eines 17 jährigen Jünglings dessen Vater zur Selbstvergiftung, und verzweifelt nahm sich eine 15 jährige Schülerin das Leben, nachdem sie die entsetzlichen Qualen der von ihr gepflegten Verstümmelten miterlebt hatte. Und wer vermöchte die anderen Leiden der Betroffenen zu summieren?

IV.

Ueber den Schlussakkord der Schitomirer Tragödie erzählt der Gewährsmann, dem wir den grösseren Teil unserer bisherigen Angaben verdanken, also: „Die Nacht von Montag zu Dienstag verlief für die Juden von Schitomir in entsetzlicher Erregung. Die Reihen der Selbstwehr bereiteten sich in finsterer Entschlossenheit für den kommenden Tag. Bleich wie die Schatten, infolge der vielen schlaflosen Nächte, erbittert durch die widerliche Haltung der Administration, unter dem Schicksal der jüdischen Bevölkerung leidend, waren sie zum Aeussersten bereit. Die Gefühlslosigkeit der gebildeten christlichen Gesellschaft, die nicht einen einzigen ernsten Versuch gemacht hatte, sich der Juden anzunehmen, auf die Plünderer einzuwirken, damit diese die Morde und Räubereien einstellten, die selbstzufriedene Ueberzeugung der christlichen Intelligenz von ihrer Sicherheit gaben den Mitgliedern der Selbstwehr die fürchterlichsten Gedanken ein, und sie beschlossen, falls die Judenhetze nicht ein Ende nehmen sollte, vom Selbstschutz zum Angriff überzugehen, zum Angriff auf alle Satten und Zufriedenen, die imstande waren, ruhig, wie im Theater, zuzusehen, wie unter den Händen der Plünderer das Blut unschuldiger Juden floss. Und als am Dienstag die Hooligans fortfuhren, zu plündern und Juden umzubringen, und die Polizei und das Militär dieselbe empörende Haltung bewahrte (der Polizeipristawgehilfe Anderson sagte, als er mit dem Juden Miniches in einer Schnapsbude zusammentraf: „Trinkt, trinkt, soviel ihr könnt, heut werdet ihr ja doch allesamt umgebracht“), da entschlossen sich die Juden zum letzten Mittel. Eine tausendköpfige Menge, darunter viele Weiber und Kinder, machte sich zum Hause des Gouverneurs auf. Die starken Abteilungen der Infanterie und Kavallerie, die zum Schutze des kostbaren Lebens des Gouverneurs aufgeboten waren und in Bereitschaft standen, beim ersten Signal sie über den Haufen zu schiessen, schreckten die Menge nicht. Eine Gruppe von 20 Menschen schied sich aus der Masse aus und betrat das Haus des Gouverneurs mit der Forderung, er solle vor ihnen erscheinen. Als der Gouverneur herauskam, sagte einer von den Juden: „Wir sind gekommen, um Ihnen unseren folgenden Beschluss mitzuteilen: Wenn Sie im Laufe einer Stunde nicht dem Blutbad in Schitomir ein Ende machen, und Sie können es mit einem Worte tun, so beginnen wir ein allgemeines Gemetzel. Es werden Ströme von Blut vergossen werden. Wir werden alle Christen ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Stand umbringen, und ich werde als ersten Sie töten.“ „Und ich bin bereit, Sie als zweiten umzubringen“, wandte sich ein anderer Jude an den dabeistehenden Divisionschef. Dies wirkte. Der Gouverneur erbleichte, wurde verlegen und sagte sofort hastig zum Divisionschef: „Ich bevollmächtige Sie, die allerentschiedensten Massnahmen zur Wiederherstellung der Ordnung zu ergreifen. Sie können beim ersten Zeichen von Ungehorsam und wo sich mehr als fünf Menschen versammeln, schiessen lassen.“ Der Divisionschef, ein ziemlich korrekter General, der aufrichtig wünschte, die Unordnung zu unterdrücken, übergab die eben vom Gouverneur erhaltene Anordnung sofort einem Adjutanten, damit dieser sie zur Kenntnis der Offiziere, Abteilungschefs und Patrouillenführer bringe. Kaum hatten die Soldaten diesen Befehl gehört, so waren sie nicht mehr zu erkennen. Sie fühlten mit einem Male, dass von

diesem Augenblicke an die heilige Erfüllung ihrer Pflicht beginne. Eine noch grössere Wirkung übte diese Anordnung auf die Plünderer aus, die in Haufen auf den Strassen und Plätzen umherstanden. Sobald ihnen gesagt wurde, dass man schiessen würde, begannen sie eiligst auseinanderzugehen, und eine halbe Stunde später war die Stadt menschenleer. Ein Augenzeuge berichtet, dass gleich nachdem der Gouverneur den Befehl zum Schiessen erteilt hatte, der Polizeichef auf den Platz geeilt sei und sich mit folgenden Worten an die Plünderer gewandt habe: „Nun, Brüder, heute wird es nichts mehr geben. Es ist befohlen worden, zu schiessen. Geht nach Hause.“ Und die Plünderer liefen, wohin sie die Beine trugen; manche hatten einen solchen Schreck bekommen, dass sie sich in den nächsten Höfen versteckten . . . Die Judenhetze endete mit einem Schlage. Die Soldaten haben keinen Schuss abgegeben. Kein Tropfen Blut ist dabei vergossen worden.“

V.

Niederschmetternd war die Wirkung, welche das dreitägige Gemetzel auf die jüdische Bevölkerung der Stadt ausgeübt hatte. Noch ein paar Jahre früher wäre ihnen ein derartiges Massenverbrechen als eine Unmöglichkeit erschienen; denn die Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden trugen äußerlich den Stempel der Friedfertigkeit. Dieser Glaube kam in einer Mitteilung zum Ausdruck, welche ein ergrauter Kenner der lokalen Verhältnisse, ein hochgeachteter alter Jude, in der ausserordentlichen Versammlung der Stadtduma vorbrachte. „Vor etwa 20 Jahren wandte sich der damalige Gouverneur an mich mit der Anfrage: „Halten Sie es in Anbetracht der kursierenden Gerüchte von einer für Ostern bevorstehenden Judenhetze nicht für notwendig, die Patrouillen zu verstärken?“ Ich antwortete: „Wenn kein Befehl, eine Judenhetze zu inszenieren, vorliegt, so wird auch keine stattfinden“.“ Wohl blieb auch jetzt noch diese Behauptung schon aus dem Grunde zweifellos richtig, weil jeder Versuch aufgehetzter Massen, einen Krawall zu arrangieren, von der jüdischen Selbstwehr mit Leichtigkeit erstickt worden wäre, wenn die Plünderer nicht seitens des Militärs und der Polizei Schutz und Beistand erhalten hätten; aber die in dem Ausspruch enthaltene psychologische Pointe, die ein ungetrübtes Verhältnis der nebeneinander wohnenden Völkerschaften für Schitomir voraussetzt, ist durch die Tatsachen zum Anachronismus geworden. Wir fügen noch zu dem hierüber bereits oben angeführten Urteil dasjenige des Woschodberichterstatters hinzu: „Zum Schluss“, schreibt er, „können wir nicht umhin, auf jenen erstaunlichen Indifferentismus hinzuweisen, den die gesamte christliche Gesellschaft gegenüber dem Pogrom an den Tag gelegt hat. Abgesehen von der ausserordentlichen Stadtdumaversammlung, die am Montag stattfand und den Ereignissen des Tages gewidmet war, ist absolut in nichts das Interesse der christlichen gebildeten Kreise für das Massacre hervorgetreten. Wohl gibt es manche Personen, die durch die blutigen Tage erschüttert sind, aber sie sind eben nur vereinzelte.“

Aber auch das Verhalten der Stadtduma findet eine grelle Beleuchtung in einem eigenartigen Dokument, nämlich im Schreiben eines jüdischen Stadtverordneten, mit dem er einige Wochen nach dem Pogrom der Stadtverordnetenversammlung gegenüber seinen Verzicht auf das von ihm vier Jahre innegehabte Stadtverordnetenamt be-

gründete. Er sagt darin: „Die Ereignisse, die sich unlängst in unserer Stadt abgespielt haben, die mit Schrecken begleitet waren, die noch jetzt bei der Erinnerung daran das Blut in den Adern erstarren machen, haben mich noch mehr vom äusserst indifferenten Verhalten der Duma gegen die Juden überzeugt. Lange vor den tragischen Tagen war von einer Gruppe von Stadtverordneten, die von Juden inspiriert waren, eine Erklärung eingebracht worden, die auf die Möglichkeit eines Pogroms hinwies, ihn sogar prophetisch voraussagte. Und was geschah? Die Duma beschloss zwar, ungeachtet des Hinweises des Bürgermeisters auf die Farbenverdichtung und die Uebertreibung in den angeführten Tatsachen, mit dem Gouverneur in Verbindung zu treten und in Erfahrung zu bringen, welche Massnahmen er zur Abwendung des Pogroms zu treffen gedenke. Damit aber war's genug. Oder hat etwa die Duma darauf b e s t a n d e n, dass energische Massregeln unverzüglich getroffen werden, bezw. darauf hingewiesen, w e l c h e Massregeln möglich und notwendig seien? Sie überliess es blos dem Bürgermeister, von dem Pogrom, der inszeniert werde, die Obrigkeit in Kenntnis zu setzen. Als ob der Gouverneur selbst es nicht gewusst, als ob er einer solchen Mahnung bedurft hätte? Als aber gar der Gouverneur die Duma auf offiziellem Papier benachrichtigt hatte, dass die Massnahmen getroffen seien — atmete die Duma erleichtert auf, beruhigte sich und versuchte nicht einmal, der Antwort des Gouverneurs die weiteste Verbreitung zu verschaffen, um die Bevölkerung zu beruhigen. Was tat schliesslich die Duma, als die Ereignisse sich abzuspielen begannen? Auf Verlangen der Juden wurde für den Tag nach dem Hauptgemetzel eine ausserordentliche Versammlung einberufen, an der Vertreter der Juden teilnahmen. In der Sitzung erschien von 36 Stadtverordneten nur die Hälfte, aber auch von diesen erhob fast niemand seine Stimme zum Schutz der Juden. Es redeten nur abseits stehende Leute, die Duma selbst hingegen war fortwährend über den im Saale und auf der Galerie herrschenden Lärm entrüstet und hörte nicht auf, das Publikum aufzufordern, sich anständig zu betragen. Es war billig, die Wahrung des „Anstandes“ zu fordern, während auf den Strassen das am Tage vorher vergossene Blut noch nicht abgewaschen war und darüber noch frisches aus neuen Opfern träufelte. In demselben Moment, da die Duma tagte, ward der Setzer Rissmann ermordet. Alle Appelle nach Organisierung einer Stadtwache oder überhaupt irgend welcher Hilfe wurden von der Duma abgewiesen. Worauf sie sich einzig beschränkte — das war, in corpore zum Gouverneur zu gehen. Bis jedoch die Stadtverordneten zu ihm hinkamen, zerstreute sich der grössere Teil auf dem Wege. Es kamen dorthin insgesamt sieben Personen, aber auch sie schwiegen im Empfangszimmer des Gouverneurs, und überliessen es jenen zu reden, bei denen das Herz vor Schmerz sich zusammenkrampfte, die Zunge vor Empörung gelähmt war. Das Gleiche geschah des Abends, in der Sitzung der beim Gouverneur funktionierenden Kommission, der es auferlegt war, Mittel zur Unterdrückung des Krawalls auszusinnen; auch da fuhren die Vertreter der Stadtduma fort, ihre Schweigerolle zu spielen und das Reden gerade denen zu überlassen, die am wenigsten geneigt waren, Reden zu halten.

„Ja, worin und wie hat bis jetzt die Duma ihr Mitgefühl für die gefallenen Opfer, die zugrunde gerichteten Familien und die gesamte jüdische Bevölkerung, die vom Unglück erschüttert ist, zum

Ausdruck gebracht? Hat sie auch nur einen Trauergottesdienst abgehalten, hat sie ein einziges Mal das Andenken der Opfer durch Aufstehen geehrt, hat sie auch nur einen Heller aus ihren Mitteln zugunsten der verwaisten Kinder gespendet? Nein! Noch mehr, in der ersten Dumasitzung, die nach dem Ende des Pogroms stattfand, hat niemand über die Schrecken, welche die jüdische Bevölkerung eben erlebt hatte, auch nur ein Wort verloren!"

Der Schitomirer Pogrom hatte bei der russischen Judenheit, insbesondere aber bei der Schitomirer jüdischen Einwohnerschaft einen tiefen Schmerz hervorgerufen, nicht nur ob der tragischen Umstände, unter denen er vor sich gegangen war, sondern auch ob der Aufhellung der vulkanartigen Position der Gesamtjudenheit und ihrer Machtlosigkeit. Gerade die tragischsten Momente, die Hinmetzelung so vieler Selbstwehrjünglinge, waren zugleich die tröstlichsten; denn sie warfen einen Schimmer des Heroischen auf das düstere Bild der Katastrophe, die zeitlich nach Kischinew und Homel bis zu den Oktoberpogromen die stärkste Erschütterung des russisch-jüdischen Organismus bedeutete.

Und in das düstere Bild der Beziehungen zwischen den Juden und den Nichtjuden Schitomirs mischte sich eine Episode hinein, die aus einer hehren Welt ist: die aktive Anteilnahme Blinows an der jüdischen Selbstwehr und sein Tod. Dieser Nichtjude, dessen Leben so sehr an Beresin in den „Juden" von Tschirikow erinnert, der aber sein schwächliches Vorbild durch Konsequenz und Willensstärke übertrifft und mit edler Kühnheit bewusst für die verfolgten Juden in den Tod geht, wirkt versöhnend. Die Juden Schitomirs haben zwar einsehen müssen, über welchem Abgrund nachbarlicher Feindseligkeit oder verhüllter Gleichgültigkeit sie sich befinden, sind aber durch den Tod Blinows vor den Gefühlen des Hasses gegen die anderen bewahrt worden. Blinow war ein historisches Sühnopfer für tausende herabgesunkene, zu Mördern gewordene Brüder, ein Wahrzeichen für höhere Menschlichkeit.

Trojanowo

Gleichzeitig mit dem Schitomirer Blutbad bemächtigte sich die Pogromepidemie auch der umliegenden Ortschaften, wie Ssokolowski, Berjosowka u. a. Goryschnewoer Bauern rechtfertigten sich vor einem jüdischen Müller, dessen Mühle sie demoliert hatten, also: „Wir sind nicht schuld, uns hat unser Ssotski und unser Starosta es zu tun befohlen. Sie ritten im Dorfe umher und sagten: „Fahrt schnell nach Schitomir, die Juden zu prügeln; sie überfallen die Christen." Wir gehorchten und brachen auf, und mit uns kamen unsere Oberen — der Ssotski und der Starosta." Im Flecken Goroschki war die Erregung der Bauern infolge der wilden Gerüchte so gross, dass sie ihre jüdischen Mitbewohner samt und sonders umgebracht hätten, wenn nicht eine gut bewaffnete Abteilung deutscher Kolonisten für die Juden eingetreten wäre.

So war die ganze Umgegend von Schitomir aufs äusserste aufgewühlt. Bis zur Raserei jedoch stieg der emporgeschnellte Hass in Trojanowo, das gleichzeitig mit Schitomir eine furchtbare Tragödie erlebte. Als nämlich die Kunde vom Schitomirer Exzessausbruch sich

verbreitet hatte, eilten aus den benachbarten Orten, selbst aus dem ca. vier Stunden entfernten Berditschew Gruppen von Jünglingen hilfsbereit zu ihren bedrohten Brüdern. Eine solche Abteilung von 14 Mann hatte sich auch aus Tschudnowo aufgemacht und musste den Ort Trojanowo passieren, wo die bäuerliche Bevölkerung in einer wahnwitzigen Mord- und „Rache"stimmung sich befand. Vergebens war das Häuflein schon unterwegs vor dem Betreten Trojanows gewarnt worden. Getragen vom hohen Ziel, gingen die Selbstwehrleute und merkten erst in Trojanowo selbst, wo sie anhielten, in welcher Todesgefahr sie schwebten. Schleunigst eilten sie nun weiter, nach Schitomir zu, aber kaum hatten sie einige Schritte gemacht, als die Sturmglocke zu läuten begann und eine Menge mit Beilen, Sensen, Pieken bewaffneter Bauern zusammenströmte. Wütend jagten diese der Selbstwehrschar nach und stürzten sich auf sie, wichen jedoch vor dem kühnen Angriff der Bedrohten zurück. Der erste Anprall war zurückgewiesen. Indessen läutete die Sturmglocke immer weiter und lockte eine tausendköpfige Menge aus den Nachbardörfern herbei. Verloren, wie sie sich sahen, wollten die Juden ihr Leben nicht leichten Kaufes hingeben und machten sich schussbereit. Da redeten ihnen Juden des Ortes zu, dass sie, wenn sie die Waffen fortwürfen, nur verhaftet, aber nicht totgeschlagen werden und auch sonst kein Unheil anrichten würden. Ein verhängnisvoller Rat! Nachdem die Jünglinge sich ihrer Waffen entledigt hatten, war ihr Schicksal besiegelt. Ihr Führer versuchte noch naiverweise, sich durch Worte mit den rasendgewordenen Bauern zu verständigen, wurde jedoch sofort niedergestreckt, und eine erschreckend grausame Orgie begann. So wurden zehn Tschudnower Jünglinge und ein zufällig hinzugekommener Arbeiter aus Berditschew unter entsetzlichen Foltern hingemetzelt. Einem von ihnen war es gelungen, auf dem Boden der Synagoge sich zu verstecken. Die Bauern hatten aber überall herumgesucht und fanden ihn schliesslich am nächsten Tage. Der Unglückselige wurde herabgeschleudert und von der untenstehenden Menge bestialisch ermordet. Dabei spielte sich eine Szene höchster Verwilderung ab. Der orthodoxe Ortsgeistliche weidete sich am Vorgang in der Synagoge und war so entzückt, dass er den entmenschten Bauern Beifall klatschte.[1])

Die Trojanower Tragödie hatte noch ein eigenartiges Nachspiel. Die Juden ringsherum beschuldigten ihre Trojanower Brüder, dass sie die Tschudnower Jünglinge verraten hätten, und boykottierten sie. Die jüdische öffentliche Meinung sprach sich gleichfalls in der allerschärfsten Form gegen die Boykottierten aus. Erst ein von ihnen angerufenes Ehrengericht befreite die „Trojanower" von ihrer verzweifelten Lage. Vor dem einzigartigen Tribunal erwies es sich, dass sie bei weitem keine Helden, aber auch keine Verräter waren.

---

[1]) Die Namen der getöteten Jünglinge waren: I. Brodski (22 Jahre alt), A. Bilenkin (18), A. Fleischer, P. Horowitz (18), J. L. Fleischer (17), J. Musik (17), B. Solotar (24) M. Schoiter (20), J. Scherman (24). Fünf von ihnen waren Arbeiter, vier Gebildete. Der Name des zehnten Ermordeten ward nicht eruiert.

Bialystok, Gouv. Grodno

Gesamtbevölkerung (1897) 65 871, Juden 41 903.
Sommer 1905.

I.

Was die herrschenden Gewalten in Bialystok zu leisten vermögen, hat die Welt erst im Sommer 1906 erfahren. Seitdem gehört Bialystok der Geschichte jener Barbarei an, über die selbst abgestumpfte Naturen ein Gefühl des Entsetzens empfinden. Ein glücklicher Umstand hat es gefügt, dass aus der Fülle der gleichartigen grauenhaften Exzesse gegen die Juden gerade dieser jüdische Martyrolog dank der damals tagenden russischen Reichsduma in gründlicher und nicht zu widerlegender Weise vor der europäischen Oeffentlichkeit entrollt werden konnte. Alle Lügen, die gewöhnlich die Schuldigen bei Gelegenheit von Judenverfolgungen verbreiten, um die Tatsachen auf den Kopf zu stellen und zur physischen und materiellen Marter der Betroffenen noch die seelische hinzuzufügen, mussten diesmal an der Aufzählung der Belege, die von drei speziell entsandten Dumamitgliedern und einer Menge von Berichterstattern nach frischer Tat erbracht wurden, elendiglich abprallen.

Von welcher Bedeutung indes zur Enthüllung der Grausamkeiten, die die Herrschsüchtigen in Russland mit massloser Brutalität namentlich gegenüber den jedes Schutzes baren Juden zu begehen vermögen, die Oeffentlichkeit wird, beweist eine Gegenüberstellung des Sommers 1906 mit dem ihm vorangegangenen. Bialystok kennt nämlich Judengemetzel nicht erst seit der Dumazeit, sondern schon seit dem Sommer 1905, Gemetzel, die gar nicht so weit von den klassischen des Juni 1906 abstehen, aber fast völlig unbekannt geblieben sind. Auch damals, gleich nach den ersten Schreckensszenen vom Juni 1905, denen offenbar weitere folgen sollten, ist durch eine Spezialeingabe einer Anzahl Bialystoker Bürger der Versuch gemacht worden, die blutigen, gegen revolutionäre wie harmlose — im wesentlichen gerade gegen unbeteiligte — Juden gerichteten Militärausschreitungen vor ein mehr oder minder öffentliches Forum, vor die Tribüne der Stadtverwaltung, zwecks einer sachgemässen Besprechung zu bringen; diese Versuche der Geplagten scheiterten jedoch an der telegraphischen Anweisung des Grodnoer Gouverneurs, dem Bialystok ja zu „gehorchen" hat, dass die Verhandlung über den heiklen Gegenstand von der Tagesordnung abzusetzen sei, womit es ihm auch tatsächlich gelungen ist, zu verhüten, dass gelegentlich der Debatten in einer autoritativen Institution auch nur eine beschränkte Oeffentlichkeit die wirklichen Zustände in ihrer Nacktheit kennen lernte.

Die Wogen des Freiheitskampfes verschlangen dann ganz und gar die Bialystoker Vorkommnisse, die wegen ihres militärischen Charakters nur als eine der blutigen Erscheinungen der Revolution aufgefasst wurden, wie sie damals hintereinander die Welt erschütterten, die in Wirklichkeit aber schon den Kampf der russischen Bureaukratie gegen die Juden als Gesamtheit entsprungen sind.

Bereits seit längerer Zeit war Bialystok zur Zielscheibe der herrschenden Gewalten geworden. Die lokalen Obrigkeiten hatten sowohl über die Stadt als über sich selbst jegliche Macht eingebüsst. Denn Bialystok gehörte zu den Brennpunkten mannigfaltiger proletarischer

und anarchistischer Parteien und war zum heftigen Tummelplatz revolutionärer Kundgebungen geworden. Neben den mehr oder minder friedlichen Strassendemonstrationen von Sozialisten gab es auch häufig terroristische Akte: bald krachte ein Schuss, bald flog eine Bombe, gegen den einen oder anderen Polizeibeamten gerichtet, der sich durch Scharfmacherei ausgezeichnet hatte. Die Stadt war in ständiger Aufregung ob der zahlreichen Anschläge und häufigen Erpressungen. Da überlegten die Behörden, wie den Parteien des Umsturzes, die alle in einen Topf geworfen wurden, beizukommen sei. Gibt es da, sagten sie sich, ein besseres Mittel als das Schiessen und nochmalige Schiessen ohne Ende, gibt es sodann ein geeigneteres Objekt, als die Juden samt und sonders? Dass in den Reihen der Juden, soweit sie sogar an der Freiheitsbewegung teilnahmen, keineswegs Einmütigkeit über die Kampfmethoden, die gegen das knechtende Regime anzuwenden wären, herrschte, dass ein gewaltiger Teil von ihnen über die sich häufenden terroristischen Akte und erpresserischen Ausschreitungen, von denen die letzteren namentlich gegen Private sich richteten und das Leben zum Stillstand brachten, selber Klage führte, was lag der russischen Bureaukratie daran? So schlimm es nun die jüdische Bourgeoisie bei den ewigen Erpressungen und Massregelungen hatte, die von Anarchisten oder als solche sich ausgebenden Leuten gegen sie ausgeübt wurden, so lieferte ihr die Bureaukratie durch ihre Unmenschlichkeiten den Beweis, dass sich jedenfalls noch eher mit den Expropriateuren als mit den nur von einem niedrigen Rachegelüste beherrschten Obrigkeitsvertretern leben lasse. Denn nie begingen die Expropriateure so sinnlose Missetaten, wie die Schützer der Ordnung, denen das Niederschiessen von nichtsahnenden Greisen, Frauen und Kindern einen direkten Genuss bereitete.

II.

Der erste laute Schrei nach Hilfe war denn das schon erwähnte, von einer Anzahl von Bürgern unterzeichnete Schreiben an die Stadtverwaltung, das in deren Sitzung zur Verlesung kommen sollte. Die Bittschrift hatte folgende Fassung:

„Am 21. Juni d. J. wurde um 11 Uhr abends auf dem Marktplatze von unbekannter Hand eine Bombe geschleudert, deren Splitter einige Polizeibeamte und zufällige Passanten verwundeten. Man sollte meinen, dass sich die Aufgabe der Polizei in diesem Falle darauf hätte beschränken müssen, die Schuldigen aufzuspüren. Allein die Polizei hatte eine andere Auffassung ihrer Bestimmung. Auf ihre Verfügung wurde eine Eskadron Dragoner losgelassen, die in tollem Ritt über die Strassen und Trottoire sprengte und nach links und rechts, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, Säbelhiebe austeilte. Infanteriepatrouillen verübten die ganze Nacht Gewalttaten an Passanten und schossen auf die Häuser (Spuren von Soldatenkugeln sind im Dlugatschschen Hause, Lipowaja-Strasse, neben dem Dom, zu sehen). Um diesem Akt der Willkür den Charakter einer Notwehr zu verleihen, wurde das unbedingt falsche Gerücht ausgesprengt, dass nach der Bombenexplosion von den Balkonen der den Platz einschliessenden jüdischen Häuser Revolverschüsse abgegeben worden seien. Gegen Morgen waren die Trottoire und Häuser vieler vom Tatorte entfernt gelegenen Strassen (der Njemetzkaja, Kupetscheskaja, Potschtowaja) mit Blut begossen.

Die Willkür der über die Militärabteilungen verfügenden Beamten erreichte ihren Höhepunkt in dem am Abend des 27. Juni von Soldaten veranstalteten Blutbade. Um neun Uhr abends gingen einzelne Passanten nach vollbrachtem Tagewerk friedlich in der Surashskaja und den anliegenden Strassen spazieren, ohne dass irgendwo eine Ansammlung stattgefunden hätte. Plötzlich ertönte ein Revolverschuss, der als Signal gedient zu haben schien, und aus den Ecken kam eine Kompagnie Infanterie hervorgestürzt, die ohne jede Verwarnung drei Salven längs beider Trottoire abfeuerte. In der Panik suchten die Passanten in Höfe und Häuser zu flüchten. Soldaten und gleichfalls Schutzleute jagten den Forteilenden nach und schossen nach ihnen, so dass viele Tote und noch mehr Verwundete und Verstümmelte auf dem Platze blieben.

Dieses jedes Anlasses entbehrende, durch nichts herausgeforderte blutige Vorgehen (eine unparteiische und öffentliche Untersuchung wird zweifellos die Falschheit der Behauptung des Korrespondenten des „Warschawsky Dnjewnik", dass das Schiessen durch eine Demonstration hervorgerufen wurde, nachweisen) veranlasst uns, an die Stadtverordneten mit der Bitte heranzutreten, Massregeln zu ergreifen, um die Bevölkerung vor der Wiederholung der blutigen Metzelei zu schützen, und dafür Sorge zu tragen, dass die Urheber der durch nichts gerechtfertigten Morde und Verwundungen friedlicher Bürger vor Gericht gestellt und zur Verantwortung gezogen werden."

III.

Allein die geschilderten Vorgänge waren nur ein schwacher Anfang; bald sollte es weit schlimmer werden. Die Wut der Polizei- und Militärkreise über die in Bialystok nicht abnehmende Revolution steigerte sich zur Raserei und ergoss sich ganz und gar über die ohnehin eine schwere Krisis durchmachende jüdische Bevölkerung. Am schrecklichsten ging es nach verschiedenen kleineren Ueberfällen am 30. Juli zu, worüber uns zwei Dokumente berichten. Das eine, eine Eingabe an das Justizministerium, enthält die wichtigsten Tatsachen, das andere ist von den Juden Bialystoks an die Stadtverwaltung gerichtet und spiegelt gewissermassen die Stimmung wieder.

Die Eingabe an das Ministerium lautete:

„Auf Grund der Aussagen vieler Dutzende von Augenzeugen und persönlich Betroffenen stellen sich die Bialystoker Ereignisse des 30. Juli folgendermassen dar.

Der 30. Juli war ein Sabbath, und die in der Surashskaja-Gasse (einer der am stärksten von der jüdischen ärmeren Klasse bevölkerten Strassen) wohnhaften Juden hatten ihre Häuser verlassen und standen in kleineren Haufen, friedlich plaudernd, vor den Haustüren. Schutzleute und doppelt so viele zu ihrer Sicherheit aufgestellte Wachtposten bildeten wie gewöhnlich längs der ganzen schmalen Surashskaja-Gasse eine dichte Kette. Da die Beziehungen zwischen der Polizei und den Juden infolge der im Juni in Bialystok vorangegangenen schonungslosen Misshandlungen der Juden äusserst zugespitzt waren, so geschah es offenbar auf Befehl der Schutzleute, dass die Soldaten kleine Gruppen von Juden auseinanderjagten, sie mit Schimpfreden überhäuften und nicht selten sogar ihre Gewehrkolben in Tätigkeit setzten. Die Juden gehorchten, um Zusammenstösse zu vermeiden, der ersten Aufforderung, auseinander zu gehen; da versetzte aber ein Soldat dem Juden

Feinstein einen heftigen Kolbenschlag; Feinstein protestierte energisch gegen diesen Gewaltakt und ging, dem Soldaten mit dem Spazierstock drohend, davon. Lediglich aus dieser Ursache erschoss der Soldat den sich bereits entfernenden Feinstein. Dieser durch nichts provozierte Mord erregte die Juden, die Augenzeugen dieser Gewalttat waren, aufs äusserste. Die Tat schien um so grausamer, als an diesem Tage weder von einer Versammlung noch von einem Gedränge die Rede sein konnte und die Juden die Spötteleien der Soldaten und Schutzleute sehr geduldig hingenommen hatten. Niemand hatte den Soldaten bedroht, und die Ermordung Feinsteins war für alle Juden ein überflüssiger Beweis mehr dafür, wie niedrig das Leben eines Juden in Bialystok bewertet werde.

Etwa eine Stunde nach dem Vorfall mit Feinstein, d. h. um 3½ Uhr nachmittags, wurde in derselben Surashskaja-Gasse von unbekannter Hand eine Bombe geschleudert, die einige Juden tötete und viele Juden sowie drei Soldaten verwundete. Als Antwort auf die geschleuderte Bombe eröffnete die anwesende Patrouille unverzüglich ein Bombardement auf die jüdischen Häuser und Höfe. Es wurde ins Blaue hinein geschossen, da die Bombenexplosion die ganze jüdische Bevölkerung in fürchterliche Angst versetzt hatte, und sich jeder, wo er nur konnte, zu verstecken suchte. Unmittelbar nach der Explosion erschien, wie man sagt, unter Führung eines blutjungen Offiziers, in der Surashskaja-Gasse ein Haufen Soldaten, der die Beschiessung der jüdischen Häuser fortsetzte, obgleich, nach den Worten derselben Augenzeugen, nirgends auf der Strasse auch nur ein Jude sichtbar war. Dieses Schiessen schien für die übrigen Patrouillen als Signal zu dienen, denn fast in allen Teilen der Stadt begann hierauf ohne jeden Grund ein Generalschiessen auf die Juden. Hunderte von Zeugen, Juden wie Christen, können bekunden, dass weder vor noch nach dem Bombenattentat auch nur ein Schuss von seiten der Juden gefallen ist, und dennoch veranstalteten Schutzleute mit ihren Patrouillen eine regelrechte Jagd auf die Juden. Sie zogen durch die verödeten jüdischen Strassen von einem Haus zum andern, spähten ihre Opfer aus und töteten sie, wo sie sie fanden, in den Wohnungen, auf den Dachböden, auf den Höfen. Kein Flehen und Bitten half; sie töteten alle Juden ohne Unterschied, und nur Juden — Greise, Frauen und Kinder; sie töteten ruhig, kaltblütig, oft auf Knieen zielend, töteten jeden, der den Verwundeten beispringen wollte, liessen nicht zu, dass nach Aerzten geschickt wurde, und verweigerten den Aerzten den Zutritt zu den Verwundeten, von denen viele, die zu retten gewesen wären, in Ermangelung ärztlicher Hilfe verbluteten. Das Schiessen auf die Juden dauerte von 3½ Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends, und kein Mensch fand sich, der den Mördern Einhalt geboten hätte. Die Militär- und Polizeibehörden dachten nicht einmal daran, sich in jenen Stadtteilen blicken zu lassen, wo Menschen, die nichts verschuldet hatten, am hellen Tage hingemordet wurden; ja selbst im Zentrum der Stadt, wo die Herren Offiziere und hohen Polizeibeamten alle beisammen waren, wurden viele jüdische Passanten von Soldaten unbarmherzig erschossen.

Einige authentische Erzählungen von Personen, die sich bereit erklärt haben, ihre Aussagen vor dem Untersuchungsrichter zu wieder-

holen, geben von dem über die Juden Bialystoks am 30. Juli hereingebrochenen Unheil ein klares Bild.

Fall 1. Um 4½ Uhr nachmittags stand Beila Liebermann, Mutter von vier Kindern, vor der Türe ihres tief im Hofe gelegenen Hauses. Der Hof führt auf eine von Soldaten bewohnte Strasse. Der Schutzmann Pawel erblickte die Frau und befahl einem Soldaten, sie zu erschiessen. Der Soldat schoss und traf fehl, darauf zielte er nochmals und tötete die Liebermann fast auf der Stelle. Der Bruder der Unglücklichen wollte nach einem Arzt laufen, aber der Soldat schoss auch nach ihm, und der Verwundete musste, obgleich nicht lebensgefährlich verletzt, blutend ins Haus zurückkehren.

Fall 2. Bei dem Schuhmacher Kalman Sajez, in der Kalushskaja-Strasse, im Hause Kapits wohnhaft, befand sich ein zwölfjähriges Mädchen, Freude Kupitz, die Tochter einer Nachbarin. Die Schusterfrau ging ans Fenster, um den Vorhang herunterzulassen; in diesem Moment zielte ein Soldat nach ihr, sie sprang vom Fenster zurück, es krachte ein Schuss, und die kleine Freude Kupitz wurde am Halse verwundet. Die Mutter des Mädchens, die herbeieilte und ihr Kind im Blute fand, sprang in den Flur, öffnete die Türe nach der Strasse und schrie: „Rettet, meine Tochter stirbt.“ Im selben Augenblick schoss ein Soldat nach ihr und tötete sie auf der Stelle.

Fall 3. Der greise Nachman Garber ging in Begleitung zweier alter Männer nach dem Abendgebet (gegen sechs Uhr) aus der Synagoge nach Hause. Plötzlich wurde auf alle drei von Soldaten eine Salve abgegeben, die Garber an der Hand verwundete und einen seiner Begleiter, Wolf Dudak, der schon unter Nikolaus I. als Soldat gedient hatte, auf der Stelle tötete. Garber rief um Hilfe, und auf sein Geschrei eilten zwei seiner Nachbarn herbei. Kaum hatten diese sich aber auf der Strasse sehen lassen, als die Soldaten auch nach ihnen schossen, wobei der eine, Schkomossky, augenblicklich getötet und der andere, Bjalostotzky, verwundet wurde.

Fall 4. Durch das häufige Knattern der Salven erschreckt, lief eine gewisse Chane Winograd gegen fünf Uhr nachmittags auf den Hof des Eigentümers Kadischewitsch in der Kowenskaja Strasse, um sich dort zu verstecken. Ein Soldat hatte sie aber erblickt und verfolgte sie. Die Frau war glücklich bis an eine Tür gelangt, da stolperte sie aber und fiel. Der Soldat, der sie eingeholt hatte, trat darauf einige Schritte von ihr zurück und erschoss sie, ungeachtet aller Tränen und Bitten, sie als Mutter vieler Kinder zu schonen.

Fall 5. Um 4½ Uhr nachmittags war die Soldatenstrasse still, wie ausgestorben. Vor der Tür des Katzschen Hauses stand der elfjährige David Zukrowitsch und ass Brot. Ein Soldat bemerkte ihn, kniete nieder, zielte und erschoss den Knaben auf der Stelle. Dieselbe Kugel traf und tötete eine alte Frau, Chaja Chworowsky, die aus einem Winkel hervorgeguckt hatte.

Fall 6. Gegen fünf Uhr nachmittags standen zwei elfjährige Knaben — Gabriel Lewin und Daniel Halpern — an einem Mansardenfenster des Gutmannschen Hauses in der Tschertjoshnaja-Strasse. Plötzlich sieht Daniel, wie ein Schutzmann einen Soldaten mit dem Finger auf sie aufmerksam macht, und dass der Soldat schon nach ihrem Fenster zielt. Daniel schreit: „Gabriel, weg vom Fenster“ und

springt selbst fort. Aber ehe Gabriel sich von der Stelle rühren konnte, ertönte schon ein Schuss, die Kugel drang ins Ohr, und der Knabe sank tot hin.

Fall 7. Auf dem Hinterhofe einer Sackgasse sass in seiner ärmlichen Behausung Leib Goldberg und las Psalmen. Es war gegen fünf Uhr nachmittags, alle hatten sich eingeschlossen und versteckt. Plötzlich erscheint ein Soldat und erblickt Goldberg; sorgfältig zielend, schiesst er nach ihm, und die Kugel zerschmettert dem Unglücklichen vor den Augen seiner ganzen Familie den Schädel. Die Frau Goldbergs springt in den Vorflur und erhebt ein Geschrei, der Soldat aber sagt nur: „Geh los, du Auswurf, sonst schiesse ich dich auch noch tot,“ und geht ruhig fort.

Fall 8. Eine gewisse Riwka Lew hatte sich auf die Suche nach ihren Kindern begeben und war in die Kladbischtschenskaja-Strasse gelangt. Da sieht sie plötzlich, wie ein Schutzmann einem Soldaten befiehlt, auf sie zu schiessen. In Verzweiflung stürzt sie in das Kellergeschoss des Serebrowitschschen Hauses und versucht die Türe hinter sich zu schliessen. Doch die Kugel kommt ihr zuvor, und tödlich verwundet sinkt sie hin. Doktor Issersohn, der die Szene von einem gegenüberliegenden Fenster mit angesehen hat, will ihr zu Hilfe eilen, allein der Soldat zielt auch nach ihm. Doktor Issersohn versteckt sich rasch in dem Hause, aus dem er gekommen ist, die Kugel saust ihm nach, trifft aber zum Glück nur den Türpfosten.

Fall 9. In der Hospitalstrasse wohnte die aus einem alten Vater, drei Söhnen und einer Tochter bestehende Familie Slon. Am 30. Juli wollte der alte Slon gerade um die Zeit, als in der ganzen Stadt unaufhörlich geschossen wurde, durchaus zum Abendgebet in die Synagoge gehen, die 40 bis 50 Schritt von seiner Wohnung entfernt war. Trotzdem seine Kinder alles aufboten, um ihn zum Bleiben zu bewegen, ging er doch. Es war schon gegen sechs Uhr abends. In der Synagoge verweilte der Alte nicht lange; die Kinder beobachten die ganze Zeit vom Fenster aus, wann der Vater zurückkehren werde; sie sehen, wie der alte Mann aus der Synagoge kommt und sich dem Hause nähert. Da ertönt ein Schuss, und der Alte fällt. Die ganze Familie stürzt auf die Strasse, um dem Vater Hilfe zu bringen, aber die Soldaten empfangen sie mit einem Hagel von Kugeln. Ihre Verzweiflung lässt sich nicht schildern, aber der Selbsterhaltungstrieb behält die Oberhand, und alle verstecken sich auf dem Hofe. Nur einer der Söhne, Leiser, will einen neuen Versuch machen und dem Vater, von dem er nicht weiss, dass er schon verstorben ist, zu Hilfe eilen. Kaum hat er sich aber in der Haustüre gezeigt, als ein Soldat schon nach ihm schiesst und ihn auf der Stelle tötet. Es sind Zeugen vorhanden, die bekunden können, dass Soldaten an den getöteten Leiser Slon herangingen und ihm Uhr und Kette abnahmen.

Fall 10. Etwa gegen fünf Uhr nachmittags stand Isaak Lifschütz im Hintergrunde seines eigenen Hofes in der Basarstrasse. Das eiserne Gittertor war verschlossen. Plötzlich kommt ein Soldat an das Tor, steckt das Gewehr durch eine Gitteröffnung und ruft: „Geht fort, oder ich schiesse euch tot.“ Alle Hausbewohner, die sich auf dem Hofe befanden, stürzten nach verschiedenen Seiten; in diesem Augenblick fiel ein Schuss, Lifschütz wurde schwer verwundet und das

hinter ihm stehende Dienstmädchen des Zahnarztes M. getötet. Zu Lifschütz wurde sofort Doktor Rosenthal gerufen, aber der auf dem Platze stehende Kompagniechef liess ihn nicht passieren und sagte: „Wir brauchen keine Chirurgen, mögen sie krepieren.“ Als Dr. Rosenthal darauf erwiderte: „Erlauben Sie, aber selbst im Kriege hat doch das Rote Kreuz freien Zugang zu den Verwundeten,“ schrie ihm der Offizier zu: „Gehen Sie fort, sonst befehle ich, auf Sie zu schiessen.“ Gleichzeitig schlug ein Soldat mit dem Gewehrkolben auf den Instrumentenkasten, den der Arzt in der Hand hielt, so dass alle Instrumente auf die Erde fielen. Nun begann der Vater des verwundeten Lifschütz den Offizier anzuflehen, dass er den Arzt passieren lasse, allein auch seine Bitten führten zu nichts. Ein Offizier sagte dabei zum alten Lifschütz: „Gebt uns den heraus, der die Bombe geschleudert hat, alsdann werden wir euch erlauben, die verwundeten Juden zu retten.“

Solcher Art sind die Greuel, die am 30. Juli in Bialystok verübt wurden. In einer grossen Handels- und Industriestadt, die viele administrative und gerichtliche Behörden besitzt, konnte es geschehen, dass während vieler Stunden Juden niedergeschossen wurden; und nicht Räuber oder feindliche wilde Horden töteten sie, sondern ihre eigenen Soldaten und Schutzleute. Am Sonntag, den 31. Juli, lagen im jüdischen Krankenhause gegen 40 Leichen Erschossener.“

Zum Schluss beklagten sich noch die Juden darüber, dass überhaupt keine Erforschung der Vorfälle vorgenommen werde, dass bereits eine geraume Zeit nach der Schiesserei noch niemand von den Betroffenen oder von deren Verwandten einem Verhör darüber unterzogen sei, unter welchen Umständen, wann und von wem an einem Tage so viele Menschen getötet worden wären. Auf die Beschwerden der Juden kam schliesslich ein Untersuchungsrichter, aber das grosse Verbrechen der Machthaber blieb, wie fast immer in Russland, ungerächt.

IV.

Hatte doch die Regierung in einem summarischen Communiqué über die Vorgänge in verschiedenen Städten den Sachverhalt so geschildert, als ob es in Bialystok „ein Zusammenstoss einer Menge Juden mit dem Militär“ gewesen wäre. Am Sonnabend hätten sich nämlich — hiess es darin — 300 junge Juden auf der Strasse versammelt und einen auf dem Posten stehenden Soldaten in so drohender Weise bedrängt, dass er einen Schuss abfeuerte und einen Juden verwundete. Eine Kompagnie Soldaten sei nebst einem Offizier auf die Strasse, in der die Ansammlung der Juden stattgefunden, geeilt, worauf eine Bombe sich entladen und drei Gemeine getroffen hätte. Wie auf ein Signal hin hätten nunmehr die Juden aus den Fenstern, von den Dächern, aus den Durchgangshöfen die Militärpatrouille aus Revolvern zu beschiessen begonnen. Nunmehr seien die Soldaten gezwungen worden, die Strasse zu beschiessen; im Resultate hätte es 35 Erschossene — darunter vier Christen — und 25 Verwundete, darunter drei Christen, gegeben.

In einer späteren Mitteilung suchte die Regierung ihre offiziellen Lügen etwas abzuschwächen. Aus 300 versammelten Juden wurden 200, die Zahl der Toten und Verwundeten stieg bereits auf 38 (darunter

drei Christen) bezw. 39 (darunter drei Christen), ja es wird schon zugestanden, dass es noch mehr Betroffene gegeben haben mag, da sich nicht alle haben registrieren lassen, und dergleichen mehr. Im grossen und ganzen wollte natürlich die russische offizielle Welt, die noch niemals ein Interesse an der Wahrheit oder Gerechtigkeit gezeigt hat, ihre eigenen Angaben nicht zurücknehmen, obwohl sie durch einen Bericht der „Frankfurter Zeitung" dazu gedrängt wurde. Allein eine Oeffentlichkeit wie zur Zeit der ersten Duma gab es nicht, und Versuche, durch die Stadtverwaltung die Vorfälle genau feststellen zu lassen, waren unmöglich. So blieb denn auch der Protest der Bialystoker Juden, deren sich nach der offiziellen Veröffentlichung eine unbeschreibliche Entrüstung bemächtigt hatte, völlig unbekannt.

Wir geben auch dieses Schriftstück wieder, obwohl das oben mitgeteilte, auf Grund genauester Untersuchungen abgefasste Memorandum weit mehr Tatsachen enthält. Allein in diesem Schmerzensruf kommt die damalige Stimmung der Appelle an das russische Volk in charakteristischer Weise zum Ausdruck. Trauer und Hoffnung, Zorn und die Zuversicht eines baldigen Sieges sind in diesem Proteste gepart. Er hat folgenden Wortlaut:

„Protest der Juden der Stadt Bialystok gegen das Communiqué des Polizeidepartements über die Vorgänge des 30. Juli 1905.

Mit dem Gefühl unaussprechlichen Entsetzens und grenzenloser Entrüstung haben wir das Communiqué des Polizeidepartements über die am 30. Juli in Bialystok stattgehabten Ereignisse gelesen. Taub gegen die Wehklagen und Beschwerden der zur Verzweiflung getriebenen jüdischen Bevölkerung, unter völliger Ignorierung der Stimmen der Ortsbewohner, hat sich das Ministerium des Innern mit der ihm eigenen Leichtfertigkeit und Tendenziösität bewusst unwahre Nachrichten über die Bialystoker Vorgänge zukommen lassen und ihnen eine Beleuchtung gegeben, die eine unerhörte Verhöhnung der Leiden der Verletzten und des Andenkens der Umgekommenen bedeutet. Wie gewöhnlich wälzt das Polizeidepartement die ganze Schuld auf die Juden ab. Tief empört und in unseren heiligsten Gefühlen gekränkt, halten wir es für unsere Pflicht gegen die russische Gesellschaft, die vom Polizeidepartement verbreitete Lüge aufzudecken und wahrheitsgetreu zu schildern, was sich an jenem verhängnisvollen 30. Juli in Bialystok zugetragen hat.

Der 30. Juli war ein Sabbath, und die ganze, in der Surashskaja und ihren Nebengassen eng zusammengepfercht wohnende jüdische Arbeiterschaft war aus den Häusern geströmt. Schutzleute und doppelt so viele zu ihrer Sicherheit aufgestellte Wachtposten belästigten die auf der Strasse stehenden Juden, indem sie sie mit den gemeinsten Schimpfworten überschütteten und ihnen mit den Gewehrkolben drohten. Um Zusammenstösse zu vermeiden, gingen die Juden fort. Da versetzte aber einer der Wachtposten dem Juden Feinstein einen Kolbenschlag, Feinstein protestierte heftig gegen diesen Gewaltakt und drohte dem Posten mit dem Spazierstocke. Lediglich aus diesem Anlass erschoss der Posten den sich bereits entfernenden Feinstein . . . Es ist unwahr, dass die Menge in drohender Haltung auf den Posten einstürmte, unwahr, dass der Soldat gezwungen war, sich zu verteidigen . . .

Eine Stunde nach dem Morde Feinsteins wurde von irgend jemand eine Bombe geschleudert, die einige Juden tötete und viele

Juden sowie drei Soldaten verwundete. Es war, als ob die Explosion der Bombe als Signal zum Niederschiessen der Juden gedient hätte. Hunderte von Zeugen, sowohl Juden wie Christen, können bestätigen, dass nach dem Bombenattentat auch nicht ein einziger Schuss von jüdischer Seite abgegeben wurde, und dass den Soldaten und Schutzleuten von keiner Seite irgendwelche Gefahr drohte. Im Gegenteil. Alle Juden liefen in panischem Schreck auseinander, und einige Minuten nach der Explosion waren die jüdischen Stadtteile wie ausgestorben. Die Juden versteckten sich in Häusern, Kellern und auf Dachböden. Aber die Soldaten veranstalteten unter der Führung von Schutzleuten eine richtige Jagd auf die Juden . . . Sie gingen durch die menschenleeren Gassen von einem Haus zum anderen und spähten nach ihren Opfern aus . . . Mit verblüffender Kaltblütigkeit, oft auf Knieen zielend, schossen sie in Fenster und Türen der Häuser, in Keller und obere Stockwerke, durch geschlossene Türen und Fensterladen. Sie zielten direkt ins Herz und streckten am Betpulte sitzende Greise und im Winkel der Hütte kauernde Kinder nieder. Da half kein Flehen und Bitten um Schonung; sie schossen auf ihre Opfer aus nächster Nähe, auf zwei bis drei Schritt Entfernung. Dabei handelte es sich hauptsächlich um Frauen und Kinder. Ein systematisches Morden ging in fast allen Teilen der Stadt vor sich, als ob Schutzleute und Soldaten auf vorherige Verabredung handelten, und das Blutbad dauerte von 3½ Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends. Viele Opfer wurden nach der Ermordung auf der Stelle von Soldaten beraubt. Die Obrigkeit hatte sich aus dem Staube gemacht, und nicht ein einziger ihrer Vertreter war da, der gerufen hätte: „Mörder, haltet ein!" Zu den Schwerverwundeten wurden keine Aerzte zugelassen; nicht nur Soldaten, sondern auch einige Offiziere drohten, die Aerzte, die versuchen wollten, zu den Verwundeten in die Häuser zu dringen, zu erschiessen, und viele Verwundete mussten verbluten, da sie ohne ärztliche Hilfe gelassen wurden . . .

Das ist die Wahrheit über die Bialystoker Ereignisse des 30. Juli. Die menschliche Grausamkeit erreichte hier ihren Höhepunkt, Menschen übertrafen in ihrer Wut die blutigsten Bestien . . . Und diese Menschen waren Vertreter der administrativen und militärischen Gewalt . . .

An den frischen Gräbern der unschuldig Zugrundegegangenen, angesichts der vor Schreck und Gram dem Wahnsinn nahe gebrachten jüdischen Bevölkerung rufen wir die russische Gesellschaft, rufen wir ganz Russland um Schutz, um Beistand an.

Wie lange werden diese Greuel ungestraft fortgesetzt werden? Die Wächter der Ordnung, die gegen revolutionäre Ausbrüche mit Erschiessen von Greisen und Kindern in ihren Wohnungen kämpfen, haben aufgehört, solche zu sein und sich in schwere Verbrecher verwandelt; sie gehören nicht in die Reihen der mit Machtbefugnis ausgestatteten Leute, sondern auf die Anklagebank . . .

Wir rufen das ganze Russland um Gerechtigkeit an. Ein zivilisiertes Land kann es nicht dulden, dass in seinem Namen und quasi in seinem Interesse so unerhörte Missetaten vollführt werden. Es darf fordern, dass die Verbrecher, die sich an dem wertvollsten Gut des Volkes, am Leben unschuldiger Bürger vergangen haben, dem

Gerichte übergeben und ohne Ansehen der Person streng gerichtet werden . . . Es darf und muss das fordern."

Ein Jahr später, in den ersten Junitagen 1906, hat die russische Regierung den Protest in ihrer Weise beantwortet . . .

Kertsch, Gouv. Taurien.

Gesamtbevölkerung (1897) 33 347, Juden 5613.

Auch Kertsch gehört zu den Städten, die die Schrecken eines Pogroms noch vor dem Haupttermin des Monats Oktober 1905 gekostet haben. Als in Taurien die Wogen der Freiheitsbewegung hochzugehen begannen, als die allgemeine Gärung um sich griff und gerade in der Peripherie des Reiches vulkanartig hervortrat, da brach in der Hafenstadt Kertsch ein Pogrom aus, der sich über den 30. und 31. Juli und den 1. August 1905 erstreckte und in seiner Entstehung einen echt kontrerevolutionären Charakter hatte.

Vor uns liegt eine ganze Reihe von Zeugenaussagen aus der gerichtlichen Untersuchung, darunter auch solche von hochangesehenen Männern der Stadt, so von einem bekannten Zeitungsredakteur, einem Oberpriester, einem Notar, von Militärs u. a., und alle diese unanfechtbaren Aussagen stimmen darin überein, dass sowohl die in Kertsch reichlich vertretene Polizei, vom Stadthauptmann bis zum einfachsten russischen Gorodowoi (Schutzmann), als auch die Beamten des Gendarmeriekorps, sowie schliesslich die massgebenden Militärfaktoren die Ausschreitungen gebilligt und gefördert haben. Die Bekundungen verschiedener Augenzeugen gehen noch weiter: sie erbringen uns unzweideutige Beweise dafür, dass der Pogrom von den offiziellen Machthabern regelrecht organisiert und geleitet worden ist. Wie der Redakteur der lokalen Zeitung „Der südliche Kurier", Kristi, bezeugte, waren in der Stadt Gerüchte über bevorstehende Krawalle bereits mehrere Tage vor deren Ausbruch im Umlauf gewesen; namentlich hatte die Redaktion des fortschrittlichen Blattes verschiedene Drohbriefe erhalten, so dass der mit Recht beunruhigte Schriftleiter sich veranlasst sah, den Stadthauptmann davon in Kenntnis zu setzen, damit er die nötigen Gegenmassregeln treffen möchte. Der Ortsgewaltige antwortete jedoch nach berühmtem Muster: „Revoltiert nur nicht mitsamt den Juden —, dann wird nichts geschehen." Wer also bei der Bureaukratie missliebig war, ward somit offiziell als vogelfrei erklärt.

An demselben Tage, am 29. Juli, erschien in der Redaktion irgend ein Arbeiter, äusserte seinen Aerger über die „ungerechten" Ausfälle des Blattes gegen die Polizei und erklärte: „Wir werden es euch zeigen, was es heisst, gegen die Regierung zu sein, wir werden euch alle ausschlachten!" War ja gerade die lokale Zeitung, die das Dunkel der bureaukratischen Machenschaften oft zu erhellen bemüht war und sich am Freiheitskampfe, wenn auch in bescheidenem Masse, beteiligte, bei den schwarzen Elementen ganz besonders verhasst.

Dass die Drohungen mit Exzessen nicht leere Redensarten, sondern recht realer Natur waren, sollte schon die allernächste Zukunft beweisen. Am 30. Juli wurde in der Stadt bekannt, dass ein patriotischer Manifestationszug inszeniert werde, nach welchem die Menge gegen verschiedene Personen, vornehmlich „Demokraten“, handgreiflich vorgehen würde. Der Umzug fand auch wirklich am selben Tag statt; an der Spitze schritt die gesamte Polizei, ein Hauptmann, der sich auch später während des Pogroms als Hetzer ganz besonders hervortat, der berüchtigte und durch die Duma ein Jahr später verewigte Gendarmerierittmeister Scheremetow, ein Gendarmeriegeneral ausser Dienst und verschiedene andere gesinnungsverwandte Personen. In der erregten Menge vernahm man gar bald mehrfach den Ruf: „Haut die Juden!“, und ein leiser Anfang wurde schon während der Manifestation gemacht: an mehreren Stellen wurden bereits die Fenster eingeschlagen. Die dem Zug voranschreitende Polizei schenkte selbstverständlich diesen Vorkommnissen nicht die mindeste Beachtung und fachte damit die „patriotischen“ Gefühle immer stärker an. Beim Auseinandergehen schrien denn auch die Manifestierenden die Losung: „Morgen geht's auf die Juden los!“ laut hinaus.

Das war die eigentliche Losung. Aber noch immer gingen die Exzedenten behutsam zu Werke. Am nächsten Tage, am 31. Juli, hörte ein Student, wie ein Hooligan den Polizeimeister um die Erlaubnis bat, die Redaktion des „Kuriers“ zu demolieren, worauf die vielsagende Antwort erfolgte: „Es hat noch Zeit!“ Nun wussten sie alle, dass es nicht mehr Zeit habe, und der Zerstörungsprozess ging los. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, dass dieselben Polizeibehörden, die das Unheil hervorgerufen, den Geistern der Vernichtung nicht im geringsten sich widersetzt haben. Im Gegenteil, laut den Versicherungen von Augenzeugen — so des erwähnten Notars, eines Kapitäns, eines Stadtrates und vieler anderer — waren Polizisten und Soldaten den plündernden Massen, Männern und Frauen, beim Fortschaffen der Waren aus den demolierten Läden in jeder möglichen Weise behilflich, ja manche von ihnen eigneten sich selbst verschiedene Beutestücke, insbesondere Süssigkeiten, an. Des Scheines, der Ordnung halber standen an vielen Punkten der Stadt Militärabteilungen, von Offizieren befehligt. Wandte sich indes ein Betroffener an sie mit der Bitte um Hilfeleistung, so erhielt er die prompte und auch sehr wahrheitsgetreue Antwort: „Dazu haben wir von unseren Vorgesetzten keinen Auftrag.“ Die untergeordneten Polizeibeamten zeigten sich ganz besonders geschäftig, munterten unentschlossene Exzedenten durch freundliche Zurufe oder sachgemässe Ratschläge, wie „greift doch lieber von dieser Seite zu“, auf und trugen in das Ganze Planmässigkeit und Zielbewusstsein hinein.

Als der Pogrom bereits einen beträchtlichen Umfang angenommen hatte, wurden in heuchlerischer Art Polizeipatrouillen nach den Stätten des Exzesses kommandiert, angeblich, um den Plünderern entgegenzutreten; in Wirklichkeit rückten diese indes jedesmal erst dann heran, wenn ein Haus oder ein Laden schon ausgeplündert war, und liessen die Menge ruhig zum nächsten Haus oder zum nächsten Laden ziehen, um sich dort wieder in dem Augenblick einzustellen, wenn alles vollbracht war. Dieses widerliche Komödiespiel der Bureaukratie wiederholte sich vielmals, ohne die verständnisvollen Exzedenten von ihrem Tun abzuschrecken, ohne andererseits die Betroffenen zu beruhigen.

Am 1. August, als die Unruhen noch immer kein Ende nehmen wollten, versammelten sich die Stadträte, begaben sich in corpore zu dem Stadthauptmann und wandten sich an ihn mit dem Ersuchen, den Kapitän Sobetski, den Chef des Handelshafens, auf dessen Territorium der Exzess, wie in Odessa, hinüberzugreifen drohe, mit der Beruhigung der Stadt zu beauftragen. In der Begründung dieses eigentümlichen Vorschlages wiesen sie darauf hin, dass dieser Mann, nur mit einer Reitpeitsche versehen, es vermocht hätte, mehrere Häuser und Läden zu schützen. Der beleidigte Stadthauptmann erwiderte darauf in der Fülle seines Machtbewusstseins, er sei nicht gewillt, solch dumme Beschlüsse zur Ausführung zu bringen. Das Verhalten der Polizei, meinte der Träger der Ortsgewalt selbstbewusst, sei über alles Lob. Er habe die entschiedensten Massnahmen getroffen. Nunmehr beschloss der Stadtrat angesichts der Verwüstungen, denen die Stadt auch ferner ausgesetzt wurde, sich beim Minister des Innern über die Untätigkeit der Polizei zu beschweren. Dies sollte das Finale des Exzesses sein. Als nämlich am Abend des 1. August an den Stadthauptmann ein längeres Telegramm aus Petersburg eintraf, da erinnerte er sich endlich seiner Pflichten und schritt schleunigst an die Herstellung der Ruhe und gesetzlichen Ordnung, was ihm wahrlich ohne grosse Mühe und sehr bald gelang. Nur waren jetzt einzelne der Plünderer über die veränderte Haltung der Behörden erbost und klagten laut über die Polizei, die sie erst zum Exzedieren aufgefordert hätte und sie jetzt prügele. Mehrere von ihnen scheuten sich denn nicht, als sie später in Anklagezustand versetzt wurden, ausdrücklich zu erklären, sie hätten sich an den Plünderungen nur deswegen beteiligt, weil ihnen von kompetenter Seite versichert worden sei, dass die höchste Behörde ihr Tun billige, ja geradezu die Beraubung der Juden gestattet habe. Ueberhaupt bilden die Aussagen der Angeschuldigten in ihrer Naivetät eine niederschmetternde Anklage gegen das gesamte Polizeipersonal, das alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um den Exzess zu einer Zeit verhältnismässiger Pogromlosigkeit, noch lange vor dem Ausbruch der Oktoberepidemie, zu inszenieren. Deshalb mussten sie denn auch alle tätig sein, die Pristawe und ihre Gehilfen, die Revieraufseher und Schutzleute. „Warum geht ihr auseinander?" rief, wie ein Angeklagter erzählt, der Pristaw Gelbach den Exzedenten zu, „da ist noch ein Laden, diesen lasst, dort ist es genug, geht auf jenen zu." Ein anderer Angeklagter berichtet, wie der Pristawgehilfe Issatschenko die Plünderer aufgehetzt, wie er ihnen gesagt hätte: „Was steht ihr da und schaut, geht und nehmt euch Sachen mit." An einen dritten war ein Pristaw mit den Worten herangetreten: „Warum schlagt ihr nicht los? Es ist ja ein Telegramm aus Petersburg angelangt, dass man die Juden hauen darf." Selbst der Polizeimeister Janow hatte sich so weit erniedrigt, dass er, wie mehrfach bekundet wird, persönlich die Exzedenten aufmunterte: „Das Zerreissen von Kleidungsstücken ist erlaubt, aber nicht das Mitnehmen!" rief er einmal wohlgelaunt aus. Ueber die Rolle des Kertscher Helden erzählt ein Zeuge folgendes: Als die Menge der Manifestierenden mit dem Polizeimeister an der Spitze an das Haus des Stadthauptmanns herangekommen war, da drückte der Polizeimeister in dessen Namen der Menge seinen Dank aus, was ihn, den Zeugen, in Erstaunen versetzt habe, da eben dieselbe Menge bereits Fenster eingeschlagen und unaufhörliche Drohungen aus-

gestossen hätte, dass sie die Juden hauen würde. Die Menge habe dann ihrerseits dem Polizeimeister gedankt, ihn geküsst und, auf dem Boulevard angelangt, ihm sowie dem Rittmeister Scheremetow eine Ovation bereitet.

Handelte ja der Polizeimeister ganz im Sinne der obersten Spitze der Stadt, des bereits gekennzeichneten Stadthauptmanns, der seine Sympathien für die Exzedenten kaum zu verbergen vermochte. Gleichmütig beschaute sich dieser das Schlachtfeld und war nur dann entrüstet, wenn jemand ihn um Hilfe anflehte. „Fort“ oder „es hat nichts zu sagen“ rief er dann aus, ja, einem solchen Hilfeflehenden, dessen Ladenberaubung er mit ansah, nahm er noch eigenhändig den Revolver ab, mit dem sich dieser vor den Plünderern zu schützen suchte. Geschah es, dass die Polizeibeamten ein jüdisches Geschäft verteidigten, so hatte es wohl gute Gründe. So erzählt der Angeklagte O., wie der bereits erwähnte Pristawgehilfe Issatschenko nur auf die armen Juden den Mob hetzte, den reichen hingegen seinen Schutz zuteil werden liess.

Ganz im Einklang mit der Polizei wirkte auch die Gendarmerie, die an der Organisation des Pogroms einen hervorragenden Anteil nahm. Der bereits genannte Gendarmerierittmeister Scheremetow hatte mit Hilfe eines Untergebenen, des Unteroffiziers Petrowitsch, das „schwarze Hundert“ aufs gründlichste vorbereitet und namentlich unter den Arbeitern für ein Judenmassaker Stimmung zu machen gesucht. Es gab regelrechte Versammlungen der Pogromagitatoren, zuerst im Restaurant „Kertsch“, sodann im Restaurant „Rossija“, und immer befand sich inmitten der Beratenden der genannte Unteroffizier. Dort war die Unterlage des Exzesses, die patriotische Manifestation, geschaffen, dort der weitere Plan beschlossen. Als Scheremetow während der patrotischen Manifestation von einem Nichtjuden Tsch. auf die „Nichtdiszipliniertheit“ der Menge aufmerksam gemacht wurde, meinte er, dass er nichts tun könne. da ja alles dem patriotischen Gefühl entspringe.

Der Exzess war quasi gegen die „Demokraten“ gerichtet. An ihnen sollte Rache geübt werden, weil sie einige Tage vor dem Pogrom eine Strassendemonstration für die Freiheit veranstaltet hatten. In Wirklichkeit jedoch entstand daraus ein planmässiger Judenpogrom mit allen üblichen Erscheinungen.

Ein anschauliches Bild des Kertscher Pogroms, seiner verschiedenen Stadien und seines Uebergangs in einen Pogrom gegen die Juden gibt die Zeitung „Krim“ aus jenen Tagen, die wir nach dem „Wos'chod“ zitieren:

„Am 30. Juli gegen 9 Uhr abends machte sich auf dem dem Publikum geöffneten Boulevard eine Gärung bemerkbar. Zeichen einer patriotischen Stimmung traten zutage. Die Menge stürzte nach dem Boulevard, der nur gegen Eintrittsgeld zugänglich ist, und verlangte, dass die Musik die Nationalhymne spiele. Die Polizei ordnete an, dass dem Wunsche nachzukommen sei, und die Menge zog in Haufen durch die Woronzow-Strasse nach der Richtung des Domes. Neben dem Dome hielt die Menge vor der Apotheke des Charetschko an und verlangte das Bild des Kaisers; mit diesem zogen sie nach dem Boulevard zurück. Zu dieser Zeit bewegte sich eine Masse einfachen Volks durch alle Strassen nach der Richtung des Boulevards. Die Menge wurde immer grösser und versperrte die Strassen. Als die patriotisch

gestimmte Menge mit dem Kaiserbilde nach dem Boulevard zurückging, löste sich eine, hauptsächlich aus halbwüchsigen Hooligans bestehende Gruppe von ihr ab und zog nach der Stroganowskajastrasse zur Redaktion des „Jushny Kurier". Mit schweren Steinen, die sie auf dem Wege gesammelt hatte, begann sie die Fenster der Redaktion einzuschlagen, und als diese und noch einige Fenster des dem Kaufmann Miroschnikow gehörenden Nebenhauses zertrümmert waren, zog die Schar wieder nach dem Boulevard zurück, wo die patriotische Manifestation noch andauerte.

Die Manifestanten wandten sich an das Publikum mit der Aufforderung, für das Rote Kreuz zu spenden, andere baten einfach um ein Trinkgeld. Das Publikum sah, dass manche von den Manifestanten nicht ganz fest auf den Beinen standen, und musste notgedrungen spenden und Trinkgeld geben. Als die Ekstase etwas nachliess, begann die Menge in Gruppen auseinanderzugehen. Dabei fielen in der Menge die Rufe: „Morgen versammeln wir uns!" Gleichzeitig liefen halbwüchsige Hooligans mit Fahnen in den Händen zwischen den Erwachsenen umher und schrien: „Haut die Juden!" Am andern Tage, Sonntag, den 31. Juli, war am Morgen nichts Bedrohliches zu bemerken. Auf den Strassen herrschte die gewöhnliche Bewegung. Der Markt war von einer Masse von Bauern angefüllt, die aus den benachbarten Dörfern mit Korn angekommen waren. Aber schon um 10 Uhr begannen die Strassen ein anderes Aussehen zu erhalten; Fussgänger mit erregten Gesichtern suchten offenbar schnell nach Hause zu gelangen, manche liefen, so schnell sie konnten. Man hörte „A u f s t a n d" rufen, und die Menge rannte kopfüber in panischem Schrecken vorwärts. Auf dem Fahrdamm rasselten Wagen mit Bauern und Dorfweibern dröhnend dahin. Die Läden wurden geschlossen. Alles, was auf den Strassen an lebenden Wesen vorhanden war, suchte irgendwo unterzukommen. Auf der Karantinnajastrasse, wo sich eine Masse Fuhren angehäuft hatte, stürzten die Bauern zu ihren Wagen, liessen alles im Stich und fuhren, einander drängend, im Galopp davon. Nun begann sich eine Menge anzusammeln, die in kurzer Zeit einen ungeheuren Umfang annahm. Polizei erschien mit dem Polizeimeister. Die Versammelten drängten sich gegenüber der Broderschen Apotheke, neben der Fontaine; unter ihnen waren viele halbwüchsige Hooligans. Als Antwort darauf wurden patriotische Rufe laut, und mit dem Liede „Rette Gott" zog die Menge durch die Stroganowskajastrasse und weiter durch die Karantinnaja. Vor der Jacobsonschen Apotheke hielt der Haufen an und verlangte die Herausgabe des Zarenbildes, mit dem er sich dann zum Dom begab. Auf dem Domplatze hielt der Probst Stanislawsky einen Gottesdienst ab; er bemerkte die erregte Stimmung der Menge und suchte ihr ins Gewissen zu reden.

Die Predigt des Priesters fiel aber auf unfruchtbaren Boden, da die Menge aus solchen Elementen bestand, die mit der christlichen Moral nichts zu schaffen hatten.

Gleich darauf begann die Zerstörung der Läden in der Woronzowstrasse. V o r a n ging ein Teil der Manifestanten mit Fahnen und dem Bilde, und h i n t e n schlug die Menge Fenster- und Türscheiben der Läden ein und vernichtete die Jalousien. Alle waren von trüben Ahnungen erfüllt. Es schien, dass sich vor den unglücklichen Menschen, die völlig der Willkür der ergrimmten Plünderer preisgegeben waren, ein bodenloser Abgrund auftat. Die Menge begnügte sich jedoch zu-

nächst mit dem Einschlagen von Scheiben; Eigentum wurde noch nicht angetastet. Hierbei muss betont werden, dass diese Zerstörungsarbeit vorläufig von halbwüchsigen Burschen ausgeführt wurde. Klar und deutlich begann der antisemitische Charakter der Bewegung hervorzutreten. Allmählich wurden auch die Erwachsenen von der Stimmung mitgerissen, und das Verhängnis erfüllte sich, als sich den Burschen Erwachsene anzuschliessen begannen. Als die Menge auf dem neuen Markte erschien, begann sogleich eine regelrechte Plünderung der Läden. Die Ueberredungsversuche einzelner Personen aus dem Publikum vermochten die Plünderer in ihrem Tun nicht aufzuhalten. Der Magistratssekretär Bjely entschloss sich zu einem verzweifelten Schritt. Er packte einen Plünderer, der gerade im Begriff war, einen armseligen Krämerladen mit einem schweren Brette zu demolieren, am Arm. Der Plünderer drehte sich um, holte mit dem Brett weit aus und traf Bjely auf den Kopf. Die anderen, durch die Einmischung gereizten Plünderer wollten sich auf ihn stürzen und schrien „Haut ihn"; Bjely stürzte nach der entgegengesetzten Seite. Nur durch einen glücklichen Zufall gelang es dem Bedrängten, auf eine Droschke zu springen und zu entkommen. Das rettete sein Leben.

Nun begann das Plünderungswerk. Die Luft wurde von wüstem Geschrei erfüllt. Die Menge verlor jede Besinnung und Selbstbeherrschung. Die Planmässigkeit des Vergehens der Plünderer bewies deutlich, dass alles von Leuten *vorbedacht war, denen die Lage der Stadt und die Ladenbesitzer gut bekannt waren.* Befand sich neben einem jüdischen Laden das Geschäft eines Russen, Griechen oder Armeniers, so schrie eine tönende Stimme: „Weitergehen." Und die Menge ging. Es wurden die Konfektionsläden demoliert und ausgeplündert. Die Plünderer warfen, ohne sich zu genieren, ihre Lumpen ab und legten sofort die neuen Kleider an; viele zogen gleich mehrere Kostüme übereinander an. Ein Teil der Waren wurde auf der Stelle zerrissen.

Wer nur konnte, beeilte sich aus der Stadt zu kommen, sein Eigentum dem Schicksal überlassend, an nichts als an die Rettung des nackten Lebens denkend. In der Stadt kursierten alle möglichen Gerüchte, die die ungeheuerlichsten Dimensionen annahmen. Diese Lage der Dinge brachte einige Stadtverordnete und Intellektuelle zu der Ueberzeugung, dass eine Extrasitzung der Stadtverordneten einberufen werden müsse, um über die Massregeln zur Wahrung der Unverletzlichkeit des Lebens und des Eigentums der Bürger zu beratschlagen. Am Montag stand ein Feiertag bevor. Obwohl die übliche Kirchenprozession aufgehoben war, konnte doch erwartet werden, dass der Pogrom fortgesetzt werden würde. Der Bürgermeister Kumpan war auf Urlaub in Karantin. Er wurde verständigt und traf auch gleich die Verfügung, unverzüglich eine Sitzung auf Montag ein Uhr anzuberaumen. Am Morgen dieses Tages war es ziemlich ruhig. Es schien, dass die Plünderer vom Rauben und Zerstören genug bekommen hatten. Das war aber eine trügerische Ruhe. Jemand sprengte das falsche Gerücht aus, ein Jude hätte eine Frau mit ihrem Kinde gemordet, und aufs neue begann sich eine Menge anzusammeln. Aeusserst interessant ist es, dass sich in der die Frau suchenden Menge die „*Ermordete*" *selbst* befand und *mit den andern zusammen sich selbst suchen ging.* Halbwüchsige Hooligans rannten durch die Strassen und schrien: „Haut die Juden!" In der Stadt waren zur

Zeit zwei Kompagnien Soldaten. Hier und da waren Wachen zu sehen. Die Plünderer trugen eine intensive Tätigkeit zur Schau, Polizei und Militär verhielten sich völlig ruhig. Die Luft war von tosenden Hurrarufen und dem Stampfen der die Läden stürmenden kompakten Menge erfüllt. Unheilverkündende Schläge von Brechstangen dröhnten gegen Fenster und Türen. Der Menge begannen sich Reihen „friedlicher" Einwohner anzuschliessen, bereit, ihren Teil an der Arbeit der Plünderer zu übernehmen. Wieder ging der Raub der Läden los. Weiber, Mädchen, halbwüchsige Burschen und Mädchen, mehr oder weniger anständig gekleidete Leute — wie man sagt, sogar Damen und junge Mädchen der Gesellschaft in Schals — sammelten sich neben den zerstörten Läden an und suchten sich Sachen nach ihrem Geschmack aus, um sie dann ruhig und offen nach Hause zu tragen. War das geplünderte Gut geborgen, so kehrten sie aufs neue zurück und setzten die Arbeit fort. Nach allen Richtungen wurde geschleppt, geradezu ununterbrochene Reihen von Plünderer waren in der Karantinnajastrasse, am Magistrat vorbei, zu bemerken. Wie wir schon oben andeuteten, wurden in der Nicolaistrasse von einigen Leuten Versuche gemacht, die Plünderer auseinanderzutreiben. Unter dem Militär befand sich auch der Stadthauptmann. Als die Selbstwehr anrückte, wichen die Plünderer an der Ecke der Stempkowskajastrasse zurück und stellten sich auf beiden Seiten des Militärs auf."

Die weiteren Vorgänge spielten sich also ab: Die Selbstwehr hatte nunmehr vor sich Soldaten und Exzedenten, die sich über die Stempowskaja zerstreut hatten. Da schossen die Selbstwehrjünglinge auf die Pogromler eine Salve aus Revolvern ab, worauf diese in panischem Schrecken davonflogen. Zum Unglück hatte versehentlich auch einen Soldaten eine Kugel am Fusse getroffen. Der Stadthauptmann, der den ganzen Vorgang mitansah, tat nun so, als ob die Selbstwehr das Militär angegriffen und beschossen hätte, und befahl den Soldaten auf die Selbstwehr zu feuern, worauf die Soldaten durch Flintenschüsse zwei Personen aus der Selbstwehr niederstreckten und gegen zehn verwundeten. Einer der Getöteten war ein Gymnasiast der siebenten Klasse (Primaner), der Nichtjude K i r i t s c h e n k o. Die Selbstwehr war nun zersprengt, und die Exzedenten durften jetzt ihre Arbeit ganz ungestört verrichten.

Erst um 7 Uhr abends des 1. August wurde den Krawallen ein Ende gemacht. Derselbe Polizeimeister und dieselben Schutzleute, die drei Tage lang die Exzedenten nach Lust schalten und walten liessen, die mit ihnen öffentlich liebäugelten, bekamen jetzt einen Energieanfall und begannen mit entblössten Degen die Plünderer auseinanderzutreiben. Ja, auch Schüsse ertönten, der Pogrom war für die Teilnehmer kein konzessionierter Spass mehr, und so stoben sie nach allen Windrichtungen auseinander.

Das Ergebnis dieser dreitägigen Krawalle bedeutete für die Juden von Kertsch für einige Zeit den Ruin einer Menge armer und einer Reihe gutsituierter Existenzen. Ein bemittelter Kaufmann, der seines Vermögens völlig beraubt wurde, verfiel in Wahnsinn, und viele andere konnten erst nach einer längeren Pause an ihre ehemalige Beschäftigung herangehen. Die Stadt war überhaupt nach dem Pogrom wie verödet. Wem von den Juden es nur gelungen war, der hatte die Stadt eiligst verlassen — nicht nur während des Exzesses, sondern auch in den folgenden Tagen. Namentlich nach Theodosia flüchteten in

wilder Panik mit jedem Zuge grosse Scharen, aber dort erwartete sie ein unheimlicher Empfang: unter dem Eindruck der Kertscher Nachrichten und der unentwegten Propaganda gewissenloser Agitatoren, die durch Wort und Schrift die christliche Bevölkerung aufwiegelten, lebten die Juden von Theodosia gerade jetzt in qualvoller Angst ob der nächsten Tage, so dass aus Theodosia jeder Zug ebenso wie aus Kertsch voll flüchtiger Juden abging. Wahrlich, eine beneidenswerte Zufluchtsstätte!

Tief schmerzlich war es für die Juden von Kertsch, dass ein Teil ihrer Mitbürger, selbst solcher mit Bildungszensus und gesellschaftlicher Position, bei Gelegenheit des Pogroms einen ausserordentlichen Grad antisemitischer Gesinnung, ja direkt antisemitischer Roheit an den Tag gelegt hat. Der lokale „Juschny Kurier" zählte eine ganze Reihe solcher Gesellen auf. So nahmen an der Organisation, bezw. an der Ausführung des Pogroms ein Kaufmann Kamenin,, ein Sohn des bekannten Tabakfabrikanten Mesaksudy (eines Karäers), ein Angestellter des Magistrats namens Kriukow u. a. teil. Als ein Jude während des Exzesses im Zentralhotel anfragte, ob er ein Zimmer bekommen könne, da erfolgte die prompte Gegenfrage, ob er Russe oder Jude sei, und die nachherige Antwort, dass es für Juden im Gasthause keine Zimmer gäbe. Ebenso wurden von Hooligans gehetzte Juden, die im Café Isiirs und in dem Teehaus „Venetia" eine Zufluchtsstätte suchten, erbarmungslos auf die Strasse hinausgejagt und so ihren Verfolgern ausgeliefert. Nicht weniger grausam war das Benehmen des in Taman wohnhaften Kosakenoffiziers a. D. Tolstopjat. Einige jüdische Familien hatten sich mit ihren Kindern, darunter Säuglingen, nach Taman geflüchtet. Da verlangte der Offizier a. D. vom Stanitzahetmann die sofortige Ausweisung der Unglückseligen, damit Taman um ihretwillen nicht litte, ein Vorwand, den die schöne Seele mangels anderer Machtmittel ausgeklügelt hatte. Dass „Damen" aus wohlhabenden Ständen am Raube teilnahmen, ist schon gesagt worden; zwei von ihnen, die sich im Plündern besonders hervorgetan hatten, wurden später unter starker Eskorte durch die ganze Stadt zu dem Untersuchungsrichter geführt, wobei sie ihre Gesichter unter Tüchern verhüllten; der wachgewordene Gesetzesparagraph erweckte offenbar auch ihre Schamhaftigkeit. Eine ausserordentliche Härte bewiesen, wie die erwähnte Zeitung ausführt, die Insassen des Vorortes Jenikale während des Exzesses. „In ihnen erwachte die Bestie. Von ihrer vollen Straflosigkeit überzeugt, demolierten sie die gesamte Habe der Juden von Jenikale und liessen sie unter Drohungen auf ihr Leben im buchstäblichen Sinne des Wortes in die weite Welt." In Regen und Hagel flohen die jüdischen Familien aus dem Ort.

Allerdings, es gab auch andererseits ganz andere oder gar entgegengesetzte Handlungen nichtjüdischer Kertscher Einwohner. Die flüchtigen Jenikaler Juden nahm z. B. die Verwaltung einer auf dem von ihnen passierten Wege befindlichen metallurgischen Fabrik mit ganz aussergewöhnlicher Wärme zu sich und erwies ihnen grosse Gastfreundschaft. Auch in Jenikale selbst waren einige Christen, darunter der Geistliche Demistschew, der Postchef Hunn, der Kirchenälteste Wassiliew, für die bedrängten Juden eingetreten. Der oben erwähnte Kapitän Sobetsky zeichnete sich durch sein würdiges Betragen ganz besonders aus. Plünderer, die Waren schleppten, sogar eine ganze Partie Zigeuner, die zu Pferde angelangt waren, um das

„Gut“ nach dem Zelte heimzuführen, hielt er selber an und nahm ihnen den Raub ab, einige Schutzleute und einen Offizier veranlasste er dank seiner Autorität, seinem Beispiele zu folgen, so dass er ganze Massen geplünderter Habseligkeiten zusammenbrachte. Ja, er sandte Boote der Marineverwaltung auf das Meer heraus, um die mit fremdem Gut davoneilenden Fahrzeuge einzuholen, und erwischte so mehrere vollbeladene Barkassen. Von der Tätigkeit dieses Mannes waren die Kertscher Juden so gerührt, dass sie ihm durch eine Deputation ihre Dankbarkeit ausdrückten, als „dem einzigen Menschen“, der energische Massnahmen getroffen hätte, um den Hooligans bei der Demolierung der jüdischen Wohnungen und des jüdischen Eigentums entgegenzutreten.

Die Tatsache, dass viele Menschen aus der „Gesellschaft“ in Kertsch an den Juden sich versündigt haben, brachte dort den Gedanken des gesellschaftlichen Boykotts auf. Der Magistratsangestellte Kriukow wurde von seinen Kollegen dermassen gemieden, dass er schon einige Tage nach dem Pogrom demissionieren musste. Der Fabrikant Mesaksudy sah sich gezwungen, die Erklärung abzugeben, dass sein Sohn mit der Fabrik nichts gemein habe; so verderblich wurde für ihn der jüdische Boykott, der auch hier und da in der christlichen Gesellschaft Anklang fand. Die Stimmung der Juden und Pogromgegner von Kertsch und der Krim zu jener Zeit spiegelt sich eben in der Tatsache wieder, dass man im Ernst daran dachte, den Boykott als Kampfmittel gegen den Pogrom anzuwenden. Um auf die Gefühle, die ein Teil der christlichen Gesellschaft während der Exzesse an den Tag gelegt habe, entsprechend zu reagieren, meinte der „Juschny Kurier“, gäbe es im Machtbereich des entrechteten Volkes nur ein einziges Mittel. Dies Mittel sei der Boykott, der ja schon gegen bekannte Handelsfirmen zur Anwendung komme.

Ueberhaupt war es für die Juden von Kertsch eine große Genugtuung, wenn gerade aus den Reihen der Russen Verfechter ihres Rechts erstanden. Der mehrfach erwähnte Chef des Handelshafens Sobetsky trat auch in der Presse gegen das Verhalten der Polizei, namentlich gegen die Verschleierungen der Tatsachen, die der Polizeimeister Janow anstrebte, mit nicht misszuverstehenden Erklärungen und Bekundungen auf. Die lokale Zeitung tat das Ihrige und hielt sich überhaupt wacker. Der Redakteur bemühte sich auch auf anderem Wege den Juden zu ihrem Rechte zu verhelfen und setzte es in einer denkwürdigen Sitzung der Stadtverordnetenversammlung durch, dass in bezug auf den Pogrom eine Reihe mutiger und humaner Resolutionen gefasst wurde. Es wurde beschlossen:

1. Der jüdischen Gesellschaft anlässlich der ihr zugefügten Beleidigung und des Pogroms das Mitgefühl der Stadtduma auszudrücken. Ueberhaupt ihr gegenüber das Bedauern auszusprechen, dass zwischen der christlichen und jüdischen Bevölkerung von manchen Leuten aus Unwissenheit, Eigennutz oder sinnlosem Groll künstlich eine nationale Zwietracht hervorgerufen werde. Diese Resolution der Stadtverordnetenversammlung zu veröffentlichen, um durch diese Erklärung der zwischen den Nationalitäten Zwietracht säenden Agitation entgegenzutreten und die Gemüter der Ortsbewohner zu beruhigen.

2. Da die Zivilbehörden und die Polizei den eigensten Interessen der Bevölkerung, was Schutz der Person und des Eigentums anbetrifft, nicht Rechnung tragen, die früheren Bestimmungen der Stadtvertretung aufzuheben und sofort die Gewährung der Stadtsummen zur Deckung der Wohnungsgelder und Reisediäten des Stadthauptmanns und der Polizei einzustellen.
3. Im Kertscher Gymnasium zwei Stipendien auf die Namen von Kiritschenko und Eksler, der von Soldaten getöteten Teilnehmer der Selbstwehr, zu gründen, um auf diese Weise diese aufopfernden Jünglinge, die „ihr Leben für ihren Nächsten gelassen hätten", zu verewigen und die Kinderseelen zu hohen Gefühlen und Taten zu begeistern.
4. Um für die Zukunft, wenn es nottut, von dem gefährlichen Spiel mit dem Pöbel und einer unangebrachten Exploitierung der Volksgefühle abzuhalten, den Minister des Innern von den inkorrekten Handlungen der Zivilbehörden und der Polizei während des Pogroms in Kenntnis zu setzen und um Anordnung einer Senatsrevision zu bitten.
5. Dem stellvertretenden Chef des Kertscher Hafens, dem Kapitän zweiten Ranges Sobetsky, für die bei Unterdrückung der Unruhen innerhalb seiner Kompetenz entfaltete grosse Umsicht und Energie den Dank der Stadtvertretung auszudrücken."

Obige Punkte wurden sämtlich in geheimer Abstimmung mit Stimmenmehrheit angenommen. Das Publikum begrüsste die Abstimmungsresultate mit Beifall. Alsdann wurde die Frage über Bewilligung von Unterstützungsgeldern für die vom Pogrom betroffenen jüdischen Armen aufgeworfen. In geheimer Abstimmung beschloss die Majorität der Versammlung, den vom Pogrom betroffenen armen Juden 15 000 Rubel Subsidien zu gewähren, eine Hilfe, die für eine Kleinstadt wie Kertsch enorm ist und zweifellos neben der Subventionierung der Geschädigten noch eine Demonstration zu bedeuten hatte.

Nur in der aufgeregten Zeit des Sommers 1905 war eine solche Sprache, ein so freiheitlicher Ton möglich. Die Polizeihäupter wurden aber darob von grimmigstem Zorn erfasst. Der Stadthauptmann machte dem Bürgermeister die grössten Vorwürfe wegen der Kritik seiner Handlungen, annullierte kraft seiner Machtvollkommenheit die drei ersten Resolutionen und warnte ihn vor derartigen Wiederholungen. Allein es war zu spät, die Freiheit und Menschlichkeit hatte ihren moralischen Erfolg bereits errungen. Dies ist um so bemerkenswerter, als die russischen Stadtverwaltungen meist reaktionär und wahrlich nicht judenfreundlich sind, wie sie es auch nach den Oktoberpogromen meist zur Evidenz bewiesen haben. Die Beschlüsse der Kertscher Stadtduma werden aber stets in der Stadtgeschichte von Kertsch einen leuchtenden Punkt darstellen.

Die Kertscher Judenschaft, die verhältnismässig wohlhabend ist, hat die materiellen Folgen des Krawalls schliesslich überwunden, zumal da der schreckliche Vorgang vor der Oktoberbotschaft, also zu einer Zeit gespanntester Hoffnungen, stattfand. Das eigene Unglück konnte als ein Blatt der allgemeinen russischen Revolution eben deswegen verschmerzt werden, weil die trostreiche Zukunft so nahe bevorstand. Die Kertscher Juden, die von jeher eine starke politische Regbarkeit an den

Tag legten, die sich sowohl am zionistischen Streben als an der russischen Freiheitsbewegung mit Eifer beteiligten, erwarteten mit um so grösserer Ungeduld die bevorstehende Umgestaltung der politischen Verhältnisse Russlands. Da wurden sie denn, als die Freiheitssonne der russischen Völker wirklich aufzugehen schien, jäh an ihre frischen Wunden gemahnt; denn was sie im Juli und Anfang August, zu einer Zeit, da offiziell die Bureaukratie am Ruder war, erlebt, widerfuhr ihren Millionen Brüdern in dem Moment, da ihre Hoffnung verwirklicht zu werden begann, da sie einen Trost für ihre Schmach gefunden zu haben glaubten.



DIE OKTOBER-POGROME 1905



I.

Gouvernement Bessarabien

Kischinew

Gesamtbevölkerung (1897)) 108 483, Juden 50 237.

Schon der Name von Kischinew ist ein Symbol. Wenn man von Mord- und Schandtat, von Vergewaltigung, Marterung Schwacher, von einer besonders blutigen und grausamen Judenschlächterei, die von einem Haufen entmenschter Berufsmörder nebst den sich anschliessenden Exzedentenmassen unter dem Patronate der Regierung zum Entsetzen der ganzen Welt inszeniert wird, spricht, so schwebt jedem der Gedanke an Kischinew vor Augen. Dieser Stadt war es beschieden, den blutigen Reigen der neuesten Judenpogrome zu eröffnen. Das Beispiel von 1903 hat gewirkt. Die Organisatoren der Pogrome sahen, dass ihr Werk „wohlgefällig" sei, und schöpften Mut zu weiteren Taten.

Und als das Freiheitsmanifest kam, dem die Pogrome auf den Fuss folgten, blieb auch Kischinew hinter den übrigen Städten nicht zurück — und als das Zeichen von der Pogromzentrale kam, da war es den Kischinewer Hooligans ein Leichtes, in einigen Stunden einen Pogrom nach allen Regeln der Kunst zu arrangieren. Die Lage für die Juden in Kischinew wie in Bessarabien im allgemeinen ist eine möglicht ungünstige. Eine stumpfe, schwerfällige, leicht zu bestialisierende Bauernmasse auf dem flachen Lande, die zum grossen Teil aus Moldauern besteht, in den Städten ein Konglomerat von Moldauern, Griechen, Armeniern und russischen Beamten, welche nur äußerlich von Kultur beleckt und durch allerlei Laster und schliesslich durch die Zugehörigkeit zur „russischen Patriotenliga" miteinander verbunden sind. Dementsprechend rekrutierten sich die Hauptschuldigen am Kischinewer Pogrom von 1903[1]) aus den verschiedenen Völkerschaften: es waren der Moldauer Pavolaki Kruschewan, der Grieche Sinadino und der Russe Pronin. Trotzdem diese edlen Herren in den Gerichtsverhandlungen der Aufreizung zum Morde und sogar der direkten Teilnahme am Pogrom überführt waren, verblieben sie dennoch in angesehensten Stellungen und behielten die Leitung der Stadtverwaltung von Kischinew in ihren Händen. So gelang es Sinadino (der zusammen mit dem blutbefleckten Kruschewan in der zweiten Duma sass) sogar, Bürgermeister der Stadt zu werden, während Pronin eine Ehrenstellung als Stadtältester einnahm. Man kann sich nun leicht vorstellen, wie diese Stadtverwaltung durch ihre Massnahmen die Juden drangsaliert, mit

[1]) Vgl. Darstellung S. S. 5—37.

welchem Eifer sie den Hass der christlichen Bevölkerung gegen die Juden geschürt hat. Ein kleines Beispiel, das die Beziehungen des Magistrats zu den Juden kennzeichnet, möge angeführt werden. In Kischinew gibt es eine öffentliche Lesehalle, die zwar aus jüdischen Mitteln erhalten und von Juden hauptsächlich besucht wird, aber dem Magistrat, wo die Juden nicht vertreten sind, untersteht. Um nun die Juden zu schikanieren, erliess der Magistrat eine Verordnung, wonach die Lesehalle am Samstag geschlossen sein müsse, um der Dame, die der Bibliothek vorsteht und christlich-antisemitisch ist, gerade diesen Tag zur Ruhe zu gewähren. Alle Einwendungen der Juden, dass ja der Samstag der am meisten zum Lesen geeignete und für sie einzig freie Tag sei, fruchteten nichts. Diese und ähnliche Schikanen erbitterten die Juden und hetzten die übrige Bevölkerung, die die Juden so schutzlos sah, zu Gewalttaten auf. Die Regierungsbehörden waren um kein Haarbreit judenfreundlicher. Der liberale Gouverneur Fürst Urussow, der später in der ersten Duma seine berühmten Enthüllungen machte, trug seinerzeit, nach dem Pogrom von 1903, zur Beruhigung der Stadt bei, indem er das blutrünstige, judenhetzerische Blatt von Kruschewan, „Bessarabetz", einstellte und auch sonst die Wiederherstellung der guten Beziehungen zwischen Juden und Christen anstrebte. Aber Urussows Liberalismus fand in Petersburg keinen Gefallen, und an seine Stelle kam der Gouverneur Charusin, ein hinterlistiger, beschränkter Mensch, durch und durch ein Mann der „Schwarzen Hunderte". Eine seiner ersten Leistungen war die Rehabilitierung Kruschewans. Er brachte es durch seine persönliche Fürsprache in Petersburg dahin, dass diesem die Gründung einer neuen Zeitung („Drug" — „Der Freund") gestattet wurde. Die Zeitung hatte ein ausgesprochenes Programm und ein einziges Ziel: die Pogromagitation.

Die christliche Bevölkerung von Kischinew ist zum grössten Teil reaktionär. Es gibt zwar Christen, die in den freiheitlichen Parteien stehen, wie z. B. in der konstitutionell-demokratischen, es gibt auch einzelne bekannte Persönlichkeiten, die sehr radikal und judenfreundlich sind, so z. B. die Ingenieure Kusch, Wlassow, Bürgermeister a. D. Schmidt u. a., aber sie bilden eine verschwindende Minderheit. Der grösste Teil der Christen in Kischinew steht im reaktionären Lager, in der Partei der Rechtsordnung oder der Patriotenliga. Diese Liga, ein Geisteskind Kruschewans, ist offiziell im März 1905 ins Leben gerufen worden, wobei ihr der Gendarmerierittmeister Wassiljew Pate stand. Punkt 2 des Programms dieser Liga besagt, dass „die Mitglieder der Liga die Revolutionäre auf den blossen Verdacht hin der Polizei ausliefern, in den Massen den Hass gegen die Revolutionäre und die Juden schüren sollen". Bezeichnend ist es auch, dass in diese Liga mit Vorliebe Leute aufgenommen wurden, die nicht einmal den minimalen Mitgliederbeitrag (20 Kopeken) zahlen konnten, wenn man von ihnen annehmen durfte, dass sie sich nützlich erweisen würden, d. h. wenn sie für Pogrome zu haben seien. Diese „Ligisten" übten sich schon lange vor dem Ausbruch des Pogroms in ihrer Tätigkeit, indem sie häufig Juden überfielen und misshandelten und auch in Privathäuser einbrachen.

Die jüdische Bevölkerung in Kischinew ist politisch nicht organisiert. Die verschiedenen Parteien, die sonst im jüdischen Leben eine Rolle spielen, sind hier spärlich vertreten. Am stärksten unter ihnen

sind der „Bund“ und die Zionisten der verschiedenen Richtungen, während die meisten Juden zur K.-D. Partei gehören. Indes trotz der gemäßigten politischen Gesinnung der Juden behandelten sie die Behörden durchgängig als Revolutionäre, und der Gouverneur Charusin warnte gewöhnlich die jüdischen Abordnungen, die bei jedem Auftauchen eines Pogromgerüchtes regelmässig bei ihm erschienen: „Zügelt eure Jugend, sonst wird's schlimm werden!“

In einer solchen Atmosphäre des Hasses und der Furcht lebten die Juden seit dem Pogrom von 1903. Besonders besorgniserregend wurde die Lage während des russisch-japanischen Krieges. Jede neue Niederlage der russischen Armee wurde im antisemitischen Sinne ausgebeutet, und man hörte in einem fort seitens der Antisemiten die Drohung: „wenn nur der Krieg zu Ende ist, so kommen die Juden dran.“ Als die Freiheitsbestrebungen greifbare Formen annahmen, d. h. nach der Veröffentlichung der Bulyginschen Verfassung, stieg der Unmut der reaktionären Partei noch mehr, und sie begann offen mit einem Pogrom zu drohen. Ein Bekannter Pronins, Rechtsanwalt Schmitow, war eine Woche vor den Ereignissen so informiert, dass er im Klub vor einigen Notabeln sagte: „Bald wird man ihnen zeigen, was Freiheit heisst,“ ein geflügeltes Wort, das von Kruschewan geprägt war, der im „Drug“ erklärte: „Die Juden wollen Freiheit, wohlan, wir werden sie schon lehren, was Freiheit sei.“

Unter der christlichen Bevölkerung zirkulierten die unglaublichsten Gerüchte, z. B. dass die Juden den Japanern Geld und Schiffe liefern, dass sie eine südrussische Republik mit dem Odessaer Rechtsanwalt Pergament, einem bekannten getauften Juden, an der Spitze bilden, den Gouverneur Charusin durch Dr. Mutschnik, den Polizeimeister durch Dr. L. Kogan (zwei angesehene jüdische Aerzte) ersetzen wollen usw. Ferner wurden unter der Bevölkerung Schriften und Aufrufe judenhetzerischen Inhalts verbreitet, z. B. die Broschüren „Jüdische Pächter“, „Odessaer Tage“, „Mammon“, „Für Zar, Gesetz und Ordnung“, „Brüder Christen“ usw. Hauptsächlich aber und unausgesetzt schürte den Hass die Zeitung von Kruschewan, deren Redaktionslokal zugleich die Hauptstätte der aktiven Pogromtätigkeit war. Als nun am 17. Oktober das kaiserliche Manifest veröffentlicht wurde, bemächtigte sich der Juden sofort eine Panik. Die von den radikalen Parteien Kischinews am 16. proklamierte Arbeitseinstellung hatte im Orte eine furchtbare Erregung hervorgerufen. Zwar beteiligten sich an dieser politischen Kundgebung mit hingebendem Eifer die jugendlichen jüdischen Arbeiter, aber ihre Versuche, die christlichen Berufsgenossen, Arbeiter wie Handlungsgehilfen, ebenfalls dazu zu bewegen, hatten nur partiellen Erfolg und stießen oft auf hartnäckigen Widerstand, der am 17. und 18. in blutige Schlägereien ausartete. Die Kischinewer Juden sahen wohl, daß der Streik, dem große Bevölkerungsschichten verständnislos gegenüberstanden, die Pogromgefahr wesentlich stärke, sie waren aber ohnmächtig gegen die Bewegung und den sich überstürzenden Gang der Ereignisse. Als am 18. die Pogromgerüchte sich noch mehr verdichtet hatten, lief eine Menge junger Leute zum Gouverneur und forderte von ihm, dass er die Aufrechterhaltung der Ordnung der Stadtmiliz überliesse. Dieser empfing sie sehr liebenswürdig und beruhigte die „Bürger“ in heuchlerischer Art, wie er ja auch noch am nächsten Tag zum Ausspruch sich verstieg: „Ich hafte mit meinem Kopfe,

daß es keinen Pogrom geben wird..." Aber schon am Abend des 18. Oktober war eine Schar von 200 bis 300 Hooligans beim Gouverneur und forderte laut von ihm, daß er gestatte, „die Juden zu schlagen". Offenbar hat der Gouverneur ihnen die Bitte nicht abschlagen können, denn am nächsten Morgen begann der Pogrom.

Der 18. Oktober war trotz der verschiedentlichen Konflikte mit der Polizei doch der Tag der „Konstitution". Es kam dabei sogar zu komischen Szenen. So meldete sich z. B. bei einem Meeting ein Polizeibeamter, der Pristaw Lutschinski, plötzlich zum Worte und hielt eine Rede im Kasernenstile über das Manifest, brachte ein Hoch auf die Verfassung aus und beglückwünschte die „braven Jungen" zur Freiheit, die sie erobert haben. Es ist nicht uninteressant, dass, während die ganze Stadt voll war von konstitutionellen Reden, die Kunde vom Manifeste in viele christliche Kreise noch nicht gedrungen war. Und zwar waren es nicht etwa einfache Bauern, sondern Leute, denen die Macht gehörte und denen die „Aufrechterhaltung der Ordnung" oblag. An einer Ecke traf eine Schar von Demonstranten auf eine Patrouille, die von einem Offizier befehligt war. Eine Weile standen Soldaten und Demonstranten schweigend gegenüber. Dann aber befahl der Offizier den Soldaten, auf die Demonstranten zu schiessen. In diesem gefährlichen Augenblick, als die Soldaten schon schussbereit waren, wagte sich ein besonders mutiger Jüngling hervor, kam auf den Offizier zu und zeigte das gedruckte Manifest. Der Offizier erblasste und hiess die Soldaten umkehren. Es kam jedoch bei anderer Gelegenheit zu brutalen und bestialischen Misshandlungen der Demonstranten und sonstiger Passanten durch Polizisten und Soldaten. Besonders blind wüteten diese im Hofe der sogen. „Roten Mühle", wo die Dragoner in blinder Wut gegen 20 Personen lebensgefährlich verletzten. Ueber die Zügellosigkeit und Anarchie in der Schutzmannschaft von Kischinew legt folgende Tatsache beredtes Zeugnis ab: Als eine Stunde nach dem Massaker an der „Roten Mühle" der Kommandeur des Dragonerregiments samt einigen Revieraufsehern an Ort und Stelle erschienen, um eine Untersuchung einzuleiten, kam eine Schar von Polizisten in den Hofraum der Mühle, zog blank und stürzte sich auf das Publikum. Nur dank den wiederholten Drohungen des anwesenden Kommandeurs liessen sie brummend von ihrem Vorhaben, ein Blutbad anzurichten, ab. Als jedoch einer vom Publikum sich mit Entrüstung über die verbrecherische Haltung der Polizisten äusserte, bemerkte ihm der Pristaw: „Reizen Sie lieber nicht die Polizei, sonst wird es schlimm enden. Glauben Sie nur ja nicht, dass alles schon zu Ende ist . . ."

Während der 18. Oktober mit Freiheitskundgebungen eingeleitet war, wobei, nach Aussage russischer Radikaler, die Juden allzu scharf ins Zeug gingen und in ihrem Radikalismus die Grenze des Gebotenen überschritten, begann der 19. mit einer Gegendemonstration der „Patrioten". Diese versammelten sich am frühen Morgen auf dem Tschufliner Platze. Sie waren sämtlich bewaffnet, manche mit Revolvern, die meisten mit Stangen und Stemmeisen. In der Mitte standen die Rädelsführer Pronin, Schtscherban, Gendarmerieoffizier und Mitarbeiter der „Nowoje Wremja", ferner der Organisator der „Patriotenliga" Wassiljew u. a. Sie führten aufhetzende Reden gegen die Juden, die vom Pöbel mit den Rufen: „Nieder mit den Juden! Schlagt die Juden! Wir wollen Judenblut! Wir werden ihnen zeigen, was Frei-

heit ist!“ aufgenommen wurden. Charakteristisch ist folgender Fall, den einer der liberalen und angesehensten Männer von Kischinew, Ingenieur Kusch (Russe), erzählte. Als er von dem Meeting auf dem Tschufliner Platze erfahren habe, sei er sofort hingegangen und habe sich an seine Arbeiter, die unter den Zuhörern Pronins und seiner Helfer waren, gewandt, und sie ermahnt, den Hetzreden kein Gehör zu schenken. Darauf antwortete ein Arbeiter: „Sie wissen, Herr, wie sehr wir Sie lieben“ — zum Beweis küsste er ihm die Hand —, „aber die Juden werden wir doch schlagen!“ Auf einmal fiel inmitten dieses fanatisierten Haufens ein blinder, provokatorischer Schuss — und das war das Signal zum Pogrom. Der provokatorische Schuss war von allen, sogar von der russischen Bevölkerung mit Bangen vorausgesehen und erwartet. Als nämlich der Archiereus der Stadt, ein humaner Priester, die Geistlichkeit zu sich berufen und ihnen vorgeschlagen hatte, mit dem Kreuz in der Hand dem Volke Frieden zu predigen, rieten die Geistlichen von diesem Vorhaben ab, indem sie ihre Ansicht dadurch bestärkten, daß ein eventueller provokatorischer Schuß auf ein Heiligenbild sofort zu den tollsten Gerüchten Anlaß geben und die Lage noch verschlimmern würde.

Unter Hurrarufen, das Kaiserbild voran, begaben sich die Hooligans zum Alexanderplatz, wobei ein Teil, eine Gruppe von etwa 100 Leuten, schon am Wege unmittelbar mit der Verwüstung jüdischer Häuser begann. Alsbald traf aber ein Trupp bewaffneter jüdischer junger Leute ein, denen es gelang, die Hooligans fortzujagen. Diese wandten sich nun zum Alexanderplatz, wo sie mit den übrigen sich vereinigten. Unterwegs wurden einige Juden halbtot geschlagen und zwei, ein junges Mädchen und ein Jüngling, getötet. Bald darauf kam der Gouverneur und lud den Mob zu einem Gottesdienste anlässlich des Manifestes ein. Die Hooligans willigten ein. Aber es kam nicht dazu. Als sie unterwegs ein jüdisches Geschäft plündern wollten, erfolgte nämlich sofort ein Zusammenstoss zwischen ihnen und einer Gruppe jüdischer Selbstwehrleute, die auf die Hooligans feuerten und sie in die Flucht schlugen. Aber schleunigst war eine Dragonerpatrouille zur Stelle, die zwischen die Hooligans und die Selbstwehr sich stellte, und jene somit deckte. Die nunmehr ungehinderten Hooligans stürzten sich unverzüglich mit wildem Gebrüll auf die nächsten jüdischen Geschäfte, die sich in dieser Strasse, der Puschkinskaja, befanden — und in einigen Augenblicken war alles ringsumher vernichtet; eine Flammensäule schlug sodann knisternd aus einem der Gebäude, die Buchhandlung von Sch. stand in Flammen. Im Laufe einer halben Stunde war die ganze Puschkinskaja von Trümmern bedeckt. Der Pogrom nahm immer grössere Dimensionen an. Die Hooligans teilten sich in Haufen, und zerstreuten sich in den umliegenden Strassen, um sich Mord und Verheerung verbreitend. Den einzelnen Scharen voran ging gewöhnlich ein Polizist, der die jüdischen Geschäfte bezeichnete. Viele Juden wurden furchtbar misshandelt. Es gab fast keine Rettung vor ihrem Blutdurst. So fielen sie in der Nikolajewskajastrasse in der Nähe der „Talmud-Thora“ über einen jungen Juden her, den sie so lange mit Knütteln und Brecheisen schlugen, bis er halbtot zusammenbrach. In diesem Zustande liessen sie ihn auf dem Boden liegen. Als aber ein Polizist, der in der Nähe stand, bemerkte, dass der junge Mann noch lebe, schoss er auf ihn zweimal und tötete ihn.

Der Gouverneur und die sonstigen Spitzen der Behörden sahen sich die Vorgänge ruhig an. Ihnen zur Seite standen Polizei- und Militärpatrouillen, die nicht bloss untätig, sondern auch billigend sich verhielten. Unter den Plünderern befanden sich viele Polizisten und kleine Beamte, die es oft gar nicht für nötig erachteten, sich zu verkleiden. So legal war der ganze Pogrom. Als G., der Besitzer eines grossen Geschäftes, das von den Hooligans vor den Augen der Behörden geplündert wurde, sich händeringend an den dort anwesenden Gouverneur wandte und ihn um Hilfe anflehte, antwortete ihm dieser sanft: „Beruhigen Sie sich, Sie sind aufgeregt. Kommen Sie zu mir morgen!" Als G. sich am nächsten Tage nebst anderen Juden schutzflehend zum Gouverneur begab, wollte sie dieser überhaupt nicht empfangen. Ueberhaupt war der Mann schon am 19. Oktober wie umgewandelt. Wohl hatte er noch einer Abordnung, die aus Juden und Christen bestand, die mehr als programmäßige, oben erwähnte Zusicherung gegeben, aber die angenommene Freiheitsmiene stand ihm nicht mehr. Er befand sich wohl schon ganz im Banne seiner untergebenen Pogromstifter. So geschah in Wirklichkeit seitens der Behörden nichts zum Schutz der Juden. Der Pogrom wurde trotz der grossen Anzahl von Polizeibeamten und Militärmannschaften (es gab in der Stadt 2000 Soldaten) nicht unterdrückt, sondern er wuchs immer mehr und mehr an, und nahm am nächsten Tag noch viel grausamere und schrecklichere Formen an. Verstärkt wurde der Pogrom auch durch den Aufruf des Gouverneurs, worin er die Juden beschuldigte, zuerst geschossen und die Christen angegriffen zu haben. Die jüdische Selbstwehr war beinahe gänzlich desorganisiert und schlecht bewaffnet. Sie bestand alles in allem aus 150 Bewaffneten, von denen nur 100 Personen mit Revolvern, die übrigen aber mit Messern und Keulen versehen waren. Kaum hatte sich die Selbstwehr den Hooligans entgegengestellt, als die Soldaten auf die Juden zu schiessen begannen. Immerhin gelang es der Selbstwehr, an der auch zehn Christen von der S.-R.-Partei beteiligt waren, an manchen gefährdeten Stellen, den Plünderern Widerstand zu leisten und sie zu vertreiben. So verjagten sie sie vom „Neuen Markt", von der Charlampijewskaja usw.

Die Soldaten verfuhren ihrerseits nach dem Muster der anderen Pogrome, indem sie auf einen wahren oder angeblichen Schuss, der aus einem Haus fiel — diese Schüsse stellten sich nachgewiesenermassen immer als provokatorische heraus — das Haus sofort beschossen, ohne auf die zahlreichen Opfer dieses Verfahrens zu achten. So z. B. machten sie es mit dem Haus von Spiwak auf der Alexandrowskaja, wobei es sich nachher erwies, dass der Schuss, den sie als Grund für diese Massregel angaben, von einem Soldaten abgegeben war. Das Haus von Halperin wurde schon gar ohne jeglichen Vorwand beschossen. Tragisch ist die Geschichte der Familie Bronstein, die bei der Beschiessung eines dem armenischen Bischof gehörenden Hauses, in das sich Juden geflüchtet hatten, bis auf eine Tochter getötet wurde. Mit besonderer Härte wütete der Pogrom die ganze Nacht zum 20. Oktober. Am Morgen verbreitete sich die Nachricht, die Juden hätten ein Dragonerpferd getötet. Um diese Tat zu rächen, begannen die Soldaten, mit Erlaubnis ihrer Vorgesetzten, auf die Juden unterschiedslos auf den Straßen und in die Häuser zu feuern.

Natürlich beschäftigte sich der Mob speziell mit Plünderungsarbeiten. Zahlreiche Geschäfte wurden demoliert und ausgeraubt, und die Soldaten und Polizisten halfen, die Waren zu stehlen. Die Juden wandten sich telegraphisch an Witte und baten um Hilfe gegen den Gouverneur, der den Pogrom begünstigte. Charakteristisch dafür war sein Verhalten zunächst am 20. gegenüber einer abermaligen Judenabordnung. Sie wurde nicht zugelassen, da — es war schon um 10 Uhr —, der Gouverneur schlafe. Als sie in einer Stunde wiederkamen, empfing sie im Hofe, zwischen zwei Soldatenreihen, die das Gouvernementsgebäude bewachten, der Vizegouverneur. Endlich erschien der Gouverneur selbst, schrie und schimpfte, sagte, die Juden seien sämtlich Rebellen, sie seien schuld an allem und er wolle mit ihnen überhaupt nicht reden. Mit diesen Worten wandte er ihnen den Rücken und ging weg. Die Deputation musste unverrichteter Dinge fortgehen. Einer der Deputierten fand jedoch den Mut, dem Gouverneur sagen zu lassen, dass alle seine Worte unwahr und eine Insinuation seien, und dass er nicht des Postens würdig sei, den er innehabe.

Am 20. abends kam eine Verfügung aus Petersburg, dem Pogrom ein Ende zu machen. Die Wirkung blieb nicht aus. Die Soldaten feuerten sofort auf die Hooligans, töteten einige von ihnen und jagten sie in die Flucht. Am nächsten Tag versuchten die Hooligans wieder, den Pogrom fortzusetzen, da sie an den Ernst der Regierung nicht glauben wollten. Eine Salve der Patrouillen genügte jedoch, um sie zu verjagen. Damit war der Pogrom zu Ende.

Der Anteil der Behörde am Pogrom war diesmal so klar und sichtbar, dass die Regierung sich beinahe nicht weiss zu waschen versuchte. Sie spielte kein Verstecken mehr. Alle Welt sah, wie Polizisten und Soldaten plünderten und raubten. Die Vorgesetzten liessen es geschehen. Als später die geschädigten Juden die Namen der Plünderer angaben und Durchsuchungen verlangten, beachtete die Polizei ihre Angaben gar nicht. Eine Reihe von Morden, von Polizisten an Juden begangen, ist festgestellt und der Staatsanwaltschaft übergeben worden. Alles in allem war es ein Pogrom, der, von Regierungsorganen inszeniert, auf guten Boden gefallen war. Das Verhältnis der christlichen Gesellschaft war fast durchgängig feindselig. Mit Ausnahme der Armenier und vereinzelter Russen benahm sich die „Gesellschaft“ antisemitisch. Es kamen auch hier Fälle vor, wo die hilfesuchenden Juden von den Christen, in deren Häusern sie sich verbergen wollten, hinausgejagt wurden (so z. B. der Jude M. von einem Geistlichen, seinem langjährigen Nachbar, bei dem er Schutz suchte). Der materielle Schaden, wenn auch geringer als 1903, betrug doch 300 000 Rubel. So wurde eine Reihe von grossen Geschäften demoliert und ausgeplündert, vier Läden waren sogar verbrannt. Auch viele Menschenopfer kostete der Pogrom. Es gab 29 Tote, 56 Verwundete, einen Fall von Vergewaltigung. Und wie ein schwerer Alp drückt seitdem die Angst vor weiteren Pogromen auf die jüdische Bevölkerung des vielgeprüften Kischinew.

Akkerman

Gesamtbevölkerung (1897) 28 258, Juden 5624.

I.

Wie überall in Russland, ist auch hier das politische Parteileben erst ganz neuen Datums. Die fortschrittlichen Organisationen sind allerlei Verfolgungen ausgesetzt, und der Entschluss, einer solchen Organisation beizutreten, muss als Zeichen einer ganz ungewöhnlichen Unerschrockenheit betrachtet werden. Es ist daher begreiflich, dass man in Akkerman im Herbst 1905 nur gegen 100 Anhänger der konstitutionell-demokratischen (Kadetten-) Partei zählte, die vorwiegend Polen, Deutsche und andere Nichtrussen waren. Die Sozialdemokraten verfügten hier über ca. 60 Genossen, darunter etwa ein Viertel Christen. Die Fabrikarbeiter sind hier fast durchweg Analphabeten, so dass nur etwa ein Fünftel von ihnen von der sozialistischen Propaganda beeinflusst war. Sozialrevolutionäre Elemente gab es hier gar nicht.

Was die jüdischen Organisationen betrifft, so bestanden in Akkerman eine Abteilung des Vereins zur Erreichung der Vollberechtigung der Juden und verschiedene zionistische Fraktionen. Der erstgenannte Verein besass gegen 125 Mitglieder, die zu einem Drittel aus Kommis, zu zwei Dritteln aus Kaufleuten und Akademikern sich rekrutierten. Dieser recht farblose Verein entfaltete nur eine geringe Tätigkeit, was zum Teil auf äussere widrige Verhältnisse zurückzuführen ist.

Im Lager der Zionisten war gerade im Herbst 1905 nach dem siebenten Zionistenkongress eine starke Umwälzung eingetreten.[1]) Von den früheren vier Gruppen der „allgemeinen“ Zionisten war nur eine verblieben, die im ganzen etwa 10 bis 15 Mitglieder zählte. Stärker waren die Zionisten-Sozialisten — ca. 40 Mitglieder, die sich aus früheren Territorialisten und Sozialdemokraten zusammensetzten — und die auf dem Boden des historischen Materialismus stehenden Poale-Zionisten palästinensischer Richtung vertreten. Letztere rekrutierten sich aus ehemaligen reinen Zionisten und verfügten über eine Mitgliederzahl von etwa 70 Personen, sie übten jedoch trotz ihrer verhältnismässigen Stärke und ihrer speziellen Bibliothek auf den allgemeinen Gang des gesellschaftlichen Lebens keinen Einfluss aus und waren hauptsächlich mit innerzionistischer Tätigkeit, mit Verbreitung von Literatur, direkter Anteilnahme an der realen Palästinaarbeit, wozu sie eine grössere Anzahl ihrer Mitglieder nach Palästina speziell abzuordnen beabsichtigten, um in ihrem Geiste zu wirken, mit Diskussionen zwecks Erfüllung des Zionismus mit sozialistischen Anschauungen und dergleichen Aufgaben beschäftigt.

Reaktionäre O r g a n i s a t i o n e n gab es in Akkerman vor dem Pogrom nicht. Erst im Januar 1906 wird hier ein „Verband des russischen Volkes“ gegründet und gelangt nach der Ankunft des berüchtigten Purischkewitsch, der als Vorsitzender dieses Verbandes

---

[1]) Wenn schon alle Angaben über die Parteiverhältnisse auf den bestimmten Moment, den Winter 1905/06, sich beziehen und durch neuere Tatsachen ganz modifiziert sind, so gilt es insbesondere bezüglich der Zionisten, die gerade um jene Zeit eine schwere Krisis durchmachten und seitdem sich wieder emporgearbeitet haben. Wenn trotzdem die überholten Angaben angeführt werden, so geschieht es einzig zu dem Zwecke, die damaligen Gruppierungen in der Gesellschaft und ihren etwaigen Einfluss auf die verschiedenen Pogrommomente zu beleuchten. Anm. der Red.

fungiert, zur Blüte. Trotzdem dieser Verband während des Pogroms noch nicht bestand, waren doch einige Mitglieder desselben bereits damals im Sinne des Verbandes tätig. An der Spitze dieser Organisation standen im Winter 1906 neben Purischkewitsch der Rektor und Lehrer der Bürgerschule, zwei orthodoxe Pfarrer, der Bürgermeister Bjelikowitz, der Hausbesitzer und Stadtverordnete Gaidukow, der Haus- und Gärtnereibesitzer Dmitriew. Die übrigen Mitglieder des Verbandes rekrutierten sich aus der Hefe der Gesellschaft. Die Anzahl der Mitglieder wird verschieden angegeben. Man sprach von 3000, ja sogar von 14 000, sie dürfte aber in Wirklichkeit kaum 300 übersteigen. Der Verband besass ein eigenes Teehaus; jeden Sonntag kamen die Mitglieder zusammen, hielten Gottesdienst ab, sangen patriotische Lieder und wetterten in den heftigsten Reden gegen Juden und Andersdenkende. In einem uns vorliegenden Aufruf verlangt der Vorsitzende, dass die Mitglieder des Verbandes nur beieinander kaufen, nur einander anstellen usw. Der Verband hat eine eigene Lederhandlung eröffnet und hat es verstanden, den Juden, die ohnehin nach dem Pogrom ruiniert sind, grossen ökonomischen Schaden zuzufügen.

Verschiedene Behörden leisteten dem Verband Vorschub, indem sie ihm Räumlichkeiten, Orchester, ja sogar Beamte zur Verfügung stellten.

II.

Bereits 1865 hatte in Akkerman zur Osterzeit ein geringfügiger Pogrom stattgefunden. Aber erst nach den Kischinewer Schrecken bemächtigte sich der jüdischen Bevölkerung ein Gefühl der Unsicherheit und Unruhe. Besorgniserregend war die Erbitterung der russischen Ladenbesitzer, die es der jüdischen Jugend nicht verzeihen konnten, dass sie für die Regelung und Verkürzung des Arbeitstages eingetreten war.

Am 18. Oktober gelangten die Wellen des russischen Generalstreiks auch nach Akkerman. Es streikten das Gymnasium, die Bürger- und Mädchenschule. Man versuchte die Strassenbahn anzuhalten und die Arbeiter zum Verlassen der Werkstätten zu bewegen. Einem Reservisten wurden die Epauletten unter Pereatrufen auf den Absolutismus heruntergerissen. Am Morgen des 18. Oktober wurde von den für die Freiheit kämpfenden Parteien eine Strassendemonstration mit freiheitlichen Reden veranstaltet, wogegen Versammlungen nicht abgehalten wurden. Die Strassendemonstration verlief nicht ganz ohne Missklang; die Kutscher der Strassenbahn begaben sich nach Schluss der Kundgebung zur Polizei, wo sie mit Knütteln versehen wurden, die sie nachher zum Hauen der Juden benutzten.

Erst am 22. Oktober wurde von den reaktionären Elementen eine Kontremanifestation veranstaltet. An der Spitze des Zuges, an dem etwa 1000 Mann teilnahmen, gingen Mitglieder der erzreaktionären Stadtverordnetenversammlung. Der Bürgermeister hielt vor den zurückgekehrten Manifestanten vom Balkon herab eine Ansprache und riet ihnen, die Strassen, in denen sie noch nicht gewesen wären, zu passieren. Dieser Vorschlag rief lebhafte Missbilligung vieler Stadtverordneten hervor. In der Tat führte dieser zweite Umzug unmittelbar zum Pogrom in den Vororten. Der Versuch, die Menge zur Rückkehr zu bewegen, misslang natürlich. Das Militär beschränkte sich darauf, das aus dem Rathause zur Manifestation herausgegebene kaiserliche Porträt der Menge abzunehmen.

Bereits einige Tage vor dieser „patriotischen“ Manifestation war der Pogrom eine beschlossene Sache. In einem Wirtshause, das bezeichnenderweise später zum Teehaus des Verbandes des russischen Volkes und dann zum Wahlbureau des Purischkewitsch avancierte, versammelten sich allerlei verdächtige Elemente und besprachen die Einzelheiten des Pogroms. Am Freitag, den 21. Oktober, kamen auffallend viele Bauern aus zum Teil sehr weit — 5 bis 6 Meilen — entfernten Dörfern nach der Stadt. Man scheint diese Dörfer von den bevorstehenden Ereignissen in Kenntnis gesetzt zu haben.

Da weder die Polizei noch die Militärbehörden noch die Stadtverwaltung, denen doch all diese Zeichen nicht entgangen sein konnten, etwas zur Beseitigung der Gefahr taten, musste die Bevölkerung Massregeln der Selbstwehr ergreifen. Schon Anfang 1905 hatten die Zionisten eine Selbstwehrorganisation begründet, der sich später auch Anhänger anderer Parteien anschlossen, und die auch trotz feindseliger Haltung seitens der wohlhabenden Juden richtig funktionierte. Sie bestand aus 200 meist jungen Leuten: älteren Gymnasiasten, Kommis, Handwerkern. Unter den der Organisation beigetretenen 20 Nichtjuden befanden sich etwa 5 Arbeiter und 15 Gymnasiasten. An der Spitze einer Abteilung der Organisation stand sogar ein getaufter Jude, ein Arzt. Die Organisation besass 20 Gewehre, 70 Pistolen, 2 Dolche und 60 Peitschen. Einige Mitglieder trugen Schwefelsäure bei sich. Die Polizei war von dem Vorhandensein der Selbstwehr unterrichtet. Sie hatte nur die Mitglieder ersucht, keine Bomben zu gebrauchen, da man in den schmalen Strassen gar zu leicht die Häuser beschädigen könnte. Doch war diese Befürchtung ganz grundlos, da die Selbstwehr keine Bomben besass.

Andererseits hatte sich ein Teil der Natabeln der Stadt, darunter der Staatsanwalt, ein Notar, ein Bezirksgerichtsrat, ein Offizier der Grenzwache, einige Mitglieder der Stadtverwaltung, zusammengetan und ein Komitee der öffentlichen Sicherheit gebildet. Neben einigen Russen bestand dieses Komitee aus Polen, Deutschen, Armeniern und auch Juden, meist angesehenen und wohlhabenden Leuten, die bei ihrem Vorhaben wohl auch ihre persönliche Sicherheit im Auge gehabt hatten. Das Komitee tagte fast permanent. Es erliess einen Aufruf, der der Bevölkerung ans Herz legte, sich friedlich und liebevoll gegeneinander zu betragen. Die Mitglieder des Komitees versuchten auch persönlich auf die Arbeiter in diesem Sinne einzuwirken und machten ihren Einfluss bei den Behörden geltend, um sie zu bestimmten Massregeln zu bewegen. Dieser Versuch scheiterte an der festen antisemitischen Haltung des Bürgermeisters.

III.

Der Pogrom begann unmittelbar nach der oben erwähnten patriotischen Manifestation in den Vororten Popuschoi, Kriwda, Turliki und Kamenni Most, die alle eine lange Strasse bilden. Während mehrerer Stunden haben die dort wohnenden russischen Tagelöhner ihre meist blutarmen jüdischen Nachbarn geplündert. Gegen 6 Uhr kam ein Teil dieser Plünderer, etwa 800 an der Zahl, nach der Stadt, wo sich ihnen die in der Stadt wohnenden Christen anschlossen. Hier wurde nun bis 12 Uhr nachts weiter gemordet und geplündert. Was nicht mitgenommen oder auf andere Weise vernichtet werden

konnte, wurde in Brand gesteckt. Am nächsten Tage kamen in Booten aus dem an der entgegengesetzten Seite des Haffs liegenden Orte Kalarlei weitere Plünderer und setzten die grausige Arbeit fort.

Die Bestialität der Plünderer wurde noch durch ihre Trunkenheit gesteigert. Etwa 1000 Fässer mit Wein wurden an diesem Tage zertrümmert, so dass der Wein die Keller überschwemmte und auf den Strassen floss. Noch einige Tage später konnte man sehen, wie sich die Bauern bückten und aus Weinpfützen tranken. — Im Hause des reichen Juden G. veranstalteten die Plünderer ein Tanzvergnügen. Man tat sich an den Wein- und Konservenvorräten gütlich und tanzte nach den Klängen des Klaviers, das danach in Trümmer zerschlagen wurde. Ebenso wurden die Spiegel, Lampen und schweren Möbelstücke zertrümmert. Transportable Sachen, Kleider und Wäsche wurden mitgenommen.

L., der Besitzer eines grossen Galanteriewarengeschäfts, konnte von der Strasse her sehen, wie seine Waren in Körbe gepackt und weggeschleppt wurden. Er ergriff einen dieser Körbe und lief damit fort, war aber bald gezwungen, den Korb fallen zu lassen, und flüchtete um sein Leben zu retten, in die nächste Apotheke. Von dort sah er, wie sein Laden in Brand gesteckt wurde. Im Keller unter diesem Laden waren die schwangere Frau des L. und seine Tochter versteckt. Der tief erschütterte L. brach plötzlich in ein wahnsinniges Lachen aus, das er lange nicht zu unterdrücken vermochte. Er wurde in der nächsten Sanitätswache zur Besinnung gebracht, in der auch andere Opfer des Pogroms Zuflucht, Pflege und medizinische Hilfe fanden.

Hier wirkte auch Frl. Fanny Sch. Trotzdem die Wache oft vom Feuer stark bedroht war, sprach Frl. Sch. den Männern Mut zu, pflegte die kranken Frauen und hielt sich selbst tapfer und zuversichtlich. Als die Plünderer ganz nahe am Hause waren, sagte sie zu den Männern, die den Hof besetzt hatten: „Denkt daran, dass sich im Keller Frauen und Kinder befinden, sie können ersticken.“ Nach einigen Minuten fand man sie tot. In der Befürchtung, geschändet zu werden, hatte sie sich mit Schwefelsäure vergiftet.

Es ist begreiflich, dass den Plünderern Scheu vor Gotteshäusern und Friedhöfen ganz fern lag. In einem Vorort wurde eine Synagoge in Brand gesteckt, wobei vier Thorarollen verbrannten. Ein jüdischer Friedhofswächter wurde von den Plünderern schwer verwundet und seine Bude demoliert. Ein frisches Grab wurde geöffnet und die Kinderleiche, die darin lag, herausgeschmissen. Man nimmt an, dass die Plünderer eine Zeitlang die geplünderten Kostbarkeiten in diesem Grabe versteckt hielten.

In der Nacht versuchten einige hundert Juden mit Frauen und kleinen Kindern aus der Stadt zu fliehen. Sie gingen durch Felder, Gärten, Gesträuch und Gräben und mieden die Strassen, auf denen die Bauern die geraubten Waren entführten. Die von Furcht gelähmten Kinder klagten und weinten nicht. In acht bis zehn Dörfern, die sie passierten, erlaubte man ihnen nicht zu übernachten. Viele wurden unterwegs geschlagen und beraubt. Zuflucht fanden sie erst in einer deutschen Kolonie.

Die Zahl der getöteten Juden beträgt acht. Schwer verwundet sind ebenso viele. Verbrannt und ausgeraubt sind 55 hölzerne Läden, 25 grössere Geschäfte, 20 Wohnungen. Geplündert wurden 388 Familien mit 1749 Personen. Die Verluste werden auf 900 000 Rubel geschätzt.

IV.

Das Gros der Plünderer bestand aus Bauern, Tagelöhnern, Kleinbürgern und Handwerkern, die meist die Läden plünderten, die ihre Erzeugnisse feilboten. Dieser Gesellschaft schlossen sich auch einige Schutzleute und sogar ein Pristawgehilfe an, die in Uniform zusammen mit dem übrigen Gesindel plünderten. An dem Werk beteiligten sich arme wie wohlhabende Leute in gleicher Weise. Man sagte später aus: „Nur wer geschlafen hat, der hat nicht geplündert; wer aber auf war, der nahm, was er konnte."

Organisiert wurde der Pogrom von dem Dompfarrer, einem Lehrer der Bürgerschule, namentlich aber von aus Odessa und Charkow angelangten verdächtigen Personen.[1]) Es wurde nach einem bestimmten, wohl durchdachten Plane vorgegangen. Die verschiedenen Abteilungen der Plünderer kollidierten nicht miteinander, handelten stets in gleicher Weise und wurden von ihren Anführern in gleicher Weise unter Anwendung derselben Signale kommandiert. Sie trugen Vorräte von Brennmaterialien, die sie in ausgiebigster Weise bei den Brandstiftungen verwendeten, bei sich.

Das Verhalten der Behörden war recht bezeichnend. Dass Schutzleute und ein Pristawgehilfe an den Plünderungen selbst teilgenommen haben, wurde bereits erwähnt. Die Frau eines Pristaws streute das Gerücht aus, die Juden hätten den Dom in Brand gesetzt, und fachte dadurch den Pogrom, der schon im Erlöschen begriffen war, von neuem an. Der Polizeimeister, der übrigens bald darauf abgesetzt wurde, schien den Wunsch zu haben, den Plünderern energisch entgegenzutreten. Er erhielt aber ein chiffriertes Telegramm unbekannt gebliebenen Inhalts vom Gouverneur. Danach wurde er ganz untätig und blieb es trotz der Anfeuerungen seitens des — polnischen — Staatsanwaltsgehilfen. Er sah ruhig zu, wie das Militär, anstatt den Plünderern den Weg zu sperren, Spalier bildete und die Menge ruhig passieren liess. Er beachtete auch scheinbar nicht, dass die verfügbaren 50 Schutzleute auf ihren Posten fehlten. Aktiv war das Militär nur gegen die jüdische Selbstwehr: während es auf die Plünderer blind schoss, feuerte es gegen die Selbstwehr scharf. — Gegen 11 Uhr abends stiess eine Abteilung Soldaten auf einen Haufen fliehender Juden. „Wer da?" Schüchterne Antwort: „Juden." „Auch ein Christ dabei," ergänzte jemand aus dem Haufen. „Russen, sondert euch von den Juden ab!" Nichts Gutes ahnend, ergreifen die Juden die Flucht. Darauf ertönt das Kommando: „Feuer!" Eine Salve kracht, zwei Juden fallen tot hin und drei sind schwer verwundet. Andere werden von den Kugeln gestreift.

Dieses Verhalten der Polizei und des Militärs war für die Juden völlig unerwartet. So wenig man von der reaktionären Stadtverwaltung erwarten konnte, so hatte man doch andererseits naiverweise gehofft, dass die Polizei und das Militär einigermassen ihre Pflicht tun und die Juden vor äussersten Gewalttätigkeiten schützen würden. Man hatte es deshalb auch nicht für nötig befunden, zu den üblichen Einwirkungsmitteln zu greifen. Erst am 23. wandte man sich an den Hauptmann der Kompagnie. Ob der Pogrom *deshalb* bald danach erstickt wurde, bleibt dahingestellt.

---

[1]) Ein Beamter der Rentei, dessen Namen wir hier nicht anführen wollen, behauptet, der Pogrom in Kischinew und Akkermann sei von dem Gendarmerierittmeister Wassiliew gegen ein Entgeld von 20000 Rubel organisiert (s. Kischinew).

Tatsache ist, dass das Militär nun gegen die immer kühner gewordene Menge, die zum Teil gut — auch mit Gewehren — bewaffnet war, energischer vorzugehen anfing. Erst als einige der Plünderer durch die Schüsse der Soldaten getötet wurden, sah die Menge ein, dass es Ernst wurde, und lief rasch auseinander.

Wie weit die Selbstwehr zur Erstickung des Pogroms beigetragen hat, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Sie war entschieden gut organisiert und erträglich bewaffnet, sie sollte nach einem vorher ausgearbeiteten Plan in bestimmter Weise vorgehen. Es gab fliegende Sanitätsabteilungen, und auch ein Kundschafterdienst war eingerichtet, der seine Aufgabe gut erfüllte. Ungünstig wirkte die mangelhafte Uebung im Gebrauch der Feuerwaffen. So wurden drei Mitglieder der Selbstwehr durch eigene Genossen verwundet. Immerhin hätte die Selbstwehr ihre Aufgabe sicher und gut erfüllt, wenn das Militär sie nicht daran gehindert hätte. Die Plünderer wurden zwar durch die Selbstwehr erbittert, verschwanden aber überall da, wo die Selbstwehr auftauchte, falls das Militär nicht zugegen war. Immerhin gelang es der Selbstwehr, ganze Strassen zu schützen und eine gefährdete Synagoge zu retten.

Auf eigene Faust leisteten nur wenige Juden Widerstand. Ein Jude, der seine Wohnung verteidigen wollte, wurde getötet.

Was das Verhalten der am Pogrom nicht beteiligten christlichen Bevölkerung anbetrifft, so äusserte es sich in recht verschiedenen und sehr differierenden Handlungen. Fast überall schützten sich die Christen vor den Plünderern dadurch, dass sie die Häuser durch Kreuze, Heiligenbilder usw. als christliche zeichneten. *Viele Häuser waren auch während der ganzen Dauer des Pogroms mit Fahnen geschmückt.* Andererseits gingen in einer Strasse die Nachbarn die ganze Nacht herum und suchten durch Bitten auf die Exzedenten einzuwirken, dass sie die Juden nicht plündern möchten. Vielfach wurden Juden, die um ein Asyl nachsuchten, schroff zurückgewiesen. In manchen Familien mag hier wohl die Furcht für die eigene Sicherheit mitgespielt haben, da auch verschiedene intelligente Russen es für nötig hielten, sich zu verstecken. Andererseits gab es in vielen Fällen eine gute Aufnahme der Schutzsuchenden. In einem Hause fanden 50 jüdische Familien Zuflucht, und der Wirt sorgte für ihre Nahrung. Interessant ist, dass dieser Mann früher notorischer Antisemit gewesen war. Sein von dem Marinedienst zurückgekehrter Sohn hatte ihm die Lage der Dinge geschildert und ihn umgestimmt. Auch ausgesprochene Judenfeinde, ja selbst einige Plünderer nahmen in ihre Wohnungen Juden auf, was sie nicht hinderte, ihre Schützlinge zu verhöhnen.

Die nichtrussische christliche Bevölkerung verhielt sich meist passiv. Die Armenier fürchteten für ihre eigene Sicherheit. Die Deutschen waren mutiger und hilfreicher. Zu bemerken ist jedoch, dass ein Armenier Aswadurow, der auch an der Selbstwehr teilgenommen hatte, den Opfern des Pogroms seine Wohnung von zwölf Zimmern für den ganzen Winter zur Verfügung stellte.[2])

---

[2]) Auch die Landschaft und die Schulen nahmen bereitwillig die obdachlosen Juden in ihre Räume auf. Besonders tat sich dabei die Landschaft, wohl auf Veranlassung gewisser Gesellschaftskreise, hervor.

Schändlich war das Verhalten der russischen Geistlichkeit. Nicht genug, dass kein Priester es für nötig gefunden hatte, den Plünderern entgegenzutreten, hatte der Dompfarrer Kaptarenko am 21. Oktober sogar seine Pfarrkinder in der Kirche aufgefordert, die Juden zu schlagen.

Bajramtscha

Obwohl ziemlich entfernt von Kischinew gelegen, befindet sich Bajramtscha doch in der Einflusssphäre dieser in bezug auf aktiven Antisemitismus und Pogrome massgebenden Stadt. Zwar fanden zwischen den Juden und den Christen keine Reibungen statt, die zur Entstehung von Pogromgelüsten Anlass bieten könnten, aber unter den Christen war immer eine Pogromstimmung zu bemerken, die durch die Hetzereien von Kruschewan in seinem Blatte „Drug“, das in ganz Bessarabien verbreitet war, aufgestachelt wurde. Besonders aber stieg die Pogromlust während des russisch-japanischen Krieges. Die Bauern glaubten natürlich dem ausgestreuten Märchen, die Juden hätten den Japanern Millionen gegeben, und drohten mit einer Abrechnung nach dem Krieg. Es ist interessant, dass der Moment des Ausbruchs des Pogroms eigentlich schon seit zwei Jahren bekannt war. Es stand nämlich die Einweihung einer neuen Kirche bevor. Nun wussten Juden und Christen, dass wie durch eine Schicksalsfügung die Einweihung der Kirche zugleich den Anfang des Pogroms bedeuten werde.

Am 19. Oktober fand in Bajramtscha eine politische Demonstration mit roten Fahnen statt, welche merkwürdigerweise von den Zöglingen des dortigen Priesterseminars, die übrigens mit den Stadtbewohnern und den Juden keine Beziehungen hatten, ausging. Der Demonstration schlossen sich auch die Juden an. Am 22. Oktober fand die solange hinausgeschobene Kircheneinweihung statt, wobei die Juden 25 Rubel „zur Bewirtung“ spendeten. Und dies war also auch der Moment, an dem der Pogrom beginnen sollte. Vier Tage verstrichen, bis er vollständig inszeniert werden konnte. Die Hooligans wurden organisiert und mit speziell von ortsangesessenen Schmieden angefertigten kleinen Stemmeisen bewaffnet, die Polizeiwache wurde aufgelöst, die Polizeiaufseher verschwanden aus dem Bereich der Auffindbarkeit. Die geängstigten Juden wandten sich an den Pristaw, der ihnen den Rat erteilte, einen „Obchod“, eine Art „Selbstwehr“, zu bilden, was die Juden im Verein mit mehreren Christen auch taten. Andererseits war ein Urjadnik über die Dörfer herumgereist und hatte die Bauern aufgefordert, nach dem Städtchen zu kommen, da die Juden die Christen hauen.

Am 26. begann der Pogrom, und zwar ganz spontan. Ein Bursche schoss in einer Kneipe auf einen Juden und gab damit das Zeichen zum Ausbruch. Die Hooligans — die Kerntruppe zählte etwa 20 Personen — waren beisammen, stürzten sich auf den Marktplatz und begannen zu plündern. Die Selbstwehr erschien auf der Stelle, und es gelang ihr, eine Anzahl Exzedenten zu verhaften und nach dem Polizeigebäude abzuführen. Aber der wachthabende Polizist gab letzteren eigenhändig ein Brecheisen, mit dem sie sich befreien sollten, so dass sie ungehindert auf den Marktplatz zurückkehren konnten. Durch das Glockengeläute in der Kirche herbeigerufen, versammelten sich rasch Bauern und Hooligans, und es begann die Orgie der Exzesse. Die Selbstwehr wurde bald überwältigt und zurückgeworfen, die russischen Mit-

Unabhängigkeit zu wahren, erregten den Zorn der letztgenannten. Dazu kam noch der Umstand, dass die Studentenschaft ausserdem öffentliche Meetings, an denen auch zur Universität nicht gehörende Personen teilnehmen könnten, veranstaltete, was ebenfalls seitens des Professorenkollegiums, nachdem es sich überzeugt hatte, dass die Meetings in voller Ordnung vor sich gehen, den Gang des Unterrichts nicht stören und vor allem einen grossen positiven Wert für die Gesellschaft haben, unbeanstandet blieb. Herr Neidhart aber, der dadurch äusserst erbittert war und dennoch angesichts der festen und sicheren Position, die sich die Universität erobert hatte, nichts ausrichten konnte, bestrebte sich, seine Animosität gegen die Universität auf die Strasse zu übertragen. „Die Hörsäle gehören Ihnen, aber die Strassen sind unser, und hier wird ohne Erbarmen gehandelt werden — es wird Blut fliessen," sagte er zu wiederholten Malen dem Rektor der Universität."

Die Konflikte zwischen Universität und Polizei verschärften sich immer mehr. Am 14. Oktober lieferte die Polizei die erste Strassenschlacht. Den Anlass dazu bot eine Demonstration von Mittelschülern. Die Zöglinge der Handelsschule von Feig wurden von der allgemeinen Bewegung fortgerissen und begaben sich zur Universität, wo ein Meeting abgehalten werden sollte. Unterwegs schlossen sich ihnen die Schüler anderer Mittelschulen an. Die jungen Demonstranten, die weder eine rote Fahne, wie Neidhart in seinem Bericht behauptete, noch sonst welche revolutionäre Insignien trugen (vergl. die Zeugenaussage des Leiters der Odessaer Navigationsschule, Wirklichen Geheimrats L. L. Gawrischew), kamen an die Töchterschule von Beresina, wo sich ihnen die Schülerinnen anschlossen. Auf einmal aber sprangen aus dem Hinterhalte Schutzleute mit blankgezogenen Säbeln und Revolvern hervor, fielen, ohne die „Demonstrierenden" gewarnt zu haben, über die wehrlosen Kinder her und schlugen mit den Säbeln auf sie ein. Die Schüler und Schülerinnen wollten sich flüchten. Aber von allen Seiten umringten sie die bestialischen Schutzleute und *massakrierten die Kinder*. Im Resultate gab es einige schwer verwundete und einige leicht verletzte Kinder. Neidhart und seine Gehilfen entblödeten sich nicht, die Sache so darzustellen, als ob die Kinder über die Schutzleute hergefallen wären und sie mit Steinen und Stöcken verletzt hätten (vergl. Rechtfertigungsschrift Neidharts an den Senat, das „Tagebuch" des Beamten Podolzew usw.[1]). Dieses Ereignis war sozusagen die erste Kraftprobe der Odessaer Polizei. Ihr folgten andere auf dem Fuss. Am 16. Oktober, als das Gerücht von den Petersburger Ereignissen nach Odessa drang, versuchten viele junge Leute, meistens Studenten und Mittelschüler, Barrikaden zu errichten, die jedoch bald vom Militär und von der Polizei beseitigt wurden, wobei mehrere Opfer seitens der Revolutionäre fielen. Auch zwei Polizisten wurden schwer verletzt, einer sogar tödlich. Die Leichen der Gefallenen wurden sofort nach dem jüdischen Spital gebracht.

Unterdessen wurde an den Pogromvorbereitungen emsig gearbeitet. *Auf Befehl Neidharts übten sich die Schutzleute und auch die Pristawe im Schiessen und Fechten*, wobei sie an ausgestopften Figuren, auf denen die Inschriften „Student",

---

[1]) Zitiert nach den gütigst zur Verfügung gestellten Aushängebogen des Sammelbuches „Materialien zur Geschichte der russischen Kontrerevolution".

„Streikender“ angebracht waren, experimentierten. Neidhart kam oft persönlich in die Polizeireviere, um die Fortschritte seiner Untergebenen zu verfolgen. Unter den Schutzleuten wurde die eifrigste Propaganda für den Pogrom gemacht. In Anwesenheit des Fähnrichs Teplitzki, der in der Nacht des 15. bis 16. Oktober mit einer Soldatenabteilung das Alexander-Revier bewachte, sagte der Pristaw Ratzischewski: „Sie (die Juden) wollen Freiheit. Wir werden zwei- bis dreitausend von ihnen abschlachten — da werden sie wissen, was Freiheit ist.“ Der 17. Oktober verlief ziemlich ruhig. Man bereitete sich auf eine feierliche, pompöse Beerdigung der am vorigen Tage gefallenen Opfer vor. Aber der Stadthauptmann suchte dieses Vorhaben zu vereiteln, indem er in später Nachtstunde durch den Polizeimeistergehilfen Kislakowski die Leichen holen und heimlich begraben liess.

III.

Der nächste Tag war der Tag der Konstitution und der Anfang des Pogroms. Schon in früher Morgenstunde verbreitete sich die Kunde vom Manifeste. Ein Augenzeuge, Direktor der Navigationsschule Gawrischew, beschreibt die Stimmung folgendermassen: „Ich beobachtete die freudige, aber durchwegs friedliche Stimmung der Massen. Die Friedfertigkeit drückte sich in verschiedenen Fällen aus. Alle schienen frei aufzuatmen und mit aller Welt versöhnt zu sein. Ich sah morgens zwei Schutzleute, die die Polizeijournale trugen. Kein Mensch beschimpfte oder beleidigte sie, im Gegenteil, ich hörte, wie man ihnen zurief: „Jetzt werden wir mit euch in Frieden leben.“ Ein alter Jude sprach einigen anderen Juden gegenüber sich dahin aus, dass man auch auf die schwere Lage der Polizisten Rücksicht nehmen müsse, die sie zwinge, Bestechungen zu empfangen, da sie bei ihrem jetzigen Gehalt sonst nicht auskommen könnten. Gegen zwei Uhr nachmittags sah ich auf der Chersonskaja eine Kompagnie Soldaten. Neben und unter ihnen gingen Studenten und Zivilisten, sie umarmten sie, riefen „Hurrah“ und „Hoch die Freiheit“ und schmückten die Bajonette mit roten Bändern . . . Der Eindruck, den ich aus dem Anblick der „Demonstrationen“ gewann, war der des Feierns der Freiheit. Es gab zwar vereinzelte Ausschreitungen, aber die Masse verhielt sich ihnen gegenüber ablehnend. Ich war am Dumaplatz, als ein schlecht gekleideter Mann sich heiser redete, um zu beweisen, dass man dem Manifeste nicht trauen dürfe, da die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital auch unter den fortgeschrittensten Regierungsformen bestehen bleibe usw. Aber die Masse der Demonstranten hörte bloss zu, ohne irgendwie zu exzedieren“. Es war einfach die Achtung vor der „Freiheit der Rede“, die vom Manifest verkündet war . . . Ich sah, wie einer von den Demonstranten am Dumaplatz hochkletterte, um die Inschrift „Gott behüte den Zaren“ abzubrechen. Man liess es geschehen, aber man hörte keine Rufe der Billigung oder der Freude. Als derselbe Mensch das Reichswappen, das über dem Gebäude der Duma befestigt war, herunterreissen wollte, verhinderten ihn einige Studenten daran.“

So sah die Demonstration aus, von der Neidhart und Kaulbars die schrecklichsten Geschichten erzählten. Diese Machthaber von Odessa scheuten sich nicht, an ihre Vorgesetzten zu berichten, die Juden hätten gegen Kaiser und Reich die wüstesten Schmähungen

ausgestossen, das Kaiserbild einem Hunde an den Schwanz gebunden usw. Neidhart wiederholte seine Erfindungen, wenn auch in sehr gemilderten Ausdrücken, in seiner Rechtfertigung an den Senat. Ein Entlastungszeuge Neidharts, Putziato, selbst ein Teilnehmer der „patriotischen", i. e. hooliganischen, Demonstrationen, verstieg sich in seinem Eifer zu der blöden Behauptung, die Juden hätten gerufen: „Wir haben euch einen Gott gegeben, wir werden euch auch einen Kaiser geben!" Und dann: „Es lebe Baron Hirsch!" Diese Aussage ist so grotesk, dass sie gar keine Widerlegung verdient. Ausgerechnet den seit einigen Jahren verstorbenen Baron Hirsch hätten die Juden am 18. Oktober, die Teilnehmer der „rotflaggigen" Demonstrationen, wie die offiziellen Dokumente lauteten, hochleben lassen. Aber gerade auf diese und ähnliche Aussagen stützt sich sogar der zur Untersuchung des Odessaer Gemetzels Allerhöchst entsandte Senator Kusminski. So leistet er sich die allgemeine Behauptung, die Juden hätten sich „frech und provozierend" benommen und „das russische Nationalgefühl verletzt"! . . . Solche Worte findet der Mann bei der Revision des entsetzlichsten Pogroms, und seine Gewährsmänner sind Leute wie der oben gekennzeichnete Zeuge!

Am selben Tag, noch vor der Veröffentlichung des Telegramms vom Manifest, beging Neidhart einen durch und durch provokatorischen Akt, indem er an den Anschlagsäulen einen Aufruf an die Bevölkerung plakatieren liess, in dem es hiess, er habe einen von 30 000 Kleinbürgern (Christen) unterzeichneten Brief empfangen, in welchem ihm angekündigt werde, die friedliche christliche Bevölkerung von Odessa sei über den revolutionären Unfug, der mit Erlaubnis des Rektors Sontschewski in der Universität getrieben werde, äusserst aufgebracht und beabsichtige, die Universität dem Erdboden gleich zu machen. Im Anschluss an diesen „Brief der Bürger" erzählt Neidhart in dem Aufrufe, die Agitation der Universität habe zu den Exzessen der letzten Tage geführt, wobei sich die Polizei mustergültig aufgeführt habe und nun von den böswilligen Leuten verleumdet werde. Nach einer Warnung, den Gerüchten über die Taten der Polizei ja nur keinen Glauben zu schenken, schliesst der Aufruf mit folgenden, für ein offizielles Dokument höchst seltsamen Worten: „W e r d a r a n s c h u l d i s t — u r t e i l t s e l b s t, w o h l g e s i n n t e L e u t e!"

Mit diesem in seiner Art einzigen Dokument wollte Neidhart ein Doppeltes erreichen, erstens durch den Hinweis auf die Empörung der „Kleinbürger" und die Agitation der Universität sich eine carte blanche für den Pogrom auszustellen, zweitens der Pogromorganisation gewissermassen zu signalisieren. Ist doch das ganze Schriftstück, das von Neidhart als der Brief der „Dreissigtausend" ausgegeben wurde, nachweislich gefälscht. Denn erstens erklärte der Gemeindevorsteher der Kleinbürger Odessas (Meschtschanski Starosta), von einem derartigen Briefe keine Ahnung zu haben, was angesichts der Stellung eines Vorstehers, der dazu ein ergebener Monarchist ist, ein Unding wäre; zweitens aber bezeugte der „Beamte für besondere Aufträge", Podolzew, der der Kanzlei des Stadthauptmanns beigegeben war, dem Senator Kusminski, der im Januar 1906 in Odessa den Prozess gegen Neidhart einleitete, „er habe auf dem Tische des Stadthauptmanns den auf einer Quartseite gewöhnlichen Briefpapiers geschriebenen Text des „Briefes der Bürger" gefunden, aber keine Unterschrift gesehen". Das Rektorat schätzte die Proklamation Neidharts nach ihrem Werte

ein, bezeichnete sie in einem an den Militärkommandanten gerichteten Brief als Provokation und ersuchte um militärische Bewachung des Universitätsgebäudes.

Kaum hatte sich das Gerücht vom Manifest in der Stadt verbreitet, als zahlreiche Deputationen sich zu den Polizeirevieren begaben und die Befreiung der politischen Verhafteten verlangten. Nach einer Rücksprache mit dem Staatsanwalt Pollan gewährte Neidhart die Bitte und liess die während der Unruhen der letzten Tage Verhafteten frei. Zugleich berief Neidhart den Bürgermeister Kryschanowski zu sich, um über die ,,Beruhigungsmittel" zu beraten. Kryschanowski kam in Begleitung des bekannten Professors E. Schtschepkin (des späteren Abgeordneten der ersten Duma), des Vertreters des ,,Verbandes" oder des ,,Komitees", das eine Art Nebenverwaltung der Stadtangelegenheiten bildete und in den unruhigen Zeiten zu einem machtgebietenden Faktor geworden war, jedenfalls alle Entscheidungen der Stadtduma bezüglich der Wirren mitbestimmte. Sowohl Schtschepkin als Kryschanowski äusserten sich dahin, die Polizei, die beim Volke verhasst sei, müsse entwaffnet und durch eine Bürgermiliz ersetzt werden. Neidhart schien darauf nicht eingehen zu wollen, verfügte jedoch gleich darauf, dass die Schutzleute ihre Posten verlassen. Diese Massnahme, die Senator Kusminski als ein unter den Paragraphen der Fahrlässigkeit im Amt zu rubrizierendes Vergehen bezeichnet, hat Neidhart dadurch zu rechtfertigen gesucht, dass er der Notwendigkeit habe weichen müssen, da einerseits die Polizisten auf ihren Posten überfallen und misshandelt worden seien, was, wie er selbst schliesslich zugeben musste, nicht wahr war, und da er andererseits den Drohungen des Professors Schtschepkin, dass das Publikum die Polizei aus eigener Kraft übermannen werde, hätte nachgeben müssen, was laut der Aussage der Ohrenzeugen Kryschanowski und des Staatsanwalts Pollan ebenfalls eine Erfindung war, da Schtschepkin gar keine Drohungen ausgestossen hatte. Die Vorkehrung des Stadthauptmanns trug ebenso wie verschiedene andere Taten einen entschieden provokatorischen Charakter. Denn Neidhart enthob zwar die Polizei ihrer Pflichten, rief sie von ihrem Posten ab, liess aber zugleich die Bildung der Miliz nicht zu. Er erklärte ausdrücklich in einer amtlichen Kundgebung vom 20. Oktober, der Polizeidienst sei infolge des Schiessens aus den Häusern unmöglich, ,,die Miliz aber sei in keinem Falle gestattet". Somit liess er die Stadt gänzlich ohne Schein von Schutz und löste der Polizei, die ja ihrer Neigung zum Pogrom jetzt fröhnen konnte, die Hände. Er übergab auch nicht dem Militärkommandanten die Machtbefugnisse, wie er, angesichts seiner angeblich mangelhaften Mittel, gegen den Sturm anzukämpfen, laut dem Gesetze hätte tun sollen. Militär und Polizei handelten ganz frei, quasi aller gesetzlichen Verpflichtungen entbunden. Dies wollten auch Neidhart und Kaulbars erreichen, sie wollten den Pelz waschen und ihn nicht nass machen — den Pogrom schaffen und doch scheinbar ,,gesetzlich" handeln. Als der Polizeimeister Golowin von der Massnahme des Stadthauptmanns erfahren hatte, erklärte er, er könne unter diesen Bedingungen seinen Posten nicht ausfüllen, und reichte sofort sein Entlassungsgesuch ein, worauf ihn Neidhart durch eine ihm untergebene Kreatur v. Gesseberg ersetzte. Uebrigens war der Grund der Entlassung Golowins viel tiefer, als der von ihm selbst angegebene. Der Rechtsanwalt S t e t z k i gab in dieser Angelegenheit folgende Erklärung ab: ,,Einige Tage vor dem

Pogrom traf ich im Gebäude des Kreisgerichts den gewesenen Pristaw des Chersoner Reviers, Evest Lyssenko, der sich sehr abfällig über die Odessaer Polizei äusserte und folgendes erzählte: Nachdem Trepow den Gouverneuren den Befehl erteilt habe, Pogrome zu veranstalten, berief Stadthauptmann Neidhart die Polizeichefs zu sich und setzte sie davon in Kenntnis. Darauf erklärte Golowin, er könne solche Befehle nicht ausführen — und demissionierte." — — — Jedenfalls wusste der in allen Polizeikniffen erfahrene Golowin, was der Befehl von der Entfernung der Polizei von den Posten und das an die Pristawe ergangene Verbot, sich auf die Strasse zu begeben, zu bedeuten hätten. Er sah darin die Pogromabsicht — und zog als ehrlicher Mensch daraus die Konsequenzen. Dafür aber blieben andere — wie z. B. der bereits genannte v. Gessberg und Ratzischewski. Von diesem, der zum Lohn für seine Pogromtätigkeit zum Polizeimeistergehilfen ernannt wurde, erzählte Kisljakowski, der zweite Polizeimeistergehilfe, er „sei ein Schurke und ein Provokateur, der alle Befehle Neidharts ausführte und den Pogrom leitete".

Zugleich gestattete Neidhart auf die ihm vom Leiter des jüdischen Krankenhauses übermittelte Forderung des Publikums, die von der Polizei heimlich beerdigten Leichen der während der Unruhen Gefallenen wieder auszugraben und sie in die Universitätsklinik zu überführen, um am nächsten Tage ein feierliches Leichenbegängnis zu veranstalten.

IV.

Während des Jubels über das soeben erhaltene Manifest fühlte sich Neidhart sogar veranlasst, zur demonstrierenden Menge zu erscheinen und mit sauersüsser Miene ihr zu gratulieren. So weit hatte er es in seiner heuchlerischen Art getrieben. Da drangen aber auch schon die ersten Gerüchte von einem Pogrom in den entfernten Strassen der Stadt, in der Dalnitzkaja und den umliegenden Gassen, die zum grössten Teile von armen Juden bewohnt sind. Dies war nur der erste Versuch, und er gelang. Wie der Pogrom organisiert wurde, schildert uns ein Zeuge (Pewzow). Im Schanklokal von Ikatschenko, Ecke Dalnitzkaja und Stepowaja, wo lauter Arbeiter und Barfüssler („Bossjaki") verkehren, suchten Polizisten die Stammgäste dieses Lokals zu überreden, alle Juden zu ermorden. Als aber ihnen erwidert wurde, die Juden würden sich wehren, beruhigten sie die Schüchternen und versicherten sie ihrer Hilfe. Die Arbeiter der Fabriken von Waltuch und Gen hielten auch daraufhin eine Versammlung ab, in der drei Richtungen vertreten waren. Die einen waren für den Pogrom, die anderen für ein neutrales Verhalten und die dritten schliesslich gegen den Pogrom. Die erste Partei siegte offenbar.

Um 1½ Uhr nachmittags erschien in der Dalnitzkaja eine Schar von Demonstrierenden. Ein Mädchen, das den Pogrom erlebt hat und im Zuge war, beschreibt den Gang der Ereignisse folgendermassen: Es war eine sehr lustige Schar von jungen Leuten. Auch viel Mädchen befanden sich darunter. Desgleichen gab es unter den Demonstrierenden einige Studenten, so war der die rote Fahne Vorantragende ein Student. Alle hatten glückliche, sorglose Gesichter, fast alle waren waffenlos, die einzige Waffe bildeten vielleicht die Nadeln der Näherinnen. Unterdessen standen bereits die Hooligans an den Toren und knirschten

vor Wut. Sie waren sämtlich bewaffnet, die meisten mit Knütteln und Hämmern. Die einen wollten gleich über die Demonstranten herfallen, aber andere hielten sie ab und sagten: „Man darf nicht sofort. Es ist ein Gesetz erschienen, dass man rote Fahnen tragen darf.“ Die Demonstranten gingen unbehelligt vorüber und kamen zur Kolnisten-Gasse. Auf einmal ertönten von dort drei Schüsse, und die ganze Schar der Demonstranten prallte entsetzt zurück. Da die Demonstranten keine Waffen bei sich trugen, so ist es klar, dass der Schuss von provokatorischen Polizisten ausgegangen war. Gleich stürzten sich auf die Demonstranten die Arbeiter aus der Bäckerei von Schargorodski und begannen sie mit den Rechen und Spaten zu schlagen. Sodann gesellten sich zu ihnen alle übrigen Hooligans, und die Metzelei begann. Zwei Stunden lang schlug man die Demonstranten, besonders hatte man es auf die Mädchen abgesehen. Diese wurden an den Haaren über die ganze Strasse zur Brücke (sogen. „Balka“) geschleppt, wo sie vergewaltigt wurden. Dabei fanden Fälle der wildesten, unglaublichsten Barbarei statt. Ein Jude namens Krugljak, ein wohlhabender Mann von etwa 40 Jahren, hatte das Unglück, auf die Strasse sich hinausgewagt zu haben. Gleich fielen über ihn die Hooligans her. Er wurde an die Wand gedrückt. Ein professioneller Dieb sprang heran, durchsuchte die Taschen, entnahm ihnen alles, was drin war, und verschwand. Da liefen zwei Schmiede an den Unglücklichen heran und schlugen ihm von beiden Seiten zwei scharfe Eisenkolben in die Schläfen ein. Die übrigen Hooligans vollendeten den Mord, indem sie den Mann mit Bierflaschen, mit den Stiefeln und Knütteln bearbeiteten. Der noch nicht erkalteten, blutüberströmten Leiche sprang einer der Schmiede auf die Brust und begann zu tanzen. Die umstehenden Kameraden lachten und sangen: „Ho, ho, ho!“ Die Leiche blieb anderthalb Tage auf der Strasse liegen . . . Uebrigens waren die Diebe in dieser Gegend die anständigsten Menschen. So sah einer von ihnen, wie ein Hooligan ein junges Mädchen vergewaltigen wollte, da stiess er ihm ein Messer in die Kehle und rettete das Mädchen. Ein anderer Dieb, der während der Pogromtage sehr viel Sachen zusammengestohlen hatte, gab ausser den Goldsachen den Beraubten seine Beute zurück, indem er sagte: „Ich habe soviel zusammengestohlen, dass ich fast unter die ordentlichen Leute gehen oder sogar einen Goldwarenhandel eröffnen könnte.“ Und — was das Charakteristische dabei ist — die Juden missgönnten dem Dieb seine Beute nicht. Hatte er doch wenigstens nicht gemordet!

Als das Gerücht vom Pogrom in die innere Stadt gedrungen war, begab sich eine Anzahl von den Mitgliedern der Selbstwehr an Ort und Stelle, um die Hooligans zu vertreiben. Und in der Tat genügte eine kleine Schar von fünf Männern, um die Mordbuben zu verjagen. Da waren aber auch schon Militär und Schutzleute zur Stelle und schossen auf die Selbstwehr. Natürlich kehrten die verscheuchten Hooligans sofort zurück und setzten ihr Werk fort. Ein Augenzeuge, Chariton Schdanow (Christ), erzählt: Die Hooligans haben nur dem Kommando der Polizei gehorcht. Ein Polizeiaufseher rief ihnen zu: „Schlagt, Kinder, es wird euch nichts geschehen.“ Mit der Polizei arbeiteten Hand in Hand die Kosaken. Diese ermunterten die Hooligans bei der „Arbeit“: „Fester, fester, Kinder!“ (Aussage von Lebedewa.) Ein jüdischer Soldat der Reserve versuchte einen im Plündern begriffenen Hooligan aufzuhalten und zu verhaften. Aber im Nu war

ein Polizist bei der Hand, der mit der Pistole in der Hand den Soldaten zwang, den Hooligan freizulassen. Kaum sahen die Kosaken, dass die Juden in den attackierten Häusern die Absicht hatten, sich zu wehren, beschossen sie gleich das Haus. Als die Hooligans die besonders festen eisernen Tore eines jüdischen Hauses nicht sprengen konnten, kamen ihnen die Kosaken brüderlich zu Hilfe, indem sie sie zurechtwiesen: „Ihr arbeitet schlecht, Kinder." (Aussage von Kuschnir.) Ueber die Taktik der Polizei belehrt uns die Aussage eines Zeugen, des Studenten A. B. Schagoschnikow (Christ), der folgendes erzählte: „Um $4^3/_4$ Uhr nachmittags (den 18.) wurde es in der Universität bekannt, dass in der Dalnitzkaja ein Pogrom begonnen hätte. Ich und einige Kollegen begaben uns sofort dahin, aber eine Schar von Hooligans unter der Anführung von Polizisten und Kosaken versperrte uns den Weg und empfing uns mit Revolverschüssen. Wir konnten deshalb nur auf einem Umweg in die Stepowaja (eine der Hauptstrassen dieses Viertels) gelangen. Dort sah ich den Pristaw des Michailow-Reviers, Pagrebnoj, der einer Menge Polizisten, Kosaken und Hooligans voranritt und diesen zurief: „Russen auf eine Seite — treibt die Juden auf die andere Seite und schlagt sie!" Daraufhin begann eine wüste Orgie, ein Massaker der Juden und die Plünderung der Läden von T. u. a." Ein Arzt (Dr. Gotschalk), der den Sanitätsdienst während der Pogromtage versah, berichtet u. a.: An der Ecke der Prochorowskaja (Dalnitzki-Rayon) stand ein grosser Haufe von Hooligans — voran zwei uniformierte Schutzleute, mit Revolvern bewaffnet. Die Schutzleute gaben Schüsse ab und sagten: „Schaut! Die Juden aus dem gegenüberliegenden Hause schiessen." Mit diesen Worten stürzten sie und nach ihnen die Hooliganschaft zum Hause und demolierten es . . . Ein Pristawgehilfe Iwanow tötete ohne jeden Grund zwei Juden, die er auf der Strasse fand. So dauerte der Pogrom den ganzen Tag, bis es gegen Abend ruhig wurde. Der genannte Pristawgehilfe versuchte zwar auch nachts eine Fortsetzung des Pogroms zu provozieren, aber er fiel unversehens einem Detachement der Selbstwehr in die Hände und musste seine Tätigkeit bitter büssen.

Wenn die Bewohner von Odessa am 18. über den Charakter des Pogroms sich noch Täuschungen hingeben konnten, so belehrte sie der folgende Tag, dass es nur die Einleitung zu einem mit unerhörtem Raffinement organisierten, mit unsäglichem Zynismus durchgeführten Dauerpogrom gewesen war. Wie bereits berichtet war, sollte am 19. die feierliche Beerdigung der am 16. Gefallenen staffinden. Neidhart wusste davon, schien aber nichts dagegen zu haben. Er wusste, was er vorhatte. Noch am vorigen Tage, am 18., erzählte er dem Staatsanwalt Pollan, er habe bereits die Erlaubnis für eine „patriotische Manifestation" erteilt. Pollan fiel es zwar auf, dass Neidhart die Eventualität des Zusammenstosses zwischen den beiden Kundgebungen nicht berücksichtige, verlieh aber seinen Bedenken keinen Ausdruck. Als es jedoch bekannt wurde, dass von der Hafengegend eine „patriotische" Manifestation im Gange sei, wurde von den Leitern der Beerdigungszeremonie beschlossen, diese zu verschieben. Allein es half nichts. Neidhart hatte nicht bloss die Möglichkeit des Zusammenstosses der beiden Prozessionen im Auge, er hatte für alle Fälle vorgesorgt. Wo nämlich kein wirklicher Angriff erfolgt, kann doch ein fiktiver den Anlass zu einem Pogrom bieten. Und dazu sind ja Polizeiorgane vorhanden, die mit Revolvern bewaffnet sind und schiessen können.

In aller Frühe begab sich eine wohlausgerüstete Menge aus dem Hafen mit der direkten Absicht, „die Juden zu schlagen". Sie dachten sogar nicht daran, ihr Vorhaben zu verhehlen oder zu bemänteln, und sprachen es ganz offen aus (Aussage von Gawrischew). Bald darauf bildete sich ein sogenannter „patriotischer Zug" mit Nationalfahnen und Kaiserbildern. Vom Hafen — vom sogenannten Langeron-Abhang — gingen sie in der Richtung der Hauptstrassen, der Richelieu- und De Ribas-Strasse. Schon auf dem Hinwege begann der Pogrom. Sowohl Neidhart als seine Genossen, die Hooligans, behaupteten, die Juden hätten damals auf den Zug geschossen und dadurch den Pogrom hervorgerufen. Im gleichen Sinne bezeugte auch der Held von Bulgarien und Mandschurien, Baron v. Kaulbars, und der Senator Kusminski schenkte diesen Aussagen Glauben. Wie unhaltbar diese Aussage ist, erhellt schon aus der Sachlage selbst. Die Juden, die ganz genau wussten, welche Absichten die Polizei hege und dass der „Zug" in einen Pogrom münden werde, wären so dumm gewesen, absichtlich mit Schüssen und Bomben die Manifestanten zu provozieren, um den Pogrom um so rascher hervorzurufen? Wahrlich, so pogromlüstern waren die Juden denn doch nicht. Aber schon aus der Beschreibung eines Augenzeugen, eines Hooligans, der am Zug und Pogrom teilnahm, ist der wahre Sachverhalt ersichtlich. Dieser Zeuge erzählt, dass man in die Menge hineingeschossen habe. Darauf habe ein „Redner" gesagt: „Brüder! Christenblut wird vergossen!" Etwas später wurde unter die marschierenden Hooligans ein Geldbeutel geworfen. Die „Redner" sagten, die Juden hätten den Reichsadler von der Duma hinuntergerissen, die Kaiserbilder zerschossen. Sie seien unsere Blutsauger; sie leben in Russland, trinken unser Blut und jagen unseren Kaiser vom Thron. Dass man in die Menge geschossen und Bomben geworfen hätte, ohne dass ein einziges Opfer gefallen wäre, wäre ein Wunder zu nennen, wenn nicht die „Schiessenden" und die „Redner" entweder identisch oder in enger Fühlung gestanden hätten. Der Beamte für besondere Aufträge, Fürst Zulukidze, begleitete die Hooligans, ging mit den Barfüsslern sehr kameradschaftlich um, klopfte manchem von ihnen auf die Schulter. Man sah, dass die Hooligans bei der Behörde in hoher Gunst standen. Von der De-Ribas-Strasse, wo einige Juden blutig geschlagen und an diesem Tage die ersten Pogromversuche gemacht wurden, begab sich der Pöbel zum Hause des Stadthauptmanns Neidhart. Ein Zeuge, Rechtsanwalt Danaschewski, der zufällig in den Zug geriet, beschreibt die Szene vor dem Hause Neidharts folgendermassen: „Als ich zur Sabanski-Brücke kam, traf ich wieder einen Haufen Manifestierender, bestehend aus 100 bis 200 zerlumpten, schmutzigen Menschen, Bürschchen und Kindern. Sie gingen in der Richtung des Stadthauptmannhauses. Die Hooligans machten vor dem Balkon des Hauses Halt. Neidhart erschien am Balkon. Aus der Menge hielt jemand mit leidenschaftlicher, provozierender Stimme eine Rede, aus der ich nur den Schluss: „Wir wollen nicht" entnehmen konnte. In Beantwortung dieser Rede sagte Neidhart: „Ich danke euch, Brüder . . . und nun geht beten." Die Menge rief „Hurrah" und begann ein Kirchenlied zu singen. Aber, das Lied übertönend, stiessen Leute aus der Menge Rufe aus: „Schlagt die Juden, Tod den Juden, Judenblut wollen wir!" Daraufhin begab sich die Menge weiter in Begleitung von Soldaten . . . Vom Stadthauptmann gingen die Hooligans zum Militärkommandanten Kaulbars, der sie in ebenso gnädiger

und ermutigender Weise empfing und ihnen sogar eine Militärmusikkapelle auf den Weg gab. Einige Stunden nach dem Beginn des Pogroms richtete Neidhart ein Schreiben an Kaulbars, in dem er um Entsendung von Militär in die Stadt ersuchte, um „die feierliche Beerdigung nicht zuzulassen, „rotflaggige“ Demonstrationen zu verjagen und einen Judenpogrom zu verhindern“. Dieser Brief, den Neidhart als eine „Tat“ und eine „Massnahme“ darzustellen sucht, kam sogar dem sehr nachsichtigen Senator Kusminski in Anbetracht der nachfolgenden Soldateskaleistungen doch gar befremdlich und „unbestimmt“ vor. Kaulbars war jedoch in die Intentionen Neidharts und der oberen Regierung eingeweiht und wusste genau, welche Instruktionen er den Soldaten zu erteilen habe.

Von der Dalnitzkaja, wo die Hauptfestung der aktiven Hooligans war, wälzte sich der Pogrom nach zwei Richtungen hin — in das Innere der Stadt und in die umliegenden Dörfer und Ortschaften. Aber die Organisation des Pogroms war so meisterhaft, dass irgendwelche Störung durch die räumliche Entfernung, die Ausdehnung der Stadt und den Mangel an „Arbeitern“ nicht eintreten konnte. Abteilungen von Hooligans, je nach der Grösse und Bedeutung des Viertels, arbeiteten unter der Aufsicht und aktiven Hilfe von Polizei und Militär zu gleicher Zeit in den verschiedenen Stadtteilen. Einer von den Hooligans erzählte während des Pogroms einem Juden (Apotheker), die Polizei habe einen bestimmten Plan ausgearbeitet, und klagte, dass man ihm ein armes Viertel zugeteilt habe, wo er nur 1½ Rubel für sein Teil bekommen könne. Um aus der Unsumme der Zeugenaussagen ein allgemeines Bild zu gewinnen, greifen wir eine Schilderung, die vom Dienstpersonal des städtischen Krankenhauses gegeben war, heraus: „Am 19. Oktober, gegen die Mittagsstunde,“ heisst es im Dokumente, „als bereits in das Spital Verwundete und Halbtote von allen Seiten gebracht wurden, stellte sich vor das Cherson-Revier ein Detachement Soldaten mit geladenem Gewehr, unter der Anführung einiger Offiziere. Rechts stand eine militärische Musikkappelle, an deren Spitze ein Soldat mit dem Kaiserbild. Links standen die Polizisten des genannten Reviers, mit dem Pristaw Olschewski an der Spitze, in voller Uniform, mit Säbeln und Revolvern bewaffnet, aber ohne Dienstabzeichen und ohne Nummern. Nach einer Weile erschien ein kleiner Haufen, vorherrschend aus Weibern und Bürschchen bestehend, mit Heiligen- und Kaiserbildern und Nationalfahnen. Die Leute stellten sich neben den Soldaten auf. Alsbald schloss sich ihnen eine Anzahl verdächtiger Personen an, die von Peressyp (eine Vorstadt) herkamen. Einer von den „Befehlshabern“ hielt eine Ansprache, worauf ein „Hurrah“ erfolgte. Die Soldaten schulterten das Gewehr, das Militärorchester intonierte die Nationalhymne. Darauf setzte sich der Zug in Bewegung, der Universität zu. Die Soldaten hielten die Flinten schussbereit, die Polizisten nahmen die Revolver in die Hand. Kaum war der patriotische Zug an die Läden der Ecke Jamskaja und Chersonskaja gelangt, da klirrten bereits die Fensterscheiben, und ein Materialwarengeschäft war im Nu ausgeplündert. Einige Minuten später ertönten von der Universitätsgegend einige Revolverschüsse, worauf dieselben Hooligans in Begleitung von Militär und Polizei vor dem Spital erschienen. Das Detachement Soldaten und die Polizisten nahmen vor dem Polizeirevier Posto, ein Teil der Hooligans wandte sich zur Jamskaja-Strasse, die übrigen begannen unter der Leitung der Polizisten die Läden in

der Strasse — Ecke Jamskaja und Chersonskaja — zu demolieren und zu plündern. Die dabei verwendeten Waffen waren Stöcke, Keulen, Stemmeisen, Hacken, womit die Teilnehmer der patriotischen Manifestation sich vorsorglich versehen hatten. Für diejenigen aber unter ihnen, die keine Pogromwaffen hatten, hieben die Polizisten mit ihren Säbeln die jungen Bäume ab, die an den Bürgersteigen gepflanzt waren, und verteilten sie unter die Hooligans. In einem Augenblick waren Tür und Fenster in den geplünderten Läden erbrochen und die Ware auf die Strasse geworfen, wo sie geraubt, in Körbe — auch diese hatten die alles vorausahnenden „Patrioten" mitgebracht — gelegt und fortgetragen. Es war rührend, zu sehen, wie halbwüchsige Burschen die Taschen der Schutzleute aus Dankbarkeit mit Bonbons füllten. Das ganze Treiben war von den Tönen der Nationalhymne begleitet . . ."

Mit dieser grösseren Leistung begann der wahre Pogrom, der offiziell anerkannte. Die Hooligans und die Polizisten plünderten, die Soldaten schossen auf die Selbstwehr. Ueberhaupt sahen die Umzüge der Hooligans einem Kriegszug ähnlich. Ein Augenzeuge schildert sie folgendermassen: Voraus gingen Soldaten oder Kosaken, hinter ihnen Polizisten, die ihrerseits die Hooligans schützten. Den Hooligans folgten grosse Wagen und Fuhrwerke, um das geplünderte Gut fortzuschaffen, und den Zug schlossen wieder Kosaken oder Dragoner. Wenn man in eine Strasse kam, wo man „arbeiten" sollte, so war die dabei befolgte Methode eine sehr einfache. Ein Polizist gab einen Schuss in die Luft ab, daraufhin erklärte der die Soldaten anführende Offizier, die J u d e n hätten aus den Häusern geschossen, worauf er Feuer eröffnen liess. Sofort wurde das Haus von allen Seiten beschossen, die Tore erbrochen, die Insassen fielen, von den Kugeln getroffen, und der Weg für die Plünderer war frei. Diese wüteten und tobten in den Häusern und auf den Strassen, mordeten und verstümmelten nach Belieben. Wendeten sich die Juden an Polizei und Soldaten um Schutz, so erhielten sie die grausamsten Antworten. So antwortete ein Polizist: „Früher wolltet ihr keine Polizei, jetzt fleht ihr ihren Schutz an. Es wird euch nichts helfen. I h r w e r d e t a l l e g e t ö t e t w e r d e n." Ein Jude Z. wandte sich an einen Offizier des 22. Astrachaner Dragonerregiments um Hilfe, worauf ihm dieser antwortete: „Euer Retter Kupernik ist krepiert,[1]) geht fort, sonst werden wir euch töten." Diese Antwort war ebenso blöd, wie sie von frivoler Schadenfreude zeugte. Ueberhaupt brachte es das ungemein niedrige Kulturniveau, auf dem die russische Masse, ja auch grosse russische Gesellschaftsschichten sich befinden, mit sich, dass jedem noch so unwahrscheinlichen und dummen Gerüchte Glauben geschenkt wurde.

Wie die Soldaten des genannten Regiments, nahmen auch die Soldaten anderer Regimenter am Plündern Anteil. In dieser Hinsicht ist die Zeugenaussage des Staatsanwaltsgehilfen Kamenski von Bedeutung. Er erzählte: „. . . . . Um 12 Uhr nachts (19. Oktober) begann ich wiederum aus meinem Hause die Vorgänge auf der Deribassowskaja zu beobachten. Die Strasse war hell beleuchtet. Von 12 Uhr an waren auf der Strasse ausschliesslich Soldaten, wobei die meisten in den Händen, unter den Armen und sogar auf den Schultern Ballen von geplünderten Waren trugen.

[1]) Der Genannte, ein in Südrussland sehr bekannter Advokat, war getaufter Jude, trat aber auch hin und wieder zum Schutz der Juden auf.

Gegen ein oder zwei Uhr vernahm ich ein Geräusch wie von erbrochenen Eisengittern, und ich erfuhr von den vorübergehenden Nachtwächtern, dass der Galanterieladen von B. demoliert werde. Gleich darauf kamen Soldaten vorüber, mit Galanteriewaren beladen. Viele trugen Regenschirme. Auf der Strasse zirkulierten Patrouillen, ohne dass sie im mindesten die Räuber störten. Manche Soldaten trugen grosse Koffer und Kisten. Gegen drei Uhr nachts verschwanden die Patrouillen überhaupt von der Strasse . . . Ein neben mir stehender, gleichfalls beobachtender Bekannter, der ein scharfes Gesicht hat, behauptet, es hätten hauptsächlich die Soldaten der Quarantänewache geplündert." Kamenski erzählt ferner, er habe von dieser empörenden Tatsache sofort der Kanzlei des Stadthauptmanns, dem Kommandanten der Stadtwache, General Glagolew, telephonisch mitgeteilt und in seiner Eigenschaft als Staatsanwalt verlangt, dass man sofort Patrouillen schicke, um die plündernden Soldaten zu verhaften. Aber die zuständigen Behörden unternahmen nichts und schickten nicht einmal eine Patrouille.

Am ersten Haupttage des Pogroms war auch die Selbstwehr imstande, den Hooligans an mancher Stelle Gegenwehr zu leisten, und es gelang ihr tatsächlich, ganze Strassen und Strassenviertel zu schützen. Allerdings waren diese Ergebnisse mit grossen Opfern an Menschenleben erkauft. In den meisten Fällen fruchtete indes ihre bewundernswerte Selbstaufopferung nichts. Das Militär schoss auf jeden, der irgendwie sich zu verteidigen suchte, sogar auf die Aerzte und die Wagen des Roten Kreuzes. Kaum hatte Neidhart erfahren, dass die Sanitäre und die Wagen des Roten Kreuzes zu funktionieren begonnen hatten, so liess er ein Gerücht aussprengen, sie führen Waffen mit sich und hintergehen die Behörden, und liess sie beschiessen. Diese geniale Erfindung trug sogar der Beamte für besondere Aufträge, Podolzew, in sein während der Pogromtage geführtes Tagebuch ein.[1]) Kamen Sanitäre oder barmherzige Schwestern an ein Haus, wo Verwundete lagen, so liessen sie die Kosaken und Polizisten überhaupt nicht hinein, oder erst, nachdem einige tödlich Verwundete bereits in ihren Qualen verendet waren. Gelang es den Hilfebringenden doch, zu den Verwundeten einzudringen und sie nach der Apotheke oder nach dem Spital zu überführen, so wurden sie — Aerzte und Schwestern wie die Kranken — von den Soldaten durchsucht und ausgeraubt, wobei die Verwundeten obendrein Kolbenschläge bekamen. Vor der Wut der Soldaten und Polizisten gab es keine Rettung. Und deshalb haben sie am ersten wie an den folgenden Tagen weit mehr als die Hooligans gemordet und geraubt. Mit den Hooligans liess sich manchmal verhandeln. Durch Geld oder Bitten konnte man sich oft loskaufen. Anders die vom Staate beamteten Mörder. So z. B. schickte ein Hausbesitzer, dessen Haus gerade von den Kosaken beschossen werden sollte, diesen ein „Geschenk". Die Kosaken nahmen das Geld und beschossen dennoch das Haus und mordeten drin. Die militärischen Vorgesetzten gaben einen strengen Befehl an die untergebenen Offiziere, unter keinen Umständen auf die Hooligans zu schiessen oder ihnen entgegenzutreten.

[1]) Uebrigens ist dieses „Tagebuch" ein ad hoc geführtes, mit Absicht lügendes und die Tatsachen entstellendes Dokument. So z. B. erfahren wir aus dem „Tagebuch" nur, dass hier oder dort Soldaten und Polizisten angeblich aus den Häusern beschossen worden seien, worauf die Soldaten die Häuser mit Kugeln überschüttet hätten. Dass aber ein Pogrom stattgefunden hätte, lässt das „Tagebuch" nicht erkennen.

Es wurde ihnen im Gegenteil eingeschärft, die Hooligans zu schützen, sie möglichst zu fördern und die Selbstwehr zu vernichten. Wagte ein Offizier, sich vom Gefühl der Menschlichkeit und Gesetzlichkeit hinreissen zu lassen, so wurde er sofort gemassregelt. Ein Oberst namens Prisnenko befahl einem Offizier, sich an einen gerade vorübergehenden Studenten heranzumachen, mit ihm Händel zu beginnen, um ihn sofort zu erschiessen. Als der Offizier dieses Anerbieten ablehnte, war der Oberst söchst ungehalten und denunzierte den Offizier als einen Revolutionär. Einige Offiziere, die auf unschuldige Juden nicht schiessen wollten oder gar die Hooligans von mancher Stelle verjagten, wurden verhaftet. Einem von ihnen sagte sein Vorgesetzter: „Es ist nicht Ihre Sache, zu räsonnieren. Hier wird eine nationale Frage entschieden." Welchen schweren Stand übrigens solche humane Offiziere hatten, zeigt uns der Bericht eines Stabskapitäns R. J.: „Am 20. kam ich in die Stadt, um Proviant für die Soldaten zu kaufen. In der Nikolajewskaja traf ich eine Reihe Soldaten, die mir den Rat erteilten, nicht in die Stadt zu fahren, da dort ein Pogrom stattfinde. Auf meine Frage, wie dies gestattet sei und weshalb das Militär den Pogrom nicht verhindere, antworteten sie: „Es ist nicht gestattet" und behaupteten, die Studenten schiessen auf die Soldaten und Polizei. Unterdessen sammelte sich eine Menschenmenge an. Viele unter ihnen erklärten, der Archiereus (Oberpriester), der Stadthauptmann und der Militärkommandant hätten den Pogrom gestattet und sie mit Heiligenbildern gesegnet. Als ich weiterfuhr, sah ich mit meinen eigenen Augen, wie der Pöbel jüdische Häuser demolierte. In der Nähe eines dieser Häuser stand ein Schutzmann, den ich herbeirief und fragte: „Warum werden solche Schandtaten zugelassen?" Darauf antwortete er: „Die Obrigkeit befahl, drei Tage die Juden zu schlagen."" Das Gerücht von der für drei Tage gewährten Erlaubnis war offenbar nicht unbegründet. Denn in der gesamten Bevölkerung herrschte der Gedanke, dass vor drei Tagen das Pogrom kein Ende nehmen könne.

Und in der Tat wurde er von Tag zu Tag stärker. Am heftigsten und schrecklichsten wütete der Pogrom am 20. Umsonst erwarteten die Juden Odessas für diesen Tag irgend einen Aufruf des Stadthauptmanns, irgend eine Massnahme der Obrigkeit — nichts geschah. Anstatt dessen veröffentlichte Neidhart gleichsam zur Verhöhnung der Juden eine Erklärung, in der es hiess, „er könne in Beantwortung der zahlreichen Bitten, die Schutzleute wieder auf ihre Posten zu stellen, erklären, dass dies nur dann möglich sei, wenn sich um jeden Schutzmann 10 Bürger stellen würden, um ihn vor den Kugeln der Revolutionäre zu schützen". Diese Massregel war so absurd, dass selbst Neidhart in seiner Verteidigungsschrift gegenüber den belastenden Ausführungen des Senators Kusminski sie nicht beschönigen konnte. Eine Welle von Hooligans nach der anderen ergoss sich über die Stadt. Die Selbstwehr war bereits übermannt und liess sich nicht mehr blicken. Die Soldaten hatten zwar nun auch nicht den geringsten Vorwand mehr, auf die Juden zu schiessen, aber was bedurften sie eines solchen? Hatten sie doch eine bewährte Lüge stets bei der Hand. Man brauchte nur zu erklären, dass aus den Häusern geschossen würde. Merkwürdigerweise war oft genug gerade aus solchen Häusern geschossen worden, wo absolut keine Schusswaffe sich befand, wo alte und kranke Juden lebten, die nicht einmal daran zu denken

wagten. Selbstverständlich war es mit Ausnahme vereinzelter Fälle einfach Lüge oder Provokation. Es wäre ja auch augenscheinlich ein Wahnsinn gewesen, angesichts der schussbereiten Soldaten, der hinter ihnen bereit gehaltenen Hooligans, des ausdrücklichen Befehles der Militärbehörden wie auch Neidharts, jedes Gebäude, aus dem geschossen werden sollte, eventuell sogar mit Kartätschen zu demolieren, wenn die Juden auf die überwältigenden Scharen der Hooligans und der mit weittragenden Gewehren versehenen Soldaten zu feuern begonnen hätten. In der Notwehr ist wohl die eine oder andere Bombe gefallen, sie hat jedoch auf beiden Seiten schwere Opfer gekostet. Jedenfalls war es klar, dass die Juden, wenn nicht ihr gesunder Menschenverstand, so doch wenigstens ihr Erhaltungstrieb vor der verderblichen, fruchtlosen Schiesserei bewahren würde. Wie kam es nun, dass fast aus allen jüdischen Häusern „geschossen" wurde? Einige Zeugenaussagen werden uns das Rätsel beleuchten. Ein Mitglied der Selbstwehr, das am 20. verhaftet worden war, erzählt u. a.: „Auf dem Polizeiamt wurde ich von zwei Kosaken, darunter einem Kalmücken, in Anwesenheit des Polizeihauptmanns v. Gessberg blutig geschlagen, wobei letzterer mich höhnte und sagte: „Ah, Milizionär, Sie wollen unsere Stellungen einnehmen!" Es waren noch etwa 20 Verhaftete ausser mir, sämtlich Mitglieder der Selbstwehr, kein einziger Hooligan war verhaftet . . . Während wir im Polizeiamt waren, hörten wir ringsumher Revolverschüsse. Die Polizeibeamten redeten dabei den wachhaltenden Soldaten ein, die Juden schiessen. Als nun plötzlich aus dem oberen Stockwerke des Hauses, wo sich das Polizeiamt befindet, ein Schuss ertönte, da gingen die aufgehetzten Soldaten hin, um nach dem Schiessenden zu fahnden — und brachten einen verkleideten Schutzmann. Aber die Polizeibeamten vertuschten gleich die Angelegenheit, und der Schutzmann verschwand wieder." In einem jüdischen Hause ertönten zu wiederholten Malen Schüsse. Natürlich erschienen gleich darauf Kosaken und Soldaten und bombardierten das Haus, während ihr Gefolge, die Hooligans, plünderten und mordeten. Den Bewohnern des Hauses gelang es, sich auf dem Dachboden zu verbergen. Die Nahrungsmittel versteckten sie in einer Dachluke. So lagen sie in ihrem Versteck bis zum Ende des Pogroms. Nun merkten sie aber, dass die Nahrungsmittel unheimlich rapid abnahmen. Sie spürten nach und fanden in der Dachluke einen Kosaken, der regelmässig hinaufstieg, sich Nahrung holte und Schüsse abgab.

Und diese Ungeheuerlichkeiten geschahen nicht etwa bloss aus eigenem Antrieb der Soldaten und Schutzleute. Wie die Oberen die Sache ansahen, zeigen uns die Worte des Direktors der Kadettenschule, des Generals Derjugin, der eine vor ihm defilierende Hooliganschar mit folgender Ansprache beehrte: „Auch ihr geht, die Juden massakrieren! Ich segne euch zur Tat. Wie schade nur, dass man nur die Plebs dafür verwendet und wir selbst nicht hingehen dürfen. Es ist unsere heilige Pflicht." Dieser von der „heiligen Pflicht des Pogroms" erfüllte General wusste ganz genau, dass der Pogrom nicht ein elementarer Ausbruch des Pöbels sei, sondern dass man den „Pöbel nur verwende". Uebrigens waren andere hohe Militärs nicht so feinfühlig. Während der Plünderung der Deribassowskaja stand ein alter Oberst unter den Plünderern und füllte seine Taschen mit Uhren, Schmucksachen und sonstigen „revolutionären" Sachen.

Als man am 20. die Bonbonfabrik von Krachmalnikow plünderte, nahmen laut der Aussage des Leutnants Arendt und anderer Militärchargen Offiziere des Geniebataillons — von den Soldaten schon gar nicht zu reden — eigenhändig an der Plünderung teil. Sie konnten es um so ungestörter tun, als auch der Militärkommandant der Stadt, Baron v. Kaulbars, nicht das mindeste dagegen hatte. An diesem schrecklichsten Pogromtage, am 20., fuhr er im Wagen durch die Stadt, und zwar durch die Hauptstrassen, die Richelieustrasse usw., wo gerade der Pogrom im vollen Gange war. Ein Wort, ein Zeichen von Kaulbars hätten genügt, um den Pogrom einzustellen. Aber er wollte die „Patrioten" in ihrer erspriesslichen Vaterlandsarbeit nicht stören, hielt eine Weile an, besah das Werk, dass „es gut sei", und fuhr seelenruhig und selbstzufrieden nach Hause.

V.

In den Polizeirevieren herrschte an diesen und den folgenden Tagen heller Jubel und regsame Tätigkeit. Der Verwalter einer der Odessaer Postfilialen (Tatko) erzählte folgende charakteristische Episode: An einem der Pogromtage — am 20. oder 21. — wandte er sich an den Pristaw seines Reviers (des Dalnitzki-Reviers) telephonisch mit der Anfrage, ob es nicht gefährlich sei, die Postsendungen zu expedieren. „Aber sputen Sie sich," lautete die Antwort, „denn heute wird's schlimmer zugehen als gestern. Wir werden sie alle (die Juden) abschlachten." Derselbe Postbeamte hörte ein telephonisches Gespräch zwischen zwei Pristawen: „Wie geht's bei Ihnen?" — „Danke, bei uns fliesst das Judenblut in Strömen. Wir haben den Juden ein schönes Bad bereitet." — „Danke, Sie haben mich wirklich erfreut. Auf Wiedersehen." Bei Neidhart selbst ging's nicht minder lebhaft zu. Er war über den Gang der Ereignisse genau unterrichtet und sprach sich seinen Nächsten und Gesinnungsgenossen gegenüber über die Tätigkeit des Militärs lobend aus. Wenn man sich an ihn um Schutz wandte, schlug er jede Hilfe kurzweg ab, wobei er den Bittenden obendrein verhöhnte. Dem Dr. B., einem hochangesehenen Arzt und sehr populären Universitätslehrer für Bakteriologie, der ihn um den Schutz des von den Hooligans und der Polizei bedrohten Spitals, in dem eine gewaltige Zahl von Juden sich verborgen hielt, bat, antwortete er mit feiner Ironie, er möge sich lieber an die Universität wenden, dort werde er Schutz finden. Einem Bankdirektor entgegnete er auf dessen gleichlautende Bitte, mit einer so hochgestellten Persönlichkeit wie er — Neidhart — dürfe man nicht telephonisch reden. In seiner Kanzlei ging eine ebenso eifrige Arbeit vor sich. Es wurden in einem fort Rapporte über Beschiessungen des Militärs, Misshandlungen von Soldaten und Polizisten seitens der Juden, über „vorbereitete Greueltaten der Juden" usw. eingetragen. Wenn dagegen eine Meldung kam, dass jüdische Familien hingeschlachtet, ganze Häuser verwüstet werden, so wurden diese Berichte einfach beiseite gelegt. So lautet der diesbezügliche Text aus dem „Tagebuch" des Beamten Podolzew: „Es wurde beiden Staatsanwälten mitgeteilt, dass die Juden absichtlich und irreleitend Lärm schlagen, mit dem augenscheinlichen Zwecke, die Soldaten zu quälen und sie von den Stellen abzulenken, wo sie wirklich nötig sind . . . Es wurde ferner telephonisch mitgeteilt, dass keine Anzeigen seitens

der Juden telephonisch entgegengenommen werden sollen.“ So entledigte sich die Stadthauptmannschaft ihrer Aufgabe.

Obwohl an diesem Tage die Selbstwehr bereits überwältigt war, wagten sich noch manche kühne Männer auf die Strasse, um den Mördern gegenüberzutreten. Aber sie bezahlten ihren edlen Wagemut mit ihrem Leben. So kam z. B. der armenische Student Avetis Arunianz um. In seinen kaukasischen Mantel gehüllt, mit einer Flinte unter dem Mantel, begab er sich auf den Schauplatz des Pogroms. Er trat den Hooligans entgegen, vertrieb einige und nahm ihnen die geplünderten Sachen ab. Aber da kam ein Trupp von Soldaten und Polizisten. Kaum erblickten sie den Studenten, als sie sich auf ihn wie wilde Bestien stürzten, und ein schreckliches, unmenschliches Hauen begann. Lange wehrte sich der riesige Student, bis er, aus hundert Wunden blutend, zu Boden fiel. Da endete ein Schutzmann mit zwei Schüssen das Werk. Jeder Student, der in die Hände der Polizei fiel, war ein Sohn des Todes. Besonderen Spass bereitete den Polizisten das Morden, wenn sie einen Sanitär oder eine barmherzige Schwester umbringen konnten. So lesen wir unter den Zeugenaussagen: „Der Schutzmann Kulikow ermordete den Studenten Liwschütz und eine Barmherzigkeitsschwester, wessen er sich nachträglich vor seinen Kollegen rühmte.“ „Peter Praschnikow bezeugte, selbst gesehen zu haben, wie Schutzleute die Schwester Perelmann auf die Strasse schleppten und töteten, dann in die Verbandsstation eindrangen und den Sanitär ermordeten.“ Dr. Perkel, Dr. Gotschalk u. a., die den Sanitätsdienst versahen, erzählten, welche Gefahren ihnen seitens der Polizei drohten. Es ist sogar charakteristisch, dass die Hooligans sich den Aerzten und Samaritern gegenüber mit Respekt verhielten. Aber die Polizisten erschossen einen Arzt, der den verwundeten Juden Hilfe leisten wollte, schlugen die Verwundeten mit ihren Kolben und schienen überhaupt das Eingreifen des „Roten Kreuzes“ für ein staatsgefährliches, revolutionäres Unterfangen zu halten. Dieser Ansicht huldigte auch Neidhart.

Der fürchterliche Tag verging. Hunderte von Leichen waren der Ertrag des Tages. Wieder hofften die Juden, dass nunmehr die Behörde schliesslich eingreifen würde. Und tatsächlich, am folgenden Tag erschien Neidhart in der Stadt. Er bereiste in einem offenen Wagen alle Strassen, in denen der Pogrom wütete. Und da kam das Ungeheuerlichste. Als die Juden erfuhren, dass Neidhart in den Strassen erscheine, stürzten sie ihm entgegen, händeringend, kniend, hilfeflehend. Manche waren aller Kleider beraubt und nur mit Nachtgewändern bekleidet. Aber N e i d h a r t würdigte sie nicht einmal eines Blickes und sagte ihnen zum Schluss: „Ich kann nichts machen. Ihr wolltet Freiheit! Da h a b t i h r e u e r e J u d e n f r e i h e i t!“ Aber die Hooligans umringten den Wagen des Stadthauptmanns, der sie mit strahlendem Antlitz begrüsste, eine ermutigende Rede hielt, die mit den Worten endete: „Ich danke euch, Brüder!“ „Hurra!“ antworteten die Hooligans. Ein Zeichen von Neidhart, und die auf einen Augenblick niedergelegte Pogromarbeit wurde wieder aufgenommen. Von seinem Triumphzuge befriedigt, kehrte Neidhart nach Hause zurück.

An demselben Tag ereignete sich ein anderer, nicht weniger denkwürdiger Zwischenfall. Im Militärkommandanten Kaulbars schienen doch manche Bedenken oder sogar Regungen aufgegangen zu sein. Er

kam nämlich nach dem Palais der Stadthauptmannschaft, liess alle Pristawe laden und hielt in Anwesenheit Neidharts folgende Ansprache: „Wollen wir die Dinge bei ihrem wahren Namen nennen. W i r a l l e s y m p a t h i s i e r e n a u f s i n n i g s t e m i t d i e s e m P o g r o m. Aber wir dürfen nicht den Hass, den wir gegen die Juden hegen, auf unsere dienstliche Haltung übertragen. Wir haben kraft des Eides, den wir geleistet haben, die Pflicht, die Ordnung aufrecht zu halten und vor Pogrom und Mord zu schützen. Indessen bekomme ich Meldungen, dass die Polizeibeamten nicht nur nichts unternehmen, um den Pogrom einzustellen, sondern auch sich verkleiden und am Pogrom teilnehmen.“ Daraufhin begann ein Pristaw, das Vorgehen der Polizei zu rechtfertigen. Unterdessen meldete der Stadtrabbinergehilfe Tschernowitz dem Stadthauptmann telephonisch, er habe selbst gesehen, wie das Militär den Pogrom decke und sich daran beteilige. Dieselbe Meldung kam auch vom Chef der Gendarmerie. Diese Meldungen wurden von Neidhart dem Baron Kaulbars mitgeteilt, der darauf erwiderte: „Leider wird allzu rasch bestätigt, was früher nur gerüchtweise bekannt war.“ Damit endete die Entrevue zwischen den beiden Machthabern der Stadt. (Diese Darstellung ist dem „Tagebuch“ Podolzews wörtlich entnommen.)

Die Unterredung hatte absolut keine Folgen. Polizei und Militär eiferten mit den Hooligans um die Wette. Die Methode blieb auch dieselbe. So erzählt ein Zeuge (Salinski), er habe am 21. folgenden Vorgang beobachtet: Ein Schutzmann, der an der Ecke Prochorowskaja und Mjassojedowskaja stand und in Uniform war, gab einen Schuss ab und teilte der daneben stehenden Patrouille mit, dass aus dem gegenüberliegenden Hause gefeuert würde, worauf die Soldaten sofort das Haus beschossen. Der Mord und Raub dauerten den ganzen Tag. Wo die Hooligans etwas versäumten, halfen Soldaten, Offiziere und Schutzleute nach. Der Kosakenoffizier A n t o n o w u. a. leiteten persönlich die „Arbeit“, befahlen, die Häuser zu plündern, töteten eigenhändig Kinder und Frauen. Die Grausamkeiten, die an diesem Tage verübt wurden, sind haarsträubend. Mit Entsetzen liest man die bluttriefenden Seiten der Chronik dieses Tages. Männer, Frauen und Kinder wurden nackt herausgezogen und vom Dach hinuntergeworfen. Ein Knabe wurde kastriert. Einer Frau schnitt man die Brüste ab. Einer anderen wurden Ohren und Nase abgeschnitten und die Lippen durchlöchert. Solche und noch schrecklichere Taten verübte an den zwei grauenhaften Pogromtagen — am 20. und 21. — die Gefolgschaft von Neidhart und Kaulbars. Die im Range niedriger stehenden Polizeibeamten wüteten viel weniger als ihre Vorgesetzten. Sie raubten bloss auf ihre eigene Faust und mordeten, wenn es ihnen gerade einfiel. So z. B. tötete der Revieraufseher Afanassi Iwanow ohne jeden Grund den Juden Reiber, der gerade vorüberging. Aber das raffinierte Morden, das Provokatorische, Bestialische fällt auf die Rechnung der höher stehenden Polizeischergen, der Revieraufseher, Pristawe usw. Die Schutzleute sagten direkt, die P r i s t a w e h ä t t e n i h n e n b e f o h l e n, die Juden zu morden und auszuplündern. In dieser Hinsicht ist die Antwort eines Soldaten, die er am 23. Oktober, also schon nach dem Pogrom, einem Juden, der ihn fragte, ob es jetzt schon ruhig sein werde, gegeben hat. Er sagte nämlich: „Es wäre überhaupt immer ruhig gewesen, wenn nicht die Polizei da wäre. Die Polizei will auch jetzt zu einem neuen Pogrom aufzuhetzen“ (der Soldat gehörte einer Patrouille

an) „und bietet einem jeden von uns zwei bis drei Rubel.“ Das Gerücht von der dreitägigen Dauer des Pogroms bewirkte es, dass alle, Hooligans und Polizeibeamten, am 21. sich besondere Mühe gaben, um soviel als möglich zusammenzurauben. Einem jüdischen Rauchwarenhändler, dessen Geschäft vollständig ausgeplündert war — der Geschädigte berichtet, die Plünderer wären sehr anständig gekleidete Leute in Zylinderhüten und Pelzen gewesen — gelang es mit Hilfe der Selbstwehr, einen Teil seiner Waren den Plünderern abzunehmen und in einem Hof zur Verwahrung zu bringen. Aber kaum war die Ware geborgen, als ein Offizier mit Soldaten, Polizisten und Gendarmen im Hofe erschienen. Der Eigentümer der Waren war unter dem Vorwand der Durchsuchung aufgehalten, während der Offizier und die Soldaten in aller Seelenruhe die Waren stahlen und sich davonmachten. Manche Offiziere gebrauchten auch Kriegslist den Juden gegenüber. So kam am 21. um drei Uhr nachmittags ein Offizier nebst einer Patrouille an ein Haus, dessen Tor geschlossen war, und erklärte dem Hausherrn, der Pogrom sei schon zu Ende, man werde nicht mehr plündern, somit könne er, der Hausherr, schon das Tor öffnen. Dieser gehorchte der Weisung des Offiziers. Aber bereits nach einer halben Stunde erschien derselbe Offizier, an der Spitze von Hooligans und in Begleitung von Kosaken, und das Haus verfiel der Plünderung. Ein anderer Offizier drang an der Spitze von etwa 100 Soldaten in ein Haus, durchsuchte und plünderte es aus. Einen der Bewohner des Hauses (Ozernig) zwang der Offizier, die 15 Rubel und die Taschenuhr, die dieser besass, ihm abzugeben. Solche Fälle häuften sich derartig, dass man sie gar nicht mehr beachtete. Weder sind die Offiziere von ihren Kameraden später gemieden worden, noch hat die „Gesellschaft“ sie geächtet. Das Meisterstück aber leistete doch Neidhart. Als am 21. in der Kartamyschewskaja-Strasse ein furchtbarer Pogrom vor sich ging, wobei kleine Kinder gemordet wurden, begaben sich Dr. Steinherz, Privatdozent Janischewski, Dr. Chlebnikow u. a. zum Staatsanwalt Pollan und erstatteten ihm Bericht über das Geschehene. Dieser jedoch antwortete, er habe vom Stadthauptmann erfahren, „dass es keinen Pogrom gebe und alles ruhig sei“. Behauptete ja Neidhart in seinem Rapport an den Minister des Innern, nicht ein Judenpogrom habe stattgefunden, sondern eine Revolution der Juden, die Polizei und Militär und überhaupt die Russen massakriert hätten.

Von derartigen Ueberfällen der Juden über die Polizei ist übrigens soviel geredet worden, dass es sich der Mühe lohnt, die Tatsache nachzuprüfen. Es stellt sich nun nach der Aussage des Generals Glagolew, des damaligen Chefs der Stadtsicherheit, heraus, dass während der Unruhen (vom 14. bis zum 22.) überhaupt nur ein Soldat getötet und einer verwundet wurde. Von den Polizisten sind selbst nach den Uebertreibungen der offiziellen Liste nur zwei getötet und einige verwundet worden, wobei manche sich selbst aus Unvorsichtigkeit beim provokatorischen Schiessen verwundeten; so berichtet über einen solchen Fall die Zeugenaussage eines der den Sanitätsdienst versehenden Aerzte.

Am 21. lief die „dreitägige Frist“ ab. Der Militärkommandant erliess am 22. einen Aufruf, worin er ankündigte, dass „er 1. gegen die Häuser, aus denen geschossen werden würde, mit aller Strenge vorgehen werde, und 2. daß er auf die Plünderer schiessen lassen werde“.

Neidhart begab sich auf die Strasse, begrüsste die Hooligans und sagte ihnen: „Genug, Brüder, geht nun nach Hause“ . — und der furchtbare Pogrom hörte auf. — — —

VI.

302 registrierte jüdische Leichen (darunter 55 aus der Selbstwehr, zu denen noch 17 ermordete christliche Selbstwehrmänner hinzukamen[1]), viele Vermisste und einige Tausend Verwundete — man gab sogar die Zahl 5000 an — $3^3/_4$ Mill. Rbl. an materiellem Schaden, 1400 ruinierte Geschäftshäuser und Handlungen, 3000 Handwerkerfamilien an den Bettelstab gebracht — im ganzen in Odessa und Umgegend 42 975 Betroffene, der Ruin des jüdischen Wohlstandes, der Ruin des Kredits und des Handels, eine Reihe von Fallissements, für lange gesteigerter Hass zwischen den Juden und den Russen Odessas — das sind die Ergebnisse der „drei Tage“, an denen Neidhart und Kaulbars ihre wahre Natur ohne Maske zeigten. Nach dem Pogrom suchte jeder dieser Herren, die Schuld von sich auf den anderen abzuwälzen. Neidhart erklärte, das Militär „sei nicht korrekt vorgegangen“, Kaulbars meinte, die „Polizei sei am Pogrom beteiligt gewesen“. Neidhart lud die Redakteure der Zeitungen zu sich und suchte sie zu beeinflussen, diese aber gaben in ihren Blättern eine Erklärung ab, Neidhart habe sie durch seine diskretionäre Gewalt gezwungen, über seine Pogromtätigkeit zu schweigen, sie behalten sich aber die wahre Enthüllung der Tatsachen und der Urheber des Pogroms vor. Ebenso versuchte Neidhart, einen Vertreter der jüdischen Gemeinde, der in sehr schlechtem Rufe stand, zu veranlassen, Unterschriften unter den Juden zu sammeln, dass die Polizei sich mustergültig aufgeführt habe usw. Kaulbars empfing am 27. Oktober eine Deputation, die ihm den Sachverhalt darstellte. Der Baron w e i n t e, beteuerte, er sei unschuldig, sein Gewissen sei rein, Neidhart allein habe schuld, da er ihm die Sachlage ganz anders geschildert habe. Aber wir haben ja im Laufe dieser Untersuchung gesehen, wie genau Herr Kaulbars die Tatsachen kannte und wie er „im Herzen mit dem Pogrom sympathisierte“. Neidhart und Kaulbars wollten sogar durch ihre Frauen auf die Gesellschaft einwirken, indem sie jene veranlassten, „Hilfskomitees“ zu gründen. Aber die Odessaer Gesellschaft antwortete darauf mit folgendem Aufruf: „Wir fordern alle Bürger auf, das hooli-

---

[1]) Die getöteten Selbstwehrmänner hiessen: F. Grünberg (22 Jahre alt), M. Schetkowsky (24), M. Belik (18), Ch. Bjelowsky (19), P. Satulowsky (22), M. Poljak (22), L. Wissotsky (26), S. Groismann (22), H. Kaplan (32), N. Goralnik (18), J. Zirkin (19), Z. Mekler (20), F. Strom (21), J. Schapiro (22), E. Poliakow (18, Student), J. Zap (28), J. Ziporn (19), S. Leifer (22), E. Rissky (22), J. Landa (30), A. Stir (21), F. Schmalz (15), B. Nuger (20), W. Sinolowitsch (24), H. Kritschewsky (19), M. Lebedinsky (21), Z. Horenstein (22), J. Lebenson (24), H. Lewentin, J. Breitmann, P. Burd (19), Rossowsky (16), Schtiwl, S. Wolinski, R. Bubis (18), D. Halberg, H. Hafenhendler (18), L. Lew (20), J. Lestschinsky (33), S. Eismann (16), N. Weitzmann (13), P. Jaffe (23, Student), A. Scheltowsky (23), L. Sorokin (23), S. Tschaplik (20), H. Polschitzkin (19), A. Lewenstamm (21, Student), N. Monastirsky (28, Student), M. Lewitin (26, Student), J. Oksenhendler. L. Feier.

Ausserdem gab es folgende Selbstwehrfrauen, die ermordet wurden: L. Perlmann, S. Kaladitzkewa, L. Joffin und B. Feinstein.

Von Nichtjuden, die sich dor Selbstwehr angeschlossen hatten, fielen folgende Personen: A. Kladiaschwily, (ein Grossrusse, Laborant), Kononiantz, Arunianz, Sarkissow, Ametissow, J. Schelutschenko (die fünf letzteren — Studenten), J. Schmidt, Bairamow, A. Weinkitsch, G. Maschinowits (Gymnasiast), Wl. Schinkarschewsky, F. Passetschnik, J. Piusfeiew, Sidelnikow (die vier letztgenannten — Eisenbahnarbeiter), Kostin, S. Rote, Sosnoswsky.

ganische Hilfskomitee, das von der Gemahlin des Oberhooligans Neidhart organisiert wurde, zu boykottieren." Diesem Aufruf wurde auch Folge geleistet. Sogar die von den Mmes. Kaulbars und Neidhart an das jüdische Hilfskomitee eingesandten Spenden wurden zurückgewiesen, da am Geld Blut klebe.

Neidhart wollte auch die Untersuchung über den Pogrom in seine Hände nehmen. Er bestand darauf, dass die Untersuchung von der Polizei geleitet werden solle. Aber der Staatsanwalt Pollan verwahrte sich dagegen, willigte jedoch darin ein, dass der Gang der Untersuchung von der Polizei mitbestimmt werde.

Indes für Neidhart war in Odessa der Boden zu heiss. Gesellschaft und Stadtverwaltung, Universität und Bürger, alle verlangten seine Abberufung und strafrechtliche Verfolgung. Schliesslich reichte er selbst sein Entlassungsgesuch ein, in dem er den Pogrom als einen von den Juden und Intellektuellen veranstalteten Putsch darstellt und ironisch schliesst: „Die wahren Schuldigen bleiben unbestraft, der einzige Schuldige ist aber der Stadthauptmann von Odessa." Er hatte wahrlich keinen Grund zur Ironie. Wer soviel Belastungsmaterial gegen sich hat, dürfte nicht vorlaut seine Schuld ironisch beteuern. Der Revisionssenator Kusminski, der gegen Neidhart im Januar 1906 den Prozess einleitete, konnte keine Provokation und Organisation des Pogroms auf seiten Neidharts konstatieren, er klagte ihn bloss der Fahrlässigkeit im Amt an; der Senat sprach Neidhart indes frei. Aber die Anklage bleibt bestehen. Senator Kusminski hat das Beweismaterial fast nicht benutzt, ja die Zeugenaussagen gar nicht beachtet. Jedes halbwegs anständige Gericht aber würde unbedingt auf die Fragen: 1. ist Neidhart der Organisator des Pogroms, 2. ist er der Fahrlässigkeit im Amt, 3. ist er somit des Mordes von 300 Menschen und der Verstümmelung und Misshandlung anderer Tausende, der Beraubung von Zehntausenden schuldig? mit einem uneingeschränkten Ja antworten.

VII.

Bei verschiedenen Gelegenheiten haben wir schon das Verhältnis der russischen Gesellschaft zum Pogrom gestreift. Es ist klar, die gebildeten Kreise waren zum grossen Teil über den Pogrom empört und versuchten auf die herrschenden Faktoren durch Vernunftgründe einzuwirken, standen, wie namentlich die Universitätswelt, den Geplünderten und Ueberfallenen nach Möglichkeit bei, traten auch nachher für sie energisch in die Schranken und nahmen an der Aufklärung der Pogromvorkommnisse sowie an der gesetzlichen Verfolgung der Schuldigen den lebhaftesten Anteil. Schtschepkin, Kossinski und andere befassten sich intensiv mit der Ergründung der Rolle, die die Odessaer Bureaukratie in der Zeit der gestatteten Schlächtereien gespielt hatte. Auch einzelne Offiziere erhoben sich über das Niveau ihrer Kameraden. Dass verschiedene Elemente, in erheblicher Zahl aus der Studenten- und Arbeiterwelt, den Juden direkten Beistand leisteten, mit ihnen in den Tod gingen, haben wir bei der Aufzählung der hingemetzelten Selbstwehrmännerliste gesehen. Ehre solchen Männern!

Allein diese Schichten bilden nicht das Gros der Odessaer Bevölkerung. Namentlich aus der weiten Mittelschicht der Kleinbürger und der niederen Klassen nahmen gewaltige Massen in erschreckender Weise am Pogrom teil, raubten und bewiesen nur selten Sympathien

für die Verfolgten. Verschiedene Geistliche gingen sogar so weit, während der Exzesse die Menge zu fanatisieren und die ohnehin toll gewordenen Soldaten in Fanatismus hineinzureden. Selbst Nachbarn wiesen nicht selten die Verfolgten, die um eine Zufluchtsstätte flehten, vor die Tür, und andere lockten das mordende und plündernde Gesindel herbei, um sie über nicht beraubte Wohnungen aufzuklären und ihnen die nötigen Informationsdienste zuteil werden zu lassen.

Das Schlimmste aber ist, dass der Pogrom die Hooligans zu einer Macht geschmiedet hat. Seit den Oktobertagen wirkt der „Verband des russischen Volkes", von der Bureaukratie mit allen Machtmitteln gefördert, terrorisierend auf das gesamte Leben der Stadt. Seitdem es ihm gar gelungen ist, die Stadtduma mit Erzreaktionären zu besetzen, fühlen sie sich als Herren von Odessa. Ja, viele schwächliche Naturen, die früher als Freiheitsanhänger sich geberdet hatten, sind infolge der starken Pogromstimmung abgeschwenkt. Das Pogromgespenst weicht aber überhaupt nicht von Odessa.

Und Odessa hat Schule gemacht. Schon in den Pogromtagen. Ringsherum hatte sich der Pogrom über alle Ortschaften verbreitet. Das Beispiel der Lehrmeisterin Odessa wurde in den kleinen Flecken und Städtchen mit Lust nachgeahmt. Die Vororte insbesondere boten grausige Bilder. Allein Slobodka-Romanowka, wo der Exzess nach Odessaer Instruktionen vom Pristaw organisiert und vom Popen im Anfangsstadium begünstigt wurde, zählte Dutzende von Toten und Verwundeten. Da gab es sozusagen ein Massaker ersten Ranges — ganz im Sinne der „patriotischen" Verbände. Wahrlich, sie können sich mit dem Ausgang der Odessaer Freiheitstage brüsten.

Wollten wir aber alle Schandtaten aufzählen, die diese Organisation seitdem immer weiter in Odessa begangen hat, auch nur die zahllosen Vergewaltigungen nennen, so würden wir eine kolossale Tabelle bekommen, die in ihrer Gesamtheit einem neuen grossen Pogrom gleichkäme. Allein der gleichartige Charakter der betreffenden Taten überhebt uns der wenig dankenswerten Aufgabe.

Wie dem auch sei, der Pogrom von Odessa ist noch nicht zu Ende.

Die Flecken in der Stadthauptmannschaft Odessa

Die jüdischen Ackerbauer, Weinbauer, Händler und Handwerker in den unmittelbar an Odessa angrenzenden und administrativ zur Stadthauptmannschaft zählenden Flecken haben dank der Nähe der Grossstadt ihr gutes Auskommen. Abgesehen von den Handwerkern, denen es nur leidlich geht, steigt das mittlere Monatseinkommen der meisten bis zu 100 Rubel. Ihrer Parteistellung nach gehört die Mehrzahl dem Zionismus an, während ein Teil der hauptsächlich mit Odessa in Berührung stehenden Handwerker und Arbeiter Bundisten sind. Mit der christlichen Bauernschaft hatten sich die Juden, wie sowohl aus den Aussagen vieler Geplünderter als aus den Bekundungen von Bauern, Mitgliedern des Allrussischen Bauernbundes, hervorgeht, vorzüglich vertragen. Merkwürdigerweise trat gerade dort, wo die Proletarisierung der Dorfbevölkerung begonnen hatte und ein Teil der Bauern zu „klassenbewussten Proletariern" geworden waren, so dass sie schon mit einer der sozialistischen Organisationen in Fühlung standen, eine

gewisse Intoleranz zutage, die sich meist in Spötteleien gegen das jüdische Nationalgefühl gefiel. „Es gehört viel dazu," bemerkt der ortsangesessene christliche Arbeiter M. in seiner Aussage, „um selbst im Kopfe eines klassenbewussten Arbeiters den Gedanken zu befestigen, dass der Jude ein eben solcher Mensch wie die anderen alle ist. Unsere Arbeiter empfingen freudig die jüdischen Agitatoren und waren mit ihnen zufrieden, aber wie viele der „Klassenbewussten" haben trotzdem leider an den Pogromen teilgenommen!" Auf diese in der Bauernseele schlummernde Unduldsamkeit hatten klugerweise die echten Russen in ihrer Agitation gepocht und sich hauptsächlich auf den „revolutionären Geist" der Juden berufen. „Unser Zar," sagten sie dem Volke, „hatte sich gedacht, die Bauern wären mit ihm unzufrieden; nun stellt sich aber heraus, dass dies alles nur Machenschaften der Juden sind. Daher hat unser Väterchen-Zar seinen Bauern erlaubt, die Juden zu plündern und zu hauen. So wisset denn, Bauern, dass an all eurem Elend die Juden die Schuld tragen." Und da sie ihre Worte auch durch ein gedrucktes „Manifest" — einen der vielen judenfresserischen Aufrufe — unterstützten, wer konnte da noch zweifeln, insbesondere wenn er glauben w o l l t e?

Zu einer regelrechten Pogromorganisation ist es hier nicht gekommen. Nur selten war die direkte Anleitung der Polizei festzustellen. „Die Pogrommenge glich einer wütenden Elementarkraft," äussert sich unser christlicher Spezialgewährsmann. Die Anführer sowohl als die Menge bestanden aus einheimischen Bauern oder aus Arbeitern, die in den Fabriken zu Odessa beschäftigt sind, aber hier in den Flecken wohnen. Nur einmal, in der Burlatschja Balka, übten Städter einen entscheidenden Einfluss auf den Gang der Dinge aus. Einige Individuen aus Odessa liessen in der einen Hälfte des durch einen Graben in zwei Teile gesonderten Fleckens einen S'chod einberufen und berichteten den versammelten Bauern von den durch „Juden in Odessa und der Umgebung verübten Greueltaten". Der Beschluss wurde gefasst, die Juden „auszutilgen", damit sie die „ehrliche, rechtgläubige Christenheit nicht aufwiegeln". Die drei in dieser Fleckenhälfte wohnhaften jüdischen Familien wurden ausgeplündert, ihre Korn-, Heu- und Hafervorräte niedergebrannt. Jetzt begab man sich nach dem auf der anderen Seite des Grabens gelegenen Teile, wo ebenfalls drei jüdische Familien lebten. Da stiess man unerwartet auf den Widerstand der dortigen Bauern. Man versuchte sie zu überreden, da doch ein „russischer Muschik" unmöglich „Revolutionäre", „Aufwiegler", „den Auswurf des Menschengeschlechts" verteidigen werde, man versuchte durch Gewalt einzudringen, wechselte gegenseitig Schüsse aus und musste schliesslich vor der Uebermacht sich zurückziehen, ohne dass auch nur eine Scheibe in einem jüdischen Hause eingeschlagen wäre. Indes, abgesehen von diesem erfreulichen Fall, waren es stets Einheimische, die, mit Brecheisen und Beilen versehen, die Häuser ihrer jüdischen Nachbarn überfielen. Gewöhnlich bestand der Kern der plündernden Menge aus 50 bis 60 meist jungen Leuten, und nur einmal erreichte die Zahl der Exzedenten etwa 2000. Aber während ein Teil der Dorfeinwohner plünderte, nahmen die anderen die Geplünderten bei sich auf, und diesem Umstande ist es wohl zu verdanken, dass verhältnismässig wenige Gewalttätigkeiten zu verzeichnen sind. Eine jüdische Selbstwehr gab es hier nicht. „Sobald der Pogrom begann," sagte einer der Geplünderten, „suchten wir uns zu

verstecken und dachten nicht daran, uns zu verteidigen. Wie sollten wir auch?" Da die Pogrome in den Flecken fast zu gleicher Zeit mit dem in Odessa ausgebrochen waren, so kamen sie für die kleine jüdische Bevölkerung ganz unerwartet. „Wir sassen alle in unserem Heim," erzählt einer der Geschädigten, „jeder bei seiner Arbeit: ich rechnete in meinem Buch, meine Frau war am Backofen beschäftigt, meine Tochter strickte. Da hörten wir plötzlich einen Lärm und Johlen, und eine böse Ahnung beschlich unser Herz. Da stürzte mein Sohn in die Stube. „Vater, rettet euch, man plündert, schlägt und brand-.stiftet." Und schon hörte man an unserem Hause den Ruf: „Haut Wolko!" Ich besass Pferde, Kühe, Kornvorräte. Alles wurde mir geraubt. Der Pristaw befahl, das Vieh dem Bauer, der es sich angeeignet, fortzunehmen, aber der Bauer weigerte sich, es zurückzugeben, obwohl er nicht leugnete, dass das Vieh sich bei ihm befinde. „Alle haben genommen," sagte er, „warum sollte ich denn nicht?" Als ich aber dem Untersuchungsrichter meine Klage einreichte, sagte mir dieser, der Pogrom sei ausschliesslich von Studenten angestiftet."

Besonders verheerend war der Pogrom im Flecken Dalnik, wo er zwei Tage gedauert und 63 jüdischen Familien einen Schaden von 71 000 Rubel zugefügt hat; auch in Tschubajewka wurden 31 Familien geplündert, während in Burlatschja Balka und in Tatarka je vier, in Kriwaja Balka und Cholodnaja Balka je drei und in Baraboj und Suchoj Limok je eine Familie unter der Plünderung gelitten haben. Im ganzen haben in den acht Flecken während der beiden Pogromtage, den 19. und 20. Oktober, über 100 Familien einen Gesamtschaden von etwa 100 000 Rubel erlitten. 11 Brandstiftungen, mehrere Misshandlungen und ein Fall von Vergewaltigung wurden festgestellt.

Die aus den geplünderten Flecken entflohenen Familien fanden in den deutschen Kolonien Gross- und Kleinliebenthal Aufnahme, wo auch zahlreichen Flüchtlingen aus Ackerman und Owidiopol Zuflucht gewährt wurde.

Ananjew

Gesamtbevölkerung (1897) 16 684, Juden 3527.

Ananjew, im Gouvernement Cherson, liegt im sogenannten Schwarzerde-Gebiet. Die Bevölkerung setzt sich aus Kleinrussen, Grossrussen, Moldauern und Juden zusammen. Die Hauptbeschäftigung der Kleinbürger (Mjestschani) von Ananjew ist Ackerbau. Das Land, das sie bewirtschaften, ist aber nicht ihr Eigentum, sondern wird von ihnen in Pacht genommen. Grossrussen, ihrem Bekenntnisse nach Altgläubige, gibt es unter der Bevölkerung nur in kleiner Zahl, sie sind hauptsächlich Bauarbeiter, Handwerker u. dgl.

Den Juden gegenüber verhielten sich die unteren Klassen der Bevölkerung nicht feindselig. Ja, die Bauern der umliegenden Dörfer haben sogar während der Agrarunruhen vor 1905 die Juden eingeladen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, indem sie erklärten, dass beide, Bauern und Juden, unter dem allgemeinen Drucke zu leiden hätten. Anders die „Intelligenz". Von den Semstwokreisen abgesehen, war dieser Teil der Bevölkerung, Priester, Beamte und Lehrer, stark von Judenhass durchsetzt. Besonders feindlich aber verhielt sich die Polizei den Juden gegenüber.

Eine ganz andere Gesinnung legten die Mitglieder des Semstwo an den Tag. Ihnen und dem Bürgermeister Koljakin ist es zu danken, dass der Pogrom von Ananjew verhältnismässig kleine Dimensionen angenommen hat.

Der Pogrom von Ananjew schloss sich, wie die meisten anderen, direkt an die freudigen Versammlungs-Kundgebungen an, die dem Oktobermanifest folgten.

Als die Gerüchte von den Massenexzessen nach Anajew drangen, wurde auch hier die Stimmung eine beunruhigende. Bis dahin hatte man absolut nichts von einer Pogromorganisation gesehen oder gehört. Plötzlich traten Agitatoren auf den Plan, die das Volk aufhetzten und nur auf einen Vorwand warteten, um zu tätlichen Ausschreitungen überzugehen. Dieser Vorwand wurde bald gefunden. Ein junger Jude K., ein Sozialist, hatte nach Erlass des Manifestes in einer Versammlung, in der man auf Vorschlag des Bürgermeisters ein Komitee zur Aufrechterhaltung der allgemeinen Sicherheit aus Juden und Nichtjuden zu bilden beschlossen hatte, eine Rede gehalten, worin er insbesondere für eine radikale Lösung der Agrarfrage eingetreten war. Nach der Versammlung setzten die antisemitischen Agitatoren sofort Gerüchte in Umlauf, er hätte die Kirche beschimpft, die Heiligenbilder verspottet u. dgl. m. Die Versammlung selbst hatte den Erfolg gehabt, dass eine Menge, durch die Rede K.'s enthusiasmiert, vor das Stadtgefängnis zog und die Auslieferung der politischen Gefangenen forderte. Es sassen dort aber keine „Politischen", sondern nur Bauern, die anlässlich der Agrarunruhen eingesperrt worden waren, und die jetzt tatsächlich auf die Forderung der Menge hin provisorisch freigegeben wurden.

Die nächsten Tage fanden die Wahlen fürs „Komitee der allgemeinen Sicherheit" statt. 100 Mitglieder wurden aus den Reihen der Kleinbürger, 50 aus denen der Juden und der Intelligenz gewählt. Als sich nun das neugewählte Komitee versammelte, strömte plötzlich eine aufgeregte Menge von 2000 Leuten, Bauern, Kleinbürger, ins Versammlungslokal, die durch die obenerwähnten Ausstreuungen der Agitatoren aufgehetzt waren. Und nun erhoben sich auch Provokatoren aus der Menge, darunter ein Lehrer S., die schrien, das Volk glaube nicht an das Manifest. Dieses Manifest sei nichts, als eine Erfindung und sei in einer jüdischen Druckerei hergestellt worden (tatsächlich war das Manifest in der Druckerei eines Juden, der einzigen in der Stadt, gedruckt worden), die Juden beabsichtigten nichts anderes, als den Juden Brodsky zum Zaren zu machen u. dgl. m. Als der Bürgermeister und einige andere angesehene Bürger, um die Versammlung zu beruhigen, der Wahrheit gemäss erklärten, dass sie selbst beim Polizeichef die Originaldepesche des Gouverneurs, enthaltend das Manifest, gelesen hätten, sprangen die Agitatoren auf und schrien in die Menge, sie kämen eben vom Polizeichef, der ihnen erklärt habe, nichts von einem Manifeste zu wissen. In diesem Moment kam der Polizeichef Albitzky selbst in die Versammlung, und als sich die Agitatoren an ihn mit der Frage wendeten, ob das Manifest nicht tatsächlich ein jüdisches sei, bejahte er es. Dem Bürgermeister blieb angesichts der immer sich steigernden Aufregung nichts übrig, als die Versammlung aufzulösen, aber noch ehe die Zuhörer das Lokal verliessen, brachte man ein Zarenbild, und ein grosser Teil der Menge zog unter Anführung der Agitatoren demonstrativ durch die Stadt, und auch schon begann man Fensterscheiben an jüdischen Wohnungen einzuschlagen.

Von 9 bis 12 Uhr dauerte dieses Einschlagen der Scheiben, ab und zu wurden auch schon Schüsse in jüdische Häuser abgefeuert. Aber dank den Anstrengungen einiger Intellektueller und eines Priesters gelang es, den Pogrom in dieser Nacht einzudämmen.

Am nächsten Tag wuchs die Panik und die Aufregung. Mittags um 12 Uhr begann der Pogrom von neuem, und einige jüdische Wohnungen und Läden wurden demoliert. Da traten wieder der Bürgermeister und die Mitglieder des Semstwo auf den Plan. Sie fuhren durch die Stadt und versuchten die Menge zu beruhigen. Als dies nichts half, beschloss man, das „Komitee zur Aufrechterhaltung der allgemeinen Sicherheit“ sofort in eine Miliz zu verwandeln und es gegen die Exzedenten zu verwenden. Das erwies sich bald als sehr wirksam. Ueberall gelang es, die Pogromstschiki zu zerstreuen. Und auch die Polizisten, die bisher ruhig hinter der exzedierenden Menge einhergegangen waren und ihrer Arbeit wohlwollend zugesehen hatten, mussten nun, wenn auch gegen ihren Willen, einschreiten und die Ordnung herstellen.

Dieser Erfolg der Miliz führte dazu, dass sie sich in Permanenz erklärte, durch fünf Tage in Bereitschaft und auf Wache stand, jeden Versuch eines erneuten Pogroms im Keime erstickend. So ist es ihr zu verdanken, dass die jüdische Bevölkerung nur mit dem Schrecken und verhältnismässig kleinem materiellem Schaden davonkam. Die Abwesenheit von Militär und die kleine Zahl von Polizisten allein haben die bürgerliche Miliz in den Stand gesetzt, dieses fast vereinzelte Rettungswerk zu gutem Ende zu bringen. Denn dass die Stimmung der Behörden und der Polizeiorgane durchaus gegen die Juden war, beweisen folgende Tatsachen. Wir erwähnten bereits die verlogene Haltung des Polizeichefs Albitzky. Als später der Bürgermeister und die anderen Verteidiger der Juden mit dem Hinweise darauf, dass ihm, wie ihnen wohl bekannt wäre, der Inhalt des Manifestes telegraphisch mitgeteilt worden sei, in ihn drangen, er möge doch eine Kundmachung erlassen, worin er die Echtheit des Manifests bestätigte, konnte er sich dem nicht gut mehr widersetzen, er wartete aber volle zwei Tage mit der Publizierung.

Noch mehr: Man bezeichnete diesen Polizeichef direkt als einen der Anstifter des Pogroms. Es ist Tatsache, dass er der exzedierenden Menge den Namen eines jüdischen Arztes nannte, bei dem sie die Fensterscheiben einschlagen sollte. Ein anderes Organ der Polizei, Kommissar Demkowitsch, war gleichfalls einer der eifrigsten Agitatoren — kein Wunder, dass die unteren Polizeiorgane im Geiste und zunächst in der Tat Verbündete der Pogrommenge waren.

Fünf Tage nach dem Ausbruch des Pogroms kam der Vizegouverneur Gortschakow mit einer Kompagnie in die Stadt. Die Miliz wurde aufgelöst, und der Vizegouverneur erliess eine Verordnung, wonach alle Waffen sofort auszuliefern seien — eine gegen jede Art von Selbstverteidigung und insbesondere gegen die Intellektuellen gerichtete Verfügung, von denen der Vizegouverneur einige gleichzeitig in Haft nehmen liess. Als daraufhin eine Deputation, geführt vom Bürgermeister, beim Vizegouverneur vorsprach, um für die zukünftige Sicherheit Bürgschaften zu verlangen, erteilte er ihr keine Audienz, unter dem Vorwand, keine Zeit zu haben. Eine jüdische Deputation, geführt vom Rabbiner, empfing er wohl, apostrophierte sie aber mit dem berühmten Plehweschen Satz: „Ihr Juden seid ja alle Revolutionäre!“

Hingegen nahm er aufs wohlwollendste eine Petition der Kleinbürger an, worin diese um Vertreibung der Juden aus der Stadt baten. — Wenn der Pogrom nicht mehr neu aufleben konnte, so war es also trotz Polizei und Vizegouverneur. Umsomehr muss man die nicht gar zu häufige Tatsache unterstreichen, dass in Anajew eine Reihe Intellektueller sich wirklich mit ganzer Kraft und ehrlicher Gegnerschaft der furchtbaren Pogromwelle entgegengestemmt haben.

Birsula

(Nach den Odessaer Nachrichten.)

In der Nacht vom 19. zum 20. Oktober begann die Demolierung der jüdischen Häuser im Dorfe Birsula. Ein ganzer Komplex von Läden wurde ausgeplündert und verbrannt. Polizei und Militär verharrte in Untätigkeit. Die Juden setzten den Verwalter des Apanageamts, dem das Dorf Birsula gehört, von den Ereignissen in Kenntnis. Telegramme flogen nach diesem Amt, zum Kommandeur der Truppen und zum Gouverneur. Der Zug vierter Klasse brachte eine frische Partie Hooligans zur Verstärkung der einheimischen Plünderer. Die Hooligans begannen ihre Arbeit schon im Waggon, wo sie einige Passagiere stachen und zum Fenster hinauswarfen. Der Pogrom dauerte bis 4 Uhr des Morgens. An ihm nahmen auch die Eisenbahnangestellten des Orts teil, die den Juden erklärten, dass sie jetzt die Früchte der am Abend vorher von einem Apothekerlehrlinge anlässlich des allerhöchsten Manifests veranstalteten Demonstration einheimsten. Neben dieser Pogromtragödie wickelte sich hier ein anderes Drama ab. Ein Teil der ansässigen Juden suchte in der nächsten, drei Werst von Birsula gelegenen deutschen Kolonie Rettung. *Die Deutschen wollten sie nicht einlassen, da die Behörde ihnen befohlen hatte, keine Juden aufzunehmen. Ebensowenig gelang es ihnen, in der benachbarten böhmischen Kolonie Unterkunft zu finden.* Als sie in ihr Dorf zurückkehrten, kam ihnen eine Schar von etwa 150 mit Flinten, Revolvern, Brechstangen usw. bewaffneten Leuten entgegen, die übrigens nichts weiter im Sinne hatten, als sie nicht einzulassen. Nur mit Mühe und Not erhielten die Juden die Erlaubnis, ins Dorf zu kommen, um ihre zurückgelassenen Familien zu holen. Danach wurden sie auf den Bahnhof gebracht und mit Genehmigung des Stationsvorstehers Draschewsky im Toilettenraum I. Klasse eingeschlossen. *Der Landhauptmann*, der am nächsten Abend eintraf, *drohte, diese Obdachlosen mit Gewalt aus der Toilette entfernen zu lassen. Dabei war der Eisenbahnarzt Iwanow zugegen, der sich durch Aufhetzung der Menge gegen die Juden auszeichnete.* In diesem Zustande blieb die Sache bis zum 23. Oktober, als der Chersoner Vizegouverneur auf dem Schauplatze der Ereignisse anlangte. Die in der Toilette eingesperrten Juden wurden unter strenger Bewachung mit blanken Säbeln dastehender Dragoner von dort hinausgeführt und sämtlich durchsucht. Dies geschah in Anwesenheit der Plünderer, die sich in gesonderter Gruppe überhaupt sehr ungezwungen benahmen. Aus der Mitte der Juden trat eine Abordnung vor, und beschwerte sich über die an ihnen ver-

übten Gewalttätigkeiten. Auf diese Beschwerde erfolgte die Antwort des *Vizegouverneurs*: Was in Birsula vorgegangen sei, sei die Erwiderung auf die Handlungsweise ihrer Odessaer Brüder, die die südrussische Republik verkündet und von Freiheit geschrien haben. Mit den Juden habe man nur abgerechnet — weiter nichts. Der Landrat selbst habe bestätigt, dass auch hier im Dorfe ein Jude eine rote Fahne geschwenkt und gerufen habe: es lebe die Freiheit . . . Uebrigens hatte der Vizegouverneur Gelegenheit, sich auch persönlich von dem Ränkesinn der Juden zu überzeugen. Da einige aus der Menge erklärten, dass sie die Juden um keinen Preis ins Dorf zurückkehren lassen würden, schlug einer der Deputierten in der Gewissheit, dass sich nur wenige für völlige Ausweisung der Juden aussprechen würden, vor, die Frage zur Abstimmung zu bringen. Der Vizegouverneur rief triumphierend: „Da habt ihr es, sie wollen die Republik!" Das Ende davon war, dass *die Juden den unwiderruflichen Befehl erhielten, binnen sieben Tagen das Dorf zu verlassen und zur Liquidierung ihrer Geschäfte aus ihrer Mitte vier Personen zu wählen* . . . Zu liquidieren war natürlich nur, was vom Pogrom verschont geblieben war. Die Verluste waren ausserordentlich gross. Besonders betroffen wurden die Kaufleute K. und A., Besitzer einer Kolonialwaren- und einer Eisenhandlung, deren Schaden 50 000 Rubel überstieg.*)

Jelissawetgrad

Gesamtbevölkerung (1897) 61 488, Juden 23 890.

Jelissawetgrad ist seit jeher ein Hort der Reaktion. Die Pogrombewegung im Jahre 1881 ging von dort aus. Alles — Stadtverwaltung und Einwohnerschaft, Polizei- und Militärbehörden — ist, von einem nicht bedeutenden Bruchteil abgesehen, von konservativem Geiste beseelt. Besonders die Arbeiter sind „patriotisch" und pogromlüstern. Die freiheitlichen Parteien haben in Jelissawetgrad ausserhalb der jüdischen Kreise keinen grossen Anklang gefunden. So war selbst in der Blütezeit der Freiheitsbewegung die Mehrheit im Kreissemstwo konservativ, und die Minderheit kam trotz einiger bekannter Semstwomänner nur wenig zur Geltung. Aus dieser Minderheit rekrutierten sich später mit Beginn der Parteidifferenzierung die Konstitutionelldemokraten unter den Russen, aber auch sie waren nur sozusagen programmmässig judenfreundlich, unterliessen jedoch keine Gelegenheit, die von Freiheit und Gleichheit träumenden Juden in die Schranken zu weisen. Sie hoben bei jeder Gelegenheit hervor, dass ein zu starkes Hervortreten der Juden, insbesondere während der Wahlkampagne und bei der Aufstellung der Wahlmännerkandidaturen sie bei den Massen kompromittieren könnte, da das „Volk" sie für „Judenknechte halte". Dagegen waren die reaktionären Parteien stark. Die sozialdemokratische Partei hatte wohl in der Stadt eine Organisation, die über eine erhebliche Mitgliederzahl verfügte, der auch die Durchführung einer Anzahl von Streiks gelungen war, die indes unter den russischen Fabrikarbeitern selbst fast keinen Einfluss besass. Im Gegenteil sind die

[1]) Der materielle Schaden der in Birsula betroffenen 150 Juden betrug 130 000 Rubel.

Fabriken die Ausgangspunkte und Zentralen des Hooliganentums.[1]) Es ist charakteristisch, dass die Brutstätte des Pogroms die Maschinenfabrik des Ausländers Elvorti war und dass die Administration der Fabrik den Pogrom förderte. Seit dem Jahre 1881 wich die Pogromfurcht nicht aus Jelissawetgrad. Besonders aber nach Kischinew nahm die Furcht greifbare Formen an. Die Elvortiarbeiter waren immer bereit, eine Metzelei zu veranstalten, und schon im Mai 1905 wäre es beinahe dazu gekommen, wenn nicht die Polizei, an deren Spitze damals ein humaner Polizeimeister stand, den Versuch vereitelt hätte.

Aber die Pogromorganisation, zu deren geistigen Leitern u. a. ein Rechtsanwalt namens M. J. Iwanow gehörte, ruhte und rastete nicht. Namentlich der Krieg mit Japan hatte es den Schwarzhundertlern angetan und ihre Geister erhitzt. Der Pöbel redete von den Millionen, welche die Juden den Japanern geliehen, von den Schiffen, welche sie ihnen geschenkt hätten, und rühmte sich kurz vor dem Friedensschluss, dass man „demnächst alle Juden ausschlachten werde". Die Stimmung der Pogromsüchtigen wurde noch zudem durch verschiedene Proklamationen gestärkt, die der grösseren Volkstümlichkeit halber unorthographisch abgefasst waren. Als nun im Herbst 1905 der berüchtigte Graf Ignatiew die Stadt besuchte, um den Boden zu „sondieren", erschien bei ihm eine Abordnung von Arbeitern, darunter auch Iwanow und ein Geistlicher Bobrownitzki, und unterhandelte mit ihm wegen eines an den Zaren einzureichenden Kollektivgesuchs, die Nichtgewährung der Gleichberechtigung an Juden betreffend. Iwanow legte sogar einen Plan vor, wie man die „Meuterei" in Russland ausrotte. Sein Plan ging dahin, eine grossangelegte Pogromorganisation ins Leben zu rufen und die Juden zu vertilgen. Der Einfluss des Schwarzen Hunderts bewirkte, dass der erwähnte humane Polizeimeister Janischewski bald nach dem Inspektionsbesuch Ignatiews von seinem Posten abberufen und in ein anderes Gouvernement versetzt wurde. Der neue Polizeimeister Suchorukow kam mit entsprechenden Weisungen. Schon beim Antritt seines Amtes äusserte er sich, dass man die Juden etwas „zähmen" müsse. Er traf auch, wie er nachträglich gestand, auf eine fertige, ausgestaltete Pogromorganisation.

Die Juden waren über den Gang der Ereignisse und über die Stimmung unter den Arbeitern sehr gut informiert. Der Kronsrabbiner unterliess auch nicht, den Behörden diesbezüglich Vorhaltungen zu machen, die jedoch nichts fruchteten. Andererseits hatten die Juden von Jelissawetgrad für die Organisierung einer möglichst starken Selbstwehr Vorsorge getroffen. Herrscht doch unter ihnen seit jeher ein aktives öffentliches und gesellschaftliches Leben. In den früheren Jahren war es die palästinensische Bewegung, im letzten Jahrzehnt die zionistische, die grosse Kreise erfasst hatte. Zur Zeit des siebenten Zionistenkongresses hatte Jelissawetgrad ein Kontingent von 700 palästinensischen und 600 ugandistisch-territorialistischen Schekezahlern. Ausserdem rechneten die Zionisten-Sozialisten eine Anhängerschaft von etwa 150 Personen, während der „Bund" nur Mitglieder, aber keine straffe Organisation aufweisen konnte. Die Selbstwehr, von den Zionisten organisiert, umfasste zur Zeit des Pogroms verschiedene Parteien und bestand aus 380 Zionisten nebst Unparteiischen und Sozial-

[1]) Diese Tatsache ist um so auffallender und für Jelissawetgrad um so kennzeichnender, als es hier eine ganze Reihe grosser Fabriken, darunter solche mit 200, 300 und selbst 1200 Arbeitern, giebt.

revolutionären, aus 160 Sozialdemokraten und 25 Bundisten. Sie verfügte auch über eine sehr grosse Anzahl Revolver (zirka 450), die allerdings zum grössten Teil untergeordneten Kalibers waren. Dazu kam noch eine grosse Menge von Dolchen und Eisenstücken. Aber auch diese verhältnismässig gut ausgerüstete Selbstwehr erwies sich bei der Aktivität der Polizei und des Militärs als wenig nutzbringend.

Am 18. Oktober um 10 Uhr vormittags kam die Kunde vom Manifest in die Stadt. Sofort veranstaltete eine Gruppe junger Leute, hauptsächlich Mittelschüler und Handelsangestellte, eine politische Demonstration mit roten Fahnen. Die meisten waren Juden und bestanden zum grossen Teil aus klassenbewussten proletarischen Handlungsgehilfen — gibt es doch in Jelissawetgrad gegen 2000 Handlungsgehilfen —, während nur wenige russische Mittelschüler und Arbeiter dem Zuge sich anschlossen. Die Demonstranten, deren Zahl immer anwuchs, setzten es durch, dass die Läden geschlossen wurden, und zwangen die Arbeiter in einigen Fabriken, die Arbeit einzustellen. Im allgemeinen konnte man schon die Stimmung der Arbeiter erkennen, da sich die meisten indifferent, ja sogar feindselig gegenüber den Reden und Aufforderungen der Demonstranten verhielten. Nur wenige entschlossen sich, mitzudemonstrieren. Auf dem Wege machten die Demonstranten vor der Wohnung des Militärchefs Halt und wandten sich an Militärpersonen mit einer Rede, in der sie ihnen die Bedeutung des Manifestes auseinandersetzten, wurden jedoch von ihnen hämisch ausgelacht. Schliesslich kam die Demonstration vor die Fabrik Elvortis, wo sich die Hauptmasse der Arbeiter befand. Es ist zu bemerken, dass am Tage vor dem Manifeste ein Polizeibeamter in der Fabrik erschienen war und mit den Arbeitern, wie mit der Administration Unterhandlungen gepflogen hatte. Es hatte sich nach der Meinung vieler um die Feststellung des „Programms" gehandelt.

Einer der Demonstranten, der die Stimmung unter den Arbeitern kannte, hatte geraten, eine Nationalfahne mitzunehmen, um auf diese Weise die „Patrioten" zu besänftigen. Aber sein Vorschlag wurde überhört. Die Demonstranten kamen nun zur Fabrik, auf ihr Pochen wurden die Tore geöffnet, und eine Anzahl von Leuten drang in den Fabrikhof, wo bereits die ganze Arbeiterschaft versammelt war. Dort hielt ein Zugteilnehmer eine Ansprache, worin er die Bedeutung des Manifestes und die Rolle der Sozialdemokratie auseinandersetzte. Darauf erwiderte ein alter Arbeiter: „Warum kommt ihr zu uns mit roten Fahnen? Man sollte lieber dem Väterchen-Zaren für seine Huld durch Gottesdienste danken." Inmitten der Arbeiterschar erschien der Verwalter der Fabrik, ein Engländer namens Davis, der nicht einmal russisch reden konnte. Er sagte etwas in ziemlich unverständlicher Weise den umherstehenden Arbeitern und schwang seine Kappe. Im Nu stürzten sich die Arbeiter auf die Demonstranten und begannen auf sie einzuhauen. Nach Aussagen von Augenzeugen soll der genannte Engländer das Signal zur Attacke gegeben haben. Als nämlich ein Mittelschüler sich an ihn wandte und schrie: „Man schlägt," soll Davis geantwortet haben: „Was ist da viel zu reden? Haut!" Es ist ja bekannt, dass die Verwaltung der Elvortischen Fabrik dem Pogrom sympathisch gegenüberstand, aber ein Engländer, der kein Russisch versteht, als Hüter des „echt-russischen" Regimes — ist doch ein Kuriosum, das nur in Russland vorkommen kann.

Die erschrockenen und von einer gewaltigen fanatischen Arbeiter-

menge umzingelten Demonstranten wandten sich zur Flucht, aber die Arbeiter liessen sie nicht entschlüpfen, schlugen mit Eisenstangen und Keulen auf sie los, so dass im Resultate 3 Tote und 60 Verwundete auf dem Platz blieben. Dann stürzten sich die Arbeiter aus dem Hof, auf die Strasse, und eine wilde Hetzjagd auf die Juden, gleichviel ob es Demonstranten oder einfache Passanten waren, begann. Dabei wählten sie nur Juden zu ihren Opfern. Es genügte, sich für einen Christen auszugeben, um mit heiler Haut loszukommen. Auf diese Weise retteten sich viele jüdische junge Leute. Die Arbeiter, zu denen sich sofort die professionellen Hooligans hinzugesellten, leiteten auch zugleich den Pogrom ein, indem sie auf die jüdischen Läden den Ansturm eröffneten. Auf die erste Nachricht von der Metzelei versammelte sich die Selbstwehr auf dem Hof der grossen Synagoge, um den Angriff des Mobs abzuwehren. Aber mit Blitzesschnelle erschien dort der Polizeimeister mit zwei Kosakenabteilungen und umzingelte die Synagoge ringsherum in weitem Umkreise. Hinter ihm eine Anzahl von Hooligans. Er forderte die Selbstwehr auf, auseinanderzugehen. Als diese sich weigerte und auf die Tatsache hinwies, dass sie vor den Hooligans nicht sicher sei, da diese sogar in seinem Gefolge seien, antwortete der seiner Mission stets gedenkende Ortsgewaltige, „er wisse nicht, wer die Hooligans seien, ob die in seinem Gefolge oder die auf dem Synagogenhof“, und drohte, dass er sie beschiessen lassen werde. Durch die Drohung, dass er sofort schiessen lassen würde, gelang es ihm auch, die Selbstwehr auseinanderzujagen. Unterdessen wütete in der Stadt bereits der Pogrom. Die Arbeiter waren in die Fabrik Elvortis zurückgekehrt, hatten dort die Nationalfahne und das Kaiserbild geholt und gingen wiederum, diesmal als „patriotische Manifestation“, in die Stadt. Als einige Juden den Versuch machten, sich der patriotischen Manifestation anzuschliessen, wurden sie sofort in der energischsten Weise hinausgedrängt. Der obligate Gottesdienst wurde in der Kirche abgehalten, und die Prozession machte sich an die eigentliche Arbeit. Natürlich schritten an der Spitze der Manifestation die Polizeibehörden und Kosaken, letztere, „um das Kaiserbild zu hüten“.

Eine fast tausendköpfige Menge, darunter viele Frauen und halbwüchsige Burschen, begann auf der Strasse die üblichen Gewalttätigkeiten. Als erstes Opfer fiel ein stadtbekannter jüdischer Arzt Dr. Reisser, der zufällig vorbeifuhr. Der Mob, der es, wie vermutet wird, auf den Rabbiner Ingen. Temkin abgesehen hatte, warf versehentlich mit Steinen nach Dr. Neisser, und dieser fiel nach einigen Augenblicken, durch einen Stein tödlich verletzt, vom Wagen. Den fast toten Mann schlug ein Hooligan zum zweitenmal mit einem Stein, so dass er schon als Leiche in das Spital gebracht wurde. Auch einige andere Juden wurden erheblich verwundet. Der Mob hielt die Strassenbahn an und misshandelte die dort befindlichen jüdischen Passagiere. Zugleich wurden die jüdischen Läden und Häuser auf der Bahnhofstrasse gestürmt. Die Polizei und die Kosaken standen gleichmütig dabei und schauten zu. Ein Pristaw, Niechoroschkin, ging von einem Haufen zum anderen und sagte: „Schlagt, plündert, tut, was Ihr wollt, nur mordet nicht.“ Einem Russen, der vorbeiging und die Kosaken fragte, weshalb sie nicht ihre Pflicht tun, wurde der Bescheid zuteil: „er soll seine Nase nicht in Dinge stecken, die ihn nichts angehen.“ Aber bald wurde es den Plünderern auf der von Juden

nur spärlich bewohnten Bahnhofstrasse zu eng, und sie stürzten sich auf das Zentrum der Stadt, wo der förmliche Pogrom begann. Sofort wurden die jüdischen Läden gestürmt und geplündert, manche auch in Brand gesteckt. Mit besonderer Wut stürzten sich die Exzedenten auf solche Häuser, die ihnen als Mittelpunkt der freiheitlichen Bewegung bekannt waren, sei es, weil dort Versammlungen abgehalten zu werden pflegten, sei es auch nur, weil die Wohnungsinhaber ihnen als Radikale bezeichnet wurden. Die Selbstwehr suchte mit dem grössten Opfermut, den Hooligans sich entgegenzustellen, wurde aber von den Kosaken daran gehindert. Die Kosaken duldeten auch nicht, dass die Juden in ihren eigenen Wohnungen sich verteidigten. Als in einem jüdischen Hause den Hooligans Widerstand geleistet wurde, erschienen gleich Kosaken und Polizei und töteten durch ihre Kugeln die Juden. Es ereigneten sich z. B. folgende Szenen: Der Polizeimeister erfuhr, dass in einem jüdischen Hause sich Waffen befänden. Sofort erschien er zur Stelle und forderte von den Juden die Auslieferung der Waffen. Ein christlicher, zur Armee gehöriger Augenzeuge erzählte, er habe gesehen, wie der Polizeimeister mit Polizisten vor einem Hause stand und von einem alten Juden die Waffen abverlangte. Dieser hatte nichts als ein kleines Messer. Während nun die Behörde mit der Protokollierung der „verbrecherischen“ Tat des alten Juden, der den Gedanken haben mochte, sich zu wehren, beschäftigt war, plünderten und wüteten die Hooligans vor den Augen aller. Die Kosaken verbrüderten sich mit den Plünderern und machten mit ihnen gemeinsame Sache. Besonders zeichneten sich die Feuerwehrleute aus. So z. B. rühmte sich einer von ihnen in Anwesenheit von Juden, er müsse „noch heute einige Juden ermorden“. Auch einige Postbeamten, wie z. B. der Postbeamte Rosow, nahmen Anteil an der Plünderung. Sich von einer Strasse zur anderen wälzend, überall seine verheerenden Spuren hinterlassend, dauerte der Pogrom zwei Tage. Erst am Ende des zweiten Tages griff die Behörde ein. Als nämlich der Mob das Gebäude der Reichsbank stürmen wollte, feuerten die Soldaten, töteten einen Hooligan und verwundeten einen anderen — und zerstreuten den Mob.

Ein kalter, frischer Herbstregen fiel, störte die fröhliche Stimmung der Plünderer, und der Pogrom hörte allmählich von selbst auf. Ueberhaupt haben es die Juden von Jelissawetgrad dem Regen zu verdanken, dass der Pogrom nicht noch ungeheuerere, schrecklichere Formen angenommen hat. Durch das schlechte Wetter wurden die Wege ungangbar, und die Bauern aus den benachbarten Dörfern waren verhindert, in die Stadt zu kommen und am Pogrom teilzunehmen.

Grosse Verluste hatte insbesondere die Selbstwehr zu verzeichnen. Zwar war es ihren Abteilungen in einer Reihe von Fällen gelungen, um das vielfache grössere Plündererscharen auseinanderzutreiben und sie von ganzen Strassen zu verdrängen, aber jedesmal kamen Kosaken, zuweilen von Offizieren angeführt, und gewährten den Exzedenten den nötigen Schutz, so dass sie zurückkehrten und an die Arbeit mit neuem Mut herangingen. Von den Selbstwehrmännern fielen: Selinberg, Ostrogorsky, Dawidowsky (Zionist, 16 Jahre alt), Linetzky (Zionist), Schkrob, „Boris“ (Pseudonym, Soz.-Rev.). Ausserdem gab es etwa 50 verwundete Selbstwehrjünglinge. Insgesamt hatten die Juden 11 Tote und gegen 150 Verwundete (allein in den Krankenhäusern

waren 78 registriert). Auch die materiellen Verluste der Jelissawetgrader Juden waren enorm; sie betrugen fast 1¼ Millionen Rubel.

Man muß zur Ehre grosser russischer gebildeter Klassen der Stadt hervorheben, dass ihr Verhalten gegen die Juden während des Pogroms ein überaus freundliches war. Viele Christen beherbergten und schützten zahlreiche jüdische Familien und suchten oft, sich selbst der Gefahr aussetzend, die Juden zu verteidigen. Die Behörde billigte naturgemäss diese humane Handlungsweise keineswegs. Dafür kann folgende Tatsache als Beleg dienen. In der Wohnung eines Eisenbahningenieurs fanden einige jüdische Familien Schutz. Da erschien am Zufluchtsort ein Gendarmerieoffizier und erklärte der Hausfrau, er habe amtlichen Auftrag, infolgedessen er das Verweilen der Juden in der Wohnung verbiete. Da der Hausherr abwesend war, fügte sich die eingeschüchterte Frau, und die armen Juden mussten aus der Wohnung heraus auf die Strasse, wo ihrer der Mob harrte. Als der Hausherr davon Kenntnis bekam, legte er gegen das ungesetzliche Vorgehen der Gendarmerie einen geharnischten Protest ein. Es ist auch die eigenartige Tatsache zu verzeichnen, dass viele Juden in den Wohnungen von notorischen Antisemiten und hooliganisch gesinnten Russen Schutz suchten und fanden. Auch die Stadtduma rief eine ausserordentliche Sitzung ein, wo gegen den Pogrom protestiert und die Spende von 1000 Rubeln bewilligt wurde.

Die Stimmung in der Stadt blieb noch lange eine sehr besorgniserregende, da die Polizei weiter schürte und unter der christlichen Bevölkerung das Gerücht verbreitete, die Juden wollen an den Christen Rache nehmen. Der jüdische Vorstand musste öffentlich diese Gerüchte dementieren und erklären, die Juden hegen gar keinen Hass, geschweige denn Rachegefühle gegen die irregeleiteten Massen, die den Pogrom veranstaltet hatten.

Kriwoj-Rog

Kriwoj-Rog, ein bedeutender Flecken im Gouvernement Cherson, ist im Erzgrubenrevier gelegen. Rings um die Stadt befinden sich Eisengruben, die viele Bergarbeiter beschäftigen und den Nerv des Ortslebens bilden. Die Juden, die in einer Anzahl von etwa 1000 Familien in Kriwoj-Rog wohnen, stehen im engen Verhältnis zur Kohlenproduktion; ihr Handel ist einerseits auf die Bedürfnisse der Grubenverwalter und Grubenarbeiter zugeschnitten, andererseits versieht er den Markt der ganzen Umgegend mit Erzeugnissen der Zechen, so daß das Städtchen neben zahlreichen Manufaktur-, Herings- und Lederwarenhandlungen eine auffallende Menge von Eisenwarenläden aufweist. Nun gibt es wohl im Städtchen ausser den jüdischen Kaufleuten auch zahlreiche jüdische Handwerker, sodann wohnen daselbst die in den nahegelegenen Gruben beschäftigten Arbeiter, aber im grossen und ganzen trägt Kriwoj-Rog doch das Gepräge einer Handelsstadt, die ganz besonders an den Festtagen und während der Jahrmärkte belebt wird, wenn die Erdarbeiter aus den entfernteren Ortschaften zusammenströmen.

Von den turbulenten Ereignissen im Reiche ist Kriwoj-Rog wenig berührt worden. Von Parteibildungen und -Differenzierungen war dort sehr wenig zu verspüren. Es bestanden zwar sozialistische Organi-

sationen, aber sie hatten nur sehr geringen Einfluss. Die christliche Bevölkerung verhielt sich der jüdischen gegenüber nicht gerade feindlich. Allerdings waren die russischen Kaufleute über die jüdische Konkurrenz sehr ungehalten und machten aus ihren antisemitischen Gefühlen kein Hehl, und auch die Grubenarbeiter aus den umliegenden Werken waren ein wenig zuverlässiges, zu jeder Ausschreitung bereites Element. Sie flössten tatsächlich seit den Pogromen von Kischinew und den späteren von Kertsch und Theodosia den Juden immerwährend Furcht ein.

Die Kunde vom Manifest traf hier verspätet ein. Erst am 19. Oktober wurde es bekannt, dass „eine Konstitution nach deutschem Muster“ verliehen sei. Die radikalen Elemente unter der jüdischen Jugend wollten eine Demonstration veranstalten, wurden jedoch von diesem Vorhaben von den älteren jüdischen Bürgern abgehalten. Bezeichnend für die Stimmung unter den Christen, wenigstens unter den christlichen Kaufleuten Kriwoj-Rogs, ist folgende Tatsache: Als nach Empfang des Telegramms mit der frohen Kunde der Konstitution ein junger Jude ganz begeistert zu einigen bekannten christlichen Kaufleuten kam, um ihnen diese Nachricht zu überbringen, antworteten diese kühl: „Sie haben gar keinen Grund zur Freude, das russische Volk wird's nie zulassen!“

Merkwürdigerweise fand der Pogrom in Kriwoj-Rog viel später als in den übrigen Städten statt. Als die Nachrichten von den Pogromen, besonders von dem Jekaterinoslawer, in die Stadt gelangt waren, bemächtigte sich der Juden eine grosse Angst. Sie wandten sich sofort an den Polizeiaufseher S w e s c h n i k o w und den Kommandanten des in Kriwoj-Rog befindlichen Kosakendetachements und baten sie um Schutz. Diese versprachen, keinen Pogrom zuzulassen. Für das „Versprechen“ bekam der Polizeibeamte von den geängstigten Juden, die ganz genau die Art der russischen Polizei kannten, eine „Belohnung“ als Vorschuss. Bei dieser Gelegenheit sagte ihm einer von den jüdischen Vertretern, es sei nun das letzte Mal, dass er, der Polizeiaufseher, von den Juden für den ihnen zukommenden Schutz gegen Beraubung und Misshandlung Geld bekäme. Nichtsdestoweniger lebte man in grosser Furcht vor der Zukunft, da alle Anzeichen dafür sprachen, dass ein Pogrom vorbereitet werde. So kam am 24. Oktober ein christlicher Arbeiter zu einem jüdischen Kaufmann und erteilte ihm den Rat, schleunigst die Stadt zu verlassen, da man bald sein Geschäft demolieren werde. Ein Polizist erzählte an demselben Tage, einige Unbekannte gingen unter den Grubenarbeitern herum und hetzten sie gegen die Juden auf. Ebenso wusste man, dass in einem Dorfe in der Nähe von Kriwoj-Rog eine Anzahl Individuen, man schätzte sie auf 130, sich befinde, die offenbar zur Pogromorganisation gehörten. Als man die Polizei darüber befragte, gab sie unbestimmte Antworten — der Polizeiaufseher meinte, es wären nur 104 —, woraus man entnehmen konnte, dass sie über die Vorbereitungen zum Pogrom informiert sei. (Später stellte sich heraus, wie begründet dieser Verdacht gewesen war. Am Pogromtage sah man nämlich einen Hooligan an der Spitze der Plündererschar arbeiten, der am Vorabend von den Einwohnern als gemeingefährlich der Polizei überliefert worden war.) Die Unabwendbarkeit des Pogroms schien dermassen natürlich, dass am 25. Oktober der Vorsteher der Bauerngemeinde erklären durfte, dass, falls die Juden sich ruhig verhalten würden, der Pogrom sich bloss

auf die Plünderung einiger Läden beschränken, falls aber die Juden schiessen würden, die Lage viel bedrohlicher sein würde. Die Lage der Juden in der Zeit zwischen dem 19. und dem 26., dem Pogromtage, war entsetzlich. Man sah die Gefahr stündlich nahen und wusste dabei nicht, wie man sich vor ihr schützen könnte.

Am 26., um zehn Uhr morgens, begann der Pogrom. Keine politischen Demonstrationen und keine „patriotischen" Gegendemonstrationen waren ihm vorangegangen. Die Sache spielte sich hier viel einfacher ab. Es war Markttag. Auf einem Platze im Zentrum der Stadt sammelte sich ein grosser — etwa aus 100 bis 150 Personen bestehender — Haufe von Bergarbeitern und jungen Burschen vor den Kleiderläden an. Es waren die speziell zum Pogrom hergekommenen Hooligans. Als sie die auf dem Marktplatz postierten Kosaken und Schutzleute erblickten, blieben sie eine Weile unschlüssig, da sie sich noch über die Lage orientieren wollten. Nachdem sie aber bemerkt hatten, dass die „Hüter der Ordnung" in vollkommener Seelenruhe dastanden und passiv zuschauten, schöpften sie Mut. Aus dem Haufen sprang ein fremder junger Bursche — offenbar ein Organisator — hervor und begann ein jüdisches Geschäft zu plündern. Der Pogrom hatte seinen offiziellen Anfang genommen. Man verständigte sofort den Landhauptmann (Semski Naschalnik), der sich als eine den Pogromtendenzen der Polizei und der Kosaken abholde Persönlichkeit erwiesen hatte. Die Kosaken und Schutzleute, die auf dem Platze waren, verliessen ihren Posten, um den Hooligans freie Hand zu lassen. Der Landhauptmann kam herbei, und es gelang ihm durch blosses Zureden, die Plünderer für einen Augenblick zu verjagen. Kaum war er fort, als die Kosaken den Hooligans ein Zeichen gaben, und der Pogrom aufs neue begann. Die Juden stürzten sofort zum Kosakenkommandanten und zum Polizeiaufseher. Diese versprachen, sofort zu kommen, trafen aber erst nach zwei Stunden mit 100 Kosaken ein. Die Zahl der Plünderer stieg immer höher und betrug schon zwei- bis dreitausend Personen. Vier Kosaken feuerten auf den Mob, worauf dieser sofort auseinanderstob. Anstatt aber den Pogrom gleich gänzlich zu unterdrücken, zogen die Kosaken sofort ab, so dass der Exzess abermals ausbrach. Hinterher redeten die Kosaken den Bauern ein, nicht sie hätten geschossen, sondern die Juden. Als die Obrigkeit sich nun vom Schauplatz gänzlich zurückgezogen hatte, begannen die Kosaken selbst zu agitieren und am Pogrom tätig mitzuarbeiten. So rief ein Kosak dem Mob zu, man solle doch die Juden totschlagen, es sei ein diesbezüglicher Befehl vom Zaren gekommen. Ein naiver Bauer antwortete ihm: „Wo ist der Befehl? Wenn es wahr ist, so werde ich auch plündern." Der Kosak war um die Antwort nicht verlegen: „Beim Kommandanten." Als aber der Bauer sich daran machen wollte, zum Kommandanten zu gehen, um den Befehl in Augenschein zu nehmen, zog es der mutige Kosak vor, sich aus dem Staube zu machen. Uebrigens scheinen die niederen Polizeibeamten an die Existenz eines derartigen Befehles wirklich geglaubt zu haben, denn ein russischer Arzt erzählte nach dem Pogrom, es sei zu ihm ein Schutzmann gekommen und habe ihm im Vertrauen mitgeteilt, dass ein telegraphischer Befehl angelangt wäre, „alle Juden abzumurksen".

Es wurde den ganzen Tag geplündert. Die Kosaken und die Schutzleute halfen und teilten sich in die Beute. So z. B. riefen die Kosaken: „Auseinandergehen . . . zum nächsten Laden!"

Die Plünderer amüsierten sich köstlich über den Witz. Die Kosaken und Schutzleute ermutigten den Mob, wiesen ihm Arbeit zu. „Schneller, besser arbeiten!“ riefen sie der Menge zu. Als die Plünderer am Hause eines Barbiers vorbeigingen, ohne darauf zu achten, rief ihnen ein Schutzmann zu: „Und den Barbier?“, wobei er selbst die Fensterladen einschlug.

Die Juden griffen wieder zu ihrem Besänftigungsmittel. Den Kosaken wurde Geld ausgeteilt, der Kommandant bekam 3000 Rubel. Daraufhin begannen einzelne Kosaken, die man einigen reicheren Juden zum Schutze gegeben hatte, auf den Mob zu schiessen, was jedoch wenig fruchtete und die Leidenschaften bloss steigerte. Die Kosaken riefen den Plünderern, die beim Beginn des Schiessens unruhig wurden, zu: „Habt keine Angst, Kinder!“ und versprachen ihnen, in die Luft zu schiessen. Sie selber machten übrigens ein glänzendes Geschäft. Sie liessen sich von den Juden tüchtig bezahlen. So bekamen sie für die Bewachung der Bank 175 Rubel. Einzelne Juden, die sie zur Bahn begleiteten, zahlten ihnen 50 bis 60 Rubel. Sie stürmten jüdische Wohnungen und verlangten Lösegeld, ebenso jagten sie den Juden auf der Strasse nach, um von ihnen Geldsummen zu erpressen. Am 26. hörte die Plünderung erst spät abends auf, um am nächsten Tage mit erneuter Kraft einzusetzen. An diesem Tag aber erschien eine Kompagnie Infanterie in der Stadt. Die Soldaten feuerten auf die Exzedenten, 18 fielen auf der Stelle, die übrigen stoben auseinander — und der offizielle Pogrom war zu Ende.

Die Bauern und Arbeiter zogen auch wirklich ab. Aber die professionellen Hooligans, wutentbrannt über die Juden und über die Soldaten, zerstreuten sich in den entlegenen Strassen, wo die ärmeren Juden wohnen, und begannen einen neuen und blutigeren Pogrom. Dabei fielen vier jüdische Opfer, zwei bis drei Frauen wurden vergewaltigt, viele Juden verwundet. Am Stürmen der jüdischen Wohnungen nahm die Polizei auch einen gewichtigen Anteil. So fielen z. B. die Hooligans über zwei Juden auf der Strasse her. Diese flüchteten sich in ihr Haus und schlossen sich mit den Familien im Keller ein. Unter dem schützenden Geleite des Gehilfen des Polizeihauptmanns stürmten die Hooligans den Keller und schleppten die Juden hervor. Der Polizeibeamte befahl, die Weiber und Kinder freizulassen, die Männer aber zu schlagen. Ein andermal wandte er sich an die Hooligans und sagte mit großmütiger Geberde, auf ein Haus zeigend: „Ich spendiere es euch!“ Die Hooligans liessen sich das nicht zweimal sagen — und das Haus wurde ausgeplündert. Erst allmählich, am 29. Oktober, trat Ruhe ein. Die Behörden unternahmen keinen Schritt, um den Pogrom einzudämmen, nicht einmal der übliche Aufruf wurde angeschlagen. In dem sogenannten „Aufruf“, den der Polizeihauptmann einige Tage nach dem Pogrom plakatieren liess, war bloss zu lesen, dass „man nicht befohlen habe, zu schlagen“. . . .

Dagegen forderten die Behörden von den Juden 1000 Rubel für die Beerdigung der gefallenen Hooligans, um die „Bauern nicht zu reizen“ . . . Von Verhaftung der am Pogrom beteiligten und des Raubes und Mordes überführten Hooligans war natürlich keine Rede.

Die russische Bevölkerung, soweit sie sich am Exzess nicht beteiligte, war den Vorgängen gegenüber im allgemeinen indifferent. Doch gab es auch Fälle eines freundlicheren Verhaltens. Hier und da suchten Nichtjuden für die Bedrohten einzutreten. So z. B. in

folgendem Fall. Am Freitag, den 28. Oktober, gab ein christlicher Bursche in der Nähe der Synagoge einen provokatorischen Schuss ab. Sofort eilte eine grosse Exzedentenmenge herbei und wollte das neben der Synagoge gelegene Haus, in dem Hunderte von jüdischen Männern, Frauen und Kindern sich versteckt hatten, demolieren. Die drin befindlichen Frauen und Kinder, von einer furchtbaren Panik erfasst, begannen fürchterlich zu jammern und zu schreien. Das in der Nähe postierte Militär rührte sich nicht. Da benutzte ein Russe, der sich gerade unter den Juden befand, den Umstand, dass das Tor einige Zeit dem Stürmen der Hooligans nicht nachgeben wollte, redete den Gesellen ins Gewissen und hielt sie mit seinem Wort anderthalb Stunden zurück, bis ein ungeheurer Gussregen die Exzedenten auseinandertrieb und so an dieser Stelle ein Gemetzel verhinderte. Einige Hausbesitzer nahmen ganze Familien, ja sogar bis zu 80 oder noch mehr Personen zu sich. Es ist merkwürdig, dass gerade im Rufe des Antisemitismus stehende Russen die Juden leutselig aufnahmen, andererseits „anständige", deren Judenfreundlichkeit bekannt war, die Juden erbarmungslos hinausjagten. Es gab Hausbesitzer, die langjährige Mieter von ihrer Tür wiesen. Am schändlichsten ist aber die Tatsache, dass unter den Hetzern ein Lehrer des Privatmädchengymnasiums sich befunden hat.

Opfer an Menschenleben unter den Juden waren vier; ausserdem gab es allein im Krankenhause gegen 25 Verwundete.

Der materielle Gesamtschaden, den die betroffenen 420 jüdischen Familien davontrugen, belief sich auf 880 000 Rubel. Der Pogrom hatte das Fallissement verschiedener Kaufleute und überhaupt die Störung des Handels zur Folge.

Die armen Schichten hatten durch den Pogrom ganz besonders gelitten. Viele gingen nach Kanada, andere vermochten nur aus Mangel an Mitteln nicht auszuwandern.

Nikolajew

Gesamtbevölkerung über 100 000, Juden 23 000.

Nikolajew ist eine Militär- und Beamtenstadt par excellence. Als bedeutende Kriegshafenstadt untersteht Nikolajew der allgemeinen Gouvernementsverwaltung nicht und wird seit jeher von militärischen Gouverneuren oder Stadthauptleuten regiert. Der Gouverneurposten wird gewöhnlich von höheren Marineoffizieren besetzt, die als solche keine Ahnung von der neuen, ihnen auferlegten administrativen Tätigkeit haben. Obendrein wechseln die Herren so oft ab (in ein bis zwei Jahren), dass sie auch beim besten Willen nichts lernen können. So bleiben denn gewöhnlich die Zügel der mit den grössten Vollmachten ausgestatteten Regierung in den Händen irgend eines ungebildeten Kanzleibeamten, der sich durch Unterwürfigkeit, Protektion, Hinterlist und dergleichen zum Posten des Kanzleichefs durchgearbeitet hat.

Dieses spezielle Regiment trug naturgemäss wesentlich dazu bei, jede freie Regung im Nikolajewer öffentlichen Leben zu ersticken. Die Interpretationen des Kanzleichefs galten hier als Gesetz, und alles unterwarf sich gehorsamst den Verfügungen dieser Emporkömmlinge oder ihrer Vorgesetzten. In Nikolajew herrschte die Politik

Plehwes, noch bevor Plehwe Minister geworden war, und diese Politik dauerte noch lange fort, als bereits die „Frühlingsströmungen“ zur Zeit Swjatopolk-Mirskys des Landes sich bemächtigt hatten.

Jede nennenswerte politische Organisation fehlte dort bis zu allerletzter Zeit; sogar unter der sehr zahlreichen Arbeiterschaft (ungefähr 10 000 Fabrikarbeitern) gab es eine nur geringe Anzahl politisch Organisierter.

In der Zeit der Hochflut der Revolution begannen auch in Nikolajew verschiedene Parteien aufzutreten. Unter der Arbeiterschaft machte sich die sozialdemokratische Richtung stark geltend, die wenigen intelligenten Gesellschaftskreise schlossen sich der neugebildeten Kadettenpartei an, die reaktionären Elemente, hauptsächlich Regierungsbeamte und Handelsangestellte, vereinigten sich in der Partei der rechtlichen Ordnung.

Von den jüdischen Parteien sind hauptsächlich die Zionisten zu nennen, die seit vielen Jahren in Nikolajew eine Organisation besassen. Sowohl vom „Bund“, wie auch von den Zionistensozialisten und den „Poale-Zion“ gab es in Nikolajew nur vereinzelte Mitglieder. Der Verband zur Erreichung jüdischer Vollberechtigung erfreute sich wohl allgemeiner Sympathien, zählte aber nur 200 zufällig zusammengenommener Mitglieder, unter denen jede Tätigkeit fehlte.

Vor einem Pogrom waren die Juden in Nikolajew n i e sicher. Die Stadtvororte wimmeln von einem Hooligansgesindel, welches auch zu friedlichen Zeiten der Bevölkerung einen wohl begründeten Schrecken einjagt. Die Polizei kümmerte sich zu allen Zeiten um das Treiben dieser Nachthelden recht wenig und war mit diesen Stützen der russischen Regierung oft in trautem Einvernehmen. Der Stadtrat war immer von Männern besetzt, die sowohl ihrer „schwarzen“ Gesinnung, wie ihrem niedrigen Bildungsgrade nach nichts weniger als Vertreter der Interessen einer hunderttausendköpfigen Bevölkerung, geschweige denn als Beschützer der verhassten Judenschaft gelten durften.

Im Jahre 1899 hatten die Nikolajewer Juden bereits einen Pogrom erlebt, der den Ruin von über 100 Familien zur Folge hatte. Seit jener Zeit verging kein christlicher Feiertag, hauptsächlich kein Osterfest, ohne bange Besorgnis bei den Juden zu erwecken. Nach dem Pogrom in Kischinew verwandelte sich diese Besorgnis in einen ständigen Schrecken. Die Furcht vor einem Pogrom nahm mit dem Anschwellen der Freiheitsbewegung etwas ab, sie liess den allgemeinen Freiheitserwartungen, die die gesamte Gesellschaft mit ungeheuerer Spannung erfasst hatten, die Oberhand. Ahnten doch die Juden kaum, welche Gefahr ihnen drohte, obschon sie Grund genug dazu hatten. Denn kurz vor dem Pogrom hatte der General Bogdanowitsch, einer der aktivsten Pogromorganisatoren, auf seiner diesbezüglichen, berüchtigt gewordenen Reise durch den Süden auch die Stadt Nikolajew, deren Ehrenbürger er war, aufgesucht. Sicherlich hat er auch hier, wie an anderen Orten, seinen gewohnten Einfluss ausgeübt.

Eine Gegenaktion hätten übrigens die Juden so wie so nicht in die Wege leiten können. Dies beweist das Geschick der Selbstwehr.

Bald nach dem Kischinewer Pogrom wurde auf Initiative und aus Mitteln der jüdischen Bürgerschaft eine Selbstwehr ins Leben gerufen. Die revolutionären Parteien nahmen als solche daran keinen Anteil; diese sozusagen bürgerliche Organisation hatte zu ihrer ausschliesslichen Bestimmung die Selbstwehr im Notfalle. Die Bewaff-

nung bestand aus 50 angekauften und ebensoviel Privatleuten gehörenden Revolvern, aus eisernen Stöcken usw. Jedoch auch diese, auf revolutionäre Zwecke absolut nicht gerichtete Organisation wurde alsbald von der Polizei „aufgedeckt", verschiedene Teilnehmer gerieten in Haft, und die Waffen wurden zum grossen Teil beschlagnahmt. Die Selbstwehr kam nach diesem Gewaltakt der Polizei, die offenbar jeden Versuch zum Schutze des Lebens zu unterdrücken willens war, in völligen Verfall; es hörte jede Disziplin auf, und schliesslich wurde der Rest der Revolver, etwa 40 Stück, von einem der Teilnehmer auf eigene Faust der lokalen sozialdemokratischen Gruppe am Tage vor der Verkündigung des Oktobermanifestes ausgeliefert. Am andern Tage, am berüchtigten Tage der Oktoberfreiheiten, versicherten verschiedene Redner in den Versammlungen, die sozialdemokratische Partei in Nikolajew sei Mann für Mann bewaffnet und bereit, einen „bewaffneten Aufstand zum Trutz der Regierung und zum Schutz der Bürger- und Menschenrechte aufzunehmen".

Als aber zwölf Stunden später der Pogrom ausbrach, war die sozialdemokratische Gruppe nirgends in Aktion. Andererseits waren auch die Waffen trotz aller Aufforderungen nicht wiederzuerlangen, so dass eine jüdische Gruppe, die die Selbstverteidigung versuchen wollte, ganz machtlos war.

Am 19. Oktober, gegen 12 Uhr mittags, begann der Pogrom.

In welcher Weise und von wem der Pogrom zur Ausführung gebracht worden ist, ob vorher Vorbereitungen zu den Krawallen getroffen worden sind, ob und auf wen die Organisation zurückzuführen ist, wie die Behörden sich vor den Ausschreitungen und während derselben benommen haben, auf alle diese Fragen erfolgt eine klare, deutliche Antwort in einem Memorandum der Kommission zur Erteilung von Rechtsbeistand an die Geschädigten, die sich, gleichwie das Hilfskomitee, unter den Auspizien des Nikolajewer Börsenkomitees konstituierte. Die Kommission bestand aus fast allen Rechtsanwälten der Stadt, dem Rabbiner als Vertreter der jüdischen Gemeinde und dem Vorsitzenden des Börsenkomitees, einem Nichtjuden. Die so zusammengesetzte Kommission hatte eine grosse Anzahl von Geschädigten und eine lange Reihe von Augenzeugen verhört und deren Aussagen zu Protokoll gebracht. Auf Grund dieser Bekundungen verfasste sie eine Denkschrift, die von einer aus Christen — nämlich dem Vorsitzenden des Börsenkomitees, Konsul G. Wlasteliza, dem Rechtsanwalt Kalaschnikow und dem Ingenieur Chmelnitzky — bestehenden Deputation späterhin dem Minister des Innern (Durnowo) überreicht wurde. Wir lassen die genannte Denkschrift in extenso folgen:

„Die Rechtsbeistandskommission ist nach Verhör einer langen Reihe von Augenzeugen zum einstimmigen Schluss gelangt, dass der Pogrom in Nikolajew von den dortigen Behörden organisiert worden und nach einem vorher gefassten Plan, unter offenbarem Schutz und tätiger Beihilfe der dortigen Polizeibeamten, verlaufen ist.

Zu diesem bedauernswerten Schluss ist die Kommission auf Grund folgender streng geprüfter, unanfechtbarer Daten gelangt. Dienstag, den 18. Oktober, am Tage der Verkündigung des Manifestes vom 17. Oktober in Nikolajew, herrschte eine begeisterte, freudige Stimmung. Die erdrückende Mehrheit der Redner, die an diesem Tage in verschiedenen Versammlungen auf den Stadt-

plätzen und in öffentlichen Gebäuden sprachen, riefen das Volk zu friedlicher Ausnutzung der verliehenen Freiheiten und zum Streben nach Erringung der weiteren Ideale ohne Blutvergiessen. Die Redner baten das Volk, durch sein friedliches Benehmen vor der ganzen Welt den Beweis zu liefern, dass es imstande sei, die verliehene Freiheit zu geniessen, dass es die Freiheit verdient habe. Solche Reden fanden den einhelligen Beifall der Versammelten. Es waren allerdings auch bedauernswerte Ausnahmen: einzelne Redner missbrauchten die im Manifest verkündete Redefreiheit, ihre Zahl war aber jedenfalls eine äusserst geringe.

Es ist hierbei zu bemerken, dass es einerseits nicht festgestellt ist, ob unter diesen Rednern auch Juden gewesen sind, und daß andererseits diese Reden bei niemand offene Missbilligung oder Empörung hervorgerufen haben.

So ist der ganze Tag des 18. Oktober verstrichen, ruhig und im Frieden, trotzdem weder Polizei noch Militär zu sehen war.

Der einzige Vorfall am Gefängnisgebäude, wo infolge einer falschen Voraussetzung, dass man die politischen Gefangenen gewaltsam befreien wolle, Kosaken herbeigerufen worden waren, die in die Menge hineinsprengten und einige Personen verwundeten, dieser einzige Vorfall wurde bald beigelegt, da der Stadthauptmann die Erklärung abgab, das Vorgehen der Kosaken sei ungerecht und durch das Benehmen der Menge keineswegs veranlasst.

Am andern Tage, am 19. Oktober, ging es von frühmorgens ab ebenso ruhig zu. Gegen 10 Uhr erschien auf der Hauptstrasse, Sobornaja, eine manifestierende Menge, die unter Absingen der Nationalhymne die Strasse passierte. Im Rathause holten sich die Manifestierenden das Bild des Kaisers und begaben sich alsdann in die Kathedrale, wo sie einen Dankgottesdienst abhielten.

Entschieden und unanfechtbar steht es fest, dass, entgegen den von der Polizei ausgestreuten Gerüchten, niemand von denjenigen Bürgern, die an der Manifestation nicht teilgenommen hatten, irgendwie den Verlauf der patriotischen Manifestation gehindert, noch irgend welche Beleidigungen gegen den Kaiser oder die örtlichen Behörden fallen gelassen, noch auch auf das Bild des Kaisers geschossen oder Steine geworfen hat. Das Kaiserbild wurde später von den Stadtverordneten in offizieller Sitzung untersucht und ganz und unversehrt befunden.

Nach Schluss des Gottesdienstes hörte man wirklich einen Schuss fallen, dieser Schuss war aber aus der Mitte der mit dem Kaiserbilde Manifestierenden abgegeben worden.

Dem Schusse folgte sofort eine Salve eines kleinen Trupps berittener Polizisten, die auf demselben Platze, am Rathause, unweit von der Kathedrale, aufgestellt waren. Diese Schüsse richteten sich aber nicht gegen die auf dem Platze manifestierende Menge, aus deren Mitte der Schuss gefallen war, sondern gegen die andere friedlich in der Ferne dastehende, an der Manifestation nicht teilnehmende Schar. Zu gleicher Zeit kam aus dem neben der Kathedrale gelegenen Polizeihofe ein zweiter Trupp berittener Schutzleute, die, ununterbrochene Salven abfeuernd, die wehrlose, auseinanderrennende Menge verfolgten und auf diese Weise den Weg für die Manifestierenden freimachten.

Im selben Augenblick, gleichsam auf das durch die Schüsse abgegebene Signal, begann gleichzeitig an drei Orten der Stadt die Demolierung der jüdischen Geschäfte.

Ein Haufen stürzte gleich hinter den Schutzleuten abwärts, die Sobornajastrasse hinunter, ein anderer begab sich vom oberen Ende dieser Strasse in entgegengesetzter Richtung aufwärts, und ein dritter, der bis dahin auf dem Markte, in den sogenannten Milchzeilen, Aufstellung gefunden hatte, ging auf die „Millionenzeilen" (arme jüdische Krambuden) los.

Die unterfertigte Kommission hält es für notwendig hervorzuheben, dass der vom oberen Ende heraufkommende Haufen mit Knütteln bewaffnet war und die vorbeigehenden Juden halbtot prügelte; dass die andere Menge, die früher, ohne irgendwelche Waffen in der Hand zu haben, am Hause des Stadthauptmanns und an der Kathedrale manifestiert hatte — bald darauf, bei Beginn des Pogroms, nachdem sie am Polizeihof passiert war, mit Knütteln und anderen Waffen versehen war. Zu gleicher Zeit erschienen auf den Strassen Kosaken und Infanterie.

Die Demolierung jüdischer Geschäfte und Wohnungen ging in Gegenwart der Behörden vor sich, und nicht bloss stiessen die Täter auf keinen Widerstand seitens derselben, sondern, im Gegenteil, an vielen Stellen wurde der Pogrom direkt auf Anweisung der Polizeibeamten durchgeführt, die den Hooligans die jüdischen Geschäfte zeigten.

Im Laufe beider Tage, vom Beginn bis zum Ende, verlief der Pogrom in folgender gotteslästerlicher Weise: den Pogromlern ging ein Militärmusikchor voran, dem die Manifestierenden unter Absingung der Nationalhymne und des Kirchenliedes „Errette, o Gott, deine Menschen", folgten; hinterher schritten die Hooligans, so dass das Singen und Spielen von dem Klirren zerschlagener Fensterscheiben und dem Krachen zertrümmerter Wohnungen und Hausgeräte begleitet war. Den Zug schloss ein Kosaken- oder Infanterietrupp, der gewissermassen die Pogromler vor etwaiger unbescheidener, unberufener Einmischung zu schützen hatte. An diesem Zuge nahmen auch Polizeirevieraufseher, Pristawgehilfen und Schutzleute, in Uniform und auch zivil gekleidet, teil. An verschiedenen Orten haben die Kosaken nicht bloss ihre unmittelbare Aufgabe, die Exzedenten zu schützen, erfüllt, sondern beteiligten sich zugleich mit den Hooligans an Beraubung und Plünderung der zertrümmerten Geschäfte und Wohnungen, schlugen und verstümmelten jeden, der seine Habe zu schützen versuchte.

Weder der Stadthauptmann, noch der Polizeimeister, noch auch alle anderen Beamten legten auch nur die geringste Tätigkeit zur Unterdrückung der Krawalle an den Tag, trotzdem ein einfacher Zuruf schon ausreichend war, um die feige Menge auseinanderzujagen. Solche Fälle fanden auch statt, wenn irgend ein Offizier oder ein Beamter in Uniform, zufällig an einem zertrümmerten Hause passierend, freiwillig das Kommando auf diese Weise übernahm. Auf die Bitten der Juden um Schutz antwortete der Stadthauptmann, er sei „ganz ausser Fassung" und „könne nicht helfen".[1])

---

[1]) Dasselbe sagte der Stadthauptmann einer gemischten Deputation gegenüber, bestehend aus dem Rabbiner Dr. W., Wirkl. Staatsrat und Militärstaatsanwalt a. D. K., Vorsitz. d. Börsenkomitees W., Staatsrat Dr. G. und Direktor K., die bei ihm, nach wiederholten telephonischen Unterredungen, am Abend des ersten Tages erschien.

Dasselbe durchaus indifferente Verhalten fanden die Juden auch bei dem Polizeimeister, den Pristawen und anderen Polizeibeamten, ja sogar bei den Patrouillenchefs. Meistenteils lautete die Antwort: „Danket Gott, dass man euch nicht hinschlachtet"; „ihr seid nicht sicher, dass man euch morgen nicht niedermacht"; „gestern habt ihr die Freiheit gefeiert, heute sind wir an der Reihe".

Trotzdem der Pogrom in Gegenwart der Behörden stattfand, war kein einziger von den Tätern am ersten Tage verhaftet worden.

All diese Tatsachen konnten selbstverständlich an den ungebildeten Volksmassen nicht ohne Wirkung vorübergehen, da sie in ihnen das Gefühl der Straflosigkeit, ja voller Gesetzlichkeit dieser Untaten erweckten.

Das Herannahen des Stadthauptmanns, des Polizeimeisters oder der Kosaken rief auf seiten der Pogromler laute, freudige Hurrarufe hervor, und in deren Gegenwart, unter deren Schutz setzte man das Plündern und Rauben fort, zog man geraubte Kleidungsstücke an.[1])

Die Hooligans sprachen offen davon, dass sie sich auf 24 Stunden zum Plündern und Schlagen (nur nicht Morden) verdungen hätten, was in der Tat darin eine Bestätigung fand, dass ungefähr in 25 bis 30 Stunden der Pogrom ebenso plötzlich abgebrochen wurde, wie er angefangen hatte.

Einige Kosaken-Nagaikas und eine einzige Salve reichten aus, dem Exzess ein Ende zu machen.

Noch viel leichter wäre es gewesen, den Pogrom von Anfang an zu ersticken, wenn die Behörden es nur gewollt hätten.

Nicht genug damit! — Wenn doch nur die Kosaken und die Polizei die Inhaber der Geschäfte nicht daran gehindert hätten, ihr Hab und Gut vor den Hooligans zu beschützen, so wäre dies allein ausreichend gewesen, den Pogrom nicht in dem schrecklichen Masse entbrennen zu lassen, wie er sich infolge der verbrecherischen Zulassung der Vorkommnisse durch die Behörden entwickelt hat. — In dieser Hinsicht besitzt die Kommission eine Fülle von Beweismaterial. — Ja, man hat das Gegenteil getan. Wo die Polizei aus irgend welchen Gründen einen Widerstand der Juden gegen die Pogromler erwarten zu können glaubte, da erschienen die Hooligans unter beständiger Begleitung von Kosaken, unter deren Schutz sie ungestraft

---

Während draussen die Menge wütete, waren im Arbeitszimmer des Stadthauptmanns alle höheren Beamten versammelt: der Polizeimeister, alle Gendarmerieoffiziere, einige hohe Militärs, der Staatsanwalt u. a. Die Gendarme dechiffrierten gerade verschiedene Depeschen. Der Stadthauptmann sagte ausdrücklich, „er habe den Kopf verloren", „er könne nicht helfen", „er arbeite ja fortgesetzt", „er sei vom vielen Telephonreden bereits heiser geworden". Als einer von den Deputierten ihm die Tätigkeit des Kischinewer Gouverneurs von Raaben in Erinnerung brachte, der ebenfalls nur am Telephon gearbeitet habe, trat einer von den Gendarmerieoffizieren mit einer persönlichen Beleidigung gegen den Deputierten auf, und der Stadthauptmann konnte nur mit den Achseln zucken. Sehr aufgebracht war er über das vom Vorsitzenden des Börsenkomitees, dem Rabbiner u. a. an Witte gerichtete Telegramm. Er hatte von diesem genaue Kenntnis. Offenbar wurde das Telegramm von ihm aufgehalten, oder gar in Beschlag genommen.

[1]) Der oben erwähnten Deputation erzählte der Stadthauptmann, er habe einen Soldaten ein Päckchen Tabak aus einem zertrümmerten Laden in der Hand halten sehen. Ich sagte ihm: „Schäme dich, Brüderchen! Lass doch den Tabak ab," und er liess gleich den Tabak fallen. Letzteres fügte er offenbar hinzu, um die Milde des Soldaten dadurch zu kennzeichnen.

ihre niederträchtige Sache verrichten durften. Dieses unerklärliche Verhalten der Polizei, des Militärs und der Patrouillenchefs rief auch bei Christen Bedenken hervor; auf von diesen an die Patrouillenchefs gerichtete Fragen lautete die kurze Antwort, zu schiessen oder den Pogrom sonst zu unterdrücken, sei „nicht erlaubt". Ein solches Benehmen der Behörden verfehlte nicht, ein Gefühl der Empörung bei den Konsuln der Fremdmächte hervorzurufen; gleich wie andere,[1]) bekamen sie aber vom Stadthauptmann die Antwort, er hätte noch vom Kommandeur der Flotte und der Häfen des Schwarzen Meeres keine Erlaubnis zu schiessen oder andere Repressalien anzuwenden bekommen. Dieser Umstand hinderte jedoch den Stadthauptmann ganz und gar nicht, solche Repressalien am selben Tage gegen diejenigen Personen und Gruppen der Bevölkerung vorzunehmen, die an der Zerstörung jüdischen Guts nicht teilgenommen hatten. Und dies in einer Stadt, über die der Kriegszustand längst verhängt war!

Dass der Pogrom in Nikolajew, entgegen den Behauptungen der lokalen Behörden, tatsächlich vorher von der Polizei organisiert worden und nicht etwa ein Racheakt seitens der christlichen Bevölkerung gegen die Juden für ihre regierungsfeindliche Rufe während der Manifestation gewesen ist, wird ausser durch die oben angeführten Tatsachen noch durch folgende bestätigt:

Wir sind im Besitz von einer ganzen Reihe von Zeugenaussagen, sowohl christlichen wie auch jüdischen, dass sowohl am Tage des Pogroms als auch am Vorabend desselben einige Christen in Kenntnis gesetzt worden sind, dass es „morgen" einen Pogrom geben würde; dass einige Minuten vor Beginn des Pogroms einige Geschäftsinhaber in der Sobornajastrasse benachrichtigt worden waren, dass „bald geschossen werden würde"; dass Polizeibeamte frühmorgens am Tage des Pogroms im Restaurant Konjachin das sogenannte „schwarze Hundert" organisiert und während des Pogroms selbst aus dem Polizeihofe die Juden, die in der Hoffnung, Schutz zu finden, dorthin geflüchtet waren, verjagt, grausam geprügelt und dabei „schlagt die Juden" laut gerufen haben.

Es gibt sogar Aussagen, wonach der Polizeimeister den Pogromlern offen Geld verteilt, wonach man auf dem Polizeihof die Hooligans mit Bier bewirtet und sie mit Waffen versorgt hat.

Als endlich der Pogrom aufhörte und die Polizei, auf Verlangen der Geschädigten, Haussuchungen vorzunehmen anfing, gaben viele, bei denen geraubte Sachen gefunden worden waren, offen ihrer Entrüstung darüber Ausdruck, dass „die Polizei früher zur Plünderung und Demolierung offen aufgemuntert hatte und jetzt das Geraubte zurücknehme," — „wohl aber gebe sie, die Polizei, nicht dasjenige zurück, was sie selber aufgefangen hätte".

Somit hält die Rechtsbeistandskommission die Schuld des Stadthauptmanns Sagaransky-Kissel[2]) und des Polizeimeisters Iwanow wegen verbrecherischer Untätigkeit und Nichtverhinderung des Pogroms für absolut festgestellt.

---

[1]) Die erwähnte Deputation auch.

[2]) Aus Opportunitätsrücksichten und auf Grund der Ueberzeugung, dass der Stadthauptmann, ohne bösen Willen, von den Gendarmen und dem Polizeimeister Iwanow irregeführt, gehandelt hat, strich man aus der dem Minister überreichten Denkschrift den Namen des Stadthauptmanns an dieser Stelle aus.

Dieselbe Schuld trifft den Kosaken-Regimentsobersten Samtschalow und den Essaul (Kosakenoffizier) Jolkin.

Von den diensttuenden Beamten, deren verbrecherische Teilnahme am Pogrom durch Zeugenaussagen und Erklärungen der Geschädigten festgestellt worden ist, sind folgende Personen hervorzuheben: der Pristaw des Moskauer Stadtteiles Melnikow, der Pristaw des Odessaer Stadtteiles Nasarow, der Pristawgehilfe Matwejenko und die Revieraufseher Medwedjew, Wassiltschuk, Pestun und Kolessnikow."

Soweit der Bericht der Kommission. Es ist nicht viel, was man zu dem Bild noch hinzufügen könnte. Es sei nur bemerkt, dass die führende Rolle, ausser der Polizei, noch einige Kaufleute (K., M. u. a.), sowie zahlreiche Handelsangestellte vom Verein christlicher Angestellter, der seit jeher eine Stütze des „schwarzen Hunderts" gewesen, ein Herr Kr. (der sich vor Gericht zu verantworten haben soll) und hauptsächlich der Stadtverordnete und Beamte des Handelsministeriums L., der später einer der tätigsten Begründer einer Gruppe der Partei der rechtlichen Ordnung in Nikolajew war, gespielt haben.

Die weitesten Kreise der „besseren" christlichen Gesellschaft zeigten sich durchaus indifferent, zum grössten Teile sahen sie den Demolierungen mit Neugierde zu. Eine an die Spitzen der „intelligenten" und Beamtengesellschaft gerichtete Anforderung, irgendwie, etwa durch Ansprachen an die Menge usw., einzugreifen, wurde von allen glatt zurückgewiesen. Abgesagt hatte unter anderen auch der sonst als liberal geltende Staatsanwalt M. Die Geistlichen hielten sich direkt feindlich den Juden gegenüber und äusserten offen ihre Schadenfreude über die Missetaten.

Die jüdischen „intelligenten" Kreise waren absolut hilflos und konnten, abgesehen von nutzlosen Vorstellungen bei den Behörden, nichts unternehmen. Wo es nur anging, versuchten verschiedene von den Bedrohten sich und ihr Gut zu verteidigen, stiessen aber hierbei gewöhnlich auf bewaffneten Widerstand der Kosaken und der Polizei. Eine Anzahl nichtorganisierter junger Leute verteidigte opfermutig die Betroffenen, nahm das Geraubte den Hooligans weg usw. Hervorzuheben ist in dieser Beziehung die Tätigkeit der Schüler der technischen Schule (darunter auch einiger Christen), die auf dem Schulhof ein Depot für die zurückgenommenen Sachen errichteten.

Die „organisierten" Arbeiter, mit Ausnahme einzelner weniger Personen, nahmen an der Beschützung der Geschädigten nicht teil. Bezeichnend ist der Umstand, dass sie am zweiten Pogromtage bereits ihre Arbeit in den Fabriken aufnahmen. Was aber die Fabrikarbeiter im allgemeinen anbetrifft, so beteiligten sich sehr viele von ihnen am Exzesse selbst. Einige von ihnen gingen in ihrem Zynismus so weit, dass sie während „ihrer noblen Arbeit" den jüdischen Direktor ihrer Fabrik grüssten.

So verlief der Pogrom in Nikolajew, der zwar nur wenige Menschenleben kostete, bei dem aber die jüdische Bevölkerung einen kolossalen materiellen Schaden von ungefähr 2½ Millionen Rubel davontrug.

Ovidiopol

Gesamtbevölkerung über 5000, Juden gegen 400.

Ein kleines Städtchen, dicht am Gouvernement Bessarabien, gegenüber Ackerman. Steht in geistiger und politischer Beziehung gänzlich unter dem Einfluss von Odessa. Viele von den Eingeborenen bringen in dieser Stadt einen grossen Teil des Jahres zu und saugen sich voll von den Anschauungen, die dort herrschen. Kein Wunder, dass die Hooligansgesinnung unter den Christen Ovidiopols die vorherrschende ist. Die Hauptagitatoren des Pogrom-Antisemitismus waren dort die „Intellektuellen", d. h. die Postbeamten, Schullehrer, Geistlichen usw. Die Stadtverwaltung ist ganz bäuerlich und, wie in dieser Gegend oft, antisemitisch. Dass die Polizei im höchsten Grade judenfeindlich ist, versteht sich von selbst.

Der Pogrom in Ovidiopol war eigentlich eine spontane Fortsetzung des Odessaer Pogroms. Hier haben zwar die Juden keine Demonstrationen veranstaltet, überhaupt keinen Anlass geboten, gegen sie eine „kontre-revolutionäre" Tätigkeit zu entfalten, aber die „Intellektuellen" von Ovidiopol wollten nicht den Odessaer Freunden nachstehen und beschlossen, einen Pogrom nach deren Beispiel zu veranstalten, was ihnen auch gelang.

Am 21. um sieben Uhr nachmittags veranstalteten die Lehrer der dortigen Schule eine patriotische Manifestation, wobei sie offen erklärten, eine Judenmetzelei werde darauf folgen. An der Manifestation nahmen Schüler und Bauern teil. Der Küster agitierte unter den Bauern, die Juden zu schlagen. Aber die Juden zeigten sich nicht auf der Strasse. Unvermittelt, nachdem die Manifestanten sich bei einem reichen Bauern durch einen Schnaps gestärkt hatten, begann der Pogrom, der trotz der Kleinheit des Ortes einer der grausamsten war. Die Juden wandten sich gleich an den Polizeiaufseher, ihn um Schutz bittend. Er erschien auch sofort, aber anstatt zu hemmen, förderte er den Pogrom. Der Pöbel erkannte auch bald die Gewogenheit des Polizeibeamten und hob ihn unter Hurrahrufen auf die Schultern. „Er ist *unser* Polizeiaufseher!" riefen sie. Am Pogrom, der 24 Stunden ununterbrochen dauerte, nahmen „Intellektuelle", Bauern und professionelle Hooligans, die etwa an 50 waren, teil. Den „Plan" arbeiteten die „Intellektuellen" aus. Unter Rufen: „Da habt ihr Freiheit und Rechte" stürmten und plünderten sie die jüdischen Häuser und Geschäfte, töteten 13 Juden und verwundeten 25, vergewaltigten eine jüdische Frau und entweihten die Synagoge. Sie „arbeiteten" mit Hauswaffen, wie Stemmeisen usw. Aber ihre Blutgier war ganz ausserordentlich, und sie töteten ihre Opfer mit grausamer Berechnung. Die Leichen der Getöteten waren grässlich verstümmelt. Dass an der Plünderung der jüdischen Geschäfte *fast sämtliche* christliche Bewohner des Städtchens teilnahmen, ist nach dem Vorhergesagten selbstverständlich. Der materielle Schaden, den die Juden dadurch erlitten, betrug 300 000 Rubel, was für die ganze jüdische Bevölkerung einen Ruin bedeutete. Gegen 100 jüdische Familien wurden an den Bettelstab gebracht. Viele Christen haben soviel geplündert, dass sie sogar eigene Läden mit den geplünderten Waren eröffnen konnten. Und, was das Groteske an der Sache ist, sie klagten in der Folge über die „jüdische Konkurrenz".

Der Pogrom hörte erst dann auf, als die deutschen Kolonisten aus der benachbarten Kolonie Gross-Liebental den Juden zu Hilfe kamen. Am 23. kam auch Militär an, aber, wie immer, zu spät.

Rasdelnaja

Was für Leiden die Juden während der Pogromtage in den Eisenbahnwagen und auf den Stationen erlitten haben, lässt sich kaum zusammenstellen. Zahllose Tragödien spielten sich für einzelne Passagiere wie ganze Gruppen von Flüchtlingen ab. Es war eine ununterbrochene Kette von Misshandlungen und Metzeleien. Das Grausen und das Martyrium erreichten hier einen ungewöhnlichen Grad und schufen für die Gehetzten ganz abnorme Qualen, da für sie zur Grausamkeit der Nebenmenschen noch die Sinnlosigkeit des eigenen Tuns, des Flüchtens von Hölle zu Hölle hinzukam und sie geradezu wie ein schauriges Symbol verfolgte.

Eine der Stationen, an denen es am wildesten zugegangen ist, war Rasdelnaja. Zwölf grausam Ermordete und 32 bestialisch zugerichtete Verwundete waren das Ergebnis des vom Stationschef und anderen gleichgesinnten Bureaukratiedienern inszenierten Massakers. Die „Jewrejskaja Schisn" hat im Dezember 1905 den zufällig in ihre Hände geratenen Brief eines Schutzmanns veröffentlicht, der die Vorgänge als Augenzeuge mitangesehen hat. Wir geben diesen Brief ungefähr in derselben fehlerhaften und eigenartigen Schreibweise im folgenden wieder:

„Sie fragen, was bei uns los ist, ich werde kurz schreiben, weil um alles aufzuschreiben, muss man zwei Tage schreiben und wäre auch dann nicht fertig: Im Dorf bei der Station Rasdelnaja befindet sich ein russischer Laden und ein jüdischer, beide Kolonialwaren- und Tabakläden, auch noch drei Familien Juden und denken Sie sich, versammelten sich die Angestellten der Eisenbahn und schlossen sich ihnen sogar die Plünderer aus Odessa an, drei Nächte haben sie den jüdischen Laden und ihre Häuser und Wohnungen geplündert, letztere in was man stand oder schlief, machten sich auf und rissen aus im Laden war Ware für 8000 Rub. Wohn. mit Sachen und Einrichtung 10 000. Das alles wurde zerbrochen und geplündert. Nach dem Pogrom schon morgens, war ich auf der Stat. zur No. zum Zuge. Dieser Zug kommt um 9 Uhr morgens an „der Postzug". Wie nur der Zug einlief, da schrie einer aus der Menge: „Brüder, die Juden schlachten die Russen im Waggon" und da begann gleich so ein Gemetzel, wie ich noch nie zu sehen bekommen hatte. Man fing an die Juden und Jüdinnen aus den Waggonfenstern rauszuschleppen und gleich auf dem Perron totzuschlagen. Soldaten war eine Kompagnie und als der Stationsvorsteher, der Kompagniechef und der oberste Gendarm riefen „haut die Juden" da lagen im Lauf von 5—8 Minuten auf dem Geleise und auf dem Perron mehr als 40 Personen Tote und Verwundete, einer Jüdin gelang es mit drei kleinen Kindern zu entschlüpfen sie ist 15 Jahre alt, und die drei so 4—5 und 7 Jahre und auch das mit zerschundenen Köpfen, aus denen das Blut strömte, und als sie ins Dorf gelaufen kamen, da nahm sie keiner auf, sondern hetzten sie mit Hunden, und die Jungen warfen sie mit Steinen, auch

ein rothaariger kräftiger Jude von mittleren Jahren mit geschundenen Augen und Maul und ein Auge war ausgelaufen d. h. der Augapfel war mit Blut überströmt er sah nicht wohin zu laufen stiess sich, bald an der Mauer, einem Baum, Zaun usw., aber da kamen Jungen mit Steinen nachgelaufen zur Station dort schlugen sie auch tot, die Juden fielen auf die Knie bekreuzigten sich, küssten das Kreuz baten ums Leben aber man schlug sie tot wie Hunde. Einige Dutzend sitzen arretiert im Gefängnis, wir machen Haussuchungen. Während der Zerstörungen sassen einige Leute im Gewahrsam bei mir da versammelten sich 60 Mann vom Stationsdienst, erbrachen die Türe des Gewahrsams, zerbrachen die Stäbe und warfen die Arretierten hinaus. Sehen Sie, Bruderherz, was auch bei uns los ist. Und dafür dass ich bei der Räuberei nicht mit dabei gewesen bin entlässt mich der Pristaw vom 15. November."

Ssewerinowka

I.

Die etwa 40 Kilometer von Odessa entfernte Ortschaft Ssewerinowka besteht fast ausschliesslich aus Russen. Die hier in einer Anzahl von 50 Familien wohnenden Juden leben hauptsächlich vom Handel. Landwirtschaft und Gewerbe betreiben sie nur als Nebenbeschäftigung. Die jüdische Gemeinde lebt isoliert und kommt mit der russischen Bevölkerung nur dann in Berührung, wenn es die materielle Notwendigkeit erfordert.

Trotz der Menge umliegender Dörfer kann die Ortschaft nicht als ökonomischer Mittelpunkt des betreffenden Gebietes betrachtet werden, sie bildet nur einen Durchgangspunkt auf dem Wege nach Odessa, liefert den benachbarten Dörfern manche Gebrauchsgegenstände und exportiert dafür Landwirtschaftsprodukte. Die unglückliche Lage des ganzen Landes und die allgemeine ökonomische Krisis machte sich auch hier fühlbar: der Handel stockte, die Armut nahm jäh zu.

Die Bauern, die hier, wie überall, hauptsächlich in der Landwirtschaft tätig sind, interessierten sich ungemein lebhaft für die Agrarfrage. Und schon öfters kam es auch in Ssewerinowka zu ernsteren Agrarunruhen. Trotzdem kann von einer eigentlichen Parteistellung der Bauern kaum die Rede sein. Dasselbe lässt sich auch von der übrigen christlichen Bevölkerung sagen. Es gibt hier wohl Leute, die konservative, liberale oder auch extreme Ansichten vertreten, aber eigentliche Parteien sind nicht vorhanden. Auch unter der jüdischen Bevölkerung von Ssewerinowka gibt es keine Sozialisten, keine Bundisten. Nur die Zionisten sind vertreten und zwar sind es Zionisten, die sich auf dem Boden der Gegenwartsarbeit bewegen. Das Fehlen jeglicher sozialistischen Gruppe unter den Juden Ssewerinowkas erklärt sich sehr einfach dadurch, dass sich unter ihnen weder Fabrik- noch Landarbeiter befinden. Sie sind fast ausschliesslich Kleinhändler.

Das Verhalten der christlichen Bevölkerung, namentlich der Bauern, gegen die Juden war stets ein durchaus friedliches. Nie sind hier irgend welche antisemitische Ausschreitungen vorgekommen. Nach

der Aussage alteingesessener Einwohner haben sich hier nie Zeichen religiöser, nationaler oder ökonomischer Feindschaft bemerkbar gemacht. In schweren Zeiten halfen sich Russen und Juden oft gegenseitig aus. Mancher Russe verdankt einem Juden seinen Wohlstand, und ebenso umgekehrt. Wenn hier trotzdem scheussliche Gewalttätigkeiten stattfinden konnten, so mussten eben — wie wir bald sehen werden — ganz besondere Hebel von aussen her in Bewegung gesetzt werden.

II.

Im Sommer 1905 — fast unmittelbar nach den Strassenkämpfen in Odessa und den Meutereien in der Schwarzmeerflotte — brachen auf dem unweit von Ssewerinowka liegenden Gute des Adelsmarschalls Ssuchomlinow Agrarunruhen aus. Die Bauern verlangten die Absetzung des Gutsverwalters und drohten, die Gebäude und Vorräte zu zerstören. Nur durch Requirierung von Militär war es gelungen, die Ruhe herzustellen. Man schien aber daraufhin in gewissen Kreisen die Notwendigkeit zu fühlen, ein Entladungsobjekt für die zum Vorschein gekommene Empörung des Volkes zu finden. Denn gerade danach lassen sich Anzeichen einer auf einen antisemitischen Pogrom hinzielenden Agitation wahrnehmen, die von der sogenannten „Intelligenz" geleitet und von den ihre Standesgenossen ausbeutenden Dorfaristokraten unterstützt wurde. Je bemerkbarer sich nämlich bei den Bauern die Zeichen der Unruhe und Unzufriedenheit mit ihrer Lage machten, desto intensiver wurde seitens der Regierungsorgane diese antisemitische Agitation betrieben. Es wurde auf einen Judenkrawall hingearbeitet, um auf diese Weise etwaigen agrarischen Unruhen vorzubeugen.

Nach dem Generalstreik drang auch nach Ssewerinowka die Kunde von einem kaiserlichen Manifest. Die Bauern verlangten die offizielle Bekanntmachung dieser Freiheitscharte. Die Vorenthaltung des Manifestes steigerte ihre Unruhe. „Was mag darin enthalten sein, dass sie nicht wollen, dass wir davon wissen sollen," sprachen die erbitterten Bauern. Angesichts solcher Erbitterung musste man zu ausserordentlichen Mitteln greifen, die auch bald gefunden wurden. Unter Mitwirkung eines „wahrhaft russischen Mannes", des Notars Matwejew, des Pfarrers Antonius Stojanow und des reichen Bauern Chudjakow, eines bekannten Bauernausbeuters, gelang es dem Pristaw L i d k e - w i t s c h , die empörendsten, verleumderischsten Gerüchte zu verbreiten und die Wut der Bauern auf die Juden abzulenken.

Nach der Aussage der r u s s i s c h e n Zeugen: des Edelmanns K., des F. S., des J. P., des J. A. und anderer mehr, erhielt der P r i s t a w Donnerstag nachts ein Papier, wonach er sofort befahl, die Bauern zu wecken und sie nach dem bekannten Sammelplatze zu beordern. Hier erzählte er, dass ihnen eine furchtbare Gefahr drohe: aus Odessa marschieren nach Ssewerinowka fünftausend bewaffnete Juden und Studenten, die in Gniljakowo bereits die ganze Bevölkerung abgeschlachtet hätten. E r r a t e d a h e r d e n B a u e r n , f ü r i h r e R e t t u n g u n d S e l b s t b e w a f f n u n g z u s o r g e n. Diese Eröffnung übte auf die Bauern eine erschütternde Wirkung aus. Sie verliessen ihr Hab und Gut und flohen in die Steppe oder versteckten sich in Weingärten und Gräbern. Die ganze Nacht verbrachten sie dort in ängstlicher Erwartung des Feindes, und erst gegen Morgen wagten sie es, ins Dorf zurückzukehren.

Alle anderen Zeugen bestätigen einstimmig diesen Sachverhalt.

F. N. erzählt, wie der Pristaw nachts alle Bauern zusammentrommeln liess und ihnen dann von den 5000 aus Odessa marschierenden Juden vorredete, die bereits die Gniljakowoer Bevölkerung abgeschlachtet hätten. Am nächsten Tage gab der Pristaw den Bauern Gewehre und Pulver.

B. D. bekundet, dass er zu Beginn des Pogroms den Pristaw mitten in der Menge erblickt und ihn um Hilfe ersucht habe, worauf ihm erwidert worden sei: „Was kann ich machen? Eure Juden kommen aus Odessa, um uns zu berauben und zu morden. Da müssen wir uns doch verteidigen. In Gniljakowo und Dalnik sind die Unseren ja schon abgeschlachtet.“ Daraufhin schickte er die Wachmannschaft nach den benachbarten Dörfern, um die dortigen Bauern zu holen.

G. Ch. L. sagt aus: Nach dem Pogrom liess der Landhauptmann Arkudinski die Schulzen der umgebenden Dörfer zu sich kommen. Auf die Frage, warum im Dorfe Gr.-Bujalik ein Pogrom stattgefunden hätte, zeigte der betreffende Schulze ein vom Pristaw erhaltenes Papier vor. Der Landhauptmann las es und schüttelte nur mit dem Kopf.

Mit der Fabel von den 5000 mordenden Juden antwortete der Pristaw auch dem Zeugen J. L. S., als dieser ihn um Hilfe gegen die Räuberbande anging.

Der Zeuge L. S. erzählt, wie der bereits erwähnte „echt russische Mann“, der Notar Matwejew, die Bauern angefeuert habe: „Arbeitet tüchtig noch vor Tagesanbruch,[1]) denn, ich versichere euch, aus der Stadt kommen 5000 Juden, die euch abschlachten wollen.“ Der Pristaw bestätigte die Worte des Notars.

Ueber die Bewaffnung der Bauern sagen die Zeugen Gr. und Go. aus: Freitag nachts stand vor dem Hause des Pristaws eine grosse Menge von etwa 200 Menschen, darunter der Pristaw und verschiedene Polizeibeamte, der Notar und der Geistliche. Letztere hielten Laternen, da die Nacht dunkel war, und redeten auf die Menge ein. Der Pristaw: „Bewaffnet euch, denn aus Odessa kommen 5000 Juden.“ Die Bauern: „Wir besitzen keine Waffen.“ Pristaw (zu seinem Gehilfen): „Wir haben ja Gewehre, geben Sie sie ihnen, und (sich an die Bauern wendend) Pulver könnt Ihr euch ja selbst kaufen. Da habt Ihr auch 10 Rubel dazu.“ Der Notar: „Ich glaube, ich habe Pulver.“ Der Notar liess das Pulver holen, und der Pristaw, sowie dessen Gehilfe fingen an, Gewehre auszuteilen. Es wurden gegen 60 Gewehre verteilt.

Der Zeuge Sch. K. verbrachte die Nacht von Freitag zu Sonnabend im Dorfe Pawlinka. Abends war hier noch alles ruhig. Gegen Mitternacht kam ein Abgesandter aus Ssewerinowka mit der Nachricht, es seien bereits nach Ssewerinowka 5000 Juden aus Odessa gekommen, die unterwegs einige Dörfer verwüstet hätten. Die Aufregung, die diese Nachricht im Dorfe verursachte, war unbeschreiblich.

[1]) Eine Reihe von Zeugen bestätigen, dass der Pristaw und der Notar eigentlich die Absicht hatten, den Pogrom nachts zu inszenieren. Es wäre dann leichter gewesen, zu morden und zu rauben, ohne bemerkt zu werden. Die Juden betrachten es als ein Glück, dass dieser Plan sich nicht hat verwirklichen lassen und dass der Pogrom am Tage ausgebrochen ist.

III.

Der in so geschickter Weise organisierte Pogrom konnte dann seinen planmässigen Verlauf nehmen, trotzdem sich die eigentlichen Urheber bescheiden zurückgezogen hatten. Es traf sich dazu, dass sich in Ssewerinowka Rekruten befanden, die mit Freuden die Gelegenheit zu Ausschreitungen ergriffen. Angefeuert wurden sie noch von einem vorüberfahrenden Bauern Kalamaga, der gerade aus Odessa kam und nun erzählte, welche Schandtaten dort die Juden an Kirchen und Heiligenbildern begangen hätten, und wie ihnen dafür heimgezahlt werde und heimgezahlt werden müsse.

So begann es. Ein Häuflein von etwa 20 Burschen bildete die Kerntruppe. Ihnen schlossen sich bald hier, bald dort Bauern an, so dass der Haufen zeitweise auf 100 bis 150 Personen anwuchs. „Gearbeitet“ wurde mit Brechstangen, Aexten und Sensen. Die Möbelstücke wurden zertrümmert, Heu und Getreide wurde mitgenommen. Geschossen wurde blind, was aber doch eine furchtbare Panik hervorrief.

Dass die Polizei, die selbst den Pogrom organisiert hatte, nicht gewillt war, den Juden Schutz zu gewähren, lässt sich wohl denken. Die Opfer des Pogroms kannten aber anfangs den wahren Sachverhalt noch nicht und baten den Pristaw, er möge die Schnapsläden schliessen lassen, was natürlich abgelehnt wurde. Ebenso lehnte er es ab, gegen die Banden vorzugehen, mit der Begründung, dass er doch nichts ausrichten könne oder dass ihn das überhaupt nichts angehe. Dieses Verhalten des Pristaws, sowie dessen Tätigkeit bei der Organisation des Pogroms bestätigen viele Zeugen, darunter auch der Kirchenälteste des Ortes.

Der Pristaw begnügte sich aber auch während des Pogroms keineswegs mit der passiven Rolle. Nach der Aussage des G. Ch. L. drang er ins Krankenhaus ein, in das die Juden geflüchtet waren, und jagte sie von da auf die Strasse hinaus, wo ihrer bereits die mit Gewehren, Sensen und Heugabeln bewaffnete Bande wartete.

E. G. berichtet über dasselbe Ereignis: Der Pristaw kam ins Krankenhaus und jagte uns mit den Worten hinaus: „Geht auf den Berg und betet zu Gott, seid ihr doch gestern mit uns ebenso verfahren“. Ueberhaupt waren seine Aeusserungen während des Pogroms unerhört zynisch. Der Organisation eines Judenschutzes seitens der wohlgesinnten Bauern, den sie aus eigenem Antriebe schaffen wollten, setzte er glücklicherweise keinen besonderen Widerstand entgegen. Er riet allerdings den Bauern davon ab, angeblich weil ein solches Unternehmen doch misslingen müsste, sagte aber doch nachher, dass ihn die ganze Sache nichts anginge, man möge tun, was man wolle.

Was das Verhalten der intelligenten Christen gegenüber den Opfern des Pogroms anbetrifft, so haben wir bereits gesehen, dass der Notar des Ortes als einer der Urheber angesehen werden kann. Der Pfarrer, der ihm dabei eifrig geholfen hatte, scheint durch die scheusslichen Taten ernüchtert worden zu sein, denn er bemühte sich nachher, den Plünderern den Eintritt in das Krankenhaus, das die Juden beherbergte, zu verwehren. Die Administration des Krankenhauses hat sich human verhalten.

Ein grosser Teil der Bauern verhielt sich missbilligend gegen die Plünderungen. Der jüdische Zeuge G. wurde von einem Bauern gewarnt und auf das verdächtige Verhalten der Polizei aufmerksam

gemacht. Einige Bauern versteckten einzelne Juden bei sich. Wo dies mit Gefahr verbunden war, taten es allerdings die Bauern nur ungern oder gar nicht. Während des Pogroms bildete sich eine Gruppe von 30 bis 40 Bauern, die den Plünderern entgegentrat. Bald darauf hörte auch der Pogrom auf. Unser Gewährsmann ist allerdings der Meinung, dass der Pogrom deshalb ein Ende fand, weil es nichts mehr zu plündern gab.

IV.

Was die Opfer des Pogroms anbetrifft, so ist ein Jude (Abraham Handmacher) getötet, durch einen Zufall ist auch ein Plünderer erschossen worden. Drei Juden wurden fürchterlich zugerichtet. Ausgeplündert wurden alle 50 Familien. Der materielle Schaden wird auf ca. 25 000 Rubel geschätzt. Die Depression und die Angst vor der Wiederholung des Pogroms hielt noch lange Zeit an.

All dies wurde nur durch das planmässige Vorgehen des Pristaws und des Notars erreicht. Hier gab es keine Volksversammlungen, keine Demonstrationen, keine patriotischen Kundgebungen. Zuerst erhält der Pristaw eine geheimnisvolle Kunde, dann wird die Bevölkerung alarmiert, dies scheussliche Gerücht wird ausgestreut, der Pristaw, der Notar und der Pfarrer halten ihre aufhetzenden Reden, und alles nimmt seinen programmässigen Verlauf. Was uns an anderen Orten mehr oder minder verschleiert entgegentritt — hier sieht man es in nackter Deutlichkeit.

Sonstige Pogrome im Gouv. Cherson

Unter dem Zeichen von Odessa, der tonangebenden Stadt des Gouvernements Cherson, standen in dieser Provinz ausser den aufgezählten Orten noch viele andere.

Da wären vor allem Golta und Olviopol zu nennen, über die unter Bogopol (Gouv. Podolien), mit welchem sie zu einer Einheit verwachsen sind, speziell berichtet wird.

Des weiteren kommt Nowogeorgiewsk in Betracht, wo ein heftiger Exzess am 22. Oktober den ganzen Tag hindurch und die Nacht zum 23. gewütet hat. Ungehemmt durfte eine Partie Plünderer vor den Augen der Polizei und eines Kavallerieregiments die kleine jüdische Gemeinde (etwa 500 Köpfe) völlig ausplündern. Erst am nächsten Morgen, als nach zahlreichen, an den Gouverneur und den Isprawnik gerichteten Telegrammen endlich eine Anweisung zur Ergreifung strenger Massnahmen erfolgt war, griff das Militär ein, und im Nu war die Ordnung wieder hergestellt, obwohl um diese sich bereits tausende beutegieriger Bauern aus den umliegenden Dörfern angesammelt hatten. Der Schaden war im betroffenen Orte verhältnismäßig enorm (400 000 R.) und rief eine ungewöhnliche Not hervor, so dass, wie ein Berichterstatter sich ausdrückt, wer sonst imstande gewesen wäre, dem Elend zu steuern, jetzt selber hilfsbedürftig geworden sei.

Ueber Wosnessensk berichtet die „Jewr. Schisn" also: Am 23. Oktober hatte sich um die Mittagszeit auf dem Markte eine ungeheure Menge angesammelt und begann offen darüber zu sprechen, dass man die Juden hauen müsse. Es kam der Pristaw hinzu und

versuchte die Menge zu beschwichtigen, indem er sie bat, auseinanderzugehen. Die Menge blieb jedoch und wartete ab. Nun kam auch der Vertreter der Militärgewalt von Wosnessensk hinzu, bat ebenfalls und . . . . fuhr davon. Gleich darauf gingen die Exzedenten offen an die Plünderung heran. Mit Brecheisen brachen sie die Läden auf und schleuderten die Waren auf den Platz, während die Weiber alles in Säcke auffingen und nach Hause schleppten. Die Kosaken ritten unterdes auf dem Markte umher, munterten die Exzedenten auf und nahmen für sie offen Partei, wenn ein Jude den Versuch machte, das Geraubte wieder abzunehmen. Die ganze Nacht dauerte der Raub der Läden; erst zum Morgen, als drei viertel der Läden ausgeplündert waren, wurden die Patrouillen, welche die Pogromler schützten, abgelöst, und der ablösende Offizier griff energisch ein und zerstreute die Menge in wenigen Augenblicken. Am nächsten Morgen fand im Magistrat unter ungeheurem Andrang der Juden eine Sitzung statt. Hier stellte es sich heraus, dass der Pogrom organisiert war und dass die lokale Polizei nicht nur Nachlässigkeit, sondern aktive Anteilnahme am Pogrom sich habe zuschulden kommen lassen. So verteilte ein Pristawgehilfe Zigaretten an die nahestehenden Hooligans, während er eine Jüdin, die ihn klagend um Schutz für ihre Kinder anflehte, vor den Augen der Exzedenten verhöhnte.“ Laut dem Komiteebericht haben an diesem Orte 249 Personen einen Schaden von 46 600 Rubeln erlitten.

Von den anderen 67 Ortschaften des Gouv. Cherson, die von Pogromen heimgesucht wurden, seien genannt: Byrnowo (14 Familien, 44 780 Rub. Schaden), Fersterowo (22 F., 20 100 R.), Kalagleja (25 F., 34 100 R.), Krimpulka (3 F., 7400 R., ein Toter), Majaki (120 F., 100 000 R., 1 Toter), Petraschi (7 F., 16 000 R.), Satischie (16 F., 16 400 R.), Stawrowo (41 F., 9820 R., 1 Toter), Szerebkowo (22 F., 4800 R. Sch., 3 Tote, zwei Schwerverwundete), Tschubowka (1 Toter), Warwarowka (97 F., 45 500 R.), Malinowa (4 F.), Bujalik (24 F., 14 400 R.), Chmelevoje (17 F., 4000 R.), Holm (15 F., 4300 R.), Majorskaja (1 F.), Migajewo (4 F., 3300 R.), Nowo-Iwanowka (6 F., 7000 R.), Nowo-Petrowka (1 F.), Perelety (1 F., 2400 R.), Sofiewka (5 F., 1800 R.), Wessjoly-Kut (19 F., 13 250 R.).[1])

[1]) Die Angaben über alle zuletzt genannten Ortschaften sind fast durchweg dem Bericht des Zentralhilfskomitees entnommen.

III.

Gouvernement Taurien

Simferopol

Gesamtbevölkerung (1897) 48 821, Juden 8950.

Erst seit 1783 dem Länder verschlingenden und Völker unterjochenden russischen Reiche einverleibt, ist die Halbinsel Krim sehr schnell russifiziert und zu einem neuen Ausbeutungsobjekt der russischen Bureaukratie und der ihr nahestehenden Kreise geworden. Früher durch die Ueberfälle des russischen Militärs mehrmals gründlichst verwüstet, begann es seit der Einverleibung von den herrschenden russischen Gewalten friedlich ausgesogen zu werden. Von da ab ist die allmähliche Verdrängung der autochthonen Völkerschaften durch die aus dem Norden eindringenden Elemente ein ununterbrochener Prozess, dem die vom „echt russischen“ Geiste beseelte Bureaukratie durch alle möglichen Künste Vorschub leistet, um bei diesen „patriotischen“ Leistungen für sich selber möglichst grosse Vorteile herauszuschlagen. Dabei tut sie so, als ob das russische Reich mit der Halbinsel seit uralten Zeiten traditionell verknüpft wäre, ungeachtet dessen, dass zahlreiche Steine und Ruinen an verschiedenartige Zivilisationen, am wenigsten jedoch an das Russentum gemahnen. Ist doch auch die Einwohnerschaft der Krim bislang keine einheitliche, sondern eine bunt gemischte: Neben den Russen und den Tataren, den vorletzten Herren des Landes, finden sich zahlreiche Griechen, Armenier, Juden, Karäer und Deutsche, die alle — vielleicht mit Ausnahme der letztgenannten — ein historisch verbrieftes Recht auf die Halbinsel haben; Griechen und Juden können sich sogar auf Grund zahlreicher Gedenkzeichen rühmen, bereits vor Jahrtausenden mehr oder minder im Besitz der Halbinsel gewesen zu sein. Jetzt aber wütet unausgesetzt der Geist der russischen Bureaukratie in Sebastopol, Simferopol, Kertsch, Jalta, Theodosia, und wie sonst die Ortschaften auf der Krim heissen, und kümmert sich gar wenig um griechische wie um jüdische Ethik, ebensowenig wie um die christliche, die sie übernommen zu haben vorgibt . . .

Eine ihrer schmachvollsten Taten war das Blutbad von Simferopol (ehemals Ak-meschet), der Hauptstadt des taurischen Gouvernements, zu dem die gesamte Halbinsel neben einem grossen Stück des Kontinents administrativ gehört. Wie versichert wird, sollen gerade in Simferopol, das in politischer Hinsicht ein ziemlich träges Leben führt und die oben aufgezählten Völkerschaften beherbergt, eben um dieses letzteren Umstandes willen die nationalen Beziehun-

gen verhältnismässig tolerante gewesen sein, bis sie dem Einflusse der polizeilichen Verschwörung verfielen. Ueber die Vorpogrombeziehungen schrieb ein Berichterstatter im Dezember 1905: „Christen und Juden pflegten im privaten und öffentlichen Leben friedlich zusammenzukommen, und die Verschiedenheit der Meinungen entartete hier nicht in Feindschaft. Wohl kaum eine andere Stadt ist ein so ungünstiger Boden für die menschenfeindliche Propaganda gewesen, wie Simferopol. Aber Unkraut schiesst überall empor, und verbrecherische Absichten können auf jedem Boden erfolgreich kultiviert werden.“

„Zur Ausführung der zu verübenden Massakres“ — schrieb der erwähnte Berichterstatter weiter — „hatte die Polizei auch hier, wie in anderen Städten, mit der Hefe der Bevölkerung einen aggressiven Bund geschlossen, und angesichts der Schwierigkeit, allen Hooligans die für das Geld der Einwohner gekauften Uniformen der Polizeibeamten überzuziehen, begnügte sie sich damit, daß sie zum 18. Oktober die Hooligans organisierte, sie rechtzeitig mit Stangen versah und, nachdem s i e ihnen Anführer in Polizeiuniform gegeben hatte, dieser zum Morden bestimmten Kriegsschar in allen Regeln der Taktik Unterricht erteilte. Es waren augenscheinlich folgende Regeln: 1. Die Hooligans haben sich am 18. Oktober in den Räumen des Polizeireviers des ersten Stadtteils zu versammeln und eine patriotische Manifestation zu veranstalten. 2. Die Anführer eröffnen auf dem Boulevard, wo, wie bereits am vorhergehenden Tage bekannt gemacht worden war, am 18. Oktober das am 17. Oktober nicht beendigte Meeting seinen Schluss finden sollte, das Feuer. 3. Auf dieses Zeichen haben die Hooligans alle Ausgänge auf dem Boulevard abzusperren und das auf dem Boulevard befindliche Publikum zu morden. 4. Stets ist jedoch vor Versetzung des Todesschlages die Frage vorzulegen, welcher Konfession der Betreffende angehöre. Zweifellose Christen sind aus dem Boulevard herauszulassen, zweifelhafte zu nötigen, das Kreuz zu schlagen, Armenier, armenische Worte auszusprechen u. dergl. m. 5. Nach Beendigung der Metzelei auf dem Boulevard — sie wurde auf Kommando des Polizeibeamten mit der Parole „Genug!“ eingestellt — hat die Zerstörung der jüdischen Kaufläden stattzufinden, um den Hooligans, die ihr Vaterland verteidigt, eine Entschädigung in Waren zu bieten.

„Ist es nötig, hinzuzufügen, dass alle diese Vorschriften heilig beobachtet worden sind, dass ferner die Zarenbildnisse für die Prozession von Polizeibeamten herbeigeschafft worden sind, daß bei Ausrüstung der Prozession diese Polizisten eine rührende Sorgsamkeit und brüderliche Zärtlichkeit den Hooligans gegenüber an den Tag gelegt haben, dass sofort nach Ertönen des ersten Provokationsschusses alle Ausgänge auf dem Boulevard gesperrt worden sind, dass die grausame Ungezügeltheit der Mörder grenzenlos war, dass der Gendarmerieoberst Sagoskin, der Polizeimeister Kusmenko und die Polizeiaufseher das Morden und die Plünderung wohlwollend mitansahen und von den Hooligans Kundgebungen der Begeisterung entgegennahmen?“

So drastisch auch der angeführte Bericht klingt, so beruht er doch in allen Punkten auf Wahrheit. Unwiderleglich trat die Schuld der lokalen Behörden zutage, als die Stadtduma von Simferopol unter dem frischen Eindruck der Brutalitäten eine Spezialkommission zwecks

Eruierung der Schuldigen einsetzte. Die Aussagen von 369 Zeugen bestätigten das oben skizzierte Bild der Simferopoler Vorkommnisse und erwiesen die direkte oder indirekte Anteilnahme des Polizeimeisters, des Polizeimeistergehilfen, des Gendarmerieobersten und eines grossen Teiles des Polizeipersonals, während der Gouverneur Wolkow in einer vielleicht weniger verbrecherischen, aber jedenfalls genugsam verächtlichen Rolle erschien: Er hatte nämlich während der Schreckensszenen, seinem Kischinewer Vorbilde von Raaben gleich, zumindest vollständige Hilflosigkeit und Mangel an administrativen Fähigkeiten gezeigt, überhaupt sozusagen „Neutralität“ bewahrt. Mancher Schritt des Gouverneurs lässt allerdings auch an dieser „Neutralität“ berechtigte Zweifel aufkommen. Hing es doch von ihm ab, durch ein Machtwort dem Gemetzel ein Ende zu bereiten. Wenn man aber gar dem Gendarmerieobersten Krawtschenko Glauben schenken will, soll der Befehl, die Juden aus der Synagoge, in der sie vor dem blutgierigen Gesindel Rettung suchten, mit Hilfe einer halben Kompagnie Soldaten zu verjagen, gerade vom Gouvernementschef ausgegangen sein. So wenigstens versicherte Krawtschenko, ein erzreaktionärer Bureaukratiediener, vor dem Gerichtshof, der im Mai 1907 über einen Teil der Simferopoler Verbrecher — wie sich von selbst versteht, über die untergeordneten, nicht über die hochgestellten — zu entscheiden hatte.

Sind doch auch bei dieser Gelegenheit, die gewöhnlich mit Einschluss der Voruntersuchung möglichst zur Vertuschung der vollen Wahrheit dient, die intimen Beziehungen zwischen Polizei und Hooligans gar mannigfach beleuchtet worden. Die Anklageschrift musste schliesslich konstatieren, dass durch das Verhör zahlreicher Zeugen die Schuld einer Anzahl von Polizeibeamten festgestellt worden sei; musste konstatieren, dass die betreffenden Beamten an einer Zusammenrottung partizipiert hätten, die aus Rassen- und religiösem Hass den Juden Gewalt antat und deren Eigentum demolierte; dass sie die Teilnehmer des Auflaufes zu ihren Handlungen angestiftet und auch selbst aus den angegebenen Motiven die Juden angegriffen hätten. So hätte der Pristawgehilfe Tschuprinko, der zur Zeit des Prozesses merkwürdigerweise bereits als Pristaw fungierte, der Menge zugeschrieen: „Schlagt, Kinder, fürchtet nichts, haut los!“ und eigenhändig mit dem Säbel auf die Juden eingehauen, denen nachträglich die Exzedenten mit ihren Stangen den Garaus gemacht hätten. An einer ganzen Reihe jüdischer Leichname hat dann die gerichtlich-medizinische Expertise Spuren solcher Säbelhiebe konstatiert.

Von einem anderen pogromlerischen Polizeibeamten, dem Revieraufseher Jermolenko, besagt die Anklageschrift, dass er mit seinem Revolver auf Frauen geschossen, sie mit Fäusten geschlagen und mit Füssen getreten, dass er Männer mit seinem Säbel gestochen und, die mit Blut befleckte Schneide vorweisend, sich vor den Kollegen im Polizeirevier seiner Heldentaten gerühmt hätte. Vom Schutzmann Bogdanow heisst es, dass er an der Spitze von Exzedenten gestanden und Verwundete mit den Absätzen zu Tode gemartert hätte. Aehnlich lauteten die Anklagen gegen verschiedene andere Schutzleute.

So unwiderlegbar waren die Aussagen der Zeugen, dass der Simferopoler Gerichtshof sich bequemen musste, vier der Handlanger (Tschuprimko, Jermolenko, Bogdanow und Dremow) mit Arreststrafen

von 1½ bis 3½ Jahren zu belegen,[1]) ohne dass dadurch die Mordtaten auch nur irgendwie eine entsprechende Ahndung gefunden hätten. Was besagen übrigens auch die bescheidensten Verurteilungen, wenn sie nachher durch die fortwährenden Begnadigungen illusorisch werden!

Vor Gericht kam manches charakteristische Detail aus den Pogromvorgängen zur Sprache. So erzählten der ehemalige Pristaw Balantschiwadse und der Pristawgehilfe Tschernawsky, dass noch vor den Oktobertagen in den Polizeirevieren davon geredet wurde, es sei notwendig, mit den „jüdischen Sozialdemokraten“ abzurechnen. Auch hätte man in dem ersten Polizeirevier und im Hof der Feuerwehr irgendwelche Vorbereitungen getroffen, aber vor ihnen beiden die Pläne verheimlicht, weil sie für „nicht sicher“ betrachtet worden und auch beim Polizeimeister unbeliebt gewesen seien. Als dann nach Bekanntwerden des Manifestes eine Volksmasse mit roten Fahnen zum Gefängnis ausgezogen sei, um die Politischen zu befreien, da habe der Polizeimeister Kusmenko den Polizeibeamten erklärt, dass es gut wäre, wenn die „Russen“ eine patriotische Manifestation veranstalten würden. Diesen Wink hätten dann der Pristaw Solodilow und der Pristawgehilfe Palewik wohl verstanden und sich auf den Marktplatz hinausbegeben, um die „Patrioten“ aufzusuchen.

Ein Polizeibeamter — wird weiter andererseits berichtet — wandte sich an die Arbeiter mit den Worten: „Ihr habt Flaggen, Zarenbilder, und Ihr schlaft . . . Und die Juden marschieren indessen mit roten Fahnen? Ihr werdet es noch erleben, dass die Juden euer Reich an sich reissen werden!“ Eine Viertelstunde darauf hatte sich am ersten Polizeirevier eine Menge angesammelt und verlangte das Zarenbildnis, das ihr mit Zustimmung des Polizeimeisters aus dem Kammergericht herausgebracht wurde. Die patriotische Manifestation ging sodann vor das Haus des Gouverneurs und bat ihn, der zur Menge herauskam. um Musik. Der Gouverneur aber riet der Menge, sich an den Regimentskommandeur zu wenden.

Die von Polizeibeamten aufgehetzten „Patrioten“ zogen dann, wie andere Zeugen erzählen, durch die Stadt nach dem Marktplatz, wo sich ihnen das Musikorchester des Krimer Dragonerregiments und anderes Volk anschloss. Die Hauptexzedenten waren gleich gekleidet (Aussage Lipkin) und mit gleichartigen Stöcken versehen. Die immer mehr anwachsende „Prozession“ begab sich sodann auf Anweisung von Polizeibeamten nach dem Boulevard, wo eine Versammlung das Manifest besprach. Das war das Hauptziel der patriotischen Gesellschaft, die vor allen Dingen ihre patriotischen Gefühle in einer Reihe der grausamsten Bluttaten zum Ausdruck brachte, wobei sie sich ihre zahlreichen Opfer ausschließlich unter den Juden aussuchte.[2])

---

[1]) Ueber einigen anderen schwebt noch die Voruntersuchung.

[2]) Nur ein paar Zeugenaussagen seien noch über dieses Stadium des Pogroms aus den Gerichtsverhandlungen angeführt. So bekundete Jelina also: „Am Polizeirevier sagte ein Pristaw zur Menge: „Fürchtet nichts, seid mutig, wir werden mit euch sein!“ Der Pristawgehilfe Tschuprinko und der Schutzmann Bogdanow rannten mit entblössten Säbeln über die Strasse, Bogdanow hieb auf einen Juden ein und schrie: „Du verfluchter Jude!“ Auf dem Bürgersteig, gegenüber dem Hause Brenner, lag ein sterbender Jude. Im Vorbeigehen versetzte ihm der Pristawgehilfe mit dem Fusse einen Schlag . . .“ Ein anderer Zeuge, Kossogliad, erzählte: „Als ich aus dem Garten lief, stand beim Haupteingang der Pristawgehilfe Tschuprinko, der, auf mich weisend, einem daselbst mit einer Stange versehenen Menschen zurief:

Die polizeilichen und privaten Exzedenten, unter denen laut Aussage des Gehilfen des Kameralhofsvorsitzenden in erster Reihe Feuerwehrleute sich befanden, begnügten sich nicht mit der Metzelei, sondern ergossen sich nunmehr scharenweise über die jüdischen Läden, demolierten und plünderten. Der Befehl zur Unterdrückung des Pogroms ist, wie der damals im Dienst aktiv gewesene Offizier Sergejew bezeugt, erst sehr spät an die militärischen Gewalten erteilt worden. Kaum aber sei dieser Befehl erfolgt, als die Exzesse fast unverzüglich ein Ende genommen hätten. Vor der Zeit sollte niemand in den Gang der Ereignisse eingreifen. Eine diesbezügliche Episode erzählte derselbe Sergejew: „Ich war beordert worden, mit meinen Soldaten einen Laden zu umzingeln und dessen Demolierung aufzuhalten. Als ich nun mit den Soldaten in den Laden eilte, wurde mir gesagt, dass ein Befehl erfolgt sei, zurückzutreten." . . . „Es ist nicht Ihre Sache!" rief der Polizeimeister dem Pristaw Balantschiwadse zu, als dieser ihn um eine Schwadron Soldaten gebeten hatte, um der Raserei, dem Mord und Raub Einhalt zu tun (Aussage des Pristaws selbst.)

Welchen Einfluss das Verhalten der höheren Beamten auf die niederen ausübte, beweist u. a. folgende Tatsache: Während alle angeklagten Polizeibeamten ihre Schuld leugneten, bekannte ein Schutzmann Morosow offenherzig, mit Absicht die Juden nicht verteidigt und zur Plünderung der jüdischen Läden gehetzt zu haben, da er mehrmals die Obrigkeit hätte sagen hören, es wäre gut, wenn die Russen die Juden schlügen. Als dann der Pogrom ausgebrochen sei, da habe er, wie er sah, dass die Obrigkeit nichts zur Wiederherstellung der Ordnung unternehme, es so verstanden, dass dies eben der Wunsch der Obrigkeit sei.

Die ganze Stimmung der massgebenden Bureaukratie spiegelte sich aber gleich nach dem Pogrom in einer Szene wieder, über die der schon erwähnte Offizier Sergejew also bekundete: „Des Abends sass ich mit dem Pristawgehilfen Tschuprinko, dem Polizeimeistergehilfen Popow und anderen Polizeibeamten in einem Restaurant. Während des Gespräches schlug ich vor, darauf zu trinken, „dass niemals ein derartiges Gemetzel im heiligen Russland sich wiederholen möge". Die Gesellschaft nahm den Toast sehr unwirsch auf, der Polizeimeistergehilfe Popow aber liess die Aeusserung fallen: „Man hat die Juden noch zu wenig geschlagen!"

„Da rennt ein Jude!" Jener stürzte sich auf mich, aber ich wich aus, so dass der Schlag mich am Rücken traf." Wie der Zeuge Saretzky bekundet, wurden vor den Augen des Polizeimeisters Kusmenko, als er vor der Kontrollkammer stand, desgleichen in Gegenwart des Gouverneurs Wolkow, während er sich mit den Manifestanten unterhielt, Juden ermordet. Er hat auch gesehen, wie ein Pristawgehilfe, der nicht unter den Angeklagten sich befinde, einen Mann, der vor den Exzedenten flüchtete, mit dem Revolver schlug. Der ehemalige Pristaw Balantschiwadse erzählt: „Die Morde geschahen vor den Augen des Polizeimeisters, der, von den Polizisten umringt, vor dem Polizeirevier stand. Als ich einen Mörder gefasst und einen Schutzmann aufgefordert hatte, ihn zu inhaftieren, rührte sich jener nicht vom Fleck. Der Polizeimeister tat nichts — trotz mehrfacher Anfragen seitens untergeordneter Beamten, was geschehen solle. Als er eine Strasse entlang fuhr, die geplündert wurde, begrüssten ihn die Pogromler. Er erwiderte ihren Gruss und fuhr ruhig weiter." Auch andere Zeugen, so der Kameralhofsvorsitzende Berensewitsch, der Verwalter des Kameralhofs Lipkin, bekundeten über ähnliche Vorfälle. Letzterer beobachtete nicht nur, wie vor den Augen Kusmenkos Juden hingemetzelt wurden, sondern auch, wie einer der Mörder sich mit Kusmenko unterhielt und wie dieser ihm zulächelte. Die Toten und Verwundeten wurden von den Polizisten an den Beinen weggeschleift (Aussage Berensewitsch).

Das Morden zu Simferopol war mit rasender Schnelligkeit vor sich gegangen. Im Laufe von kaum einer Stunde waren zweiundvierzig Juden von den wütenden Horden niedergemetzelt, zahlreiche andere schwer verwundet. Unter den Opfern befanden sich, offenbar aus Versehen, ausserdem drei Karäer, ein Armenier und ein Tatare. Vergebens hatten einzelne Juden es versucht, im Polizeirevier I, im Bethaus, auf dem Bahnhof Rettung zu finden. Im Polizeirevier wurden sie von den dabei stehenden Feuerwehrleuten mit einem Hagel von Dachziegeln empfangen; aus dem Bethaus zwang man sie mit Pfählen hinaus und erschlug sie; desgleichen wurden sie am Bahnhof getötet. Der Vorsitzende des Kameralhofes hatte befohlen, die flüchtigen Juden ins Gerichtsgebäude hineinzulassen; da kam der Gendarmerieoberst Sagoskin und gab den Gegenbefehl, alle Juden, die sich dort versteckt hatten, auszuweisen (Aussage des Kameralhofsvorsitzenden).

Der materielle Schaden, den etwa 800 jüdische Familien in Simferopol erlitten, betrug laut dem Komiteebericht ca. 200 000 Rubel. Doch waren diese Verluste kaum fühlbar im Vergleich zu den Greueln, die die nicht besonders grosse jüdische Gemeinde am Tage der Freiheit erlebt hat.

Genitschesk

Gesamtbevölkerung ca. 8000, Juden ca. 2000.

Der jüdischen Bevölkerung von Genitschesk war es nicht beschieden, auch nur einen Tag die Freude über die gewährten Freiheiten zu geniessen. Am 18. Oktober kam die Kunde von der Konstitution, und bereits an demselben Tage sahen sich die Juden dem Ausbruch der niedrigsten Instinkte ihrer russischen Mitbürger schutzlos preisgegeben.

Da dem Pogrom weder die übliche Pogromagitation noch die üblichen Pogromgerüchte vorangegangen waren, so dachte niemand an die Möglichkeit eines solchen, und der Kronsrabbiner, der als erster ein Telegramm über das allerhöchste Manifest erhalten hatte, nahm keinen Anstand, nicht nur sofort seine Bekannten, sondern auch die gesamte Bevölkerung öffentlich davon in Kenntnis zu setzen. Nach einem auf seine Veranlassung hin abgegebenen Fabriksignal stellten alle Einwohner von Genitschesk, sowohl Juden als Christen, ihre Arbeiten ein, schlossen die Geschäfte und versammelten sich vor dem Klubgebäude. Vom Balkon aus wurde das Telegramm vorgelesen und kommentiert, worauf ein Zug durch die Strassen veranstaltet wurde, der sehr friedlich verlief. Die Sozialdemokraten machten den Versuch, eine rote Fahne zu demonstrieren, diese wurde ihnen jedoch gleich von den Juden weggenommen. Allein die Stimmung der in grosser Zahl anwesenden Bauern und Kleinbürger war nicht mehr ganz harmlos. Der Umstand, dass die Juden als erste vom Manifest erfahren hatten, dass es auf der Strasse vom Rabbiner, statt in der Kirche vom Popen bekanntgegeben wurde, dünkte ihnen schon verdächtig und verletzend. Ohne viele Umstände zu machen, beschlossen sie, allerdings nicht ohne polizeiliche Beeinflussung, ihrer Unzufriedenheit Luft zu machen und mit den Juden sofort abzurechnen.

Gegen fünf Uhr nachmittags erschienen plötzlich etwa 30 Fuhrleute

des dortigen Artels mit ihren Fuhrwerken. Dadurch beunruhigt, begannen sich die Juden zu zerstreuen; kaum waren indes einige Minuten vergangen, als das für die Juden so folgenschwere Treiben bereits in vollem Gange war.

In einem jüdischen Laden auf dem Markte wurde ein Petroleumfass eingeschlagen und angesteckt, das Feuer griff schnell auf die benachbarten Geschäfte über, und die ganze Budenreihe brannte herunter .Inzwischen wurde auf der gegenüberliegenden Seite des Marktes geplündert und geraubt. Der Kern der plündernden Bande bestand aus den erwähnten Fuhrleuten, denen sich zahlreiche örtliche Bauern, Hafenarbeiter sowie Arbeiter aus den Salinen, deren im Sommer einige Hundert aus Zentralrussland kommen, zugesellten; gerade die letzteren, die schon im Begriffe waren, nach ihrer Heimat abzureisen, wandten sich mit besonderem Eifer dem Raube zu, um ihren Nächsten ebenfalls etwas von der Beute mitbringen zu können. Auch die Eisenbahnarbeiter scheuten sich nicht, dabei mitzuhelfen, und an manchem von ihnen erkannten später die Juden bei ihnen geraubte Anzüge, Mäntel usw. Als Eskorte diente den Plünderern fast die gesamte christliche Einwohnerschaft von Genitschesk, namentlich die Kaufleute und Kleinbürger.

Sobald man mit der zweiten Budenreihe fertig war, steckte man auch sie an, denn auch hier befanden sich ausschliesslich jüdische Geschäfte. Auf dem Trödelmarkte dagegen, wo jüdische und christliche Geschäfte durcheinander lagen, hütete man sich, Feuer anzulegen, und beschränkte sich auf ihre völlige Ausplünderung.

In dieser Weise wurde bis spät nach Mitternacht gearbeitet und auch etwas Anständiges geleistet: denn 36 Geschäfte und mehrere Häuser waren durch Feuer und Raub vernichtet, und der jüdischen Bevölkerung wurde ein Schaden von 250 000 Mark zugefügt.

Zwar gab es zurzeit in der Stadt kein Militär, doch hätte auch die Ortspolizei sehr leicht mit den Exzedenten fertig werden können, wenn die Polizisten es nicht vorgezogen hätten, sich selbst durch Aneignung fremder Waren zu bereichern. Die Juden selbst hatten in ihrer vermeintlichen Sicherheit keine Massnahmen für den Fall eines Pogroms getroffen, trotzdem sie noch im Frühling desselben Jahres erkennen konnten, wie wenig sie auf den Schutz der Behörden rechnen dürfen. Vor dem 1. Mai waren nämlich Gerüchte von einem bevorstehenden Pogrom aufgetaucht, die um so berechtigter erschienen, als an diesem Tage die Grundsteinlegung für ein Kloster bevorstand, so dass die Juden beschlossen, eine Deputation an den Gouverneur von Taurien zu schicken. General T r e p o w beantwortete jedoch damals die Bitte um Schutz mit der Drohung, er werde selber den Befehl erlassen, die Juden zu vernichten, falls sie „R e v o l u t i o n m a c h e n w e r d e n“. Die Juden von Genitschesk jedoch, unter denen das politische Leben noch ganz im Anfangsstadium war — gab es doch nur eine k l e i n e Gruppe von Zionisten und eine im Entstehen begriffene poalezionistische —, waren sich ihrer politischen Gefährlichkeit absolut nicht bewusst, versuchten kaum den Zorn des Gouverneurs auf sich zu beziehen und zogen daraus gar keine Lehren. Als nun das reale Unglück über sie heranbrach, wandten sie sich selbstverständlich wiederum an den Gouverneur mit der Bitte um Hilfesendung. Fühlten sie sich doch völlig schutzlos und auch von ihren Mitbürgern verlassen, da nur wenige den gehetzten Juden einen Zufluchtsort gewährten,

während die meisten sie zurückstiessen. Nun hatte Taurien schon einen neuen Gouverneur, aber die Taktik war die alte. So gab der Gouverneur trotz der Meldung von ausgebrochenen Exzessen auf das Bitttelegramm zunächst den Bescheid, er werde im Falle „dringender Notwendigkeit" Militär schicken. Nachdem eine weitere Depesche abgesandt worden war, kamen auch Soldaten an — jedoch infolge des damals herrschenden Eisenbahnerstreiks erst am 20., folglich zwei Tage nach Beendigung des Pogroms. Indes ist es kaum anzunehmen, dass die Juden von Genitschesk viel profitiert hätten, wenn sie zeitiger angekommen wären, denn die Soldaten, die bereits Zeugen des Pogroms von Simferopol waren, meinten, das „sei ja hier nur eine Bagatelle im Vergleich zu einem richtigen Pogrom, wie der von Simferopol, wo das Blut in Strömen floss". Kein Wunder, dass der in Simferopol residierende Gouverneur auch durch die Genitschesker Pogrommitteilung nicht sonderlich beunruhigt worden war und vor der Absendung von Militär sich erst nach der dringenden Notwendigkeit erkundigt hatte.

Ueber das Verhalten der Nichtjuden in Genitschesk ist schon berichtet worden. Namentlich in der christlichen Kaufmannschaft gab es einen beträchtlichen Grad von Feindseligkeit gegen die Juden, wofür folgender Vorfall, nicht aus der Zeit der Exzesse, sondern aus den Tagen des „Friedens", charakteristisch ist. Die Juden von Genitschesk glaubten, dass ihre Stadt, die laut dem Bulyginschen Wahlsystem keinen Wahlmann für sich erhalten hatte, dadurch benachteiligt sei, und petitionierten um die Verleihung dieses Rechtes an Genitschesk. Anstatt nun diese Bitte, die doch nur der Stadt zugute kommen konnte, zu fördern, beeilte sich das kaufmännische Amt, eine Gegenpetition einzureichen, um jenes Gesuch illusorisch zu machen, da es sonst passieren könnte, dass ein Jude gewählt würde. Diese Gegenpetition fand denn natürlich in den massgebenden Kreisen völliges Verständnis. Es blieb beim alten.

Für die Genitschesker Judenheit, die in der bevorzugten Lage war, einen einzigen Verwundeten aufzuweisen, bedeutete der Pogrom nur einen materiellen Verlust, aber dieser war verhältnismässig sehr gross. Der Gesamtschaden betrug etwa eine Viertelmillion Rubel. Das Zentrum der Stadt war völlig vernichtet, und noch mehrere Monate später, als unser Gewährsmann den Ort besuchte, mochte niemand an den Wiederaufbau der eingeäscherten Gebäude herangehen. Einerseits war in Anbetracht der überall herrschenden wohlbegründeten Pogromfurcht die Panik von Genitschesk noch nicht gewichen, andererseits konnten verschiedene, namentlich grössere Firmen noch überhaupt nicht ins frühere Geleise kommen; denn zur Verarmung gesellte sich die kolossale Einschränkung des Kredits. Wer kann aber diesen Schaden messen?

Theodosia

Gesamtbevölkerung über 25 000, Juden über 3000.

Theodosia hat gleich den meisten Städten der Krim für uns ein besonderes Interesse darum, weil dort neben den Juden auch zahlreiche Karäer wohnen, die in einem eigenartigen Verhältnis zur russischen Regierung stehen und deren Gunst geniessen. Sie sind im

Besitz aller bürgerlichen Rechte und möchten darum mit den Juden nicht vermengt werden. Dieses gespannte Verhältnis trat auch während der Exzesse zutage. Denn hatten sie selbst keinen aktiven Teil am Pogrom, so war ihr passives, schadenfrohes Verhalten ein Beweis ihrer Gesinnung.

Der Pogrom in Theodosia war keine ganz neue Erscheinung. Schon am 7. Februar 1905 fand daselbst anlässlich einer von den Sozialdemokraten und Poale-Zion veranstalteten politischen Demonstration eine Gegendemonstration der Hooligans statt, die in einen Judenexzess überging und einem jungen Juden das Leben kostete. Die freiheitlichen Elemente in Theodosia sind beinahe ausschliesslich Juden. Die Russen waren wenigstens bis vor kurzem Reaktionäre, Monarchisten und Oktobristen, und nur wenige gehörten der konstitutionell-demokratischen und den revolutionären Parteien an. Zur Zeit des Pogroms waren angeblich 50 Hafenarbeiter Mitglieder der sozialrevolutionären Organisation, was aber keinerlei Wirkung auf das Verhalten der Arbeiter während des Pogroms hatte. Die Tataren, die in bedeutender Anzahl in der Stadt wohnen, waren politisch indifferent, vermochten aber die Gelegenheit, an einer Plünderung teilnehmen zu dürfen, sich nicht entgehen zu lassen. Wie in allen Städten, so war es auch hier die Polizei, die den Pogrom vorbereitete und inszenierte. Trotz der unausgesetzt zirkulierenden Pogromgerüchte hatten die Juden um die Zeit des 17. Oktober am wenigsten einen Pogrom erwartet. Erst am 18. abends nahmen die Gerüchte eine konkrete und besorgniserregende Form an. Man wusste, dass ein Rittmeister aus Kertsch, der auch dort den Pogrom organisiert hatte, und der Aelteste der Hafenarbeiter für das Massakre eifrig agitierten. Am 19. in aller Frühe begab sich der Rabbiner zum Polizeipräsidenten und machte ihn auf die Gerüchte aufmerksam. Dieser beruhigte ihn und erklärte, „er werde keinen Pogrom zulassen". Am 18. fanden in der Stadt Meetings und Demonstrationen statt, an denen die Juden den meisten Anteil hatten. Am Abend dieses Tages ging ein grosser Haufen von Demonstranten zum Bahnhof, „das Manifest zu empfangen". Auf dem Rückwege wurden Reden gehalten. Schon damals bemerkte man unter den Hafenarbeitern eine bedrohliche Stimmung. So riefen einige von ihnen einem der Redner zu: „Nieder mit dem dicklippigen Juden!"

Bei den ersten Gerüchten vom herannahenden Pogrom bildete sich in aller Hast die jüdische Selbstwehr, die aus 25 jungen Leuten, darunter zwei bis drei Christen (S.-R.), bestand. Aber die Selbstwehr war sehr mangelhaft organisiert und bewaffnet, so dass sie gar keine Bedeutung hatte. Am Morgen des 19. versammelten sich viele Leute, Juden und Christen, vor dem Gymnasium, wo ein Volksmeeting geplant war. Als aber der Direktor den Saal verweigerte, begaben sich die Versammelten zum Stadthause, wo sie alsbald eine Massenversammlung abhielten. Die meisten Redner waren Juden. Um das Haus vor dem Angriff des Pöbels zu schützen, stellten sich 20 bis 25 bewaffnete junge Leute als Wache auf, welche den Eingang behüten sollten. In der Tat kam gleich darauf eine Schar von Hafenarbeitern mit der obligaten Nationalflagge und mit dem Zarenbild. Anfangs waren sie in einer Anzahl von nicht mehr als 30 Leuten, schrien „Mützen ab" und stiessen Drohungen gegen die Juden aus. Sie stürmten im Laufschritt nach dem Versammlungshaus und waren unterdes durch andere

Gleichgesinnte erheblich verstärkt. An Ort und Stelle angelangt, machten sie Halt, veranstalteten einen kurzen Gottesdienst, sangen einen Hymnus und riefen immer wieder: „Mützen herunter!" Auch Redner traten schon aus der Mitte der Hooligans hervor, und immer drohender ward die Situation. Das Publikum, das auf dem Hofe stand, machte sich schnell davon. In dichten, stark angewachsenen Scharen drängten nun die Hooligans zur Tür und gerieten bald mit den wachthaltenden jungen Leuten hart aneinander. Ein Arbeiter aus dem Schwarzen Hundert stürzte sich mit dem Rufe „Mütze 'runter" auf einen Juden und warf ihn auf den Boden. Im selben Augenblick fiel ein Schuss von hinten, also offenbar aus der Exzedentenschar; der Hooligan, der am Rücken verwundet wurde, blieb auf der Stelle tot. D e r S c h u s s w a r e i n p r o v o k a t o r i s c h e r, w i e e s s p ä t e r b e i d e r g e r i c h t l i c h e n U n t e r s u c h u n g f e s t g e s t e l l t w u r d e. Sofort stürmte der Hooliganshaufen auf die wachthaltenden Juden, wurde aber mit Schüssen zurückgetrieben. Die Juden feuerten hauptsächlich in die Luft, nur um die Hooligans abzuschrecken. Niemand war von diesen tot, aber sie zogen sich doch für eine Weile zurück und begannen aus der Ferne die Schutzwehr zu bombardieren. Die kleine Selbstwehrschar musste denn bald vor der immer gewaltiger anwachsenden Macht des Mobs weichen und in den Saal flüchten. Als das Publikum im Saale die Schüsse vernahm, bemächtigte sich seiner eine wilde Panik. Es begann eine allgemeine Flucht. Die gewaltige Menge der Hooligans aber umringte das Gebäude, besetzte alle Ausgänge und schlug auf jeden Juden, der hinausging, mit Knüppeln los, während sie die Christen frei gehen liessen. Auch unter den Juden trafen sie gewissermassen eine Auswahl. Sie sahen es hauptsächlich auf die jungen Leute ab, besonders auf die „R e d n e r". Dieser Umstand allein beweist, dass die Exzedenten von der Polizei geleitet wurden. Zugleich steckten sie das Haus an allen vier Ecken an. Die Leute, die sich drinnen befanden, stürzten sich aus den Fenstern und von den Dächern wie wahnsinnig auf die Gasse, hier wurden sie jedoch von dem Mordgesindel angegriffen und geschlagen. An diesem Morgen wurden 11 Juden in bestialischer Weise ermordet und ungefähr soviel schwer verwundet und verstümmelt. Es wurde sofort Militär — eine Kompagnie Soldaten — konsigniert, aber die Soldaten wollten, oder, wie der Kommandant sich nachträglich rechtfertigte, konnten nicht dem Pogrom Einhalt tun. Die Zahl der Pogromler wuchs bald auf 2000, darunter Bauern aus den benachbarten Dörfern, Hafenarbeiter und Kleinbürger. Der kommandierende Offizier liess die jüdische Selbstwehr „ihres eigenen Heils wegen" verhaften und ins Gefängnis abführen.[1]) Als der Mob die Soldatenreihen, die die 40 Verhafteten

---

[1]) Allerdings wurden sie, auch nachdem die „Gefahr" längst geschwunden war, nicht freigelassen. Sie wurden zwei Wochen im Gefängnis zurückbehalten, wobei gegen sie die Anklage wegen „Ueberfalls eines Teils der Bevölkerung gegen einen anderen aus Motiven des Rassenhasses" erhoben wurde. Nur dank einem glücklichen Zufall konnte diese Beschuldigung, die nach russischem Gesetz mit einer sehr harten Strafe geahndet werden soll, vom Untersuchungsrichter fallen gelassen werden. Es befand sich nämlich in den Reihen der Verhafteten auch ein Nichtjude, ein Student, der trotz aller an ihn während der Inhaftnahme gerichteten Aufforderungen, sich von der Gruppe der Juden zu trennen, diesem Wunsche der offiziellen Pogromanhänger nicht nachkam. Wohl ging diese Tatsache den Anklagebehörden wider den Strich, aber die Beschuldigung eines „Ueberfalls aus Rassenhass" gerade gegen die Betroffenen war unter diesen Umständen doch zu lächerlich. Man musste sich bequemen, die Verhafteten gegen „Kaution" freizulassen. Anm. d. Red.

bewachten, durchbrechen und diese totschlagen wollte, drohte der Offizier, schiessen zu lassen, und die Wirkung blieb nicht aus. Die Hooligans stürzten sich jetzt auf die im Zentrum der Stadt gelegene Italjanskaja-Strasse, demolierten und plünderten die jüdischen Geschäfte. Die Soldaten standen dabei und liessen sich den Wein und die Leckereien, die aus den jüdischen Wein- und Esswarenläden entwendet wurden, wohlschmecken. Sie halfen auch sonst, die geplünderten Sachen in Sicherheit zu bringen. Abends zündete der Mob ein grosses, von Juden bewohntes Haus auf der Italjanskaja an, unter dem Vorwande, dass man aus diesem Hause geschossen und eine russische Frau ermordet habe. Natürlich war kein wahres Wort daran. Es ist hervorzuheben, dass dieses Haus einem Karäer gehörte. Die ganze Nacht dauerte die Brand- und Plünderungsorgie auf der Gasse. Der Polizeimeister war anwesend, tat aber nichts, um die Plünderer zu hindern, stachelte sie vielmehr zu neuen Ausschreitungen an. Am nächsten Tage, den 20., liess der Pogrom im Zentrum der Stadt nach. Die Hooligans stürzten sich auf die Gassen, wo die ärmeren Juden lebten, zerstörten und plünderten die Läden und misshandelten die Juden auf der Strasse. Erst gegen Abend nahm der Pogrom ein Ende, als eine militärische Verstärkung aus Sebastopol ankam. Schon die Gerüchte von der Ankunft der Soldaten genügten, um die Hooligans zu verscheuchen.

Der Pogrom von Theodosia war weniger gegen das Eigentum als gegen das menschliche Leben gerichtet und gehört wegen der Formen, unter denen er sich entwickelte, zu den barbarischsten. Gab es doch gleich beim ersten Anlauf 11 Tote, 10 Schwerverwundete und einen Vermissten, zu denen noch die später Misshandelten hinzukamen. Indes auch der materielle Schaden betrug 103 950 Rubel, wobei 56 Familien betroffen wurden. Die christliche Bevölkerung verhielt sich während des Pogroms den Juden gegenüber feindselig. Man hörte oft die Worte: „So ist's gut!“ In der am 22. einberufenen Extrasitzung der Stadtverwaltung sagte ein K a r ä e r: „Die Juden haben den Pogrom verdient.“ Die Stadtverwaltung spendete zwar für die geschädigten Juden 2000 Rubel und beschloss auch, ein Komitee zur Gewährung von Subventionen an die betroffenen Juden zu gründen; sie wählte die für diesen Zweck in Betracht kommenden Leute und schlug den Juden vor, aus ihrer Mitte Vertreter hinzuzuwählen. Es war ihr indes mit der Sache keineswegs Ernst. Denn e r s t e i n e n M o n a t s p ä t e r, als die Juden um Hilfe ersucht hatten, ging die Stadtverwaltung an die Ausführung ihres Beschlusses heran. Da hatte die jüdische Gesellschaft zu einem solchen Institut kein Vertrauen mehr und lehnte es ab, an dem von der Stadtvertretung zu konstituierenden Hilfskomitee teilzunehmen. Besassen doch die Juden schon längst ein lokales Hilfskomitee, das regelrecht funktionierte. Dank den eigenen Sammlungen und der vom Zentralhilfskomitee zugeflossenen Summen konnte es an die Geschädigten über 10 000 Rubel verteilen und so den schwersten Schaden gut machen.

Die niedergemetzelten Jünglinge aus der schlecht organisierten Selbstwehr waren: ein Sozialrevolutionär (ein Schneider Mischkin), vier Sozialdemokraten (ein ehemaliger Student Brunstein, ein ausländischer Studierender Nachmanowitsch, eine Feldscherin Bruskina, der Provisorgehilfe Minkin), zwei Poalezionisten (Esterkin und Tschernjakow, ein Schneider), sowie vier Unparteiische (der Lehrer Wygodski, der

Apothekerlehrling Berlin, ein Kommis Schapiro und ein Knabe Tamartschenko). Ausserdem gab es noch einen Vermissten, einen Poalezionisten, der sicherlich im grossen Gemetzel umgekommen ist.

Sonstige Pogrome im Gouv. Taurien

Ausser Simferopol, Genitschesk und Theodosia hat es im Gouvernement Taurien während der Oktobertage keine bedeutenden Pogrome gegeben. Zum Teil war diese Arbeit bereits Monate früher geleistet worden: Kertsch, Melitopol und andere Orte waren noch vor der Zeit „belehrt" worden. Für Theodosia bildete diese Tatsache allerdings kein Hindernis: in kurzer Zeit erlebte es zwei Pogrome und verfiel so der Oktoberepidemie.

Von kleineren Ortschaften, die im Oktober heimgesucht wurden, seien genannt: Sbrujewka (13 Familien um ca. 13 200 Rubel geschädigt), Privolnoje (12 Fam., 32 100 R. Schaden). Auch die Ausschreitungen von Sebastopol, die einen allgemeinen Charakter trugen, hatten für die dortigen Juden verhängnisvolle Folgen, namentlich durch die nach den Oktobertagen in den militärischen Kreisen zutage getretenen Boykotterscheinungen gegenüber der zahlreichen jüdischen Handwerkerschaft des Ortes.

IV.

Gouvernement Jekaterinoslaw

Jekaterinoslaw

Gesamtbevölkerung (1897) 112 839, Juden 40 971.

I.

Ein politisches Parteileben existiert in Jekaterinoslaw im vollen Sinne des Wortes erst seit dem Erlass des Gesetzes über die Volksvertretung. Bis dahin gab es in der russischen Bevölkerung dieser Stadt nur zwei grosse Gruppen: eine konservative, die auf seiten des alten Regimes stand, und eine liberale, die nach freiheitlichen Institutionen strebte. Die Taktik der Liberalen bestand darin, ihre Ansichten auf gesetzlichem Wege — in Versammlungen, in der Presse, in Resolutionen — zum Ausdruck zu bringen.

Die sogenannten extremen Parteien spielten, soweit wir die russische Bevölkerung im Auge haben, in der Stadt selbst keine selbständige Rolle. Ihre Anhänger hatten sie hauptsächlich in den Vororten unter den dortigen Fabrikarbeitern, namentlich im Rayon der „Brjansker Werke“. In der gebildeten russischen Bevölkerung der Stadt hatten sie nur wenige Anhänger, die sich auch meist passiv verhielten und nur geringen Einfluss besassen. Zum allergrössten Teil handelte es sich dabei um Sozialdemokraten. Die wenigen Sozialrevolutionäre Jekaterinoslaws hatten sich durch nichts hervorgetan, und das Ansehen, das sie unter den übrigen Freiheitskämpfern genossen, hatten sie wohl ausschliesslich der Bedeutung und dem Auftreten ihrer Parteigenossen im Reiche zu verdanken.

Im Gegensatz zu den Liberalen griffen die extremen Parteien oft auch zu „ungesetzlichen“ Mitteln: sie veranstalteten Demonstrationen, streuten Flugblätter in Strassen, Theatern, mitten in Vorträgen, überhaupt wo sie nur eine Gelegenheit darbot, aus, und feuerten aus Pistolen, auch zuweilen da, wo ein Andrang von Publikum war, blinde Schüsse ab. Man wollte damit die Behörden in ewiger Unruhe halten und ihnen zeigen, dass sie mit noch so viel Polizei und Soldaten nicht imstande seien, der revolutionären Bewegung Herr zu werden. Auch sollte das Volk stets daran erinnert werden, dass man sa sei.

Dem grössten Teil der russischen Bewohner Jekaterinoslaws war jede Politik überhaupt verhasst. Ihre kleinlichen Interessen standen für sie höher als alles andere, und die Ruhe, die ihnen das herrschende Regime gewährte, war für sie ein teueres Gut. Der Widerwille dieser Kreise gegen verschiedene Aeusserungen der Freiheitsbewegung kann daher nicht als Protest gegen die angestrebten neuen Institutionen

angesehen werden, er lässt sich mit der mürrischen Abweisung eines Menschen vergleichen, der in seiner ihm über alles gehenden Ruhe gestört wird. Von diesem Standpunkte aus empfand der russische Philister schon die friedlichen liberalen Versammlungen und Festessen als ruhestörend. Erst recht unzufrieden war er aber über die ernsten Gärungen unter den Fabrikarbeitern, die eine festgegliederte sozialdemokratische Organisation besassen und nur zu oft Grund zu Aufwallungen hatten.

Aus solchen Elementen konnte keine konservative Partei im europäischen Sinne gegründet werden. Und so gelang es denn auch bis zu den Pogromen nicht, in Jekaterinoslaw eine Filiale der berüchtigten „Russischen Versammlung" zu gründen, trotzdem von der Regierung eine diesbezügliche Erlaubnis erteilt wurde.

Aber auch die liberale Bewegung liess sich zunächst nicht in die festen Rahmen einer Partei zwängen. Die Liberalen, die in Jekaterinoslaw nur einige solcher Personen in den Vordergrund des politischen Lebens rückten, die mutig und unzweideutig ihre Meinungen vertraten, hatten im Herbst 1905 nur das vom Kongress der Munizipal- und Landschaftsvertreter angenommene Programm, über dessen Einzelheiten man sich aber nicht besonders den Kopf zerbrach, da es als ausgemacht galt, dass es sich dabei nur um provisorische Leitsätze handelte. So machte man sich aus dem gleichen Grunde über die Person des zukünftigen Vertreters Jekaterinoslaws in der Duma keine Sorgen, da dieser nur die eine Aufgabe hatte, „die Auflösung der nach dem Bulyginschen System zu wählenden Duma zu erwirken, um neue Wahlen auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts herbeizuführen".

Die liberalen Versammlungen verliefen gewöhnlich recht flau, so dass man manchmal Aeusserungen hörte, wie „wenn wir doch hier nur einen sozialdemokratischen Arbeiter hätten, dann würde es doch ganz anders zugehen". Eine gewisse Erregung, einen „Missklang" brachten in diese Versammlungen die polnischen und jüdischen Nationalisten hinein, die den Einschluss eines neuen Paragraphen bezüglich der Vertretung der Minderheit in das Programm forderten, oder, wie die polnischen und kleinrussischen, das Verlangen der Autonomie aufstellten. Diesen programmatischen Forderungen setzte man indes keinen Widerstand entgegen, da man ja in die Duma nicht, um zu „arbeiten", sondern zwecks der oben angegebenen Aufgabe gehe. Zu jener Zeit zogen die Liberalen zu ihren Zusammenkünften, die, wenn es sich um Wahlangelegenheiten handelte, infolge des Bulyginschen Wahlzensus hauptsächlich bourgeoise Elemente vereinigten, regelmässig auch eine Anzahl Nichtwahlberechtigter, wohl hauptsächlich Vertreter der radikalen und sozialistischen Parteien, hinzu, die dann den Kandidaten Schwierigkeiten bereiteten, wenn sie nach ihrer Stellung zum Agrarproblem und zu ökonomischen Fragen überhaupt forschten. Doch auch in diesem Bedrängnis half man sich schliesslich mit dem ewigen Hinweis auf den voraussichtlich rein destruktiven Charakter der Tätigkeit des zukünftigen Volksvertreters.

Erst nach dem Pogrom gründeten die Liberalen die konstitutionell-demokratische Partei, in der allerdings auch die Juden eine bedeutende, wenn auch bei weitem keine herrschende Rolle spielten.

II.

Ein ganz anderes Bild bietet uns das politische Leben der jüdischen Bevölkerung Jekaterinoslaws. Die politische und ökonomische Knechtung des jüdischen Volkes in Russland und die verschiedenen nationalen und sozialen Strömungen innerhalb des Judentums mussten den Juden ein volles Verständnis für die politischen Aufgaben unserer Zeit beibringen. Es kommt noch hinzu, dass Jekaterinoslaw, als bedeutende, mitten im Kohlengebiet am Dnjepr und an Eisenbahnen gelegene Industriestadt, eine Menge intelligenter jüdischer Unternehmer und Arbeitskräfte aus Litauen und den benachbarten kleinrussischen Gouvernements herangezogen hat.

Dank der Energie der Jekaterinoslawer zionistischen Leitung nimmt diese Stadt sowohl der Zahl der Zionisten als den von ihnen für Parteizwecke aufgebrachten Summen nach eine der ersten Stellen in der zionistischen Bewegung ein. Allein die ganze Arbeitslast ruht auf den Schultern einer sehr kleinen Gruppe von Personen. Die grosse Masse der Zionisten besteht aus sogenannten „guten" Juden, die auf Grund äusserlich angeeigneter nationaler Ideen nach alten Traditionen sehr gern bereit sind, für eine „jüdische Sache" materielle — wenn auch nicht sehr grosse — Opfer zu bringen. Man kann sie als bürgerlich-liberale Mitläufer des Zionismus bezeichnen. Wenn auch jede Partei Mitläufer besitzt, so gibt es doch nirgends deren so viel, wie im Judentum. Dadurch erklären sich die äusserst schroffen Uebergänge von schnellem, plötzlichem Fallen des Interesses für den Zionismus bis zur unerwarteten und auf den ersten Blick unerklärlichen Steigerung. Ein günstiger Boden ist stets vorhanden, und durch die Bemühungen eines kleinen Kreises energischer, überzeugter Zionisten wird die gewaltige, träge Masse in Bewegung gesetzt. Aber in der Idee sind die realen Resultate nur ungemein selten zu konstatieren, fast immer ist nur das Ergebnis, dass die „Hand des Gebenden nicht erschlafft ist". Dann tritt wieder Apathie, ja fast völliger Schlaf ein. Diese „Sympathisierenden" bilden ihrer Zahl nach die Majorität und haben den Vorrang unter den Zionisten. Sie machen das Gros der „reinen Zionisten" aus.

Ganz andere Früchte trug der Zionismus auf dem proletarischen Boden. Den politisch sehr regsamen jüdischen Proletariern ist die Aufnahme in die meist in den Vororten Jekaterinoslaws liegenden grossen Werke versagt. Sie mussten deshalb eine herrschende Stellung in der proletarischen Bewegung der eigentlichen Stadt einnehmen, ebenso wie die Russen die proletarische Bewegung der Vororte beherrschen. Da es aber in der Stadt nur wenige Fabriken gibt, so spielen in der zionistisch-proletarischen Bewegung nicht die Fabrikarbeiter, sondern andere Proletarierschichten und kleinbürgerliche Elemente die Hauptrolle.

Die proletarischen Zionisten sind in zwei Parteien organisiert: in die der „Poale-Zion" und die der „sozialistischen Zionisten".

Die Zahl der Poalezionisten wurde von ihnen selbst auf 2000 angegeben, wovon die Hälfte aktive Mitglieder, die andere Hälfte passive, „sympathisierende" Personen wären. Nach unserer Schätzung waren nur etwa 600 bis 700 aktive Mitglieder vorhanden, die Zahl der Mitläufer lässt sich nicht berechnen, wir haben aber keinen Grund, die oben angegebene Zahl (ca. 1000) zu reduzieren. Die Poalezionisten

haben also weniger Anhänger als die reinen Zionisten, dafür besitzen sie aber nichts von der Passivität, vom Ruhebedürfnis der letzteren. Im Gegenteil, sie drängen sich unter grossem Lärm in das gesellschaftliche Leben hinein, erscheinen gebeten und ungebeten auf allen möglichen Versammlungen, wo sie sich in überaus lauter Weise vernehmen lassen, und verstehen es überhaupt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, ohne in den Mitteln besonders wählerisch zu sein. Ihren Erfolg verdanken die Poalezionisten in Jekaterinoslaw sowohl der Energie und der übergrossen Beweglichkeit vieler ihrer ausserordentlich jungen Genossen, sowie ihrem Programm, das sich zwar weder durch Tiefe noch durch Bestimmtheit auszeichnet, das aber alle möglichen zionistischen und den Proletariern besonders nahegehenden ökonomischen Forderungen enthält. Die Führerschaft dieser Partei liegt in den Händen von zwei bis drei Studenten und mehreren jungen Leuten, die sich zum Abiturium vorbereiten, die Hauptmasse bilden aber Handelsangestellte, Arbeiter kleiner Industriebetriebe usw.[1])

Aus diesem Milieu sind auch die zionistischen Sozialisten hervorgegangen. Ihre Anzahl ist schon deshalb schwer festzustellen, weil sie fortwährend schwankt, da sich die Anhänger dieser Partei aus den wenig sesshaften Elementen, die fortwährend zu- und abwandern, rekrutieren. Wir werden jedenfalls nicht zu niedrig greifen, wenn wir die Zahl ihrer aktiven Mitglieder zur Zeit des Pogroms auf etwa 60 schätzen, von denen allerdings nur der zehnte Teil wirklich aktiv ist. Der weitere, mit der Partei lose verbundene Anhang ist wohl numerisch ganz unbedeutend.

Der sozialdemokratische jüdische Arbeiterbund zählte hier nur gegen 40 Mitglieder. Die übrigen in Russland bekannten Parteien existierten hier entweder gar nicht oder hatten eine kaum nennenswerte Anhängerschaft. So gab es hier de facto keine Abteilung des Verbandes zur Erreichung der Vollberechtigung, noch zählten die konservativen Parteien irgend welche Gruppen unter den Juden. Ebenso wiesen andere radikale Parteien als die genannten hier nur ganz wenige platonische Anhänger auf.

Derart war die Parteidifferenzierung der Bevölkerung von Jekaterinoslaw zur Zeit, als die Oktobergemetzel heranbrachen. Ganz neu war allerdings für die dortigen Juden diese Erscheinung nicht. Denn Jekaterinoslaw besitzt seit dem Beginn der achtziger Jahre in dieser Hinsicht eine ziemlich reichhaltige Tradition.

III.

Im Juli 1883 erlebte Jekaterinoslaw seinen ersten Pogrom, während dessen zweitägiger Dauer die jüdische Bevölkerung ganzer Stadtteile um ihr Hab und Gut gebracht wurde. Seitdem kamen wiederholt Angriffe auf einzelne Juden vor und es wurden verschiedene Versuche gemacht, neue Pogrome zu veranstalten.[2]) So legte ein halbwüchsiges

---

[1]) Die gesamten Betrachtungen über die Jekaterinoslawer Zionisten und Poalezionisten beziehen sich auf den Herbst 1905. Sowohl die Zionisten, als die Poalezionisten, namentlich aber die letzteren, haben seitdem wesentliche Reorganisationen durchgemacht. So befinden sich die Poalezionisten in ihrer überwältigenden Mehrheit im Lager der jüdisch-sozialistischen Arbeiterpartei, die hauptsächlich nach Autonomie in Russland strebt. Anm. d. Red.

[2]) Im Jahre 1883 wurden solche Versuche am 15. September, am 1. und 2. Oktober wiederholt. Auch im August 1886 kam es zu einem misslungenen Anlauf.

Mädchen, das im Juli 1884 laut weinend auf dem Markte erzählt hatte, dass es von Juden bestohlen worden sei, bei der Protokollaufnahme das Geständnis ab, zu dieser falschen Beschuldigung verleitet worden zu sein. Kein Wunder, dass die Juden viele Jahre in ewiger Sorge um ihr Leben und ihr Eigentum verbrachten.

Der Kischinewer Pogrom musste auf die Stimmung der jüdischen und russischen Bevölkerung Jekaterinoslaws ganz besonders wirken, da hier der Boden für Pogrome äusserst günstig war. Als Zentrum der Kohlen- und Eisenindustrie ist Jekaterinoslaw der Anziehungspunkt vieler Arbeitslosen, und ihre Zahl hatte infolge des Krieges und der Geschäftsstockung ungeheuer zugenommen. Es war also reichlicher Zündstoff vorhanden. Andererseits wurde die politische Unzufriedenheit, die sich in Massendemonstrationen und Versammlungen äusserte, von den Behörden ganz grundlos den Juden in die Schuhe geschoben, was ein feindseliges Verhalten gegen die Juden zur Folge hatte. Die Vertreter der Gemeinde wurden bei jeder Gelegenheit von den Behörden aufgefordert, auf ihre Glaubensgenossen im Sinne der Regierung einzuwirken. Obwohl nun Juden an den Demonstrationen, soweit sie sich in der Stadt abspielten, wirklich einen hervorragenden Anteil zu nehmen pflegten, so war es doch tatsächlich lächerlich, die Juden für die politische Gärung und die allgemeine Unzufriedenheit verantwortlich zu machen.

Bei dem häufigen Auftreten gefahrdrohender Symptome pflegten die Juden bei den Gouverneuren Schutz zu suchen, mit denen sie im allgemeinen Glück zu haben schienen. Auf die liberalen Gouverneure Swiatopolk-Mirsky und Graf Keller folgte der rigorose Neidhart, der den Juden bei seiner Abneigung gegen Unruhen überhaupt die beste Gewähr gegen Pogrome zu bieten schien. Mit den anderen höheren Beamten hatten die Juden aber Pech, neben „guten“ Gouverneuren walteten judenfeindliche Vizegouverneure und Polizeimeister. Es ist daher begreiflich, dass jede zeitweilige Abwesenheit des Gouverneurs, wie jede neue Besetzung dieses Postens die jüdische Bevölkerung mit Unruhe erfüllen musste.

Im Herbst 1904 wurden die Juden durch in den Krieg ziehende Reservisten, denen sich der städtische Pöbel angeschlossen hatte, in Schrecken gesetzt. Die Reservisten nahmen jüdischen Passanten Geld und Wertsachen ab und plünderten schliesslich, durch die unentschlossene Haltung der Polizei ermutigt, einige jüdische Läden. Die Lage war um so kritischer, als der Gouverneur zufällig abwesend war und die Polizei die Rekruten nicht reizen wollte. Die plötzliche Rückkehr des Gouverneurs rettete die Bevölkerung vor einem Pogrom.

Während der kurzen Dauer des liberalen Regimes des Ministers Swiatopolk-Mirsky kam es in Jekaterinoslaw wie überall recht häufig zu revolutionären und oppositionellen Demonstrationen, die jedesmal eine grosse Beunruhigung der jüdischen Bevölkerung zur Folge hatten, da die Juden von gewissen Elementen stets als Sündenbock hingestellt wurden. Machte sich z. B. auf den „Brjansker Werken“, wo gar keine Juden waren, eine Gärung bemerkbar, so hiess es, die Juden wären daran schuld. Diese hatten also guten Grund, stets für ihre Haut zu zittern.

Die chronische Furcht vor Pogromen nahm Ostern 1905 einen akuten Charakter an; zwar verliefen die Festtage wider Erwarten

ruhig, doch sprachen alle Anzeichen dafür, dass die Polizei einen Pogrom organisierte und dass sie ihn als sicherstes Mittel zur Bekämpfung der Revolution betrachtete.

Am 20. Juli 1905, genau 22 Jahre nach dem ersten Pogrom, brachen die ersten ernsteren, gegen die Juden gerichteten Unruhen aus. Eine gewöhnliche Schlägerei unter trunkenen Raufbolden wurde zu dem Gerücht ausgenutzt, dass ein Jude einen Russen erschlagen hätte. Schon wimmelte es von Menschenhaufen auf den Strassen, unter Hetzrufen „haut die Juden" wurden an jüdischen Häusern die Fenster eingeworfen, schon gab es Verwundete,[1]) ein Laden wurde bereits geplündert, und man musste befürchten, dass man es mit dem Anfange eines grossen Pogroms zu tun hätte. Glücklicherweise trat der damalige Stellvertreter des Gouverneurs, Lopuchin, den Plünderern sehr energisch entgegen, indem er die gesamte Polizei und alle Truppenabteilungen alarmierte, so dass die Unruhen sofort unterdrückt wurden.[2]) Auch während der folgenden Tage bot die Stadt das Bild einer feindlichen Belagerung, die öffentlichen Gebäude wurden von Soldaten bewacht, alle öffentlichen Gärten, Theater und viele Geschäfte waren geschlossen. Auf diese Weise wurde die für den 24. Juli prophezeite Wiederholung der Unruhen abgewendet. Bald darauf erfolgte die Rückkehr des Gouverneurs, die die jüdische Bevölkerung endgültig beruhigte.

In den nächsten Monaten kamen in einigen Dörfern des Gouvernements Angriffe auf jüdische Händler seitens der Bauern vor. Die Schuldigen wurden vom Gouverneur, der in seinen diesbezüglichen Befehlen die Entschlossenheit äusserte, alle Einwohner ohne Unterschied des Standes oder des Glaubens mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln gegen jegliche Angriffe zu schützen, aufs strengste bestraft. Diese Massregeln bestärkten die jüdische Bevölkerung noch mehr in der Ueberzeugung, dass sie für ihre Sicherheit nichts zu befürchten hätte, solange Neidhart seinen Gouverneurposten bekleidete.

Inzwischen schwoll die revolutionäre Bewegung immer mächtiger an und ergriff auch Jekaterinoslaw. Hier gab es zwei revolutionäre Herde, einen im Gebiet der „Brjansker Werke" und einen in der Stadt. Der erstere, durch das Vorhandensein einer vieltausendköpfigen kompakten Arbeitermasse (unter der es, wie erwähnt, keine Juden gab) viel gefährlichere Herd war für die Polizei ziemlich unzugänglich; dagegen war die Position der extremen Parteien in der Stadt, die fast ausschliesslich von Juden gebildet wurden, der Polizei gegenüber viel schwächer.

Im September wurde die Lage immer bedrohlicher; einerseits gewährte die Regierung parlamentarische Institutionen und erklärte damit die Beschäftigung mit politischen Dingen für gesetzlich, andererseits nahm sie den gebildeten und arbeitenden Klassen das Wahlrecht und steigerte die Unzufriedenheit dieser Bevölkerungsgruppen. Die extremen Parteien gaben durch Veranstaltung von Versammlungen und Demonstrationen ihrer Empörung Ausdruck, und die Obrigkeit antwortete darauf mit Knutenhieben der Kosaken und ähnlichen Gewaltsamkeiten.

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit erhielt ein jüdischer Schüler eine Schusswunde, der er später erlag.

[2]) Bemerkenswert ist, dass in dem diesbezüglichen Aufrufe an die Bevölkerung ein Passus enthalten war, wonach die Einmischung von Privatpersonen in die Angelegenheit der Unruhenunterdrückung als ungesetzlich erklärt wurde.

Dass sie auch zu dem Mittel eines Pogroms greifen würde, glaubte in diesem Moment niemand, da die Unzufriedenheit in der jüdischen und christlichen Gesellschaft gleich gross war.

IV.

Anfang Oktober brach der Generalstreik aus. Am 10. Oktober legten sämtliche Fabrikarbeiter der Umgegend und die Angestellten der Eisenbahndirektion die Arbeit nieder. Alle Lehranstalten wurden geschlossen. Am 11. Oktober schlossen sich die Jekaterinoslawer Fabrikarbeiter, Ladenverkäufer, Drucker, Apotheker und andere Gewerbetreibende den Streikenden an. Es herrschte eine schwüle Stimmung; alle Läden waren geschlossen, die öffentlichen Gebäude wurden von Soldaten bewacht. Am Morgen desselben Tages versuchten etwa 1000 Eisenbahnangestellte eine Versammlung abzuhalten. Sie wurden durch Schüsse von Kosaken auseinandergejagt, wobei 7 Tote und 18 Verwundete auf dem Platze blieben. Inzwischen waren die Arbeiter der „Brjansker Werke" angerückt und versuchten, sich hinter Barrikaden zu verschanzen. Es begannen regelrechte Barrikadenkämpfe, wobei es auf beiden Seiten Tote und Verwundete gab. Da das Militär plan- und ziellos nach allen Richtungen schoss, wurden auch viele Leute, die mit der revolutionären Bewegung nichts zu schaffen hatten, getroffen. Gegen Abend waren alle Barrikaden in den Händen des Militärs. Es herrschte völlige Dunkelheit, da die Elektrizitätswerke ausser Betrieb waren. Am selbigen Tage hatte im Zentrum der Stadt eine Versammlung stattgefunden, deren Initiatoren die Schüler verschiedener Lehranstalten gewesen waren. Auch hier war versucht worden, Barrikaden aufzuführen, aber die Menge war von Soldaten rasch auseinandergejagt worden, wobei es ebenfalls Tote und Verwundete gegeben hatte. Unter dem Eindruck dieser blutigen Ereignisse hatte auch das Gericht geschlossen werden müssen, da sowohl Geschworene wie Anwälte ausserstande gewesen waren, ihre Tätigkeit auszuüben. In dieser düstern Stimmung verlief auch der 12. Oktober. Am 13. traten die Strassenbahnangestellten in den Ausstand. An diesem Tage wurden die am 11. getöteten Christen und Juden in zwei Prozessionen, die sich zu ebenso imposanten wie erschütternden revolutionären Demonstrationen gestalteten, zu Grabe getragen.

In den nächsten Tagen begann sich allmählich wieder das Leben zu regen, ein Teil der Läden wurde eröffnet, in einigen Fabriken wurde die Arbeit aufgenommen. Am 16. brannte auch wieder das elektrische Licht.

Die Juden verlebten diese Tage in grosser Unruhe. Es war bekannt geworden, dass im nahe gelegenen Dorfe Kamenskoje unter Mitwirkung der Polizei ein Pogrom stattgefunden hatte. Man tröstete sich allerdings damit, dass nicht nur Juden, sondern auch Polen betroffen worden waren, dass es sich also nicht um eine spezifische Judenverfolgung gehandelt hatte. Einen weiteren Trost gewährte der Umstand, dass die russischen Fabrikarbeiter in Kamenskoje eine Abwehrorganisation geschaffen hatten, die auch wirksam für die Juden eingetreten war. In höchster Spannung verfolgten die Juden die Haltung ihres Gouverneurs gegenüber diesen Ereignissen. Als sie erfuhren, dass er eine Abteilung Soldaten nach Kamenskoje abkommandiert hätte, die nach den offiziellen Berichten die Ordnung wieder hergestellt hätten, dankten sie Gott, einen so „guten und gerechten"

Gouverneur zu besitzen, und wiegten sich noch fester in der Hoffnung, dass Neidhart keinen Pogrom zulassen würde.

In Wirklichkeit war die Lage aber nichts weniger als beruhigend. Der schlimmste Faktor war die Erbitterung der Soldaten, die zum Teil auf ihre Verluste auf den Barrikaden, zum grössten Teil jedoch auf die systematische Verhetzung durch die Obrigkeit zurückzuführen war. Die infolge der Niederlagen im Kriege und der Verzögerung ihrer Entlassung aus dem Militärdienst zunehmende Unzufriedenheit der Soldaten sollte in einem Feldzuge gegen den „inneren Feind" einen Abfluss finden, und die Juden sollten der Prügeljunge sein. Die jüdischen Soldaten wurden aufs gehässigste verfolgt, und jedes Versehen eines Einzelnen wurde den russischen Kameraden als Ausfluss des Rassencharakters, des revolutionären Geistes, der Russenfeindlichkeit des Juden hingestellt. In den Kasernen wimmelte es von antisemitischen Flugblättern, die in den Regimentskanzleien vervielfältigt wurden. Jedes kleinste Ereignis wurde zu Propagandazwecken ungeheuerlich aufgebauscht und als Anschlag der Juden gegen die ganze Armee ausgelegt; die Juden wurden als blutdürstige Empörer, die nur nach dem Leben der Soldaten trachten, geschildert, es wurde den Soldaten eingeflösst, dass ihnen auf Schritt und Tritt der Tod von Judenhand drohe, dass überall die Kugel oder Bombe des Juden auf sie laure. Der Erfolg dieser Propaganda war ein nur zu guter: eine nervöse Unruhe bemächtigte sich der Soldaten, die sich nicht mehr in kompakter Masse zu zeigen wagten und nur ängstlich, nach allen Seiten nach den Fenstern ausspähend, durch die Strassen schlichen. Um so empörender war daher ein Aufruf der Jekaterinoslawer Stadtverordneten, der die Bevölkerung quasi beruhigen sollte, aber in versteckter Weise den Inhalt der besprochenen Flugblätter bestätigte. Bei dieser Stimmung der Soldaten, bei der Bereitwilligkeit der Militärbehörden und des konservativen Teils der russischen Gesellschaft, alles auf die Juden abzuwälzen, hatten die Juden triftigen Grund, sich nicht sicher zu fühlen. Sie bauten aber auf die Versprechungen des Gouverneurs.

So standen die Dinge, als am 17. Oktober das Manifest verkündet wurde. Die Behörden wussten nicht, was sie zu tun hätten, und verharrten in völliger Unentschlossenheit; die Juden verwechselten das V e r s p r e c h e n von Rechten mit gültigen Gesetzen und freuten sich ungemein über das Manifest, das ihnen offenbar bürgerliche Rechte verliehen hatte; die extremen Parteien feierten stürmisch den Sieg, den errungen zu haben sie nicht im entferntesten bezweifelten. In der Tat schien eine Reihe radikaler Forderungen erfüllt: die Zeitungen sprengten von selbst die Fesseln der Zensur, Volksversammlungen — ein für Jekaterinoslaw ganz ungewöhnliches Schauspiel — fanden ungehindert unter freiem Himmel statt, von mit roten Fahnen geschmückten Tribünen herab wurden im Stadtpark die revolutionärsten Reden gehalten und Scharen neugebackener „Bürger" strömten, mit roten Abzeichen versehen, nach den Versammlungsorten, wo die Redner immer wieder den Sturz des Absolutismus predigten. In einer Versammlung wurde nach langen Debatten — ein Teil der Redner war dafür eingetreten, die politischen Gefangenen sofort gewaltsam zu befreien — die Resolution angenommen, den Gouverneur um Befreiung der Gefangenen zu ersuchen. Es muss bemerkt werden, dass die revolutionären Redner, die zum überwiegenden Teile Juden waren, eine ge-

wisse Unsicherheit an den Tag legten. Noch war der Feind nicht zu Boden gestreckt, und die Möglichkeit, dass er zu einer Aufhetzung eines Teils der Bevölkerung gegen den anderen schreiten und darin seine Kraft fühlen könnte, lag immerhin nahe. Auch war unter der jüdischen Bevölkerung die Befürchtung aufgestiegen, dass die heftigen und in dieser Situation nur natürlichen Uebertreibungen manchen jungen Redners zu Ausschreitungen gegen die Juden Anlass geben könnten.

Am 19. Oktober sollten in der Handels- und der Realschule Beratungen zwischen Eltern und Lehrern stattfinden; diese Veranstaltungen verwandelten sich aber in Volksversammlungen, in denen radikale Resolutionen zur Annahme gelangten. Bemerkenswert ist, dass sich in der Versammlung der Realschule zum erstenmal die schwarzen Hundertschaften hervorwagten. Hier hörte man zuerst Angriffe auf die neuen Rechte und Beschuldigungen gegen die Juden. An demselben Tage wurde im Rathause ein Dankgottesdienst aus Anlass des Manifestes und eine christliche Seelenmesse für die am 11. Oktober Getöteten abgehalten.

Einen Tag später fand vor dem Rathause eine Totenfeier zum Andenken an die am 11. Oktober gefallenen Juden statt. Die Totenfeier sollte nach dem ursprünglichen Plane im Rathaussaale abgehalten werden; da dieser aber von Revolutionären mit ihren Fahnen besetzt worden war, hatte man es auf Verlangen der gemässigten jüdischen Elemente, von denen die Anregung zu der zweiten Totenfeier — für die gefallenen Bürger jüdischer Nationalität — ausgegangen war, vorgezogen, auf der Strasse zu bleiben. Nach dem Gottesdienste zog eine grosse Menge mit roten Fahnen nach der Stelle, wo die Barrikadenkämpfer des 11. Oktober ihr Leben gelassen hatten, und begab sich von dort unter Absingen revolutionärer Lieder nach dem Hause des Gouverneurs. Hier wurde der revolutionäre Trauermarsch angestimmt, was dem Gouverneur zu verstehen geben sollte, dass man ihn für den Urheber der blutigen Ereignisse hielt. Die Rufe „Tod dem Henker“ sollten dem Gouverneur das ihm bestimmte Los verkünden. Einige Stunden später löste sich der Zug friedlich auf. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, dass der revolutionäre Kern dieser Prozession sehr unbedeutend war, und dass das Gros der Demonstranten aus neugierigen Mitläufern bestand; immerhin war die konservative russische Bevölkerung über diese Demonstration, an der nur wenig Russen teilgenommen hatten, empört. Es wäre aber trotzdem zu nichts gekommen, wenn die Behörden nicht entschlossen gewesen wären, ihr Mütchen an den Juden zu kühlen. Neue, ganz tolle Gerüchte wurden unter den Soldaten und im Volke über Missetaten von Juden ausgestreut. Man erzählte sich, dass Juden eine Kirche geschändet, viele Nonnen getötet, Hunde mit Kreuzen behängt, Tiere nach dem Ritus der russischen Kirche getauft und beerdigt, Kaiserbilder zerrissen und mit Unrat begossen hätten, dass sie den Kaiser entthronen wollten, um ihn durch einen jüdischen Kaiser zu ersetzen, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr waren.

Am 20. abends fand eine patriotische Manifestation statt, an der sich hauptsächlich Schutzleute, niederes Personal verschiedener Behörden und Feuerwehrleute beteiligten. Man schrie Hurra und sang die Nationalhymne. Wo sich die Prozession zeigte, wurden die jüdischen Läden rasch geschlossen und flüchteten die Juden in Seitenstrassen.

An einer Stelle, wo sich Mitglieder der jüdischen Selbstwehr versammelt hatten, fielen einige Schüsse, und die Menge, die die Manifestanten umgab, lief rasch auseinander.

Am nächsten Tage (dem Jahrestage der Thronbesteigung des Kaisers) wurde im Dom und in verschiedenen anderen Kirchen Gottesdienst abgehalten. Nach beendetem Gottesdienst bewegte sich vom Dome aus eine Prozession, die aus Beamten, Kaufleuten, Offizieren, verkleideten Polizeibeamten, Soldaten ohne Waffen, Feuerwehrleuten und vielen Neugierigen bestand. Voran gingen Träger von Nationalfahnen, und geschlossen wurde der Zug von einer Kompagnie bewaffneter Soldaten. Als der Zug das Haus des Gouverneurs passierte, hielt dieser an die Menge eine längere Ansprache, in der er sie bat, nach Schluss der Manifestation friedlich auseinanderzugehen. Im Zusammenhang mit der Stimmung der leitenden Kreise und den aufreizenden Gerüchten, die im Volke kursierten, trug diese Manifestation einen besonders bedrohlichen Charakter. Die Juden wussten von den immer ungeheuerlichere Formen annehmenden Gerüchten sehr wohl, konnten aber nicht dagegen ankämpfen, da ein Teil der russischen Bourgeoisie und die Behörden nur zu gern daran glauben wollten, um eine Handhabe für die gewünschte Judenhetze zu finden. So war das drohende Unheil nicht mehr abzuwenden, und am 21. Oktober brach unmittelbar nach der geschilderten Manifestation der Pogrom aus.

V.

Der 21. war, wie gesagt, der Jahrestag der Thronbesteigung, der 22. war ein kirchlicher Feiertag, der 23. ein Sonntag. Während dieser drei Feiertage war Jekaterinoslaw der Schauplatz schrecklichster Metzeleien, schamloser Plünderungen und wüster Orgien. Die Mord- und Raubgesellen waren durchweg Jekaterinoslawer Einwohner: Kleinbürger, Bauern, Fabrikarbeiter, Tagelöhner, dienstfreie Soldaten und Schüler. Auch eine kleine Anzahl Eisenbahnarbeiter, die übrigens nach dem Pogrom von ihren Kameraden aus ihrer Mitte ausgeschlossen wurden, nahm am Pogrom teil. Organisierte Arbeiter beteiligten sich an den Greueln nicht. Die Zahl der Exzedenten betrug unmittelbar nach der Manifestation nicht über tausend und nahm im weiteren Verlauf des Pogroms erheblich ab.

Ob diese Leute bezahlt waren, ist schwer zu sagen; es bedurfte aber gar nicht eines weiteren Ansporns, da die Plünderung der Läden genügende Beute versprach. Viel wichtiger war die gewährleistete Möglichkeit eines ungehinderten Vorgehens und der Schutz gegen die Revolver der Selbstwehr.

Auch der Alkohol hat hier keine Rolle gespielt; zwar hatte sich die Bevölkerung im Hinblick auf die Feiertage, an denen die Schnapsläden geschlossen zu sein pflegen, mit Branntweinvorräten genügend versehen, doch bedurfte es keiner Benebelung der Menge, um den Pogrom auszuführen, der sich in allen Punkten nach den Intentionen der Administration wie nach Noten abspielte.

Das planmässige Vorgehen der Plünderer und die in allen Einzelheiten übereinstimmenden Handlungen der getrennten Gruppen lassen keinen Zweifel darüber walten, dass es sich um eine wohldurchdachte Organisation gehandelt hat. Der Plünderung ging immer ein Gottesdienst voran; das erstemal lag zwischen dem Gottesdienste und der Plünderung eine ausgedehnte Manifestation, später aber gingen die

Plünderer ohne lange Präludien ans Werk. Die Anführer der Gruppen sammelten ihre Mannschaften durch Hornsignale; diese Führer waren meist von auswärts gekommen, der Kleidung nach zu urteilen, dem Mittelstande angehörende Leute, einer von ihnen trug Beamtenuniform. Sie kannten die Stadt nicht genügend und hatten daher ortskundige Gehilfen zur Seite, ihre Funktionen beschränkten sich übrigens darauf, den Zeitpunkt des Beginns und des Schlusses der Plünderung anzugeben. Die Ortskundigen hatten die Läden und Wohnungen, die zu überfallen waren, zu zeigen. Ausser diesen Pogromanführern gab es noch eine andere, nicht minder wichtige Kategorie von Plünderern ersten Ranges, die sich unmittelbar an der Plünderung beteiligten und die Menge während der „Arbeit" selbst leiteten. Als solche taten sich besonders die Feuerwehrleute hervor, die sich offenbar gut vorbereitet hatten und deren Beile oft die ersten Streiche führten.

Ueberall wickelte sich programmässig das Gleiche ab: Gottesdienst in der Kirche, eine Prozession von längerer oder kürzerer Dauer — je nachdem, wo es „anzufangen" galt —, schallendes Hornsignal des Führers, Absingen eines Kirchenliedes, Hurraschreien, Zertrümmerung der Türen durch Feuerwehrbeile und Revolverschüsse durch verkleidete Schutzleute aus den Häusern, die beschossen werden sollten.

Wie bei allen Pogromen ging auch hier die Arbeit unter Lärmen, Schreien und Johlen der Menge vor sich. Nur selten hörte man durch das Pfeifen und Heulen der vorwärtsstürmenden Haufen die Rufe „haut die Demokraten!", „haut die Revolutionäre!" Meistens wurden Kirchenlieder gesungen, man schrie „Hurra" und „haut die Juden!"

Ehe sie an ihr Werk gingen, kamen die Plünderer immer in grösseren Massen von einigen hundert Personen zusammen, doch teilten sie sich dann sofort in ganz kleine Gruppen von wenigen Personen, da sie auf den Schutz der Soldaten und ihrer Kameraden zählen konnten. Manche Plünderer trugen Revolver bei sich, aber gerade diese nahmen an dem Plünderungswerk keinen Anteil; zu diesem Zwecke genügten die vorhandenen Feuerwehrbeile und die aus den geplünderten Eisenläden und Werkstätten geraubten Aexte, Brechstangen, Eisenstücke, Hämmer und andere Instrumente.

Ueber die unmenschlichen Grausamkeiten, die das Zerstörungswerk begleiteten, sagen die nackten Tatsachen mehr als die beredteste Schilderung es vermöchte: Während dieser drei Schreckenstage büssten, abgesehen von den später ihren Wunden Erlegenen, gegen 100 Personen — 67 Juden und über 30 Russen — ihr Leben ein; mehr als die Hälfte fiel Soldatenkugeln und Bajonetten zum Opfer. In der uns vollständig vorliegenden, auf Grund offizieller Angaben zusammengestellten Totenliste finden wir zwei Kinder von 3 bis 6 Monaten, zwei Mädchen von 6 und 9 Jahren und 13 Frauen verzeichnet. Unter den übrigen Getöteten befinden sich viele ältere Personen, auch ein Greis von 85 Jahren hatte keine Schonung gefunden. Die Zahl der Verwundeten hat sich nicht genau feststellen lassen, da viele von ihnen privat behandelt worden sind, jedenfalls zählen sie nach vielen Hunderten, da nach genauer Angabe allein in Krankenhäusern 189 Verwundete Aufnahme gefunden haben. Ein Auszug aus verschiedenen Krankenhausbüchern gibt ein erschütterndes Bild von dem Grade der Bestialität, mit der die Plünderer und das Militär ihre schutzlosen Opfer behandelt haben. Einem Getöteten waren — wie aus diesen

Büchern[1]) ersichtlich ist — ein Arm und ein Bein abgerissen, ein anderes Opfer wies ausser einem Schädelbruche noch 20 Stich- und Schnittwunden am Körper auf, und an einem dritten wurden Schusswunden an Kopf und Hals, sowie von Säbelhieben herrührende Schnittwunden am Kopfe und zum Ueberflusse durch Bajonette hervorgebrachte Stichwunden am Körper konstatiert. Fortwährend finden wir in diesen Registern: „Schnittwunden am Kopfe," „Schusswunden am Kopfe und Bauche," „Kopfwunden von einer stumpfen Waffe," „Schnittwunden am Kopfe und Stichwunden in der Brust," „Kontusionen des Körpers und Gelenkfrakturen," „Stichwunden am Kopfe und gewaltsame Kieferverrenkung," „Beinbrüche," „Beinbruch, Schädelbruch und Riss- und Schnittwunden am Körper," „Risswunden an der Brust," „Schlüsselbeinbruch," „durch Hammerschläge verursachte Schädelwunden," „mittels Beils hervorgerufene Wunde am Auge und an der Schläfe" usw. Bis zum 31. Oktober erlagen ihren schweren Wunden weitere 7 Juden.

Es ist aufs bestimmteste versichert worden, dass auch eine Vergewaltigung vorgekommen sei, doch hat diese Behauptung nicht nachgeprüft werden können, da das Opfer getötet worden ist.

An der Sawodskaja-Strasse wurde eine Synagoge geschändet; der Tempel wurde geplündert und einige Juden, die sich dort befanden, getötet. An einer anderen Stelle hielt einer der Gesellen seine Genossen davon ab, eine Synagoge zu plündern, überhaupt wurden Synagogen als solche nicht zur Plünderung ausgesucht, und die oben erwähnte wurde nur demoliert, weil sie neben den zur Plünderung bestimmten Gebäuden stand.

Am ärgsten wüteten die Banden auf zwei Märkten und in den ärmsten Stadtteilen. Nach offiziellen Angaben wurden 135 Marktbuden, 122 kleinere Läden, 64 grössere Geschäfte und 40 Wohnungen zerstört; 6 Häuser wurden verbrannt. Die geplünderten Waren konnten nicht nur ungehindert mitgenommen werden, sie wurden auch auf Wagen fortgeschafft. Die Höhe des Gesamtschadens lässt sich aus verschiedenen Gründen nicht auf Heller und Pfennig berechnen, die Verluste sind aber enorm gewesen und übersteigen jedenfalls drei Millionen Rubel.

Wie benahm sich nun während dieser Schreckenstage die Polizei?

An Kräften zur Unterdrückung des Pogroms fehlte es ihr wahrlich nicht. Ausser dem Polizeimeister und seinem Gehilfen standen ihr 41 höhere und 210 niedere Polizeibeamte zur Verfügung,[2]) ganz abgesehen von dem zu ihren Diensten stehenden Militär.

Die niederen Polizeibeamten haben nach dem Pogrom in der Presse ihre Teilnahme am Pogrom abzuleugnen gesucht. Alle ihre Erklärungen haben aber nicht die Tatsachen aus der Welt schaffen können, die klar und deutlich beweisen, dass die Polizei an den Vorgängen tätigsten Anteil genommen hat. Einige Polizisten arbeiteten mit den Plünderern, unbekümmert um ihre Uniform, andere hatten Zivilkleidung angelegt und wieder andere ihre Uniform unter einem Mantel zu verdecken gesucht. Viele Polizeibeamte begnügten sich nicht mit der Arbeit

[1]) Benutzt sind die offiziellen Angaben folgender Krankenhäuser: Gouvernements-Landschaftskrankenhaus, städtisches Alexanderkrankenhaus, die Heilanstalt des Dr. Ehrlich, Heilanstalt der praktischen Aerzte, Heilanstalt der Aerzte Esau und Weber, Fabrikarbeiterkrankenhaus, Eisenbahnkrankenhaus. Ueberhaupt bieten die Bücher dieser Krankenhäuser in verschiedenen Beziehungen äusserst wertvolles Material.

[2]) Ihr Unterhalt, exklusive Miete für Polizeiräume, kostete jährlich 98 897 Rubel.

des Plünderns, sondern spielten Führerrollen, indem sie angaben, welcher Laden oder welche Wohnung geplündert werden sollte. Auch nach dem Pogrom konnte man noch beobachten, wie viele Schutzleute die erbeuteten Sachen nach Hause schleppten.

Nicht besser als die Polizei verhielt sich das Militär. In Jekaterinoslaw lagen drei auf Kriegsstärke ergänzte Infanterieregimenter, ein Infanteriebataillon der Reserve und Kosaken des 20. Donregiments. Aber alle diese Kräfte wurden nicht nur nicht zur Unterdrückung des Pogroms benutzt, sie dienten vielmehr zum Teil zu seiner Unterstützung.

Die Teilnahme des Militärs am Pogrom äusserte sich sowohl direkt wie indirekt. Die dienstfreien Soldaten, namentlich die Reservisten, nahmen tätigen Anteil an der Plünderung, was um so leichter war, als der Urlaub während dieser Tage sehr freigiebig ausgeteilt wurde. Die diensttuenden Truppen schossen auf die Selbstwehr und beschossen die jüdischen Häuser unter dem Vorwande, dass von dort Revolverschüsse abgefeuert worden wären. Fielen wirklich solche Schüsse, so waren sie doch nie gegen das Militär, ja nicht einmal gegen die Plünderer gerichtet, da die Selbstwehr gewöhnlich in die Luft schoss, lediglich um die Angreifer abzuschrecken. Aber auch solche Schüsse kamen selten vor, da die Selbstwehr die Absicht der Behörden, auf Revolverschüsse mit Beschiessung der Häuser zu antworten, durchschaut hatte. Die meisten Schüsse waren von der Polizei veranlasste, provokatorische, damit die bezeichneten Häuser dem Schicksal der Beschiessung nicht entgingen.

Es versteht sich von selbst, dass die Juden dem Treiben der Plünderer nicht untätig zusehen konnten. Von verschiedensten Seiten wurden fortwährend Versuche gemacht, die Hilfe der Behörden, namentlich des Gouverneurs, anzurufen. Schon vor dem Pogrom hatten sich Juden und Nichtjuden hilfesuchend an den Gouverneur gewandt; bei dieser Gelegenheit hatte er ihnen einen zur Veröffentlichung bestimmten Aufruf gezeigt, in dem der Wunsch, einen Pogrom zu inszenieren, so durchsichtig gewesen war, dass sie alles angewandt hatten, die Veröffentlichung zu hintertreiben. Während des Pogroms blieben die meisten Versuche, den Gouverneur zu sprechen, erfolglos. Tatsächlich gab es auch keine Personen, die als legale Repräsentanten der jüdischen Bevölkerung auftreten durften, und auf die Fürbitten einzelner Juden, soweit sie für die Allgemeinheit eintraten, legten die Behörden kein Gewicht. Nur einigen, der Geldaristokratie angehörenden Juden wurde der erflehte *persönliche* Schutz gewährt.

In seltenen Fällen liess sich der Gouverneur zu Unterredungen herbei und stellte dann jedesmal die Forderung, dass vor allen Dingen die Selbstwehr ausser Aktion gesetzt werde. Wir werden später sehen, dass die Erfüllung dieser Bedingung nicht die gewünschte, sondern gerade die gegenteilige Wirkung erzielte.

Ausser den Aufrufen des Gouverneurs, die alle auf die Forderung hinausliefen, dass die Einwohner die Waffen niederlegen sollten, wurden weder vor dem Pogrom noch während der drei Feiertage von den Behörden irgend welche Versuche zur Erstickung der Unruhen gemacht.

Wäre ein solcher Versuch ernstlich unternommen worden, so wäre es ein Leichtes gewesen, mit Hilfe von 100 Kosaken den Pogrom nicht nur zu ersticken, sondern nicht einmal zum Ausbruch gelangen

zu lassen. Pflegten doch die Kosakenpeitschen ihre Wirkung selbst auf organisierte, in Zusammenstössen mit der Polizei erprobte und von ihren Ideen begeisterte Arbeiter, wenn diese in grossen Scharen demonstrierten, nie zu verfehlen. Ebenso einschüchternd hatten stets Verhaftungen einzelner Demonstranten gewirkt, da es bekannt war, dass man in den Polizeirevieren halbtot geprügelt werden konnte. Wie hätte nun eine aus Diebesgesindel und Müssiggängern bestehende Menge solchen Mitteln trotzen können, wenn die Führer nicht sicher gewesen wären, dass sie ihr scheussliches Werk straflos verrichten können?

Selbstverständlich ist es allerdings, dass, je länger die Ausschreitungen dauerten, um so schärfere Mittel zu ihrer Unterdrückung notwendig waren. Als der Gouverneur nach den schrecklichen Morden in der Sawodskajastrasse den Plünderern die Zarenbilder und die Fahnen abnehmen liess und ihnen dann sagte: „Genug, Brüderchen!“, gingen die Brüderchen sofort auseinander, ohne dass zu den Waffen gegriffen werden musste. An einem anderen Orte, an der Ecke der Kasatschja und der Woskressenskaja genügten die Worte des Gouverneurs nicht mehr, da die Plünderer an ihre Aufrichtigkeit nicht recht glauben mochten. Aber auch hier genügten einige blinde Schüsse, um die Menge auseinanderzujagen. Je länger aber der Pogrom dauerte, desto weniger machten sich die Plünderer aus Ermahnungs- und Einschüchterungsversuchen der Behörden. Die drei Tage straflosen Mordens und Plünderns hatten nicht nur die niedrigsten Leidenschaften aufs heftigste entfacht, sie hatten auch bei den Plünderern die Ueberzeugung befestigt, dass die ihnen gewährte Freiheit unwiderruflich und an keine Frist gebunden sei. Das Zusammenarbeiten der Mörder und Diebe mit den Soldaten und Polizisten konnte in den ersteren nicht den Gedanken aufkommen lassen, dass ihre Bundesgenossen mit einem Male als Feinde auftreten würden.

Und so kam es, dass, als die Behörden am 23. Oktober dem Pogrom ein Ende machen wollten, das Militär doch zu den Waffen greifen musste. Erst durch Kugeln und Bajonette gelang es, die wild gewordenen Plünderer zu zügeln.

Nicht viel besser als die Polizei hat sich in diesen furchtbaren Tagen die Jekaterinoslawer Munizipalität benommen. Die auf Grund eines ebenso ungerechten wie unsinnigen Wahlgesetzes gewählten Stadtverordneten sind zumeist ungebildete Hausbesitzer, reiche Kaufleute und Beamte, die gerade die Ansichten des konservativsten und rückständigsten Teils der russischen Bevölkerung vertreten.[1]) Immerhin vermochte die antisemitisch-reaktionäre Majorität der Jekaterinoslawer Stadtverordnetenversammlung sich nicht immer der moralischen Autorität der gebildeten liberalen Minderheit zu entziehen, und so kam es, daß die „Hooligansversammlung“ — wie sie nicht nur von Juden, sondern auch von dem fortschrittlichen Teil der russischen Bevölkerung tituliert wurde — sich zuweilen zu liberalen Anwandlungen hinreissen liess.[2]) Je ernster aber die Situation für das autokratische Regime

[1]) Juden dürfen bei den Stadtverordnetenwahlen weder wählen noch gewählt werden. Einige wenige Juden wurden in dem Ansiedelungsrayon von den Behörden zu Stadtverordneten ernannt. Die Juden hielten aber eine solche „Vertretung“ für entwürdigend und veranlassten im Jahre 1905 fast überall diese ernannten Stadtverordneten, ihre Aemter niederzulegen. Anm. d. Red.

[2]) Soweit diese sich auf die Judenfrage bezogen, entsprangen sie auch bei der liberalen Minderheit nicht etwa der Judenfreundlichkeit, sondern dem Bestreben, liberalen Prinzipien zu folgen.

wurde, desto deutlicher zeigte sich der wahre Charakter unserer Stadtväter. Des ersten Aufrufs der Stadtverordneten vom 12. Oktober mit der berühmten Aufforderung an die friedlichen Einwohner, die Waffen niederzulegen, wurde bereits oben erwähnt. In den wenigen Freiheitstagen, die dem Pogrom vorangegangen waren, wurde denn auch den Stadtverordneten in unzweideutigster Weise das Misstrauen der Bevölkerung und die Erwartung ausgedrückt, dass sie ihre Aemter niederlegen würden. Den Stadtvätern fiel es aber gar zu schwer, sich von ihrer Macht zu trennen. Nachdem die schwankenden Versuche, die öffentliche Meinung zu gewinnen, total misslungen waren, schlug sich die Stadtverwaltung entschieden zur Bureaukratie und ging fortan mit ihr durch dick und dünn.

Das Verhalten der Stadtverwaltung beim Pogrom schildern am besten einige Zeilen aus dem von ihr später abgefassten Berichte über ihre Tätigkeit während der Oktobertage. Hier heisst es: „Die Versammlungen waren von Ordnungsstörungen, regierungsfeindlichen Manifestationen, Gewalttätigkeiten und in einigen Fällen von Verhöhnungen der Selbstherrschaft und der christlichen Religion begleitet. Eine solche Handlungsweise eines Teils der Bevölkerung musste Antagonismus und latente Missstimmung im anderen Teil hervorrufen.“ Alle Schritte, die die Stadtverordneten während des Pogroms unternommen hatten, waren denn auch nur vom Wunsche diktiert, ein Feigenblatt zur Verhüllung der allzu schmachvollen Nacktheit zu finden.

Vom 22. bis zum 26. Oktober kamen die Stadtverordneten täglich zu *privaten* Beratungen zusammen. In welchem Geiste diese *geheimen* Beratungen geführt wurden, geht schon daraus hervor, dass daran hauptsächlich Händler teilnahmen, in deren Interesse es keineswegs lag, den Ruin ihrer jüdischen Konkurrenten durch die Plünderer aufzuhalten.

Einige Stadtverordnete suchten beim Beginn des Pogroms aus eigener Initiative den Gouverneur auf, der ihnen auch die Versicherung gab, dass alle Massregeln zur Unterdrückung der Unruhen ergriffen seien. Damit sie aber Erfolg haben, sei es notwendig, dass die Selbstwehr zu schiessen aufhöre.

An demselben Tage berief der Gouverneur die Stadtverordneten und sonst „angesehene und wohlhabende Personen“ zu einer Beratung ein. Als einzige Frucht dieser Beratung erschien wiederum ein Aufruf an die Bevölkerung mit der Aufforderung, „die Waffen niederzulegen“.

VI.

So konnten also die Juden weder bei der Polizei noch bei dem Militär noch bei der Stadtverwaltung Hilfe finden. Es blieb ihnen nur ein einziger schwacher Ausweg: die Selbstverteidigung. Sie setzten dabei ihre Hoffnung auf die bestehende Organisation der Selbstwehr, deren Rolle und Bedeutung bei dem Pogrom einer eingehenden Betrachtung bedarf.

Die Selbstwehr entstand in Jekaterinoslaw bald nach dem Kischinewer Pogrom dank den Bemühungen der Poalezionisten, die ursprünglich die einzigen Mitglieder dieser Organisation waren. Im Jahre 1904 schloss sich ihnen ein Häuflein Sozialrevolutionäre an, die im Komitee der Selbstwehr ihren Vertreter, einen Russen, hatten. Zur Zeit des Pogroms bestand die Selbstwehr aus 600 Mann, die 15 grössere Gruppen

bildeten. Zehn dieser Gruppen bestanden aus Poalezionisten und sozialistischen Zionisten, drei aus Sozialdemokraten und je eine aus Bundisten und Sozialrevolutionären. In allen diesen Gruppen zusammen waren nicht mehr als zehn Russen.

Ausser dieser Organisation gab es noch eine zweite, deren Mitglieder keiner politischen Partei angehörten. Ihr Anschluss an die politische Selbstwehrorganisation scheiterte daran, dass sie die an sie gestellte Bedingung, an politischen Demonstrationen teilzunehmen, nicht erfüllen konnte.

Sowohl die Behörden als auch die christlichen Einwohner Jekaterinoslaws wussten von der Existenz der Selbstwehr und überschätzten ihre Stärke ganz bedeutend. Tatsächlich war ihre Bewaffnung mehr als mangelhaft: die Selbstwehr besass nur 250 billige, sehr schlechte Revolver, und die ganze übrige „Bewaffnung" bestand aus Eisenstangen und finnischen Messern.

Was hat nun die Selbstwehr geleistet?

Ueber diese wichtige und interessante Frage gehen die Meinungen scharf auseinander. Fest steht folgendes: wo sich das Militär aktiv einmischte, war die Selbstwehr zur Untätigkeit verurteilt. Machtlos war sie auch dort, wo die geringe Zahl ihrer Mitglieder in allzu grossem Missverhältnis zur grossen Zahl der Plünderer stand. Sie erschien aber als Schutzengel überall, wo sie in grösseren Massen auftreten konnte und wo es kein Militär gab.

Die Taktik der Selbstwehr war höchst einfach. Die gefährlichsten Orte waren von vornherein bekannt. Die Plünderer strebten doch dahin, wo es Beute gab, also hauptsächlich nach den Marktläden. Nach den Marktplätzen begaben sich daher auch die Selbstwehrabteilungen und stellten sich an den gefährlichsten Stellen auf. Kleinere Abteilungen wurden zur Rekognoszierung ausgesandt. Einzelne Abteilungen standen in gegenseitiger Verbindung.

Die Selbstwehr litt an vielen Mängeln: es fehlte an einem bestimmten Plan und an einer guten Organisation, es gab nur schlechte und wenige Waffen, und auch diese wurden nur sehr ungeschickt gehandhabt. Alles dies lässt sich aber nur zu gut durch die Ungunst der Verhältnisse erklären: Schon vor langer Zeit war über Jekaterinoslaw der sogenannte „Zustand des verstärkten Schutzes" verhängt worden, unter dem Erwerb und Halten von Waffen ohne polizeiliche Erlaubnis — die den Juden nie erteilt wird — mit dreimonatiger Gefängnishaft bestraft wird. Die Versammlungsverbote machten die Organisierung der viele Hunderte von Mitgliedern zählenden Selbstwehr unmöglich. Ebenso schwer war es, Schiessübungen abzuhalten, so dass die Mitglieder der Selbstwehr während des Pogroms stets der Gefahr ausgesetzt waren, von ihren ungeübten Genossen angeschossen zu werden.

Trotz aller dieser nur zu begreiflichen Mängel hat doch die Selbstwehr in einem gewissen Sinne ihre Kraft geäussert. Die Selbstwehr war da, und mit dieser Tatsache rechneten nicht nur die Mörder und Plünderer, die gar nicht geneigt waren, den Kugeln der Juden als Zielscheibe zu dienen, sondern auch die Behörden, die übrigens die Kraft der Selbstwehr stark überschätzten. Durch ihre blosse Existenz rettete die Selbstwehr Tausende von Familien vor dem Untergang und die Stadt vor völliger Verwüstung. Wo sie in grossen Gruppen anrückte, war schon die psychische Einwirkung bedeutend, und Massenmorde

begannen erst dann, als infolge der dringenden Forderung der Behörden, die die Unterdrückung des Pogroms von der Aufhebung des Widerstandes seitens der Verteidiger der schutzlosen Juden abhängig gemacht hatten, die Selbstwehr ihre Tätigkeit einstellen zu wollen erklärte.

Die Selbstwehr nahm vielen Plünderern die geraubten Sachen ab, und die Plünderer, die abgefangen wurden, hatten schwere Minuten durchzumachen, da sie fürchteten, ihre Missetaten mit dem Leben bezahlen zu müssen. Sie wurden aber stets freigelassen. Eine ganze Reihe von Strassen, in denen die Selbstwehr ihre Haupttätigkeit konzentriert hatte, blieben von Verwüstung verschont. Die Plünderer mieden diese Strassen und fürchteten, sich dort zu zeigen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass, wenn sich das Militär nicht eingemischt hätte, es zu keinem Pogrom gekommen wäre, da es den Plünderern nicht eingefallen wäre, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Aber dieses feige Gesindel, das beim ersten Schuss der Selbstwehr auseinanderzulaufen pflegte, wusste, dass es unter dem Schutz des Militärs nichts zu fürchten hätte. Durch diese Tätigkeit des Militärs war die Selbstwehr verhindert, ihre eigentliche Aufgabe zu erfüllen, d. h. angegriffenen Juden Hilfe zu leisten. Man kann also sagen, dass es der Selbstwehr wohl gelang, manche Strassen oder Stadtteile zu verteidigen, dass es ihr aber schon viel schwerer war, einzelne Häuser vor der Verwüstung zu retten, und dass es ihr fast gar nicht möglich war, einzelnen Personen Hilfe zu leisten.

An Tapferkeit und Eifer hat die Selbstwehr es nicht fehlen lassen. Fünf ihrer Mitglieder sind während des Pogroms getötet worden: zwei Poalezionisten, ein Sozialrevolutionär und zwei Sozialdemokraten (Christen).

Den Behörden war die Selbstwehr stets ein Dorn im Auge. Die grösste Energie entfaltete die Polizei, wenn es galt, Mitglieder der Selbstwehr auszuspüren und zu verfolgen. Den Hauptinhalt aller Aufrufe der Behörden bildete stets die Forderung, dass die Selbstwehr aufgelöst werde. Auch in einem Aufrufe, der nach dem Pogrom vom Gouverneur erlassen wurde und in dem übrigens von dem „gegenseitigen Hass" in der Bevölkerung als von einer bestimmten Tatsache gesprochen wird, finden wir folgende Stelle: „Nur Personen, die vom Gesetze dazu bevollmächtigt sind, steht das Recht zu, Unruhen zu unterdrücken. Dagegen sind Handlungen, die nach dieser Richtung von Privatpersonen unternommenn werden, als ungesetzliche Willkürakte zu betrachten, die mit den schärfsten Massregeln unterdrückt werden müssen." Dass dieser letzte Satz keine leere Drohung war, haben wir bereits gesehen.

Die friedliche russische Bevölkerung hatte keinen Grund, sich über die Selbstwehr zu beklagen, und der liberale Teil der russischen Gesellschaft fand sie ebenso notwendig wie natürlich. Dagegen begann sich unter dem Druck der Behörden, die die Unterdrückung des Pogroms nur nach der Auflösung der Selbstwehr für möglich erklärt hatten, in einem Teile der jüdischen Bevölkerung selbst eine feindliche Stimmung gegen die Selbstwehr bemerkbar zu machen. Manche Juden sprachen über die Selbstwehr mit der grössten Erbitterung und waren bereit, sie für das Andauern des Pogroms verantwortlich zu machen.

Dabei mussten sie sich doch sagen, dass an einen Widerstand einzelner Personen erst recht nicht zu denken war. Ein solcher Wider-

stand war denn auch nur selten versucht worden, und diese Versuche hatten auch nur in den wenigsten Fällen Erfolg gehabt. Ein solcher Fall spielte sich in der Sawodskaja-Strasse ab. Im dritten Stock hatten sich Juden versteckt. Die Plünderer erklommen die schmale eiserne Treppe und wollten in die Wohnung einbrechen. Aber ein in der Wohnung anwesender russischer Student, ein Mitglied der Selbstwehr, benutzte die von den Plünderern in die Tür eingeschlagene Oeffnung, um durch sie einen Schuss auf die Eindringlinge abzufeuern. Das feige Gesindel riss sofort aus und kam auch nicht mehr wieder. Allerdings wurde darauf das Haus vom Militär beschossen und einer der Insassen von einer Kugel getötet.

Ausser der vorwiegend jüdischen Selbstwehr der Stadt gab es auch eine hauptsächlich aus christlichen Eisenbahn- und Fabrikarbeitern bestehende Selbstwehr, die namentlich in der Peripherie hinter dem Bahnhofe und auf dem Gebiete der Brjansker Werke funktionierte. Auch hierher hatten sich die Plünderer gewagt, um die Arbeiter aufzufordern, sich ihnen anzuschliessen. Da kamen sie aber schlecht an: sie mussten sich schleunigst zurückziehen, und eine Abteilung der Arbeiterselbstwehr wurde nach der Stadt hinausgesandt, wo sie versuchen wollte, den Plünderern das Handwerk zu legen. Sie musste aber unverrichteter Sache zurückkehren, da es sich herausstellte, dass sie es hier nicht mit Plünderern, sondern mit Regimentern von Soldaten zu tun hatte.

Die Zahl der Mitglieder der Arbeiterselbstwehr betrug zirka 300, von denen etwa zwei Drittel Christen waren. Die Bewaffnung war auch hier eine miserable: neben Jagdgewehren mussten hier auch tüchtige Knüppel als Waffe gelten. Allein der Schwerpunkt lag hier nicht in der Zahl der Mitglieder und der Art ihrer Bewaffnung, sondern in der moralischen Bedeutung der Tatsache, dass Christen fest entschlossen waren, für die Juden einzustehen. Schon die unzweideutige kategorische Erklärung der Arbeiter, dass sie keine Gewalttätigkeiten gegen Juden zulassen würden, musste ernüchternd auf etwaige Liebhaber von Plünderungen wirken. Viel Furcht flösste auch den Plünderern die sehr verbreitete Mär ein, dass die Arbeiter über Bomben und allerlei Sprengstoffe verfügten.

Es ist danach begreiflich, dass die sehr ausgedehnten Arbeiterviertel mit einer geringen Anzahl von Verteidigern auskommen konnten. Zum Schutz des inneren Teils dieses Rayons genügten ganz kleine Gruppen, die grösseren Abteilungen der Selbstwehr hielten sich an den Grenzen der inneren Stadt, und ihre Aufgabe bestand hauptsächlich darin, den Plünderern die geraubten Sachen abzunehmen. Den beiden Selbstwehrorganisationen gelang es, ganze Lager geplünderter Sachen anzusammeln, die auch später ihren rechtmässigen Eigentümern ausgehändigt wurden.

Als Leiter der christlichen Selbstwehr fungierten ausschliesslich jüngere Arbeiter, die aber zu den „klassenbewussten" gehörten und in den Zirkeln ausgebildet worden waren. Die älteren Arbeiter fügten sich den jüngeren, da sie die intellektuelle und moralische Superiorität der letzteren willig anerkannten. Die „Jungen" waren stets bemüht, den Juden die vollständige Uneigennützigkeit ihres Handelns klar zu machen. Sie lehnten die Annahme von Geschenken oder Bezahlung energisch ab und taten alles, um den Juden den moralischen Druck, unter dem sie lebten, zu erleichtern. Sie bestanden darauf, dass die Juden

ihre Beschäftigung nicht unterbrechen sollten, und sprachen ihnen bei jeder Gelegenheit Mut zu. Anders war das Verhalten der „alten“ Arbeiter: auch s i e erfüllten gewissenhaft die von ihnen übernommenen Pflichten, aber sie unterliessen es doch nicht, den Juden zu zeigen, dass sie ihnen eine „Gnade“ erwiesen, indem sie sie beschützten. Oft kamen sie in jüdische Läden und verlangten, dass man ihnen Tabak oder auch etwas anderes umsonst gebe. Das geschah allerdings in der gutmütigsten Art und Weise und konnte keineswegs als gewaltsame Aneignung betrachtet werden, aber moralischer Druck lag doch darin.

VII.

Von der sympathischen Haltung der Arbeiterschaft sticht scharf das Benehmen der russischen Geistlichkeit während der traurigen Oktobertage ab, das nicht gut anders als schändlich bezeichnet werden muss. Bezeichnend ist es schon, dass die Pogrome jeden Tag unmittelbar nach dem Gottesdienst zu beginnen pflegten. Die Plünderer und Mörder gingen an ihr grausiges Werk, nachdem sie sich durch Gebete gestärkt hatten. Weder trat die Geistlichkeit den unheilbringenden Versuchen, das Volk aufzuhetzen, entgegen, noch hielt sie es für ihre Aufgabe, die Leidenschaften der plündernden Menge zu löschen. Kein Friedensruf erscholl während des Pogroms von der Kirchenkanzel herab, kein Pfarrer hielt es für nötig, den Plünderern an ihren „Arbeitsstätten“ entgegenzutreten. Die Ignoranz und Intoleranz, der Fanatismus und das Strebertum der Jekaterinoslawer Geistlichkeit ist übrigens allen bekannt, die mit ihnen zu tun hatten. Kriecherisch benehmen sie sich gegen ihren Bischof, diesen herzlosen Bureaukraten, dessen n a c h d e r U n t e r d r ü c k u n g d e s P o g r o m s erschienener Aufruf den Geist des Polizeireviers atmet. In diesem Aufruf sagt er, dass er „die von Christen geübte R a c h e nicht gutheissen kann“, und dass, wenn jeder arbeiten, beten und den Gesetzen folgen werde, „n i c h t s u n d n i e m a n d u n s e r e m t e u e r e n V a t e r l a n d e g e f ä h r l i c h s e i n k a n n“. Viele Christen waren denn auch sowohl von dem zu späten Erscheinen des Aufrufs wie auch von seinem Inhalt aufs peinlichste berührt und gaben diesen Gefühlen in Zuschriften an Zeitungen Ausdruck. In einer dieser Zuschriften heisst es unter anderem: „Das Hirtenwort und das Heiligenbild taten an den blutigen Oktobertagen not . . . Da war es mir als echt russischem Manne Schmerz und Schande, zu sehen, was vor meinen Augen geschah . . . Ein Kirchenhirt sollte vor keinem Schrecken weichen. Ohne an sein Leben zu denken, sollte er mit der ihm vom Himmel verliehenen Kraft den Banden vertierter Mörder, die Hunderte von Familien ins Unglück gestürzt haben, Halt gebieten . . . Dieser Aufruf aber wird keinen Nutzen bringen.“

In demselben Sinne äusserten sich nicht nur einzelne Personen, sondern auch Versammlungen und Körperschaften. Eine Gruppe russischer Frauen äusserte in einem offenen Briefe ihre „tiefe Entrüstung über die Geistlichkeit, die es mit ihrer Würde vereinbar hielt, Prozessionen von Mördern und Räubern voranzugehen, es aber nicht für nötig fand, zu versuchen, auf diese Rudel von Wölfen mit den Worten der christlichen Lehre einzuwirken“.

Ende November 1905 tagte ein Kongress der Volkslehrer des Jekaterinoslawer Gouvernements. Unter stürmischem Beifall wurde hier ein-

stimmig folgende Resolution angenommen: „In Anbetracht dessen, dass die Geistlichkeit während der düsteren Tage der Pogroms nicht nur keine Versuche gemacht hat — wie das von ihnen das Gesetz Christi verlangt —, den von Mördern und Plünderern bedrohten friedlichen Bürgern beizustehen, sondern in einigen Fällen die Pogrome direkt provoziert und unterstützt hat, indem sie von den Kirchenkanzeln herab Feindschaft gegen Andersgläubige, Andersdenkende und Fremdlinge predigte und zum Kampfe gegen sie aufforderte, beschliesst der Lehrertag, den Kirchenhirten, die ihr Amt durch ihr Verhalten in den Tagen der Plünderungen und Morde entehrt haben, seine tiefste Entrüstung auszusprechen, und verlangt die Ausstossung aus dem Pfarrstande aller Geistlichen, die sich durch Anfeuerung ihrer Pfarrkinder zum brudermörderischen Kampfe befleckt haben.“

Nur ganz vereinzelt finden wir Fälle, in denen Geistliche einigen von den Plünderern angegriffenen Juden Hilfe leisteten. Diese ganz wenigen Fälle können aber das oben gegebene Charakteristikum des Verhaltens der gesamten Geistlichkeit nicht ändern. Auch in ihrem späteren Verhalten haben unsere Geistlichen den sie beherrschenden herzlosen und beengenden Kastengeist nicht verleugnet.

Die christliche nichtrussische Bevölkerung Jekaterinoslaws verhielt sich den Juden gegenüber im allgemeinen sympathisch, unternahm aber gegen die Plünderungen nichts und konnte es wohl auch nicht tun, da sie nur in geringer Anzahl war.

Von den Krankenhäusern, Schulen, Klubs usw. haben sich nur die Anstalten bereitwillig zur Verfügung der Opfer des Pogrms gestellt, die entweder direkt von Juden unterhalten werden oder von Juden mehr oder minder abhängen (das jüdische Krankenhaus, Privatkrankenhäuser, Handelsschulen, das Gymnasium der Stepanowa, der Kaufmannschaft usw.). Die übrigen reagierten gar nicht auf das Unglück der Juden und dachten nicht daran, ihre Pforten den Verfolgten zu öffnen. Bezeichnend ist es, dass das Personal der nichtjüdischen Krankenhäuser aus seinen feindseligen Gefühlen gegenüber den verwundeten Juden kein Hehl machte. In einem Privatkrankenhause mussten die verwundeten Juden höhnische Redensarten der Aerzte und des Personals über sich — zum Teil während des Verbandanlegens — ergehen lassen: „Das ist den Empörern recht geschehen!“, „Das ist schon kein Meeting im Stadtpark!“ „Ihr werdet wohl keine Meetings mehr besuchen!“, „Nun ist es mit dem Judenreich aus!“ usw.

Während der Anarchie der Pogromtage konnten keine Zeitungen erscheinen. Nach dem Pogrom befleissigte sich der „Pridnjeprowski Kraj“ — eine einem geriebenen, wenn auch gänzlich ungebildeten Kaufmanne gehörende Zeitung, die früher reaktionär-antisemitisch gewesen war, aber liberal werden musste, weil das Geschäft zu schlecht ging — eines gemässigten Tones. Dagegen wagte es der von einem getauften Juden herausgegebene „Wjestnik Juga“, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen und die Zivil- und Militärbehörden wegen ihrer Haltung beim Pogrom scharf anzugreifen. Die Offiziere der Jekaterinoslawer Garnison fühlten sich dadurch verletzt und schickten dem Redakteur dieser Zeitung eine kollektive Duellforderung. Der bessere Teil der russischen Gesellschaft äusserte in der Presse seine Verachtung gegenüber einer solchen Methode der Feststellung der Wahrheit und verlangte eine gerichtliche Untersuchung.

Eine solche Untersuchung lässt aber — schreibt unser Gewährsmann im Sommer 1906 — zu lange auf sich warten. Das Schlimmste ist, dass nicht nur die schuldigen Behörden, sondern auch die direkten Mörder und Plünderer noch nicht zur Verantwortung gezogen sind. Wie diese Straflosigkeit die Lust, die Plünderungen zu wiederholen, stärken und andererseits die Juden mit Angst und Unruhe erfüllen muss, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Gerade dieser Zustand der Dinge scheint aber unseren Behörden sehr zu behagen, da er ihnen Gelegenheit gibt, die Juden zu terrorisieren. Zweimal nutzten auch unsere höchsten Behörden diese Situation aus: das erste Mal bei den Wahlen in die erste Duma, als der Sieg sich auf die Seite der Juden zu neigen schien und sie sich durch einen sanften Druck von oben entschliessen mussten, auf ihre Rechte zu verzichten, das zweite Mal, als nach dem Attentat auf den Generalgouverneur Shjoltanowsky unter anderen Verdächtigen auch ein 16 jähriger jüdischer Knabe verhaftet wurde. Damals sprach unser höchster Beamter die Worte: „Das kann einen Pogrom hervorrufen! Man kann nicht für die Ruhe einstehen.“ Und sofort musste sich eine jüdische Deputation zum Gouverneur begeben, um ihm öffentlich ihre Loyalität zu demonstrieren.

VIII.

Aber beständige Angst und Unsicherheit sind nicht die einzigen Folgen des Pogroms. Auch über die von der Plünderung verschont gebliebenen Juden hat der Pogrom grosse materielle Not und Elend gebracht. Bereits vor den traurigen Oktobertagen hatte Jekaterinoslaw trotz der günstigen geographischen Lage unter der Krise in der Kohlen- und Eisenindustrie, den grossen Bränden, dem Kriege mit Japan, den Streiks und allerlei Arbeiterunruhen schwer zu leiden gehabt. Unter diesen Umständen musste der Pogrom, der Hunderte von Familien an den Bettelstab und viele solide Firmen zum Ruin brachte, doppelt unheilvoll wirken. Eine Reihe von Bankerotterklärungen — und zwar nicht nur in Jekaterinoslaw — musste mit Notwendigkeit folgen. Diese Zusammenbrüche sowie die wachsende Neigung zur Flucht ins Ausland und die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit bevorstehender Pogrome veranlasste die Banken und Geldmänner, den Kredit ganz zurückzuziehen. Dadurch wurde unser Handel, der mit wenigen glücklichen Ausnahmen ganz auf Kredit angewiesen ist, vollständig lahmgelegt. Die Lage der Kaufleute, der Industriellen und vieler, vieler von ihnen abhängenden Personen wurde eine verzweifelte.

Es werden viele Jahre erforderlich sein, um in der Handelswelt das Vertrauen herzustellen, das als einzige Grundlage des gesunden Kredits gelten muss, und dadurch Handel und Industrie ins alte Geleise zu bringen.

Es müssen aber Jahre der Ruhe und des Friedens sein. Sind uns solche Jahre beschert?

Alexandrowsk

Gesamtbevölkerung (1897) 18 849, Juden 5267.

Der Pogrom von Alexandrowsk wurde von den dortigen reaktionären Organisationen, dem sogenannten Schwarzen Hundert, angestiftet und zum Teil durchgeführt. Zwar existierten diese Organisationen vor dem Pogrom nur de facto, ihre formale und legale Existenz begann erst später. Doch gehen wir kaum fehl, wenn wir annehmen, dass all die Elemente, aus denen diese reaktionären Gruppen bestehen, bereits vor dem Pogrom eine lose Organisation besessen haben. Darauf weist ihr planmässiges koordiniertes Handeln vor dem Ausbruch und während des Pogroms und die Fülle der stets denselben Charakter tragenden antisemitischen und reaktionären Flugblätter hin, die teils vor und meist nach dem Pogrom erschienen sind. Diese Flugblätter sind bald vom „Verband echt russischer Leute“, bald vom „Monarchistischen Verband des 17. Oktober“, bald vom „Russischen Volksbund“ unterzeichnet. Der Ursprung ist aber wahrscheinlich stets derselbe. Aus diesen halb geheimen losen Gruppen entstanden später die „Russische Versammlung“, die „Partei der rechtlichen Ordnung“ und der „Klub der Monarchisten“. Die älteste dieser Organisationen ist die „Russische Versammlung“, die unter tätiger Mitwirkung des Gendarmerierittmeisters Budagowsky, von dem noch später die Rede sein wird, entstanden ist. Die „Partei der rechtlichen Ordnung“ negierte sowohl das Recht wie die Ordnung und hatte ursprünglich nur wenig Mitglieder, da die für diese Partei passenden Personen sich durch die Worte „Recht“ und „Ordnung“ abgeschreckt fühlten. Es bedurfte einer gewissen Zeit, um ihnen die Ueberzeugung beizubringen, dass der Name dieser Partei nichts mit ihren Bestrebungen gemein hat. Der „Klub der Monarchisten“ ist die Fortsetzung der „Russischen Versammlung“ und wohl als Filiale des berüchtigten „Verbandes russischer Leute“ anzusehen. Die konstituierenden Versammlungen dieses Klubs fanden im Rathause statt. Dass diese reaktionären Parteien eine reale Macht bildeten, zeigte die Existenz einer von ihnen oder wenigstens für sie geschaffenen „Kampforganisation“ (bojewaja drushina). Die Mitglieder dieser Organisation waren mit Armeerevolvern bewaffnet und beherrschten tatsächlich die Stadt, indem sie jeden ihnen missliebigen Menschen, namentlich aber Juden bedrohten, prügelten, verstümmelten und überall, wo sie wollten, Haussuchungen vornahmen.

Die Hauptbedeutung dieser Organisationen lag indes nicht in der Zahl oder in der Handlungsweise ihrer Mitglieder, sondern in ihren Beziehungen zu den Regierungsorganen. Dass ein Gendarmerierittmeister der eigentliche Schöpfer und Protektor einer dieser Organisationen war, wurde bereits erwähnt. Es herrschten aber ausserdem solche intime Beziehungen zwischen dem „Schwarzen Hundert“ und der Polizei, dass man zuweilen nicht wusste, wo das eine aufhörte und die andere anfange. Die Mitglieder des „Schwarzen Hunderts“, die Mitglieder der Kampforganisationen nahmen Haussuchungen vor, führten Verhaftungen aus und vollstreckten auch manchmal ihre grausamen Urteile. Als in einem Falle ein von ihnen verhafteter Jude auf der Polizei freigelassen wurde, bekam er beim Verlassen des Polizeigebäudes v o n h i n t e n einen Schuss in den Nacken und stürzte zu Boden.

Diesen durch ihr Bündnis mit den Behörden mächtigen reaktionären Gruppen konnte vor dem 17. Oktober der fortschrittliche Teil der russischen Einwohnerschaft und die jüdische Bevölkerung nur wenig imponierende Organisationen entgegenstellen: der schwache „Befreiungsbund“ löste sich bald auf; die Sozialdemokratie, die viele Anhänger unter den Fabrikarbeitern besass, verfügte über eine feste Organisation, deren ständige Mitglieder aber meist Juden waren; eine sozialrevolutionäre Organisation gab es hier nicht. Unter den Zionisten, die vor dem Pogrom sehr erfolgreich gearbeitet hatten, herrschten die „reinen“ vor, die sich auch aktiv an der Selbstwehr beteiligt hatten. Der Poalezionismus war nur schwach vertreten. Der Bund besass hier gar keine Organisation.

Bei den unter der nichtjüdischen Bevölkerung von Alexandrowsk vorherrschenden Parteiverhältnissen hatte das „Schwarze Hundert“ vollen Grund, auf einen gründlichen Sieg zu hoffen, und so war es nun entschlossen, den Juden eine Schlacht zu liefern, um damit auch der Befreiungsbewegung einen Todesstoss zu versetzen.

Die jüdische Bevölkerung Alexandrowsks fühlte sich fast nie frei von der Furcht vor dem Pogrom. Der einstige Pogrom vom 1. Mai 1881 war noch immer ihrem Gedächtnis nicht entschwunden, trotzdem er hier keine besonders grossen Dimensionen gehabt hatte. Jeden Jahrestag jenes Pogroms erwartete man mit Unruhe, die sich nach Kischinew natürlicherweise noch steigerte. Eine besonders grosse Panik herrschte am 1. Mai und am 15. August 1905. Vor dem 1. Mai war auch die russische Bevölkerung sehr ängstlich. Eine unter dem Vorsitz des Bürgermeisters abgehaltene Versammlung angesehener Bürger beschloss, die Erlaubnis zu erwirken, eine Bürgerwehr zu bilden. Diese Erlaubnis wurde aber vom Gouverneur verweigert, der statt dessen auf die Möglichkeit der Verwendung der Feuerwehr als Schutzorganisation hinwies. Diese Schutzorganisation bildete später den Hauptkern der monarchistischen Kampforganisation. Dass sich dabei der Bürgermeister und die Stadtverordneten ins Zeug gelegt hatten, wird durch ihren Wunsch erklärt, Mittel zur Bestreitung des Unterhalts der Kosaken von den Juden zu erhalten. Tatsächlich wurden damals zu diesem Zwecke 17 000 Rubel bei den Einwohnern — und zwar meist bei Juden — gesammelt.

Hatten sich am 1. Mai neben den Juden auch Christen beunruhigt gefühlt, so erwartete man am 15. August einen rein jüdischen Pogrom. Diese Befürchtung hatte einen realen Hintergrund: ein Sozialdemokrat hatte im Wald eine Versammlung von Hafenarbeitern, Getreide- und Kohlenaufladern beobachtet, die von einem Polizeibeamten im Sinne des „Schwarzen Hunderts“ tüchtig bearbeitet wurde. Die Sozialdemokraten und Poale-Zion drängten nun auf Organisierung einer Selbstwehr. Ein Teil der bewussten Arbeiterschaft aus den Fabriken und dem Eisenbahnerpersonal erklärte sich bereit, die Stadt zu verteidigen, während die sonstige russische Gesellschaft diesmal nichts unternahm. Die Juden hingegen taten einige Schritte zur Organisierung einer Selbstwehr.

Der relative Erfolg der revolutionären Bewegung in Russland konnte die Hoffnung erzeugen, dass die beständige Furcht vor den Pogromen nun endlich schwinden müsse. Es sollte aber ganz anders kommen.

Am 11. Oktober brach der Streik der Eisenbahner an der Kursk-

Sewastopoler und am 13. Oktober an der Katharinabahn aus, und somit war Alexandrowsk von der Aussenwelt abgeschnitten, denn auch die Dampferverbindung funktionierte des Kohlenmangels wegen äusserst kümmerlich.

Am 13. Oktober begann der Generalstreik. Es wurden grosse Volksversammlungen abgehalten, in denen die politischen Zustände einer Kritik unterworfen und die Ereignisse des Tages besprochen wurden. In einer dieser Versammlungen, die in der Nähe des Bahnhofs stattfand, machte sich bereits das „Schwarze Hundert" durch vereinzelte judenfeindliche Rufe und durch das Werfen von Steinen nach den jüdischen Arbeitern bemerkbar, aber die wenigen Hooligans wurden von den vorgeschritteneren Arbeitern mit Leichtigkeit in die Schranken gewiesen. In den folgenden Versammlungen wurden die Ausschreitungen heftig getadelt, und einige der Schuldigen baten reuevoll um Vergebung.

Als nun am Abend des 18. Oktober das die Verfassung verkündende Manifest bekannt wurde, beruhigte sich die jüdische Bevölkerung, da sie logischerweise annahm, die Behörden hätten nun keine Veranlassung, die konstitutionelle Bewegung zu bekämpfen und zu diesem Zweck Pogrome zu organisieren. Auf den von den Sozialdemokraten am Abend des 19. Oktober veranstalteten zahlreich besuchten Meetings wurde die Organisation einer Miliz angeregt, die unter anderem die Aufgabe haben sollte, etwaiger Inszenierung von Pogromen entgegenzutreten.

Aber schon am nächsten Tage, also am 20. Oktober, ehe noch diese Miliz gebildet werden konnte, drangen nach Alexandrowsk die entsetzlichen, gerade jetzt am wenigsten erwarteten Nachrichten von einer Pogromepidemie in der nächsten Umgebung. Die eben beruhigte jüdische Bevölkerung geriet in die grösste Unruhe, denn die Aussichten für Alexandrowsk waren bei der bekannten Haltung seiner Behörden und seiner Garnison und beim Fehlen einer starken Selbstwehrorganisation durchaus trübe. Der neue Isprawnik, der früher Gehilfe des Jekaterinoslawer Polizeimeisters gewesen und nach Alexandrowsk wegen seiner zügellosen Willkür im Verkehr mit der Einwohnerschaft versetzt worden war, konnte begreiflicherweise nur das grösste Misstrauen einflössen. Die jüdische Jugend begann nun von neuem eilige Vorbereitungen zur Organisation einer Selbstwehr zu treffen.

Gegen Mittag wurde es bekannt, dass der Bürgermeister für 5½ Uhr eine Versammlung der gemässigten Bürger einberufen hatte, die über etwaige zu treffende Massnahmen beraten sollte. Da diese Frage die gesamte Bevölkerung, namentlich aber die jüdische, in hohem Grade interessierte, so strömten zur angesagten Stunde so viele Menschen zusammen, dass sich der Raum als viel zu klein erwies. Es kam daher unter den Einlass Begehrenden zu Kundgebungen der Unzufriedenheit. Man schlug vor, die Versammlung in einen grösseren Saal zu verlegen oder sie unter freiem Himmel abzuhalten. Da ertönten plötzlich judenfeindliche Rufe, und ein Häuflein Hooligans, das in der Nähe des Versammlungsortes stand, fing an, das Publikum mit Steinen zu bewerfen. Einige Personen, darunter auch der Bürgermeister, erhielten dadurch Verletzungen. Arbeiter vertrieben aber sofort die Hooligans durch einige blinde Schüsse. Dieser unbedeutende

Zwischenfall genügte indes, um eine Panik zu verbreiten; sofort wurden alle Läden der Stadt geschlossen.

Zu gleicher Zeit wurde auch an dem anderen Ende der Stadt der Versuch gemacht, einen Pogrom zu inszenieren. Ein Führer der Hooligans sammelte um sich einen Haufen und versuchte die Leute auf die Juden zu hetzen. Er wurde daran weder von der Polizei noch von den Soldaten gestört, aber es war schon zu spät, und so blieben hier seine Bemühungen dieses Mal ohne Erfolg.

Inzwischen wurden von jüdischen und zum Teil von christlichen jungen Leuten und Arbeitern weitere Schritte zur Organisation der Selbstwehr unternommen, man musste aber schon einsehen, dass es nicht gelingen könne, etwas Imponierendes zu schaffen. Vor allen Dingen fehlte es an Waffen: auf die einigen Hunderte Mitglieder der Selbstwehr[1]) kamen etwa 50 sehr schlechte Revolver mit wenigen Patronen. Ohne Erlaubnis der Behörden waren keine weiteren Waffen zu haben, und an die Erlangung einer solchen Erlaubnis war nicht zu denken, obgleich den Behörden — wie das aus vielen untrüglichen Anzeichen zu entnehmen ist — die Existenz der Selbstwehr bekannt war. Immerhin wurden einige Massregeln zur Abwehr eines etwaigen nächtlichen Ueberfalls getroffen.

Schneller, als man gedacht hatte, sollte die Selbstwehr Gelegenheit haben, in Aktion zu treten. Gegen acht Uhr abends erfuhr man in der Stadt, dass die jüdischen Flüchtlinge aus Nikopol (eine 11½ Meilen von Alexandrowsk entfernte Ortschaft, in der der Pogrom schon seit zwei Tagen wütete) und Cherson, die mit den Dampfern „Sestra“ und und „Ukrainetz“ angekommen waren, an der Landungsbrücke misshandelt und beraubt wurden. Bei der Ankunft des Dampfers „Ukrainetz“ wurden die jüdischen Passagiere durch Stockschläge gezwungen, den Dampfer zu verlassen. An der Landungsbrücke wurden sie von den Hooligans, unter denen sich ein Droschkenkutscher mit der Nummer 17 besonders aktiv hervortrat, in Empfang genommen und aufs scheusslichste misshandelt. Einen 14 jährigen Jungen warfen die Hooligans in den Dnjepr. Nicht besser erging es den Passagieren des anderen Dampfers, „Sestra“. Hier drangen die Hooligans in die Kajüten ein und misshandelten die Juden mit Hilfe der Dampfermannschaft. Die Wundgeschlagenen wurden an den Füssen die Treppe hinaufgeschleppt.[2])

Als die Selbstwehr erschien, lief das Gesindel rasch auseinander. Erst dann kamen auch zwei Polizeibeamte, die es früher wohl nicht für nötig gehalten hatten, einzugreifen. Sie forderten die Selbstwehr auf, auseinanderzugehen, und drohten ihr mit Misshandlungen durch Kosaken. Die Pflege und den Transport der fünfzehn verstümmelten Juden versprachen sie selbst zu besorgen. Im selben Moment stürmten auch die Kosaken mit Gejohle heran, und unter Rufen: „Schlagt die Juden!“ hieben sie sofort auf die fliehenden Mitglieder der Selbstwehr ein. Viele der letzteren wurden eingeholt und mit den Gewehrkolben vor den Augen des Offiziers unmenschlich geschlagen. Einem christlichen Arbeiter wurden die Uhr und das Portemonnaie weggenommen. Daraufhin schlug man auf ihn mit Gewehrkolben ein,

[1]) Die Selbstwehrorganisation bestand aus Poalei-Zionisten, Zionisten und parteilosen Personen. Die Nichtjuden bildeten etwa 10% der Mitgliederzahl.

[2]) Selbstverständlich wurden sie auch ausgeplündert: einem wurden sogar die Stiefel ausgezogen und weggenommen.

so dass er eine ernste Kopfwunde davontrug, und nur die Einmischung des Offiziers, der sich überzeugt hatte, dass der Misshandelte kein Jude war, rettete den Arbeiter vor weiteren Schlägen. Auf die nicht eingeholten Mitglieder der Selbstwehr wurden einige Schüsse abgegeben, die aber glücklicherweise niemanden verletzten. Von den misshandelten Passagieren ist einer am nächsten Tage seinen Wunden erlegen.

Gegen 11 Uhr nachts hörte man noch von der Vorstadt Karantynki her Gesang der Nationalhymne und Rufe: „Tod den Juden!“ Die Plünderer wagten sich jedoch nicht in die Stadt hinein.

Aber schon am Morgen des 20. Oktober brach der eigentliche Pogrom aus.

Die Kerntruppe der Plünderer bildeten etwa 70 Lastträger, Zimmerer, Ziegelarbeiter usw., von denen nur die Lastträger zugezogene Elemente, alle übrigen aber einheimische waren. Später schlossen sich ihnen Bauern aus den nächsten Dörfern, Handwerker, Frauen und halbwüchsige Burschen an. Auch unter dem Eisenbahnpersonal fanden sich gegen 30 Burschen, denen man wegen ihrer reaktionär-antisemitischen Aeusserungen im Gegensatz zu ihren meisten Berufsgenossen die Teilnahme am Pogrom zutrauen konnte. Die geistige Führerschaft des Pogroms gehörte der allgemeinen Ansicht nach dem Isprawnik und namentlich dem Gendarmerierittmeister Budagowski. Auch dem Kaufmann Tipitzin wird diese Ehrenrolle zugeschrieben. Einzelne Abteilungen wurden von den Brüdern Primakow, von Koslowsky, Tjodorow geleitet — alles Grössen aus den reaktionären Organisationen.

Der Anfang des Pogroms wurde auf dem Marktplatze gemacht. Unter dem Vorwande, dass eine Jüdin einem Bauern den Geldbeutel gestohlen haben sollte, überfiel man plötzlich die Juden und richtete sie auf die entsetzlichste Weise zu. Als ein verfolgter Jude in die Apotheke von Utzjechowsky flüchtete, wollte das Gesindel die Apotheke plündern, wurde jedoch daran von einem Kosakenoffizier gehindert, — das war die einzige Hilfe, die die Vertreter der öffentlichen Gewalt an diesem Tage leisteten.

Jetzt teilte sich die Menge in einzelne Abteilungen, von denen jede von etwa 10 bis 15 Burschen aus der „Kerntruppe“ kommandiert wurde und dann selbständig, aber an verschiedenen Orten in gleicher Weise vorging. Die Plünderer waren mit Beilen, Eisenstangen und vorher mitgebrachten Stöcken bewaffnet. Man erbrach die Türen der Läden, führte die Waren aus und zertrümmerte, was man nicht mitnehmen konnte. An manchen Stellen wurden ganze Häuser verwüstet. Wie in allen anderen Städten, griff auch hier weder die Polizei noch das Militär ein. Die Kosaken beschränkten ihre Tätigkeit darauf, Ansammlungen von Personen, bei denen sie die Absicht, den Plünderern entgegenzutreten, vermuteten, auseinanderzujagen oder sie von den Plünderern zu isolieren. Unter Deckung des Militärs gingen die Raubgesellen ungehindert von einem Laden zum anderen oder von einer Wohnung zur anderen und arbeiteten dort in aller Gemütlichkeit. Die Waren und Haushaltungssachen wurden sorgfältig in Säcke, Tücher usw. gepackt und durch Mietsdroschken oder vorher bestellte Wagen ihrem Bestimmungsort zugeführt. Die Plünderer brauchten manchmal Stunden, um eiserne Geldschränke zu öffnen, konnten jedoch ihre Arbeit ungestört verrichten.

Um die Stimmung der Plünderer auf der Höhe zu erhalten, wurden

von Zeit zu Zeit Gerüchte lanziert, dass die Juden eine Kirche beschossen hätten oder einen Geistlichen hindern wollten, den Gottesdienst abzuhalten usw. Die Herrschaft über die Menge war dadurch eine unbeschränkte. Ging aber aus irgend einem Grunde der Pöbel nicht schnell genug an die Verwüstung eines gezeichneten Hauses, so erschien prompt ein Agent, der ein paar Schüsse abgab und dann aus Leibeskräften schrie, dass die Juden „die Unseren" schlügen. Die gewünschte Wirkung wurde damit stets erzielt.

Wie leicht es den Behörden gewesen wäre, Ruhe herzustellen, zeigen viele Vorfälle. In einem Falle hielt die Polizei zwei Stunden lang den Pöbel davon ab, einen bestimmten Laden zu plündern, da sie auf versprochenen Lohn wartete. Als sie dann nur die Schlüssel des Ladens erhielt, überliess sie ihn den Plünderern. — Charakteristisch ist der Vorfall am Hause des Ljaschtschinsky am Domplatz. Dieses grosse Haus wurde einige Male von den Plünderern überfallen, die aber jedesmal von Mitgliedern der Selbstwehr in die Flucht gejagt wurden. Alsdann erschienen die Plünderer unter Deckung von Kosaken. Der Kosakenoffizier durchsuchte das Haus, und als er dort niemand von der Selbstwehr fand, erklärten die Vertreter der Polizei, dem Hause drohe nichts. Tatsächlich genügte ein Wort von ihnen, um die Menge zu entfernen.

An dem weiteren Schicksal dieses Hauses erkennen wir allerdings die ganze Perfidität der Alexandrowsker Behörden. Trotz der Zusicherungen der Polizei beeilten sich die Einwohner, das Haus zu verlassen, und sie taten wohl daran, denn schon nach zwei Stunden wurde das Gebäude vollständig geplündert und dann mit Petroleum übergossen und angezündet. Kurz vorher wurden die Soldaten abberufen, und es blieb nur die Patrouille, die die Hooligans beschützte.

Zu dieser Zeit — gegen fünf Uhr abends — erreichte die Bestialität der Plünderer ihren höchsten Grad. Einem siebenjährigen Jungen wurde der Schädel zertrümmert. Wehrlose Leute, Frauen und Kinder wurden halbtot geschlagen, und manche erlagen den erlittenen Verletzungen. Alles das geschah vor den Augen der Polizei und Soldaten, die aber, weit davon entfernt, die Misshandelten zu schützen, sich vielmehr selbst an dem Raub und an den Mordtaten beteiligten. Ein Jude wurde von einem Kosaken aus der nächsten Nähe erschossen, eine Frau wurde durch einen Schuss eines anderen Kosaken schwer verletzt.

Vor den Augen der Polizei wurden auch zahlreiche Häuser in Brand gesteckt. Bald stand an zwei entgegengesetzten Enden der Stadt alles, was am Tage geplündert worden, im Feuer. Erst dann begann die Patrouille etwas energischer vorzugehen. Zwar wurden die Plünderer, die die Beute nach Hause trugen, nicht angehalten, aber man gestattete das weitere Plündern nicht, und Ansammlungen von Gesindel wurden durch blinde Schüsse auseinandergejagt.

Beim Halblicht, das von den brennenden Häusern über die ganze Stadt sich verbreitete, konnte man da eine interessante Szene beobachten: Eine Kosakenpatrouille jagte die Neugierigen von der Strasse und machte sich daran, die nicht ganz ausgeplünderten Läden zu durchsuchen. Aus den Läden kamen die Kosaken mit bedeutend erweitertem Körperumfang. Andere wiederum begnügten sich nicht damit, ihre Mäntel vollzustopfen, sondern legten noch einen Teil der Sachen unter die Sättel.

Am nächsten Tage begann in aller Frühe die Fortsetzung der Plünderung der Läden, die am Tage vorher verschont geblieben waren, aber gegen acht Uhr beschlossen die Behörden, der Sache ein Ende zu machen, und führten es auch in einigen Minuten aus. Es genügten einige Schüsse, durch die vier bis fünf Hooligans verwundet und — wie man behauptet — einer getötet wurde, um die Strassen sofort zu säubern. Sicher wäre aber auch dasselbe Resultat mit viel geringeren Opfern erreicht worden, wenn die Kosaken nur ihre gefürchteten Peitschen angewandt hätten, denn die Menge war durch die vorangegangenen blinden Schüsse irregeführt und reagierte nicht auf das Signal: „Feuer!" Hatten es doch am 14. Oktober 30 Kosaken mit ihren Peitschen vermocht, eine vieltausendköpfige Menge von Arbeitern in einigen Minuten auseinanderzujagen.

Es ist nicht recht möglich, alle Opfer des Pogroms in trockenen Zahlen zu schildern, aber auch die unmittelbaren zahlenmässig anzugebenden Verluste an Leben und Gut sind für eine Gemeinde wie Alexandrowsk sehr bedeutend. Schon am ersten Tage des Pogroms waren unter den Juden 7 Tote und 46 Verwundete zu verzeichnen. 250 Familien wurden geplündert. Fast alle jüdische Läden waren ausgeraubt, zertrümmert oder in Brand gesteckt. Der Schaden belief sich auf 1 400 000 Rubel.

Noch lange nach dem Pogrom setzten die Brandstifter ihre Arbeit fort: die wenigen an den Pogromtagen verschont gebliebenen Läden wurden später Opfer des Feuers. Beim Wandeln durch die Brandstätten konnte man sich überzeugen, dass jeder Laden gesondert angesteckt wurde: Waren sie doch durch feuerfeste Mauern voneinander getrennt.

Inmitten einer ganzen Reihe abgebrannter jüdischer Läden ragte ein unbeschädigter christlicher Laden hervor. Ja, es liegen Aussagen von Augenzeugen vor, wonach viele dieser Brandstiftungen von Kosaken verübt worden sind.

Dass der Erfolg des Pogroms nur durch die Haltung der Behörden und der Polizei möglich gewesen ist, braucht nach diesen Schilderungen nicht besonders hervorgehoben zu werden. Unter den geistigen Anführern des Pogroms waren viele höhere Beamte. Einer von ihnen, der berüchtigte Gendarmerierittmeister Bugadowsky, soll gesagt haben: „Auch wenn ich bis auf die Knie im jüdischen Blute waten soll, wird mich das nicht abschrecken, aber die Revolution werde ich ersticken." Während des Pogroms wandten sich die Plünderer an Polizeibeamte mit der Bitte um Instruktionen, und diese lauteten gewöhnlich auf Fortsetzung der Arbeit. Dass die Soldaten mit den Plünderern gemeinsame Sache machten, haben wir an eklatanten Beispielen gesehen. Die ganze Aufmerksamkeit der Behörden und des Militärs war der Selbstwehr zugewandt, die auch wirklich mit Erfolg gehindert wurde, den Opfern beizustehen.

Die Stadtverwaltung hatte auch nichts zur Verhinderung des Pogroms getan. Nachträglich bewilligten zwar die Stadtverordneten 1000 Rubel für die Opfer des Pogroms, man bekam aber bei diesen Verhandlungen spezifische antisemitische Reden im Geiste des „Schwarzen Hunderts" zu hören. Auf einer Zusammenkunft der Stadtverordneten mit einigen angesehenen Bürgern, in der über die Massregeln zur Wiedererlangung der geraubten Sachen die Rede war, warnte der Rittmeister Budagowski davor, die Bevölkerung durch Wegnahme der Beute zu reizen. Die Bevölkerung, sagte er, sei durch den Wider-

stand, den die Behörden den Plünderern geleistet hätten (!), erbittert und könne, falls man sie wieder reizen wollte, die ganze gebildete Gesellschaft vernichten. Es wurde auch tatsächlich von solchen Massregeln Abstand genommen.

Die russische Gesellschaft verhielt sich während des Pogroms den Juden gegenüber im allgemeinen indifferent. Einige wenige Personen, die, wie der Landschaftssekretär Tschishewsky, den Versuch gemacht hatten, auf den Pöbel einzuwirken, konnten nichts erreichen und mussten, da sie bedroht wurden, fliehen. Die Wohnung des Tschishewsky wurde später von den Hooligans vollständig demoliert. In vielen Häusern fanden jüdische Flüchtlinge Gastfreundschaft. Besonders human zeigte sich darin der Inspektor der technischen Schule, Sadikow, der sich auch am Versuch, den Hooligans die geplünderten Sachen zu entreissen, beteiligte. Es gab freilich auch genügend Beispiele eines entgegengesetzten Verhaltens. Manche Leute aus der sogenannten gebildeten Gesellschaft schauten den Plünderungen mit Wohlbehagen zu und feuerten die Hooligans zu weiteren Taten an.[1])

Einen ernsten Versuch, den Juden Hilfe zu leisten, hatte eine Gruppe organisierter, aber leider nur wenig bewaffneter Arbeiter, gegen 40 Personen, unternommen. Sie versuchten zuerst nach der Stadt vorzudringen, wurden aber daran von den Soldaten gehindert. Da mussten sie sich darauf beschränken, den heimkehrenden Plünderern die Beute abzunehmen. Die weggenommenen Sachen brachten sie nach dem Hof der technischen Schule und verteidigten sie gegen die Hooligans, die immer wieder versuchten, die ihnen entrissenen Waren wiederzuerlangen. Da kamen die Kosaken und zwangen die Arbeiter, den Hof zu räumen, versprachen aber gleichzeitig, die weitere Bewachung der Sachen zu übernehmen. Als aber die Arbeiter am nächsten Tage nach den Sachen sehen wollten, war bloss etwa der zehnte Teil übrig geblieben (nur 2 Wagenladungen von ca. 20).

Die Juden selbst konnten nach dem Scheitern des Versuchs einer Selbstwehr nichts zur Unterdrückung des Pogroms unternehmen. Immerhin wurden Versuche gemacht, die Behörden durch Geldgeschenke an ihre Pflicht zu erinnern. Als der Pogrom schon wütete, wurden zu diesem Zwecke Geldsammlungen veranstaltet. Wenn der Pogrom danach auch nicht unterdrückt wurde, so griff man doch auch später zu diesem Mittel jedesmal, wenn beunruhigende Gerüchte auftauchten. Der Wohlstand der jüdischen Bevölkerung wurde durch den Pogrom untergraben, viele Firmen mussten ihre Zahlungen einstellen, keinerlei neue Unternehmungen konnten beim völligen Versiegen des Kredits entstehen, unter den Handwerkern herrschte Arbeitslosigkeit, Not und Elend. Und trotz alledem trug auch weiter jeder sein Scherflein bei, wenn es sich darum handelte, die Behörden durch Bestechung zu bewegen, einen drohenden Pogrom abzuwenden. Und das muss oft geschehen, denn unter den obwaltenden Verhältnissen kann man nur zu leicht den Ausbruch eines Pogroms befürchten.

---

[1]) Nach der Versicherung zahlreicher Ortsbewohner soll Alexandrowsk alle anderen Städte an Judenhass und Schadenfreude sogar übertroffen haben.

Bachmut

Gesamtbevölkerung (1897)) 19 316, Juden 4012.

Der Pogrom von Bachmut trägt ein ganz eigenartiges Gepräge. Während in den anderen Städten der Pogrom meistenteils gegen die Juden als Individuen, als Volksgruppe, als politisch fortgeschrittenes Element gerichtet war, war es hier hauptsächlich auf den wirtschaftlichen Ruin der Juden abgesehen. Die ganze Geschichte des Pogroms liest sich wie die Chronik einer grandiosen, vom Staate erlaubten und geleiteten Plünderung. Und nach dieser Richtung bietet der Pogrom von Bachmut höchst belehrende und besorgniserregende Ausblicke für die Zukunft der Juden in Russland. Die Juden sind nämlich erst seit kurzem in Bachmut zur Geltung gekommen. Früher beherrschten ausschliesslich russische Kaufleute den Markt, während die Juden nur Kleinhandel trieben. Demgemäss war das Verhältnis der christlichen Bevölkerung, die in Bachmut mit Ausnahme des spärlich vertretenen armenischen Elementes durchweg russisch ist, zu den Juden ein unbestimmtes. Jedenfalls waren Feindseligkeiten nicht zu bemerken, am wenigsten aber unter den niedrigeren Klassen der Bevölkerung. Aber während der letzten Jahre trat im geschäftlichen Leben zugunsten der Juden ein grosser Umschwung ein. So kam es, dass die christlichen Kaufleute in den jüdischen gefährliche und unbesiegbare Konkurrenten gefunden hatten. So waren die Firmen „Oborot“ (Umsatz), „Konkurrenz“ und die Firmen der Erben Abramowitsch Millionenfirmen. Das verstimmte die christlichen Kaufleute und erweckte in ihnen judenfeindliche Gefühle.

Trotz dem Umstande, dass Bachmut im Zentrum eines der grössten Industriegebiete Südrusslands liegt, hatte die sozialistische Agitation wenig Früchte gezeitigt. Es bestand wohl eine sozialdemokratische Organisation mit einer Mitgliederzahl von etwa 150 Personen, aber die meisten Mitglieder waren Juden. Die eigentlichen Arbeiter dagegen, die Bergleute („Schachtary“), waren das gefährlichste und zu allen Ausschreitungen fähige Element.

Die Verwaltungsbehörden der Stadt verhielten sich gegenüber den Juden, wie an den meisten Orten, teils indifferent, teils ausgesprochen antisemitisch. So war z. B. der Bürgermeister der Stadt, Perschin, ein erklärter Judenfeind. Dass die Polizei ganz von antisemitischem Geiste erfüllt und pogromlüstern war, versteht sich von selbst. Ist es doch in Russland für Polizeibeamten stillschweigend anerkannte Staatspflicht, Judenhetzen zu dulden und zu fördern. Dazu kam noch der Umstand, dass ein Polizeiaufseher Sjerko wegen Spionage von den „Demokraten“ durchgeprügelt worden war. Diesen Sjerko und seinen Kollegen Kostenko finden wir denn stets bei der Arbeit, wir sehen sie als die eigentlichen Leiter und Organisatoren des Pogroms.

Im Gegensatz zu den anderen Städten, wo man seit Kischinew in unausgesetzter Pogromfurcht lebte, hegten die Juden von Bachmut keinerlei Befürchtungen. Im Jahre 1904 kam es anlässlich der Einberufung der Reservisten, die sich in Bachmut in der Zahl von 20 000 ansammelten, zu Ruhestörungen und Plünderungsversuchen, aber es gelang dem sofortigen Eingreifen der Behörde und dem vereinten Widerstande der russischen und jüdischen Kaufleute, den Pogrom im Keime zu ersticken. Aber bereits im Mai 1905 begann man in Bachmut Pogromluft zu wittern. Die jüdischen Handelsgehilfen traten in einen

Ausstand, und diese für Bachmut seltene wirtschaftliche Erscheinung, die erste reale Anwendung der gepredigten neuen Lehren, regte die russischen Kaufleute gegen die „Demokraten“ und mithin auch gegen die Juden noch mehr auf. Auch die Polizeibeamten begannen sich zu rüsten. So war schon im Sommer des Pogromjahres bekannt, dass Sjerko unter den Bauern und den zweifelhaften Elementen der russischen Bevölkerung schürte. Ja, er ging so weit, dass einige Kaufleute sich bereits damals an den Gouverneur von Jekaterinoslaw mit der Bitte wandten, den allzu offen seine antisemitische Propaganda treibenden Polizeiaufseher seines Amtes zu entsetzen. Natürlich blieb diese Bitte erfolglos. Am 18. September kam der Pristaw Trussjewitsch zu einem jüdischen Kaufmann und erklärte ihm, er werde am „Jom-Kipur“ in die Synagoge kommen, damit dort keine politischen Versammlungen abgehalten werden, fügte aber zugleich hinzu, er werde nicht in Begleitung von Schutzleuten, sondern von Hooligans und Feuerwehrmännern kommen, was eine nicht misszuverstehende Drohung war.

Nichtsdestoweniger waren die Juden Bachmuts auf einen Pogrom nicht gefasst. Man wusste allerdings, dass die Polizei sich mit den Hooligans und den „Dragalji“ (Lastführern) besonders angefreundet habe. So z. B. ging ein Schutzmann in der Stadt herum und verbreitete das Gerücht, die Juden hätten in Jekaterinoslaw einen Beamten ermordet, wodurch er die christliche Bevölkerung verhetzen wollte. Viele Augenzeugen erklärten, dass Sjerko und Kostenko auf einem Platze ausserhalb der Stadt die Hooligans mit Branntwein traktiert und auf sie eingeredet hätten. In den umliegenden Dörfern reisten Sjerko und ein Dorfschulze namens Posdejew herum und riefen die Bauern zum Pogrom, „da die Juden Proklamationen verbreiten und den Zaren absetzen wollen“. Charakteristisch für die Stimmung der Behörden und auch der russischen „Intelligenz“ Bachmuts ist ein Gespräch, das ein Zeuge mit dem genannten Polizeiaufseher Sjerko und einigen christlichen Notabeln der Stadt am Vorabend des Pogroms geführt hat. Als der Zeuge an die Gruppe herantrat, hörte er sie über Politik sprechen. Auf seine Frage, worüber sie reden, antwortete ihm Sjerko: „Ueber Demokraten und Hooligans.“ „Gibt es denn hier Hooligans?“ fragte ihn jener, worauf ihm der Polizeibeamte zurückgab: „Natürlich, wo es Demokraten gibt, sind auch Hooligans vorhanden.“ — „Und zu wem neigen Sie hin?“ — „Zu den Stärkeren, d. h. zu den Hooligans, wo es am ungefährlichsten ist.“ . . . Derselbe Sjerko kam am 16. Oktober zu einem jüdischen Kaufmann und forderte die Bezahlung der Patentsteuer. Als der jüdische Kaufmann ihm antwortete, er werde erst am 22. zahlen können, sagte Sjerko: „Wer weiss, ob Sie dann noch Kaufmann sein werden.“

Diese Vorzeichen liessen somit keinen Zweifel mehr, dass ein Pogrom stattfinden werde. Die Juden unternahmen jedoch nichts. Es wurde zwar seitens der sozialdemokratischen und poale-zionistischen Parteien der Versuch gemacht, eine Selbstwehr zu organisieren, aber es kam fast nichts dabei heraus. Die Selbstwehr bestand aus etwa 25 Leuten, darunter zwei bis drei Christen; ihre Bewaffnung war schlecht, und sie versagten schliesslich ganz. Auch zu dem in Russland gangbarsten Mittel, zum Bakschisch, griffen die Juden nicht, obwohl es feststand, dass gegen eine Summe von einigen tausend Rubeln der Pogrom hätte abgewendet werden können.

Als das Manifest vom 17. Oktober in der Stadt bekannt wurde,

bemächtigte sich der jüdischen Jugend eine starke Aufregung, wenn es auch nicht zu solchen Jubelszenen kam, wie in den anderen Städten; denn die Russen und die älteren Leute unter der jüdischen Bevölkerung verhielten sich der neuen Botschaft gegenüber gleichgültig. Am Abend des 19. Oktober veranstalteten die Parteiorganisationen eine öffentliche Versammlung unter freiem Himmel, an der etwa 200 Menschen teilnahmen, wobei die Wortführer grösstenteils jüdische Jünglinge waren. Eigentliche Reden wurden nicht gehalten, man einigte sich jedoch im Beschluss, am nächsten Tag einen politischen Streik anzukündigen. In der Nähe stand auch ein Häuflein Hooligans, an der Spitze der Polizeiaufseher Sjerko und einige Schutzleute. Sjerko ging von einer Gruppe zur anderen, flüsterte den Hooligans etwas zu, worauf diese mit einem „Hurra" und „Schlagt die Juden und die Demonstranten" erwiderten. Es kam jedoch zu keiner Schlägerei, da die Manifestanten rasch auseinanderstoben. Der Isprawnik der Stadt erklärte nun einigen von den Demonstrierenden, man solle doch lieber eine Demonstration am Tage veranstalten, „jetzt seien ja Versammlungen schon erlaubt, in der Nacht aber störe man die Ruhe der Bürger". Diese Zuvorkommenheit der Behörden liess bereits Böses ahnen. Noch an demselben Abend begegnete der Isprawnik einem sehr reichen und angesehenen Juden, mit dem er auf gutem Fuss stand. Auf dessen Frage, was vorgefallen sei, sagte jener: „Ihre Jüdchen wollten da randalieren, da hab' ich sie gebeten, sich ruhig zu verhalten." Auch diese schroffe Tonart gab dem Juden viel zu denken, ohne dass er jedoch daraus weitere Schlüsse zog . . .

Am nächsten Tag, den 20., um neun Uhr morgens, versammelten sich zum anberaumten Meeting etwa 200 Leute, wiederum beinahe ausschliesslich Juden. Die meisten waren „Zuschauer". Einige junge Leute hielten Reden über die Bedeutung des Manifestes. Auch ein russischer Student war unter den Rednern. An der anderen Seite des Platzes stand ein kleines Häuflein — etwa 30 bis 40 Leute — Hooligans, unter ihnen Schutzleute und die beiden Polizeibeamten. Polizeiaufseher Sjerko hielt sich zwischen zwei Wagen versteckt und lauerte. Ein jüdischer Arbeiter ging zu diesem Haufen und begann mit den Hooligans über das Manifest zu reden. Nach ihm kam ein russischer Arbeiter und wollte gleichfalls eine Freiheitsrede halten. Da erscholl ein Ruf: „Schlagt ihn!" Zwei Schüsse ertönten — nach Aussage von Augenzeugen waren es Schüsse von Polizeibeamten —, und der Pöbel stürzte sich unter Rufen „Russen, sammelt euch" und Johlen auf die Demonstranten. Diese ergriffen die Flucht. Einige wurden dennoch grausam durchhauen, und einer von den Passanten, ein junger jüdischer Arbeiter Gritz, wurde zu Tode geschlagen. Die Hooligans hieben auf den jungen Burschen mit Keulen ein. Als es ihm gelang, sich loszureissen und die Flucht zu ergreifen, liefen ihm Sjerko und einige Schutzleute nach, ergriffen und übergaben ihn wieder den Hooligans, die ihre Marterarbeit an ihm fortsetzten. Ein russischer Student, Roschdestwensky, versuchte, für ihn einzutreten, aber auch er wurde bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen. Als der jüdische Arbeiter schon halb tot dalag, schleuderten ihn die Hooligans fort, so dass dieser in das Spital gebracht werden konnte, wo er den Wunden erlag. Sofort entstand eine wilde Panik, denn nun wusste man, dass der Pogrom ausgebrochen sei. Anfangs waren die Hooligans nur gering an Zahl, etwa 30 bis 40, darunter 20 junge Burschen von 15 bis 18 Jahren. Erst

im Laufe des Krawalls wurde die Anzahl der Plünderer grösser. Am Platze, wo der Pogrom losging, befand sich das einem Juden gehörige Haus der Kreditbank. Als der Leiter der Bank aus dem Fenster sah, dass die Hooligans und die Polizei den jungen Juden erschlugen, feuerte er eine Pistole ab, um sie zur Flucht zu zwingen. Es gelang ihm tatsächlich, die Aufmerksamkeit der Bande von ihrem Opfer abzulenken, da sie im ersten Augenblick feige auseinanderflog. Aber nun bemächtigte sich auch die Polizei der Situation, Sjerko wies die Hooligans auf das Fenster hin, woher der Schuss gefallen war; Steine flogen, die Scheiben klirrten, die Hooligans wollten die Bank stürmen. Sie gingen indes bald zu anderer Arbeit über, sie stürzten sich auf die Synagoge, wo sie sämtliche Scheiben zerbrachen, und auf die grossen jüdischen Geschäfte, die im Zentrum der Stadt gelegen waren.

Um dieselbe Zeit fand in der Stadtduma eine Sitzung statt. Da das Gebäude der Duma auf dem Hauptplatze sich befand, so konnten die versammelten Stadträte den Beginn und Verlauf des Pogroms genau sehen. Mit grosser Mühe gelang es einigen liberalen Räten, den Bürgermeister zu bewegen, die Sitzung zu schliessen. Dieser stieg dann hinunter auf die Strasse, sah ruhig der Plünderung zu und sagte kein Wort. Kein Bitten und kein Flehen half; das „Haupt der Stadt“ fand am Schauspiel Gefallen und unterhielt sich munter mit seinen Bekannten. Er erklärte später, dass er schon zwei Wochen vor dem Pogrom gewusst habe, dass es dazu kommen werde.

Es wäre nun für die Obrigkeit ein Leichtes gewesen, den Pogrom sofort einzustellen. Aber sie hatten ein Interesse an dessen Fortsetzung, und so nahm er ungehindert seinen Fortgang. Der Kosakenhauptmann — in Bachmut versehen Kosaken den Soldatendienst — hatte anfangs die Absicht, energisch einzugreifen und dem Pogrom ein Ende zu machen. Aber der Militärkommandant Seliwanow verbot ihm ausdrücklich, irgend etwas gegen die Plünderer zu unternehmen. Eine Stunde nach dem Pogromausbruch erschienen zehn Kosaken ohne Offizier auf dem Platze. Die Hooligans waren anfangs unentschlossen, da sie nicht wussten, wie die Kosaken zum Pogrom Stellung nehmen würden. Aber diese fuhren gleichgültig vorüber, ihre Nagaikas hochschwingend, damit sie nicht etwa unversehens einen Hooligan verletzen; so zogen sie auf ihren Pferdchen dahin, begrüssten die Plünderer und riefen ihnen nur milde zu: „Genug, Kinder, ihr habt sattsam geplündert!“

Der erste grosse jüdische Laden „Umsatz“ war in einigen Stunden ganz ausgeplündert. Sjerko und die anderen Schutzleute halfen mit, lenkten die Aufmerksamkeit der Plünderer, deren Zahl allmählich auf mehrere Hunderte — meistenteils „Kleinbürger“, Frauen und Bürschchen — angewachsen war, auf die jüdischen Geschäfte. Die Polizei befahl den Exzedenten, *zuerst die Hauptgeschäfte am grossen Platze zu plündern*, da am „unteren Platze — der zweiten Handelszentrale der Stadt — Kosaken stehen“. Polizeiaufseher Sjerko ging den Hooligans voran, half die Schlösser an den Läden abschlagen, hob die Fenster aus den Angeln und liess die Plünderer ein. Die Plünderung ging nach einer gewissen Regel vor sich. Einige gingen hinein, nahmen die Waren und übergaben sie den anderen, die an der Schwelle standen. *Sjerko kontrollierte.* Als sie zum grossen Kolonialwarengeschäft der Erben Abramowitsch kamen, rief der Polizeiaufseher: „*Gehet ihr zu den Waren, ich werde einmal*

nachschauen, wo das Gold und Silber liegt." Ueberhaupt war es so eingerichtet, dass die Waren den Plünderern, das Geld und die Schmucksachen der Polizei und den Kosaken gehörten. Denn gar bald waren auch die Kosaken mit den Hooligans eng verbrüdert und teilten mit ihnen die Beute. Kam ihr Kommandant heran, so stellten sie sich in Reih' und Glied, kaum war er fort, wendeten sie sich jubelnd ihren Plünderungsgenossen zu. Ein junger Bursche kam aus einem geplünderten Kleidergeschäft in einem ganz neuen Ueberzieher. Als er am Polizeiaufseher Sjerko vorbeiging, fragte er ihn, ob der Ueberzieher ihn kleide. Dieser schnauzte ihn gutmütig an. Der Bursche verstand ihn nicht recht und warf erschrocken den Ueberzieher weg. Aber Sjerko hielt ihn zurück: „Nimm doch den Ueberzieher! Man wird ihn hier zertreten." . . .

Ein anderer kam mit einer neuen Uhr und fragte den genannten Polizeibeamten, der im Kreise von Bekannten stand, wie ihm die Uhr gefalle. Dieser war über das familiäre Benehmen ungehalten. Da antwortete der Bursche: „Aber ich habe doch für Sie die Uhr genommen!" Mit welcher Gier die Polizeibeamten plünderten, zeigt folgende Tatsache: Als nach dem Pogrom ein Polizeibeamter zu einer Bäuerin kam, um dort eine Hausdurchsuchung zu machen, rief ihm diese zu: „Bei mir wollt Ihr eine Durchsuchung machen! Und wo sind die Weinflaschen, die Ihr geleert habt, als man das Geschäft von — — — plünderte, und wo sind die Seidenstoffe, die Ihr Euch um den Leib wickeltet?" Der Polizeibeamte musste schweigen.

So dauerte die Plünderung den ganzen Tag. Die verzweifelten Juden wagten nicht einmal, um Hilfe zu flehen. Sie verbargen sich in den Häusern. Wagte sich jemand auf die Gasse, so wurde er von den Polizisten ergriffen und den Hooligans zur Behandlung gegeben. Einige Juden kamen auf diese Weise beinahe ums Leben. Manche wandten sich um Hilfe an die Kosaken, an den Isprawnik, doch jeder gab eine ausweichende Antwort. Auf die verzweifelte Frage eines Juden, dessen Geschäft geplündert wurde, warum der Polizeiaufseher dastehe und es geschehen lasse, antwortete dieser: „Wenn es Ihnen nicht gefällt, dass ich hier stehe, so werde ich nach Hause gehen und mich schlafen legen." Einer jüdischen Frau, deren Geschäft ganz demoliert war und die zwei Schutzleute um Begleitung bat, um nachzusehen, was noch übrig geblieben sei, drohten die Schutzleute mit Ermordung.

Die Kosaken liessen die Eigentümer der geplünderten Geschäfte überhaupt nicht heran. So ging es im lustigen Tempo — lustig im buchstäblichen Sinne des Wortes, denn die Kosaken begleiteten die Arbeit der Plünderer mit einer lustigen Singweise — den 20., den 21. und einem Teil des 22. zu. Am 21. früh kamen die Bauern mit Fuhrwerken und Säcken, und die Plünderung wurde noch grandioser. Volle Wagen wurden aufgeladen. Die Kosaken und Polizisten riefen den das Geplünderte wegführenden Bauern zu: „Ladet aus und kehret wieder."

Aber die Bande hatte nicht genug am Plündern. Am 21. gegen Mittag steckten sie die jüdischen Geschäfte und Häuser in Brand. Alle Löschversuche wurden von der Polizei vereitelt. Als die Juden den Isprawnik um Löschapparate baten, schickte er ihnen wie zum Hohne eine zerrissene Wasserpumpe. Die besten jüdischen Häuser der Stadt gingen in Flammen auf. Ein sehr grosser Teil der russischen Bevölkerung stand in der Nähe und weidete sich am Anblick. „Intelligente" Damen aus der russischen Gesellschaft nahmen direkt an der

Plünderung teil. Nur in seltenen Fällen hörte man seitens der Russen ein Wort des Mitleids. Gab es doch einen triftigen Grund zur Freude, denn viele von ihnen bereicherten sich am „Streik", wie der Pogrom scherzweise von ihnen genannt wird. „Ich hab' am Streik gearbeitet, da hab' ich was verdient" — ist ein Ausspruch, den man in Bachmut seit dem Pogrom häufig hört.

Die 2½ Tage der Zerstörung haben ihr Werk getan: Nachdem jüdische Habe im Werte von vier Millionen Rubeln vernichtet worden war, blieb zum Plündern nichts übrig. Am 22., während noch die Gebäude brannten und das jüdische Spital in Flammen stand, erhielt der Isprawnik vom Gouverneur eine Anfrage über die Situation und offenbar einen Befehl zur Einstellung des Pogroms. Darauf telegraphierte er, dass in der Stadt „völlige Ruhe herrsche". Es ist zu verzeichnen, dass beim grossen Brande nicht ein einziges Haus eines Russen Schaden gelitten hat. Die Hooligans schützten selber die Nichtjuden vor dem Feuer. Schliesslich bekamen auch die russischen Kaufleute Angst vor den Plünderern. Da wurden Massregeln ergriffen. Patrouillen durchzogen die Strassen. Aber die Befürchtungen waren grundlos. Die Plünderer, von einer sicheren Hand geleitet, wussten, wann man Halt machen musste, und der Pogrom hörte von selbst auf.

In Bachmut war die Mitschuld der Polizei so sonnenklar, dass diese gar nicht den Versuch machte, den Verdacht von sich abzuwälzen. Als man nach dem Pogrom dem vielgenannten Sjerko sagte, die Bevölkerung wundere sich, dass er noch nicht verhaftet sei, antwortete er: „Ich bin ja bereit, meine Schuld zu büssen, aber zuerst müsste man auch die Vorgesetzten hinter Schloss und Riegel bringen." Die Kosaken wälzten die Schuld auf die Polizei ab. Sie erklärten, diese habe ihnen verboten, gegen die Hooligans aufzutreten. . . .

Die „öffentliche Meinung" in Bachmut liess auf sich lange warten, bis sie es zu einer Kundgebung brachte. Der Bürgermeister hielt es nicht einmal für notwendig, eine ausserordentliche Sitzung des Stadtrats anzuberaumen. Erst nach vier Tagen wurde in der ordentlichen Sitzung der Duma die Lage besprochen, wobei es natürlich an antisemitischen Reden nicht fehlte. Schliesslich kam man überein, einen „Beruhigungs-Aufruf" an die Bevölkerung zu erlassen, der aber in folgendem Satze ausklang: „Und ihr, Juden, giesset nicht Oel in die Flamme!"

Auch der Isprawnik liess so eine Art Aufruf anschlagen, der von moralischen Sentenzen strotzte, wie z. B.: „Geraubtes Gut frommt nicht" usw. Derselbe Stadtgewaltige predigte den Bauern laut deren Aussage eine andere Maxime: „Nimm, trag' weg!"

Man kann sich wohl denken, dass die Befolger der ersten Maxime, des Pogromdogmas, die Schwenkung der Sinnesart des Isprawniks nicht ernst nahmen und für seine Predigt taub blieben.

Wie „gerecht" die Polizei war, zeigte sie an der Art der „Rückerstattung" der geraubten Güter. So z. B. wurde ein Jude, der einen ungeheueren Vermögensschaden erlitten hatte, zur Polizei gerufen, dort wurde ihm ein Stück Linoleum „zurückerstattet", und dafür mußte er eine Quittung unterzeichnen, dass er „alles zurückbekommen" habe . . . Uebrigens schreibt sich die Polizei als besondere Wohltat zu, dass sie es zu Mordtaten nicht kommen liess. Den ermordeten Arbeiter und einige arg zugerichtete Juden zählte sie nicht mit . . . Die wirtschaft-

liche Zerrüttung der Juden übte übrigens auf den allgemeinen Stand des Handels eine verderbliche Wirkung aus. Die russischen Handelsleute konnten, als die Ruhe eingetreten war, an ihrem Werke keine Freude erleben, denn die meisten russischen Einwohner der Stadt waren übergenug mit Waren „versehen“ und brauchten auf lange hinaus nichts zu kaufen . . .

Viele Juden verliessen die Stadt. Die Pogromgefahr schwebte seitdem unausgesetzt über Bachmut.

Jusowka

Gesamtbevölkerung gegen 40 000, Juden gegen 10 000.

I.

Weit und breit um den Flecken Jusowka herum spürt man den Odem der gewaltigen Bergwerksindustrie des Gouvernements Jekaterinoslaw, fühlt man die Herrschafts- und Machtgelüste des Kapitalismus und sieht so recht, was dieser den Massen gibt und was er ihnen nimmt. Wie Symbole künftigen Kampfes, der schliesslich allüberall aus der Vereinigung von Kapital und Arbeitsproletariat erwächst, liegen in Jusowka und um Jusowka herum in kürzeren oder längeren Intervallen ausgebreitet die düsteren, weithin sich erstreckenden Fabrikgebäude mit ihren himmelanstürmenden, Feuersäulen und Rauchwolken ausströmenden Riesenschloten, die Luft mit unaufhörlich zischenden, sausenden, gellenden, kreischenden Tönen erfüllend.

Jusowka ist ein Ort ohne Tradition, einzig und allein eine Schöpfung der Industrie, an einer Stätte, die noch in den sechziger Jahren des vorigen Säkulums eine kahle Steppe gebildet hatte, gegenwärtig mit jedem Jahre immer mehr emporblühend und immer neue Tausende, Kapitalisten wie Arbeiter, heranlockend. Wie es von einem Engländer, dessen Namen es trägt, vermittelst englischer Kapitalisten aus dem Nichts hervorgezaubert worden ist, so behält es bis auf den heutigen Tag ein internationales Gepräge, zu dem infolge der Schnelligkeit, mit der Jusowka sich entwickelt, in Lebensauffassungen und Arbeitstempo ein amerikanischer Hauch sich gesellt. International ist vor allem das höhere Personal in den Fabrikwerken von Jusowka, Verwaltungsbeamte sowohl als Meister und Techniker, die sich zum grossen Teil aus Engländern, Belgiern, Franzosen rekrutieren, während das Gros der Arbeiterschaft aus den Zentralgouvernements — Kursk, Oriol, Smolensk u. a. — stammt. Um diese von Jahr zu Jahr in Jusowka und Umgegend sich erweiternden Werke, Zechen und Fabriken hat sich eine stattliche Bevölkerung von Kaufleuten, Bankbeamten, Händlern, Vermittlern, Handwerkern und sonstigen Zuzüglern, die dem Jusowkaer Angebot an Erzeugnissen und Arbeit, sowie der Jusowkaer Nachfrage nach fremden Produkten ihre Berufe anzupassen verstanden haben, gruppiert, und einen enormen Austausch von Industrie- und landwirtschaftlichen Erzeugnissen geschaffen, da Jusowka allmählich auch für eine Reihe im Umkreise befindlicher Grossfabriken und Gruben, was deren Bedarf betrifft, zum Zentralmarkt geworden ist. Von den ungeheuren Umsätzen der Fabriken und Banken schon ganz abgesehen, pflegen die lokalen Handels- und gewerblichen Firmen einen jähr-

lichen Umsatz von 10—15 Mill. Rubeln zu machen, während die Märkte, die für den Konsum Jusowkas und der Umgegend an landwirtschaftlichen Produkten, Vieh und dergleichen sorgen, ihrerseits gewaltige Summen ins Land entsenden.

Naturgemäss hat Jusowka, das im jüdischen Ansiedlungsrayon gelegen ist, bald nach seiner Entstehung viele Juden angezogen; deren durch historische Uebung und russische Gesetzgebung zum Handel und Handwerk, sowie zur Vermittlung mehr gezüchtete als prädestinierte Rolle konnte hier in reichem Masse zur Geltung kommen. Allein da Jusowka bis in die neunziger Jahre hinein trotz seiner Bedeutung und trotz seiner städtisch-kapitalistischen Allüren nominell ein Dorf blieb, so war die den Juden sonst verwehrte Niederlassung nur mit den grössten Schwierigkeiten und mit erheblichen „Geldkosten" verbunden. Die russische Polizei, die unersättlich ist, und von den Russen und Ausländern nur weniges zu erpressen vermag, erkannte sofort die glänzende Einnahmequelle, die die „illegalen" Ansiedler ihr boten, und verbitterte ihnen das Dasein. Diesen Qualen der Jusowkaer Juden machte der Zufall ein Ende. Zar Alexander III. bezeichnete einmal aus Versehen in einer Antwortdepesche Jusowka als Flecken. Von da ab ist Jusowka, gemäss dem Zarenworte, ein Flecken und gehört zu den Orten, die der Fuss des russischen Juden „entweihen" darf.

Allein etwa gleichzeitig tauchte ein anderes Gespenst auf, das Gespenst des Pogroms. Denn ganz ausser der Zeit erlebte die Jusowkaer Judenheit einen Exzess, nämlich im Jahre 1892, während der Choleraunruhen. Die Obrigkeit, die den antisemitischen Beigeschmack der Ausschreitungen verkannte, unterdrückte wohl die Jusowkaer Unruhen energisch, aber die dortigen Juden konnten sich von ihren Besorgnissen nicht mehr befreien, wozu sie besonders in den letzten Jahren guten Grund hatten.

Denn einerseits gab es unter den eingewanderten russischen Handels- und Gewerbetreibenden ein beträchtliches Kontingent reaktionärer Elemente, die aus den primitivsten Konkurrenzrücksichten die Propaganda des Antisemitismus mit den gröbsten Mitteln betrieben, andererseits waren die Polizeibehörden trotz der gern empfangenen jüdischen Kollektivspenden seit dem Erstarken der Freiheitsbewegung stets darauf bedacht, den Zorn der immer unruhiger werdenden Menge gegen die Juden zu wenden.

So hatte sich in Jusowka sehr frühzeitig ein „Schwarzes Hundert" aus russischen Hausbesitzern, Krämern, Kleinbürgern, Handwerkern gebildet, das noch dazu auf grosse unorganisierte Massen, namentlich diejenigen, die unter Tag arbeiten, rechnete und demgemäss auf diese durch aufwieglerische, rohe Proklamationen einzuwirken sich bestrebte. Nur durch sozialdemokratische Drohbriefe liessen sich die Rädelsführer von dieser Tätigkeit abbringen und gaben sogar das heilige Versprechen ab, dass es keinen Pogrom geben würde. So sicher waren sie also ihrer Sache, dass es von ihnen abhinge, einen Pogrom hervorzurufen oder hintanzuhalten . . .

Und die Jusowkaer Juden erkannten sehr wohl die Gefahr, in der sie stets schwebten. Denn dass ihnen die Polizei nicht beistehen würde, mochten selbst die hartgesottensten jüdischen Polizeianhänger einsehen. Allerdings war noch wenige Jahre vorher, beim Ausbruch der Kischinewpanik, die Jusowkaer Judenschaft so naiv gewesen, sich eine ständige, von den Juden zu erhaltende Militärtruppe zu wünschen, um

vor etwaigen Ueberfällen sicher zu sein; aber diese Zeiten waren bald dahin. Denn schon im Frühjahr 1903 hatte ihnen die Polizei gezeigt, wes Geistes Kind sie sei. Man hatte geglaubt, dass zum 1. Mai jenes Jahres eine Demonstration bevorstände, und flugs lautete die polizeiliche Parole: „Wenn eine Demonstration stattfinden wird, garantieren wir nicht, dass es keinen Pogrom geben wird.“ Dass diese Worte keine leere Drohung waren, bewies die Polizei bei einer späteren Gelegenheit, im Februar 1905, als ein wirtschaftlicher Riesenstreik ausbrach, an dem gegen 15—18 000 Fabrikarbeiter teilnahmen. Damals war es die erste Sorge der Polizei, aus dem Streik einen Pogrom zu machen. Das teuflische Beginnen misslang nur dank den Bemühungen der Streikleiter, die den Massen den Gedanken beibrachten, dass es sich um einen provokatorischen Schachzug der Polizei handle, die die Arbeiter zu verleiten suche, um sodann unter *ihnen* ein Blutvergiessen anzustiften.

Hatte hiermit die Polizei keinen Erfolg, so arbeitete sie doch auf andere Weise unausgesetzt daran, zu gleicher Zeit die Juden und die Freiheitsbewegung zu kompromittieren. Gelang es ihr, jüdische Freiheitskämpfer zu erwischen, so trieb sie die Festgenommenen durch die langen Prospekte aus irgend einem angeblichen Grund, in Wirklichkeit aber, um den russischen Spiessbürgern die Identität von Revolution und Judenbestrebungen ad oculos zu führen und die Volkstümlichkeit des Freiheitskampfes zu untergraben. Noch krasser trat diese Methode in folgender echt polizeilichen, provokatorischen Handlung zutage: Einmal sammelte sie auf den Strassen ausgestreute revolutionäre Proklamationen auf, versah sie mit der Aufschrift „von den Juden“ und verbreitete sie nochmals. Diese Stempelung der russischen Freiheitsbewegung zu einer jüdischen stachelte die den Juden feindlich gesinnten Schichten noch stärker an und verführte noch mehr jene Volksmassen, die, in Finsternis lebend, sich selbst ins Fleisch zu schneiden willens sind.

II.

Denn trotz des gewaltigen Aufschwungs Jusowkas in industrieller und kommerzieller Beziehung stand die Einwohnerschaft des Ortes im Herbst 1905 auf einem ziemlich niedrigen Niveau politischer Entwickelung. Die Gesinnungen der russischen Kaufmannschaft und der russischen Gewerbetreibenden erschöpften sich mehr oder minder im „patriotischen“ Antisemitismus, und die wenigen Vertreter der gebildeten und halbgebildeten Klassen, die Jusowka selbst beherbergte, taten, wenn man von einem fortschrittlichen Geistlichen absieht, den reaktionären Stimmungen keinen Abbruch.

Etwas weiter ging die politische Reife bei einem Teil der Fabrikangestellten und Fabrikarbeiter, ohne jedoch zu maßgebender Bedeutung zu gelangen. Von den 50 Ingenieuren der Jusowkaer Hauptfabrik gehörte wohl ein Bruchteil zum Doner Verband, der in seiner Majorität sogar sozialdemokratisch war und während der stärksten Revolutionszeit scharfe Resolutionen fasste, aber andererseits stand ein grosser Teil der Jusowkaer Ingenieure nebst der Fabrikdirektion auf dem Boden des rechtesten Flügels des Oktoberverbandes, also der schwärzesten Reaktion sehr nahe. Auch von den Steigern zählten kaum 10% zu den radikalen Parteien, ein Prozentsatz, der bei den Arbeitern, obwohl sie an der proletarischen Bewegung am meisten interessiert sein sollten,

noch mehr herabsank. So waren von den ca. 15 000 lokalen Fabrikarbeitern kaum 500 (etwa 3%) organisiert und nicht mehr als 1500 (etwa 10%) auch nur etwas von der Propaganda erfasst. Noch weit geringer waren die Ergebnisse der sozialdemokratischen Arbeit bei den etwa 35—40 000 Fabrik- und Grubenarbeitern der Umgegend, wobei namentlich letztere selbst den ökonomischen Forderungen fern standen und überhaupt ein äusserst rohes und ungeschlachtes Element waren.

Da aber die revolutionären Organe immer wieder von den Fortschritten in Jusowka sprachen, da es daselbst sowohl Bolschewiki als Menschewiki gab, da hier verschiedene Organisationen ihre Abteilungen besassen,[1]) so täuschten sich über die wirkliche Lage sowohl die Sozialisten als die Juden. Die radikalen Parteien waren in Wirklichkeit weit davon entfernt, eine entscheidende Macht bei politischen Vorgängen in die Wagschale legen zu können, ja selbst die bei den Arbeitern gewöhnlich massgebenden Autoritäten befanden sich nicht im Lager der Freiheitsanhänger. Der einzige wesentliche Erfolg der revolutionären Strömungen war der grosse Februarstreik, aber auch er ist ganz und gar auf wirtschaftliche Momente zurückzuführen. Dieser Streik jedoch hatte bei den organisierten Parteien sowohl als bei den Juden eine grosse Selbsttäuschung bewirkt.

Denn da die Arbeiter sich in jenem kritischen Moment trotz polizeilicher Umtriebe nicht hatten verleiten lassen, die Juden zu überfallen, so bauten nunmehr diese auf die Arbeiter wie auf „einen Felsen" und hofften, dass sie im Falle eines Pogroms mit Bestimmtheit auf ihrer Seite sein und sie schützen würden. Daneben vergassen sie allerdings auch nicht des in früheren Jahren altbewährten Mittels und entrichteten an die Polizei regelmässig ihre Pogromsteuer nach einer gewissen hierarchischen Stufenleiter. Die reaktonIären jüdischen Elemente waren weitergegangen; um die von ihnen verehrten Mächtigen für sich milde zu stimmen, hatten sie im Februar 1904, beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges, ihrerseits eine „patriotische Manifestation" veranstaltet und dazu eine blaue Flagge und einen Magen-David (das jüdische Abzeichen) missbraucht. Die armen „Patrioten"!

Die Jugend dachte an andere Abwehrmittel. Auch in Jusowka gab es doch trotz aller Lebenshast und Gewinnsucht eine Reihe idealer jüdischer Organisationen. Am stärksten waren die Zionisten gewesen, die vor dem nach dem 7. Kongress bewirkten Zerfall in ihren verschiedenen Gruppierungen insgesamt 400 Mitglieder (darunter 80 Territorialisten) zählten; im Herbst 1905/06 bestanden noch hauptsächlich die Poale-Zion mit ca. 120 Mitgliedern und Sympathisierenden, und ihnen kamen an Zahl die in der allgemein russischen Partei vereinigten jüdischen Sozialdemokraten (vorwiegend Handelsangestellte) gleich, während die Bundisten eine geringfügige Gruppe besassen. Aus diesen Elementen hatten sich mehrere Monate vor dem Oktobermanifest Selstwehrabteilungen gebildet, die unter den Juden Gelder sammelten und Feuerwaffen sich anschaften. Dies Beispiel wirkte auch auf einzelne Privatleute ansteckend, so dass sie sich persönlich mit Pistolen versahen. Die Selbstwehrabteilungen genossen ein gewisses Ansehen im Flecken und wirkten als prophylaktisches Mittel gegen etwaige Exzesse. Schon ihr Vorhandensein hielt verschiedene Pogromanhänger im Zaume und verscheuchte manche Gefahren.

*) So die Iskra, der Doner Ingenieurverband, der Steigerverband usw.

Zu Beginn des Oktober hatten die verschiedenen Abwehrgruppen sich zu einem Organismus verbunden und wählten ein gemeinsames Komitee, das nunmehr über etwa 150 organisierte Selbstwehrmänner verfügte. Die jüdischen Sozialdemokraten rechneten zudem auf 70 Nichtjuden, die im Falle eines Pogroms den Juden zu Hilfe kommen würden. Indes sollte diese reorganisierte Selbstwehr nur ein Gespenst bleiben, da sie, beim Ausbruch des Pogroms als erstes Opfer überwältigt, gar nicht dazu kommen konnte, ihrer Mission gerecht zu werden. Denn der Pogrom brach zu einer Zeit und an einem Orte aus, wo er am wenigsten erwartet wurde.

III.

Jusowka erfuhr vom Manifest erst am 19. Oktober morgens. Sofort machten sich gegen 75 Personen, die zur Hälfte aus Nichtjuden bestanden, auf, um eine Demonstration durch die Strassen zu veranstalten. Im ganzen schlossen sich dieser Gruppe allmählich gegen 300 Personen, überwiegend Juden, an. Dabei wurden drei Reden in sozialistischem Geist gehalten. Es wurde über den mangelnden Fortschritt Jusowkas Klage geführt — hatte doch bis dahin in diesem Industriezentrum überhaupt nur e i n e von der „Iskra“ und den „Poale-Zion“ veranstaltete und von der Polizei aufgelöste Strassenkundgebung stattgefunden — und der Beschluss gefasst, die im Gefängnisse schmachtenden Politischen zu befreien und am nächsten Tage die Freudenbotschaft durch ein allgemeines Fest zu feiern, wozu die Proletarier aus den Fabriken und Werken eingeladen seien.

Am 20. Oktober versammelte sich des Morgens eine mehrtausendköpfige Menge von Männern und Frauen auf der Hauptstrasse, darunter sehr viele Russen. Es sprachen kurz Juden und Nichtjuden. Die festliche Stimmung war einerseits ob der von einer Deputation jüdischer Liberalen erwirkten Freilassung der politischen Häftlinge bei den Freiheitsanhängern eine gehobene, wurde aber andererseits dadurch gedämpft und gestört, dass die Schwarzhundertler über die Flaggen der Poale-Zion, Sozialdemokraten und Anarchisten ihren Unwillen kundgaben und verdächtig agitierten, dass ferner die Fabrikarbeiter sich nicht zum Solidaritätsfest eingefunden hatten. Die Hoffnung der Demonstranten, dass die Arbeiter zuerst einen kirchlichen Gottesdienst abhalten und gleich darauf zum Jubelfeste voll Begeisterung zusammenströmen würden, hatte sich nicht bewährt. Zur Verwunderung der Versammlung kam sogar die Kunde, dass in der Hauptfabrik weiter gearbeitet werde.

Die Menge ward peinlich berührt durch diesen Missklang. Da ertönt es von vielen Seiten: „Zur Fabrik, zur Fabrik! lasst uns die Genossen abholen,“ und gegen 300—400 Versammlungsteilnehmer, hauptsächlich Sozialdemokraten und Poale-Zion, leisten diesem Rufe Folge. Die Poale-Zion benutzen noch diese Gelegenheit, um ihre Aufrufe zu verstreuen, wodurch sie die Reaktionäre noch mehr aufgebracht haben sollen.

Die Fabrik bietet von vornherein eine unangenehme Ueberraschung. Die Ankömmlinge werden nicht freundschaftlich begrüsst. Das Tor ist geschlossen und wird erst unter dem Druck der andrängenden Menge geöffnet. Aus nationalen Rücksichten und in einiger Erkenntnis der drohenden Gefahr gehen russische, den Arbeitern seelisch näherstehende Sozialdemokraten voran, und ihnen folgt der Tross der

Demonstranten. Kühle, finstere, oft drohende Blicke begegnen den Botschaftsüberbringern, aber diese gehen mutig und entschlossen an die Arbeiterscharen. Juden reden nur wenig, aber ein russischer Sozialdemokrat wendet sich mit einer langen Ansprache an die proletarischen Massen. Das Wort stimmt manchen um, und schon scheint das gefährliche Wagnis glücklich ablaufen zu sollen. Vielleicht dürfte es auch gelingen, einen Teil der Arbeiter zum Mitfeiern zu veranlassen!

Gerade aber die schwankende Haltung einzelner Arbeiter regt die reaktionären Rädelsführer auf, und unverzüglich, wider Erwarten gehen sie zum handgreiflichen Angriff über. Fanatisiert, bestialisiert, lassen sie und viele Kameraden über die Demonstranten einen Hagel von Steinen niedersausen. Ringsherum erschallt der Kriegsruf „Haut die Juden!" und weckt die niedrigsten Instinkte in den Tausenden. Die Demonstantenmenge, die beim Eintritt in die Fabrik bereits zusammengeschrumpft war, sieht sich von einer gewaltigen Uebermacht umringt. An eine Gegenwehr ist kaum zu denken. Aus den paar Revolvern, die bei einzelnen Teilnehmern vorfindlich sind, werden auf die Angreifer Schüsse abgegeben, ohne jedoch die Massen abzuschrecken. Vergebens suchen jetzt die Demonstranten, durch die Flucht dem fürchterlichen Schicksal zu entgehen. Sie befinden sich wie in einem Käfig: gesperrt ist das Tor, durch welches sie hineingelassen worden sind, das andere nur durch die Reihen der entfesselten Wüteriche zu erreichen. In Pogromler verwandelte Fabrikarbeiter hauen auf die Flüchtigen mit Aexten, Eisenstangen, Steinen, Zangen und sonstigen Fabrikgerätschaften ein und verunstalten die Menschen, die zu ihnen als Brüder gegangen, um von Freiheit und Gleichheit zu reden, zu einem blutigen Brei. Voll Hass treten sie sie, zerhacken, verstümmeln sie, die Unglückseligen, die blindlings in die Falle geraten waren. So hatte sich vor Menschen, die noch eben mit seliger Lust die Freiheit und die Zukunft gefeiert hatten, die Hölle aufgetan, und nur unter entsetzlichen Opfern kamen sie aus der unheimlichen Stätte heraus.

Das Unheil hatte begonnen. Hinter dem Zaun der Fabrik lagen fünf Tote, denen bald andere folgen sollten, Dutzende von Schwerverwundeten flohen nach allen Richtungen, und der Pogrom war im vollen Gange. Statt der Freiheitsreden gab es nur Flüche, statt der Freudenausbrüche markerschütternde Hilferufe, Entsetzensschreie und Jammerlaute. Denn das Beispiel der vor den Toren des Fleckens gelegenen Fabrik wirkte in diesem selbst wie der Sturmwind. Die Sprache der drüben verübten und von niemand beanstandeten Greueltaten und Unmenschlichkeiten ward von den Judenhassern des Fleckens selbst schnell aufgefasst und in selbständiger Variation sofort in die Tat umgesetzt. War es dort eine unmittelbare Erwiderung auf die Botschaft von künftiger Freiheit und neuer Lebensordnung, die von der Fabrikgemeinschaft in Verkennung der eigenen Interessen und aus Hass gegen die Botschaftsüberbringer erfolgte, so hatte hier erst eine gewisse Sammlung und Bearbeitung der heterogenen Kräfte und Interessensphären stattfinden müssen. Als aber im Fabrikhof das Blut zu fliessen begann, da waren sie alle zusammengekittet, und so stürzten sich fast gleichzeitig, als jenes Gemetzel stattfand, im Flecken selbst Hunderte, die bald zu Tausenden anschwollen, über die jüdischen Wohnungen, misshandelten, schlugen, töteten die Menschen, die sich nicht zu retten verstanden, vergewaltigten Frauen, die ihnen in die Hände kamen, und schleppten das jüdische Hab und Gut fort. Leute

aus dem Mittelstande, wie Ladeninhaber, Beamte (z. B. einzelne von der Post), Handwerker — vornehmlich als Aufhetzer und Rädelsführer, aber auch hie und da als aktive Exzedenten, Grubenarbeiter und sonstige Einwohner, namentlich Frauen, sowie ferner professionelles Raub- und Diebesgesindel — als Plünderer: so gestaltet war das verbündete und verbrüderte Pogromheer, das über die friedliche jüdische Einwohnerschaft von Jusowka herfiel und zwei Tage lang mordete und raufte. Und zu allen diesen Elementen gesellte sich noch eine Kategorie, die gelassen auf ihre wirtschaftlichen Vorteile bedachten Bauernscharen, die, gleich den Grubenarbeitern von Wjetki, wohlvorbereitet und mit Säcken aus den nahegelegenen Dörfern, selbst aus dem regierungsfeindlich angehauchten Andrejewka, ankamen und an der Plünderung nach bestem Können sich beteiligten.

So war die Organisation der Pogromereignisse, wenn von vorangegangener Agitation abgesehen wird, in Jusowka mehr spontaner Natur. Der Exzess entlud sich als eine Kombination mannigfaltiger Vorgänge und Stimmungen und war ein Zwischending zwischen Elementarkraft und künstlicher Schöpfung. Zu der durch jahrelange Propaganda angesammelten Erbitterung über eine vermeintliche Gefährdung überkommener Heiligtümer seitens eines verhassten Stammes kam die in den Massen erwachte Raubsucht hinzu, die um so wirksamer wurde, als jene sich immer mehr ihrer Straflosigkeit vergewisserten.

Denn die Polizei, die wohl informiert und auf einen Pogrom gefasst war, stand offiziell abseits. Inoffiziell hatte sie ja, wie wir schon gesehen haben, wesentlich dazu beigetragen, dass ein Pogrom möglich wurde, hatte sie jahrelang die verschiedenen Bevölkerungsschichten durch eine unerhörte Hasspropaganda vergiftet und wohl auch kurz vor dem Manifest direkte Versuche gemacht, organisatorische Kräfte zu Pogromzwecken ins Leben zu rufen, ja, wie versichert wird, aus dem verbrecherischen Gesindel Lohnpogromler anzuwerben, — inoffiziell waren manche der Pogromanführer der Polizei nahestehende oder gar in ihrem Solde stehende Leute.

Offiziell jedoch bewahrte sie die Rolle der Passivität, tat sie so, als ob sie solchen Kraftäusserungen gegenüber machtlos wäre. Sie schämte sich nicht, eine derartige Haltung an den Tag zu legen, obwohl ihr gegen hundert Kosaken und eine oder zwei Kompagnien Dragoner und Infanterie zur Verfügung standen. Hatte sie aber von einem Juden während des Pogroms Spezialgelder erhalten, so zeigte sie sich auf der Höhe ihrer Macht; dann kamen Soldaten oder Kosaken mit bestimmten Anweisungen und verscheuchten von den privilegierten Wohnungen die Plünderer mit der grössten Brutalität, ja, um ihre Kunst zu zeigen, traten sie sie oft mit Füssen, ganz so, als ob es Juden wären . . .

Und die Selbstwehr? Wahrscheinlich hätte sie in Anbetracht der Plünderermenge einerseits, des stattlichen Militärkontingents, das ja stets gegen die Selbstwehr sich wendet, andererseits, auch wenn sie in Aktion getreten wäre, nichts auszurichten vermocht. Allein sie war gar nicht in der Lage, ihrer Bestimmung nachzukommen, da sie mit dem Ausbruch der Exzesse zerstoben war. Hatte doch die Demonstantenschaar, die im Ueberschwang der Gefühle so tollkühn die andersdenkenden und andersfühlenden Arbeiter der Fabrik zu Freiheitskundgebungen zu veranlassen versucht hatte, im wesentlichen aus den Selbstwehrleuten bestanden! Mit diesem Versuch hatten sie in blinder

Vertrauensseligkeit sich selber in eine Falle begeben, sich von vornherein der Wehrkraft und die jüdische Bevölkerung des Schutzes beraubt. Waffenlos, wie sie meist waren, konnten sie sich nicht einmal selber vor dem Ansturm der wütenden Menge verteidigen und hatten nur an ein Entkommen aus der Hölle wildester Grausamkeiten zu denken. Als sie nach langen Martern und peinigendem Hin- und Herrennen durch den mächtigen Fabrikhof in die Freiheit gelangt waren, hatten sie in ihren Reihen zahlreiche Verwundete und einzelne Tote und, obwohl geschlagen und aufs übelste zugerichtet, sahen sie die erbarmungslosen Verfolger auf den Fersen. Sie flohen mit den übrigen Demonstranten nach der Station Jusowo, nach Ssemionowka, Jassinowatoje und anderen Orten, stiessen aber auch auf dem Wege auf wutentbrannte Scharen aufgehetzter und bewaffneter Arbeiter. So wurden sie in Jusowo, Muschketowo und sonstigen Orten von Grubenarbeitermassen entsetzlich geprügelt, und ihr Schicksal war um so kläglicher, als sie wohl wussten, welche Hoffnungen ihre arg bedrängten Brüder in ihre Verteidigunskraft gesetzt hatten. Vor dem Pogrom waren sie stets für die progromlerischen Elemente der grösste Schrecken gewesen, hatten so mehrfach deren Absichten vereitelt und das Unheil verhütet. Jetzt aber waren sie von den Brüdern abgeschnitten und überhaupt ein Spielball in den Händen grimmiger Feinde. Was vermochten die einzelnen, die zufälligerweise in dem Flecken verblieben oder auf Umwegen dorthin gelangt waren! Die paar Fälle, in denen sie Bedrohten Hilfe brachten, waren für den Fortgang der Exzesse belanglos. Erwähnung verdient nur das todesmutige Verhalten des Selbstwehrjünglings Persin, eines Poalezionisten, der in der Fabrik mit seinem Revolver eine Zeit lang allein eine grosse Arbeitermenge abhielt, wodurch er vielen Flüchtigen das Leben rettete, das seinige aber dabei hingeben musste.

IV.

Zwölf Tote (darunter vier von der Selbstwehr) und gegen hundert Verstümmelte und Verwundete zählten die Jusowkaer Juden, wobei nur die im Krankenhaus zur Behandlung gelangten registriert wurden. Viele hatten schwere Kopfwunden davongetragen, und die meisten mussten eine langwierige Kur von mehreren Wochen durchmachen, bis sie als mehr oder minder wiederhergestellt gelten durften. Dabei gab es eine Masse Geschlagener, Misshandelter, Gedemütigter. Das Vermögen der Juden war zum grossen Teil ausgeraubt, davongeschleppt. Zwei Häuser waren niedergebrannt, und 273 Familien hatten insgesamt einen Schaden von ca. einer Million Rubel erlitten, vom indirekten gar nicht zu reden, der mit der Stockung des gesamten wirtschaftlichen Lebens verknüpft war. Die „Stützen der Gesellschaft“ in Gestalt von Pogromlern hatten auch eine Synagoge nicht verschont. Nachdem diese „Christen“ das Bethaus demoliert hatten, zerfetzten sie die Thorarollen, d. h. das Alte Testament.

Die Zahl von Vergewaltigungen lässt sich naturgemäss nicht genau angeben. Von den Ortseinwohnern wird jedoch angenommen, dass es zehn solcher Fälle während des Jusowkaer Exzesses gegeben hat; ein Arzt stiess allein in seiner Praxis auf drei Frauenschändungen . . .

Ueberhaupt erzählen die Jusowkaer von vielen rohen und raffinierten Taten der Pogromhelden, wenn sie auch manche Uebertreibungen,

welche über Jusowka in Zeitungsberichte sich eingeschlichen hatten, richtigstellen. War doch die Wirklichkeit erschreckend genug![1])

V.

Ein trübes, nur von wenigen Lichtpunkten erhelltes Bild bietet uns das Verhalten der Nichtjuden von Jusowka gegenüber den vom Pogrom Betroffenen. Versucht man die dabei zutage getretenen gesellschaftlichen Erscheinungen auf Grund einer allgemeineren Analyse zusammenzufassen, so hebt sich folgende Maxime ab: vom Konglomerat der in Jusowka ansässigen oder tätigen verschiedenartigen nationalen Elemente waren die zu den herrschenden gehörigen gegen, die unterdrückten für die Juden. Und zu den herrschenden sind ausser den Russen, von deren Nuancen später die Rede sein wird, die nach Hunderten zählenden Ausländer zu rechnen; auch die Engländer, die unter den Ausländern in der Mehrzahl sind, hatten für die aufs äusserste Verfolgten und in qualvollsten Gefahren Schwebenden nicht das geringste Mitgefühl an den Tag gelegt. In diesem Falle war es weniger ein tief eingewurzelter Judenhass, als das reinste egoistische Klasseninteresse, das, wie in neu erschlossenen Kolonialgebieten, eingewanderte abenteuerlustige Elemente in eine Atmosphäre jenseits von ethischen Grundsätzen versetzt. Juden aber hatten ihre Kreise gestört; denn unter den Streikagitatoren befanden sich jüdische Jünglinge in erheblichem Masse, und so mochte den fremdländischen Kapitalvertretern und ihren Mitarbeitern ein Judenexzess als eine Erlösung

[1]) Von den vielfachen Erlebnissen der Jusowkaer seien ein paar, gerade weil sie typisch sind und in verschiedenen Wiederholungen wiederkehren, angegeben: Ein Mädchen floh aus der Schreckensfabrik, stolperte jedoch auf der Flucht und wurde von den Verfolgern eingeholt. Wie Tiere stürzten sie sich über das Opfer, stiessen und traten das Mädchen mit den Füssen, warfen sie hin und her, zerrten sie an den Haaren und liessen schliesslich von der Bewusstlosen ab. So oft nun neue Pogromler vorübergingen, stiess sie ein jeder mit den Stiefeln, um sich dessen zu vergewissern, ob sie noch am Leben sei, und eine tierisch gewordene, raubgierige Frau machte sich an das Mädchen heran und riss die Ohrringe mit einem Stück des Ohres ab. Die Misshandelte war völlig unkenntlich geworden.

Ein junger Mann lief von der ersten Linie nach der neunten, um sich nach dem Schicksal seiner Schwester zu erkundigen. Dort traf er sie jedoch nicht und rannte mit einem Verwandten und einem vierjährigen Mädchen weiter. Da die Lage immer schrecklicher wurde, versteckten sie sich in einem verödeten Hause in der elften Linie. Um Mitternacht jedoch drangen Exzedenten ein und schlachteten den einen buchstäblich mit dem Messer, während der andere bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen wurde und mit 14 Wunden, darunter auch solchen von Feuergeschossen, davonkam. Des Morgens fand man das vierjährige Kind im Blute der beiden watend.

Zwei Mädchen hatten sich in ihrer Not zu einer jüdischen Familie, bei der sie sich sicherer wähnten, geflüchtet. Da kam gerade eine Partie „friedlicher“ Exzedenten. Alle flohen, die Familie nach einer, die Mädchen nach einer anderen Richtung. Die Familie wurde indes von den Pogromlern eingeholt und völlig entkleidet; so mussten sie die ganze Nacht fast nackt (nur in Hemden) auf dem Felde kampieren. Die beiden Mädchen waren den Verfolgern entronnen und liefen zu Christen. Als sie anklopften, bekamen sie die Antwort: Gehet weiter, wir werden euch hauen. Nur nach langem Weinen gelang es ihnen, die verhärteten Herzen zu erweichen.

Waren doch auch Pomgromler zuweilen zu erweichen, z. B. in folgender abstossender Szene. Eine 70 jährige hinfällige Greisin überfällt eine Gruppe und schlägt sie so bestialisch, dass sie zu Boden fällt. Schon wollen sie ihr weiter zu Leibe gehen. Doch die Greisin fleht ihre Folterer an, ihr mit Rücksicht darauf, dass ihre Tage sowieso gezählt seien, den Lebensrest zu schenken; sie möchte nicht als Ermordete von dieser Welt scheiden. Da erwachte in den Mordgesellen ein Funke von Menschlichkeit, und sie liessen von ihrem Opfer ab. Es war eine Ausnahme. Denn oft wurden die Pogromler durch Bitten noch mehr gereizt.

von etwaigen Zwischenfällen solcher Art erschienen sein. Allerdings sollten sie gar bald eines anderen belehrt werden; denn gerade nach den unheilvollen Oktobertagen wurde Jusowka zu einem Hauptherd der Streikflammen.

Die Juden aber, die von der Bevölkerung mit den vereinzelten jüdischen Agitatoren vermengt wurden, hatten es vor dem Oktobermanifest mit beiden Seiten verscherzt. Denn nicht allein die Kapitalsvertreter, sondern auch diejenigen, denen die Ausstandsbewegung zugute kommen sollte, waren unzufrieden. Das Misslingen des grandiosen Februarstreiks hatte die Arbeiter erregt, verstimmt und für einige Zeit der Reaktion nähergebracht. Leicht war darum in ihnen die nationale Abneigung entfacht, als Antisemiten und Reaktionäre sich verbanden, um den Juden eine grausige Schlacht zu liefern. Mit besonderer Wut liessen gerade diese im ökonomischen Kampfe Geschlagenen zur Freude ihrer eigenen Gegner ihren Zorn an den jüdischen Demonstranten aus, als letztere zu ihnen mit freudigen Siegesnachrichten, die sie nicht verstanden, kamen. Es war, wie wenn Knechte den Spiegel zerbrechen, der ihnen ihre Knechtschaft vor Augen führt...

Vielleicht dämmerte jedoch später, nach dem Fabrikgemetzel, in ihnen irgend welches Verständnis zumindest für das Unvernünftige ihrer Handlung auf. Denn vom Pogrom innerhalb des Fleckens hielten sie sich im grossen und ganzen fern. Möglicherweise vermochten auch die wenigen organisierten Arbeiter auf ihre Kollegen nach den ersten schändlichen Brutalitäten irgend welchen Einfluss auszuüben. Jedenfalls war die Beteiligung von Fabrikarbeitern an dem zweitägigen Pogrom des Fleckens bei weitem nicht so gross, wie die der grossen Masse der Grubenarbeiter und zahlreicher anderer Bevölkerungsschichten aus den mittleren Klassen.

Nicht alle allerdings, die dem Pogromprozess selber fernstehen, sind ohne weiteres aus den Pogromlerreihen auszuschliessen. Dies gilt insbesondere für die Gebildeten, wenn sie in solchen Momenten kalt bleiben, indifferent werden oder gar Schadenfreude empfinden, wie es für einen grossen Teil der sogenannten besseren Schichten des Fleckens zutrifft. Zwar ist Jusowka trotz seiner glänzenden Ausbeutung der neuesten Kulturleistungen, wenn man von den in den Fabriken tätigen Elementen absieht, an Intelligenz nicht sehr reich, aber auch diese Gebildeten oder Halbgebildeten, wie die Lehrer und Lehrerinnen, die paar Richter, die Bankbeamten, die Postangestellten usw., zeigten, von dem später zu erwähnenden Ausnahmen abgesehen, den Juden und den Vorkommnissen gegenüber einen hohen Grad von Indifferentismus, der manchmal in barbarische Härte überging. Wenn gar Postbeamte an der Verprügelung von Juden, die gleich gehetztem Wild an der Post vorbeilaufen, sich weiden, dabei in lustigem Hohnlachen unverhohlen ihre aufwallende Schadenfreude äussern und einen Juden, der um 2 Uhr mittags im Postamt eine Zuflucht sucht, weil dieses zu schliessen sei, heraustreiben, dann ist die Grenze der Pogromanteilnahme von solchen Leuten bereits überschritten. In welchem Masse Kaufleute als Inspiratoren des Pogroms mitgewirkt haben, ist bereits erwähnt worden. Zu konstatieren ist nur, dass die reichen Kaufleute des Ortes sich *passiv* verhielten, während die mittleren und ärmeren — von denen, die am Pogrom nicht partizipiert haben, ganz abgesehen — bei dieser Gelegenheit sich meist als rabiate Judenhasser erwiesen oder zumindest an alle Märchen von der Schuld der Juden glaubten.

Im allgemeinen verband sich in ihnen ein verfehltes Nationalgefühl und das wirtschaftliche Interesse und schuf bei ihnen die echteste Pogromstimmung. Dies besagt indes nicht, dass sie alle den flüchtigen und sie bitterlich um ein Asyl anflehenden Juden die Aufnahme verweigerten.

Kam es doch überhaupt mehrfach vor, dass eifrige Judenhasser „ihre" Juden schützten. Selbst ein Rädelsführer, der in Verkleidung und mit beschmiertem Gesicht an der Spitze einer Exzedentenschar so aktiv war, dass er trotz üblicher Straflosigkeit nachher in Ketten geschmiedet und verhaftet wurde, Smirnow, versteckte bei sich zwei Juden, die über die Dächer hinweg zu ihm geflüchtet waren. Wie doch in der Menschenseele die Gegensätze oft nebeneinander wirken!

Daß aber gerade viele Hausbesitzer ihre Hausinsassen oft in Schutz nahmen, indem sie mit Heiligenbildern vor die Exzedenten hintraten, ihnen vorredeten, dass ihre Häuser judenrein geworden seien, sie auf andere Häuser hinwiesen und so den Mob irreführten, ist hingegen nur zum Teil auf ihre menschenfreundlichen Gefühle zurückzuführen. Weit eher dürfte dabei die Aussicht auf eine wachsende Rentabilität ihrer mit Judenschutz verknüpften Wohnungen zurückzuführen sein. Trat doch nach dem Pogrom tatsächlich die Erscheinung zutage, dass Juden sich besonders gern bei Christen einmieteten und diesen den Vorzug gaben. Kein Wunder, dass Leute, die solch bittere Erfahrungen durchgemacht haben, an einen Strohhalm sich klammern! Denn wenn auch sehr viele Jusowkaer Juden bei christlichen Mitbürgern ein, zumeist allerdings ungern gewährtes, Asyl fanden, so hatten doch andere vergebens an nachbarliche Türen geklopft, und manchmal wurden sie auch von guten Bekannten den Pogromlern in die Arme getrieben. Gewiss! Hie und da war es die Angst, in etwaige Mitleidenschaft gezogen zu werden, die in den Angeflehten beim Herannahen wütender Banden jedes Gefühl ertötete, so dass in verschiedenen Fällen Juden, die ein Asyl gefunden hatten, in solchen Momenten wieder hinausgestossen wurden, aber nicht gering ist die Zahl jener Zurückweisungen, bei denen jegliche Möglichkeit eines Aufkommens von solchen Besorgnissen ausgeschlossen war. Fiodor Iwanowitsch, der einen unserer Gewährsmänner, einen seiner guten Bekannten, zunächst freundlichst begrüsst, ihn jedoch, als er um eine Zufluchtsstätte ersucht wird, mit „na, adieu" hinauskomplimentiert und vor ihm ruhig die Tür zumacht — ist ein oft vorkommender Typus, aber noch typischer ist das Ausbleiben des freundlichen Grusses, insbesondere wenn es sich um „fremde" Juden handelt.[1])

---

[1]) Nur ein paar von den vielen Erzählungen, die Jusowkaer Juden über Erlebtes uns vorbrachten, mögen hier als Beispiele wiedergegeben werden:

Ein Gutsverwalter Zw. hatte seinem ganzen Benehmen nach nicht als Judenfeind gegolten. Viele Jüdinnen flohen darum zu ihm und wurden in seiner Abwesenheit von seiner Frau in einen Stall hineingelassen. Kaum war der biedere Mann nach Hause gekommen, als er losschrie: „Was? ist bei uns ein Kahal?" und die Zitternden hinausjagte. Vergebens flehten ihn diese an, ihnen gegen beliebiges Entgelt wenigstens Pferde zur Benutzung zu überlassen, um nicht ganz ungeschützt zu Fuss fortrennen zu müssen und nicht sofort in die Hände der ringsumher schnüffelnden und lauernden Hooligans aus der gefürchteten Grubenarbeiterschaft zu geraten. Erbarmungslos wurden sie auf die Strasse gestossen und auch tatsächlich von einer Bande angefallen. Glücklicherweise war diese Bande milder gesinnt und entliess die Flehenden gegen eine Geldsumme und einen Ring. Da erbarmte sich der ausserhalb der Stadt umherirrenden, von Gefahren umgebenen Frauen ein Waldhüter, nahm sie auf und liess sie in seiner Hütte übernachten.

Da ist es eine Freude, von entgegengesetzten Fällen zu hören und zu berichten. Nicht genug können die Jusowkaer von der Frau des Kreisingenieurs erzählen, die unter eigener Gefahr etwa hundert flüchtige Juden zu sich aufnahm und ihnen tagelang ausserordentliche, ja rührende Gastfreundschaft erwies. Und sie tat es nicht aus irgend welchen Parteirücksichten, sondern einzig und allein aus menschenfreundlichen Gefühlen. Von öffentlichem Interesse ist sodann die Tatsache, dass die drei orthodoxen Geistlichen des Ortes nicht nur dem Pogromtreiben abhold waren, sondern auch teilweise dagegen auftraten. Zwei von ihnen suchten die Juden zu schützen, wobei vornehmlich der progressive Eugenius grosse Energie an den Tag legte. Er gewährte vielen eine Zufluchstsstätte, verteidigte verschiedene Häuser, entriss den Verfolgern manche Opfer mit Gewalt und rettete eine Synagoge vor Demolierung. Bezeichnend war das Verhalten der Nichtjuden im Krankenhaus der Fabrik. Während die niederen Angestellten und selbst die Kranken den verwundeten Juden gegenüber einen verblüffenden Grad antisemitischer Rohheit zeigten, behandelten sie die Aerzte, fast nur Polen, äusserst liebevoll. Waren doch überhaupt die unterdrückten Völkerschaften, soweit sie in Jusowka vertreten sind, wie die Polen, Armenier, Tataren, auf Seiten der Juden.

VI.

Als wir Jusowka nach fünf Monaten aufsuchten, herrschte noch in jedem Winkelchen Pogromstimmung. Das Leben raste zwar in diesem Flecken weiter, schuf neue Wertobjekte und trieb die Menschen zu immer gesteigerterer Kraftentfaltung. Aber an die Fersen der Jusowkaer Juden hefteten sich die Schatten der Pogromtage. Unheimlich war die Erinnerung, unheimlich die Machtlosigkeit innerhalb der Zehntausende, unter denen es immer mehr gärte, deren Verhalten aber auch für die Zukunft besorgniserregend, wie eine Sphinx rätselhaft war. Der im Ort herrschende Kriegszustand schuf äusserlich die Ruhe eines Kirchhofs, und Legenden liessen das Erlebte ins Ungeheure, ins Gespensterhafte wachsen. Das Leben aber raste weiter . . .

Kamenskoje

Der Pogrom von Kamenskoje hat zwar schon ein paar Tage vor dem Oktobermanifest stattgefunden, steht aber in allerengstem Zusammenhang mit den Oktoberereignissen und ist nur ein verfrühter Ausbruch der „patriotischen" Elemente, die um die Kamenskojer Behörden sich gruppierten. Diese „Patrioten" rekrutierten sich nur zum

---

Ein Ingenieur R., der als liberalisierender Gentleman galt, trieb aus seiner in einem Dorfe bei Jusowka gelegenen Wohnung einen Juden, der bei ihm jahrelang angestellt war, fort. Der Flüchtling hatte keinen Augenblick an die Hilfsbereitschaft des Herrn gezweifelt und bei ihm in seiner Abwesenheit ein Versteck ausgesucht. Doch musste er hinaus, durch die Zechen hindurch, an den Scharen der wütenden Grubenarbeiter vorüber, er musste fünf Werst durch ununterbrochenes „Feindeslager" rennen, bis er eine andere Zufluchtsstätte finden konnte.

Beide Fälle sind charakteristisch. Beide Male wenden sich die Asylsuchenden an Leute, bei denen sie ein Unterkommen mit Sicherheit zu finden hoffen, und wo den Asylgewährenden wegen der Abgeschlossenheit ihrer Häuser nicht die geringste Gefahr droht, aber der Liberalismus der Männer ist dahin . . .

Teil aus jenen Schichten der Fabrikarbeiter, die einer freiheitlichen Propoganda verschlossen und im Zustande völliger Finsternis verblieben waren; ihre eigentliche Sphäre waren die einheimisch gewordenen Kleinbürger, hauptsächlich Krämer, die aus rein wirtschaftlichen Motiven zur Lehre des „Schwarzen Hunderts“ hinneigten. Auch die Gruppe der Altgläubigen hegte einen fanatischen Hass gegen die Juden.

Indes prävalierten am Orte die freiheitlichen Gruppen. Neben den Liberalen, zu denen vornehmlich Beamte der grossen Ortsfabrik — hauptsächlich Polen — gehörten, gab es im Flecken eine mächtige sozialdemokratische Bewegung. Unter den mehreren tausenden Arbeitern der Kamenskojer Fabrik zählten die Sozialdemokraten gegen 2000 Adepten oder Sympathisierende, und als in den Freiheitstagen der Arbeiterrat gewählt wurde, bestand er ausschliesslich aus den Anhängern dieser Partei, so dass die rotflaggigen Strassendemonstrationen zwei- bis dreitausend Arbeiter auf die Beine brachten, während die grossen Meetings selbst bis 5000 Personen (auf der Fabrik) versammelten.

Gerade aber dieser Aufschwung der Freiheitsbewegung beunruhigte und regte die Machthaber und die ihnen nahestehenden Schwarzhundertler auf, und so begann eine skrupellose Propaganda sowohl gegen die Juden als auch gegen die Polen, die unter den Fabrikbeamten und qualifizierten Arbeitern stark vertreten waren. Die Ausnutzung der Hassempfindungen und nationalen Abneigungen, die in zahlreichen aufhetzenden Proklamationen zum Ausdruck kamen, taten das ihre und schmiedeten verschiedene Elemente zusammen, die insbesondere für die Juden zur ständigen Gefahr wurden.

Die Juden des Fleckens, die an den politischen Vorgängen nur geringen Anteil nahmen, wussten sich keinen anderen Rat, um dem Treiben der Pogromler entgegenzuarbeiten, als durch Geschenke die mit den zu Hooligans gewordenen Krämern, Kleinbürgern und anderen Freiheitsfeinden sympathisierende Polizeiverwaltung zu begütigen. Andererseits hatte sich aus der organisierten Arbeiterschaft eine nichtjüdische Selbstwehr gebildet, um etwaige tätliche Angriffe von vornherein zu unterdrücken. Beide Abwehrmittel erwiesen sich indes als unzureichend, als während der stärksten politischen Gärungen ein Pogrom und zwar ein Judenpogrom ausbrach.

Am 12. Oktober begann, wie an tausenden anderen Orten des Zarenreichs, der Generalstreik, mit Massenmeetings und Demonstrationen verbunden. Schon am Abend desselben Tages kam es aus diesem Anlass zu einem bewaffneten Zusammenstoss zwischen streikenden Demonstranten und eigens herbeizitierten Kosaken, wobei einige Demonstranten getötet wurden. Im Gegensatz zur Freiheitskundgebung fand dann eine von Polizisten, Kosaken und dem Pristaw begleitete und beschützte patriotische Manifestation von etwa hundert lokalen Schwarzhundertlern statt, die durch eine vorangetragene weisse Flagge und die Inschrift „Gott hüte den Zaren!“ ihre „nationale“ Gesinnung und ihre Ergebenheit für die Alleinherrschaft zur Schau zu bringen bemüht war. Auf dem Wege wurde auch in die Luft geschossen. Da kam es wiederum zu einem blutigen Zwischenfall. Wie es heisst, sollen die radikalen Elemente, unter denen sich übrigens bei dieser Gelegenheit kein einziger Jude befand, zuerst auf die Manifestanten einen Angriff verübt haben, worauf die Polizisten- und Kosakeneskorte ein Blutbad

anrichtete. Es gab eine Anzahl Toter und Verwundeter auf beiden Seiten.

Obwohl die Juden an den gesamten Vorgängen fast gar keinen Anteil genommen hatten, artete doch auch hier gar bald der Kampf zwischen zwei politischen Richtungen in einen rabiaten Judenpogrom aus, der vom 14. Oktober mittags drei Uhr bis zum 16. Oktober fünf Uhr abends währte, 150 jüdischen Familien den enormen Schaden von 300 000 Rubeln verursachte und drei Juden das Leben kostete.

Nicht gross war der eigentliche Kern der Exzedenten, vielleicht nur ein paar Dutzende, denen sich als Plünderer zahlreiche Kleinkrämer, nicht organisierte Arbeiter und andere Beutegierige anschlossen. Polizei und Militär förderten das mörderische und räuberische Treiben, bis die auch früher eingeschüchterte jüdische Bevölkerung des Fleckens völlig ruiniert war.

Die nichtjüdische Selbstwehr versuchte anfangs die Krawalle zu unterdrücken. Nachdem jedoch mehrere aus deren Schar von Kosakenschüssen verwundet worden waren, mussten sie das Feld räumen. Die Juden suchten namentlich bei den Polen Schutz und fanden ihn auch in weitestem Masse. Die Polen betrugen sich überhaupt in Kamenskoje gegenüber den Bedrängten mit grosser Sympathie und blieben ihrem freiheitlichen Programm durchweg treu. Diese Tatsache, die Versuche der Selbstwehr, sowie das Verhalten einzelner Russen (z. B. eines Fabrikarztes) waren für die Juden von Kamenskoje eine gewisse Genugtuung.

Lissitschansk

Gesamtbevölkerung gegen 9000, Juden gegen 1000.

Die Plünderung, die hier am 21. Oktober einige Stunden lang wütete, ist als eine Begleiterscheinung des Pogroms von Bachmut aufzufassen und steht im engen Zusammenhange mit der hier aus Anlass des Manifests vom 17. Oktober von den Schülern der Steigerschule veranstalteten Demonstration. Es war nichts Herausforderndes an ihr: Nationalflaggen wurden getragen, das Lied „Dubinuschka“ abgesungen und wiederholt „Es lebe die Freiheit“ gerufen. Was die Bauern jedoch aufbrachte, war, dass ein Jude das Manifest, das bisher weder in der Kirche noch in der Wolost bekanntgegeben war, auf die Bitte der Steiger hin den Versammelten vorlas. Als man noch gar bemerkt hatte, dass auf dem von ihm verlesenen Schriftstück die Unterschrift „Nikolaj“ fehlte, reifte die bereits vorhanden gewesene Absicht, die Juden durchzuhauen, zum festen Entschluss.

Die Juden, die von dem ihnen drohenden Ueberfall verständigt wurden, nahmen sich vor, unverzüglich an die Gründung einer Selbstwehr heranzugehen, wobei einige christliche Jünglinge ihnen ihre Unterstützung in Aussicht stellten. Aber die Abrechnung begann früher, als die Organisierung und Ausrüstung einer Selbstwehr zustande kommen konnte. Zur Beschleunigung des Exzesses hatte ein Destilleninhaber Mischtschenko sehr viel beigetragen, der den leichtgläubigen Leuten erzählte, dass der Namenszug des Kaisers auf den Flaggen vernichtet sei, die Flaggen auf der Erde geschleift worden wären, und der auch sonst mit aller Kraft hetzte.

Gleich nach dem Kirchenbesuch versammelte sich am Sonntag eine grosse Menge vor dem Hause des Juden J. D. und verlangte die Herausgabe seines Bruders, der das Schriftstück vorgelesen habe und „Präsident von Russland werden“ wolle. Man suchte und wühlte überall nach dem bereits vorher in Sicherheit Gebrachten und bedrohte den Bruder, dem es jedoch ebenfalls gelang, zu entfliehen. Hierauf schritt die Menge zur Arbeit. Die beiden grösseren jüdischen Geschäfte wurden vollständig ausgeraubt und die Ware im Werte von 30 000 Rubeln unter den Exzedenten in möglichst gleichen Portionen brüderlich verteilt. Abends wurde noch ein Haus niedergebrannt. Ausser den Dorfbewohnern beteiligten sich an der Plünderung zahlreiche Grubenarbeiter, unter denen es noch keine feste Organisation gab. Der Urjadnik mit seinen beiden Polizeiwächtern sahen sich die Sache ganz gleichgültig an. Nur der Geistliche machte den Versuch, die Menge zu beruhigen, und setzte ihr auseinander, dass der Schuldige nicht eigenmächtig gerichtet, sondern dem Gerichte übergeben werden muss.

Nach dem Pogrom beschlossen die Juden, eine Schutztruppe zu engagieren. Und nun übernahmen dieselben Leute, die gestern noch geplündert hatten, für 1—1,50 Rubel pro Tag die Beschützung der jüdischen Bevölkerung.

Lugansk

Lugansk hat ca. 40 000 Einwohner (grösstenteils Russen, Armenier, Polen), darunter etwa 1000 jüdische Familien. Es gehört in den Industrierayon Südrusslands, wo sich die grossen Steinkohlenlager befinden. Die jüdische Bevölkerung ist deshalb verhältnismässig wohlhabender. Vor den Oktobertagen 1905 gab es keinen Pogrom, doch war man in jüdischen Kreisen schon vorher mehrfach auf den Ausbruch eines Pogroms gefasst, zumal die nichtjüdische Bevölkerung, insbesondere die Administration, die Stadtverwaltung und die Polizei, von einem intensiven Judenhass erfüllt war.

Als in ganz Russland vor dem Manifest die Arbeitererhebung anschwoll, wurden auch die Arbeiterkreise von Lugansk von der Bewegung erfasst; es kamen sozialdemokratische Agitatoren in die Stadt, die Propaganda trieben, ohne dass jemand eine eigentliche Organisation geschaffen hätte. Auch die Sozialrevolutionäre versuchten in Arbeiterkreisen zu wirken. Im ganzen und großen aber neigte die Bevölkerung entschieden zu den konservativen oder reaktionären Elementen, wofern sie sich nicht ganz passiv verhielt. Auch unter den Juden war kein eigentliches Parteileben entwickelt. Am zahlreichsten waren noch die Zionisten in der Stadt vertreten, aber auch sie hatten seit Plehwes Verbot keine feste Organisation mehr.

Schon als die ersten Pogromgerüchte auftauchten, versuchten die Poale-Zion (zionistische Arbeiter) den Selbstschutz zu organisieren. Die bei aller Pogrombesorgnis doch gleichzeitig vorherrschende ängstliche Passivität der jüdischen Bevölkerung aber, besonders der wohlhabenderen, bewirkte, daß diese Bemühungen nur recht geringen Erfolg hatten. Im ganzen gab es ungefähr 30 junge Leute, die sich mit Verteidigungsmitteln ausgerüstet hatten, unter ihnen auch einige Christen. Und selbst die Organisation dieses kleinen Häufleins war so lose, dass

sie für den Ernstfall eines Pogroms nicht in Betracht kam und tatsächlich, als der Pogrom ausbrach, in ihrer Planlosigkeit und Ohnmacht fast gar nicht in Funktion treten konnte.

Die reiche jüdische Bevölkerung versuchte auf andere Weise der drohenden Pogromgefahr zu begegnen. Als im September 1905 ein neuer Polizeihauptmann (Isprawnik) namens Maschewski aus der Gouvernementsstadt Jeketerinoslaw nach Lugansk kam, dem der Ruf voranging, dass er die Mission habe, einen Pogrom in Lugansk anzustiften, gaben ihm die wohlhabenden Leute G e l d unter dem Vorwande, es sollten die Kosakenpatrouillen in der Stadt verstärkt werden. Wie in vielen anderen Fällen, hat dieses Opfer schliesslich nichts gefruchtet: der Pogrom kam doch, und Maschewski kehrte seine Macht gegen die Juden.

„Anlass“ zum Pogrom war auch in Lugansk das Oktobermanifest. Wie sonst überall, war man auch in Lugansk trotz der früheren Pogromstimmung gerade in den Manifesttagen von ernsthafter Besorgnis, dass jetzt ein Pogrom ausbrechen könne, weit entfernt.

Am 18. Oktober n. St. kam in die Stadt Kunde vom Erlass des Manifestes. Am selben Tage schon fand ein Meeting auf der Strasse statt, bei dem Christen und Juden als Redner auftraten. Das Meeting verlief ruhig, aber schon damals hörte man vereinzelte provokatorische Rufe aus der Menge: „An allem sind nur die Juden schuld!“ . . . Am nächsten Tage fand noch eine imposantere Versammlung statt, die einen festlichen Charakter trug. Verschiedene Parteien hatten ihre Fahnen mitgebracht, und ihre Redner hielten flammende Ansprachen. Nach der Versammlung vereinigte sich eine Menge von fast 2000 Personen, die zum Gefängnis zog, um die politischen Verhafteten zu befreien. Sie sollte aber ihren Zweck nicht erreichen. Als die Menge ihren Zug antrat, ritt ihnen eine Abteilung Kosaken, geführt von Polizeihauptmann Maschewski, entgegen, welch letzterer die Menge aufforderte, sich zu zerstreuen. Als man ihm zurief, es sei doch ein Manifest erlassen worden, antwortete er, er wisse nichts von einem Manifest, und als die Menge doch nicht wich, gab er den Kosaken das Signal zum Schießen. Der Menge bemächtigte sich eine furchtbare Panik, es begann ein wildes Flüchten, und sofort schlug die Stimmung um — gegen die Juden. Die flüchtenden Christen nahmen eine erbitterte Haltung gegen die Juden an, denen sie vorwarfen, dass sie allein an der ganzen Sache die Schuld trügen.

Dies geschah zwischen 12 und 1 Uhr. Um 2 Uhr desselben Tages zog eine „patriotische“ Menge durch die Strassen, das Porträt des Kaisers vorantragend, und nach kurzer Zeit wurde die Manifestation zum P o g r o m. Es war im ganzen und grossen ein Plünderungspogrom, der dreimal 24 Stunden dauerte, aber sich fast immer nur bei Nacht abspielte, während tagsüber bloß kleine Ausschreitungen vorkamen.

Die Zahl der Hooligans selbst betrug zunächst nicht über 40, wuchs aber später auf etwa 100 an. Die Exzedenten richteten ihr Hauptaugenmerk auf die grossen Ladengeschäfte, die sie vollständig ausraubten, die geplünderten Waren auf Wagen wegführend. Mit der steigernden Zerstörungswut griffen die Hooligans zu noch verbrecherischeren Mitteln: sie steckten Häuser in Brand, indem sie gewöhnlich Waren mit Petroleum begossen und es dann entzündeten.

Die Juden wandten sich sofort durch den Bürgermeister an den Gouverneur um Hilfe, der sie jedoch nicht einmal einer Antwort wür-

digte. Die Stadtduma hielt wohl eine ausserordentliche Sitzung ab, fand jedoch keinen anderen Ausweg, als den Juden den Rat zu geben, die Polizei um Schutz anzugehen. Dieser Rat war eigentlich eine Ironie. Hätte die Polizei wirklich etwas unternehmen wollen, es wäre für sie ein Leichtes gewesen. Dem Isprawnik Maschewski standen 100 Kosaken und 150 Infanteristen zur Verfügung. Statt sie zu verwenden, wandte er das ungeheuerliche Mittel an, Juden, die sich an ihn um Hilfe wandten, einfach in Arrest zu setzen. Und wenn reichere Geschäftsleute in die Polizeiverwaltung um Hilfe telephonierten, bekamen sie regelmässig die Antwort, „die ganze Polizei sei in der Stadt beschäftigt, und es stehe kein Mann zur Verfügung.“ In demselben Geiste wie der Isprawnik handelten in allen Fällen seine Untergeordneten und die städtische Militärgewalt, welch letztere auch ein Menschenopfer auf dem Gewissen hat: Aus dem Hause eines Buchbinders namens Pismeni, das eine Menge von Hooligans belagerte, wurden zwei blinde Schüsse abgegeben, worauf tatsächlich die Bande zerstob. Eine Viertelstunde darnach sprengte ein Kosakenoffizier an das Haus heran und fragte: „Wer wohnt da?“ Der Buchbinder trat ans Fenster — und der Offizier erschoß ihn auf der Stelle, indem er ausrief: „Das bist du, der geschossen hat.“

Dieser Buchbinder war der einzige Tote, den die Juden von Lugansk zu beklagen hatten. Auch Verwundete gab es nur wenige. Hingegen gab es zwei furchtbare Fälle von Schändung, die sich der Schilderung entziehen. Wie bereits erwähnt, tobte sich die Wut der Hooligans hauptsächlich in Raub und Brand aus. Ueber 500 000 Rubel betrug der Wert an geplünderten Waren und der Schaden an Materialien. Einzelne Personen hatten bis 50 000 Rubel Verlust zu beklagen.

Die Beendigung des Pogroms ist einem pflichtbewußten Offizier zu danken, einem Kosakenhauptmann, der vom Lande kam und auf eigene Initiative gegen die Banden mit aller Strenge vorging, und auch nicht davor zurückschreckte, die Kosaken von den Waffen Gebrauch machen zu lassen. Der Tod zweier Banditen machte dann dem Pogrom ein schnelles Ende. Auf die Masse wirkte daneben die Tatsache ernüchternd, dass zehn Hooligans ins Gefängnis gesetzt wurden.

Es erübrigt, noch ein Wort zu sagen über die Haltung der christlichen Gesellschaft. Sie zeigte sich grösstenteils indifferent, oft feindlich. Es gab viele Fälle von besonderer Rohheit, von denen wir den eines Arztes, Chitzunow, erwähnen, der eine jüdische Familie aus seinem Hause warf und dafür in der Stadt agitierte, dass Christen keine Juden bei sich aufnehmen sollten.

Ein anderer charakteristischer Fall: Als man das Goldwarengeschäft des Jewelew plünderte, sass ein Stockwerk höher eine Gesellschaft gebildeter Leute, ein Klub, und vergnügte sich mit Kartenspiel. Als der Juwelier im Klub erschien und um Hilfe bat, steckten einige die Köpfe aus dem Fenster und riefen den Hooligans ein paar kräftige Worte zu, um dann wieder zum Spiel zurückzukehren.

Die Geistlichkeit insbesondere verhielt sich aufhetzend, mit Ausnahme eines Priesters namens Orlow, der einen Aufruf erliess, man möge die Juden nicht schlagen.

Man muss auch die traurige Tatsache feststellen, dass sich unter den Raubhelden Gymnasiasten befanden und dass zu den Hauptanstiftern Angehörige der gebildeteren Kreise gehörten, z. B. ein Fabrikverwalter

Amtscharinkow, ein Kaufmann Serebrjakow, ein Mitglied der Gemeindeverwaltung Lusgin und der Gemeindesekretär Sjetkin.

Zum Schlusse noch etwas über den Selbstschutz, soweit wir es nicht schon vorweggenommen haben. Die sozialdemokratischen Arbeiter hatten dem jüdischen Selbstschutz der Poale-Zion den Vorschlag gemacht, man möge ihnen die Waffen und Geld einhändigen, und sie würden dann die Juden beschützen. Als man den Sozialdemokraten die Gegenforderung stellte, dass die Waffen nur für die Zwecke des Selbstschutzes verwendet werden sollten und dass die Kontrolle darüber der Poale-Zion überlassen werde, wurden die Verhandlungen von den Sozialdemokraten, die aus Parteigründen darauf nicht eingehen mochten, abgebrochen. Dass übrigens die jüdische Selbstwehr, auch wenn sie christliche Unterstützung erhalten hätte, nicht viel auszurichten vermocht hätte, beweist der Fall des Buchbinders Pismeni: Das Militär hätte sofort dem Selbstschutz den Garaus bereitet. Und so blieb denn de facto die Selbstwehr in Lugansk, wie auch sonst an vielen Orten, macht- und nutzlos — abgesehen vielleicht von kleinen, nicht in Betracht kommenden Diensten in Einzelfällen.

Mariupol

Gesamtbevölkerung (1897) 31 116, Juden 5013.

I.

Der Pogrom in Mariupol, der am 20. Oktober begonnen und den Mariupoler Juden 22 Menschenleben und Werte von 1 700 000 Rubel geraubt hat, wurde am 22. ohne jedes Blutvergiessen, durch einige Nagajkahiebe der Kosaken unterdrückt. Zu dieser vielsagenden Tatsache brauchte man nur hinzuzufügen, dass der Polizeimeister von Mariupol über ein stattliches Polizeipersonal, der Militärchef zwar über keine grosse Militärmacht, aber immerhin über eine Kompagnie Soldaten und ein Kosakenhundert verfügt haben, damit auch jedem Uneingeweihten das Charakteristikum der Mariupoler Metzelei, die unheilvolle Rolle der Behörden, speziell der Polizei, klar vor Augen trete.

Es war ein ausserordentlich inniges Zusammenwirken der Vertreter der Polizei mit den niedrigsten Elementen aus den Vorstädten und der Stadt. Der Hauptorganisator, ja Urheber, Inspirator und Leiter des Pogroms war der Pristaw der Sanitätspolizei, zugleich Vorsteher des II. Polizeireviers und der lokalen politischen Polizei, Belochwostow, dem allerdings sowohl sein Vorgesetzter, der Polizeimeister, als seine Kollegen, von den Untergebenen gar nicht zu reden, nicht nur begeisterte Anerkennung zollten, sondern auch allezeit mit vollster Bereitwilligkeit hilfreich zur Seite standen. Aus seiner judenfeindlichen Gesinnung hatte Belochwostow nie ein Hehl gemacht, und auf sein Konto waren wohl auch die Pogromgerüchte zu setzen, die seit geraumer Zeit immer wieder in Umlauf gebracht zu werden pflegten. Auf die jüdische Bevölkerung machten diese Gerüchte indes keinen starken Eindruck mehr, da sie bereits längst gelernt hatte, diese als Mahnzettel der Polizei zu betrachten und demgemäss zu verfahren. Nur in der allerletzten Zeit, nachdem die Revolutionsfluten auch Mariupol erreicht und die Beziehungen sich stark zugespitzt hatten, gelang es der jüdischen Jugend, zur Anschaffung von Waffen die minimale Summe von 300 Rubeln zu bekommen und eine kleine Selbstwehr zu

gründen. Aber auch Belochwostow befasste sich mit der Einstudierung seines Heeres und verbreitete eifrig unter den Einwohnern der abgelegenen Stadtteile und unter den Hafenarbeitern Hetzschriften, die er gemäß einer von dem Beamten des Landwirtschaftsministeriums M. gemachten Mitteilung aus der Bücherei des Semstwoamts zu entnehmen pflegte.

Als im Oktober der allgemeine Streik ausgebrochen war und die Arbeiterschaft, nicht ohne Mitwirkung der jüdischen revolutionären Jugend, sich ihm angeschlossen hatte, wurde die Lage mit einem Schlag sehr ernst. Die Panik war so stark und so allgemein geworden, dass die örtliche Abteilung der Azow-Donbank schon am 15. alle ihre Wertpapiere der Mariupoler Reichsbankfiliale zur Aufbewahrung übergeben hatte (Aussage des Direktors der Reichsbankfiliale S.) und die jüdischen Kaufleute in aller Eile ihre Waren abzuführen begannen. Tatsächlich waren die darauffolgenden Tage geeignet, neue Erbitterung auf allen Seiten hervorzurufen. Unausgesetzt kamen aus dem einen oder dem anderen Anlasse zwischen der Polizei und den revolutionären Elementen der jüdischen Jugend Reibungen und Zusammenstösse vor, die zu schweren Befürchtungen und bösen Ahnungen Anlass gaben. Belochwostow verstärkte die Agitation unter den Hafenarbeitern, wo er in der Person der Lieferanten Andrejewski und Mironow eifrige Mitarbeiter fand. In Begleitung einiger verkleideter Schutzleute kam der pogromgierige Pristaw, ebenfalls in Zivil, jetzt selber nach dem Hafen, um die erlogensten und aufregendsten Fabeln über Juden zu verbreiten.

Am 16. machte eine Gruppe jüdischer Jünglinge den Versuch, die Handelsangestellten zur Arbeitseinstellung zu veranlassen und die Schliessung der Geschäfte herbeizuführen. Als Belochwostow mit seinen berittenen Gendarmen und Polizisten zu Fuss sich angeschickt hatte, die Friedensstörer zu verhaften, ertönte aus ihrer Mitte ein Schuss. Der Schuldige wurde verhaftet und entwaffnet, und Belochwostow fuchtelte in der Luft mit dem erbeuteten Revolver und schrie wie besessen: „Weiter gehen! Haut die Juden!“[1]) Noch viel Schlimmeres brachte der nächste Tag. Schon am frühen Morgen waren in der Jekaterininskaja, wo der eben geschilderte Vorfall stattgefunden hatte, grosse Ansammlungen von jüdischen jungen Leuten und russischen und polnischen Arbeitern aus den Nikopolwerken, sowie von Neugierigen zu bemerken. Eine Abteilung berittener Polizisten stürmte in die Menge hinein und warf einige Personen zu Boden. Da hagelten Steine und Stöcke gegen die Polizei, so dass sie den Rückzug antreten musste. Um 2 Uhr wurden von beiden Seiten Schüsse gewechselt, wodurch ein Schutzmann getötet und ein Polizeiaufseher verwundet wurde. Zwar gelang es den russischen Arbeitern, die geschossen hatten, zu entkommen, die Polizei rächte sich jedoch an den zurückgebliebenen und verhaftete mehrere Personen, um sie in den Polizeirevieren schonungslos zu misshandeln. Belochwostow verfiel von da ab in förmliche Raserei, die nunmehr alle seine Handlungen bestimmte. An der Spitze einer Kosakenabteilung flaniert er über die Strassen und dirigiert ein Lied, das in folgendem Refrain ausklingt: „Und mag die Katorga

---

[1]) Zeuge L. beobachtete an diesem Tage noch folgende Scene: Am Mädchengymnasium näherten sich Belochwostow zwei Hooligans und baten ihn um „Geld oder Arbeit“; Belochwostow erwiderte, er werde befehlen, ihnen Brot zu geben, und fügte hinzu: „Wartet, ihr werdet schon Arbeit bekommen“. . . Am 20. früh sah der Zeuge, wie dieselben Hooligans andere Menschen zusammenriefen und sie belehrten: „Haut die Juden!“

uns droh'n, Wir hauen die Juden nieder!", auf dem Markte kauft er Obst für die Kosaken und bewirtet sie in einem Gasthof mit Branntwein, und wird in seinem Treiben immer offener und herausfordernder.

II.

Wenn die dem „Freiheitstage" unmittelbar vorangegangenen Stunden für die Juden so besorgniserregend zu sein schienen, so brachte ihnen der Freiheitstag selbst, in Mariupol der 18., völlige Beruhigung. Jubel und Begeisterung bemächtigte sich der Einwohnerschaft. Man riss sich förmlich um die um 2 Uhr erschienenen Extrablätter, und die Mariupoler Juden glaubten zuversichtlich, dass nunmehr ein Judenpogrom im konstitutionellen Russland zur völligen Unmöglichkeit geworden sei. Die russische Gesellschaft hingegen erwies sich als weniger naiv, wahrscheinlich, weil sie viel besser informiert war, die Machtverhältnisse genauer zu überschauen vermochte und auf Grund ihrer speziellen Kenntnisse der Sachlage dem Umschwung in der Stimmung nicht die gleiche Bedeutung, wie die Juden, beilegte. Mit welcher Bestimmtheit in den christlichen Kreisen der Pogrom erwartet wurde, beweisen folgende Einzelheiten: Der Gehilfe des Staatsanwalts Korjuk hatte am 16. in einer Gesellschaft erzählt, dass ein Pogrom von Belochwostow in Vorbereitung begriffen sei. Nach etwa einer Stunde war er ans Telephon gerufen worden: seine Frau teilte ihm mit, dass in der Stadt Juden misshandelt werden. „So," antwortete der Gehilfe des Staatsanwalts am Apparat, „Juden werden gehauen? Nun, mag man sie doch hauen!" Dem Ingenieur K., der dieser Unterhaltung beigewohnt, teilte am 17. auch der Staatsrat Kowalsky mit, dass „dieser Schuft, der Belochwostow, einen Judenpogrom organisiere." Und auch am 18. hörte der Zeuge den Tierarzt Kalery im Klub dieselbe Mitteilung machen. Dem Direktor der Reichsbankfiliale war an diesem Tag sogar ein vollständig ausgearbeitetes Programm der Ereignisse, wie sie sich in den darauffolgenden Tagen tatsächlich abgespielt, zu Ohren gelangt. Immerhin war der 18. ganz ruhig, ohne jeden Zwischenfall verlaufen.

Um so reicher an Ereignissen war der 19. Oktober. Für diesen Tag war die Beerdigung des am 17. getöteten Schutzmanns angesetzt. Wiederum hörte man in den Strassen unter der Leitung Belochwostows das Kosakenlied mit dem berüchtigten Refrain erklingen. Belochwostows Helfershelfer waren in voller Tätigkeit, und die Kaufleute Jerofeiew und Wownenko agitierten eifrig unter dem Volke. Aber im Strassenbild waren doch die von der gestrigen Freiheitsnachricht Begeisterten vorherrschend. Schon am Morgen hatte sich die freudige Kunde, dass von den Nikopolwerken her der Stadt eine zweitausendköpfige Arbeitermasse sich nähere, verbreitet und grosse Massen hinausgelockt. Bald zeigte sich in der Tat ein langer, in voller Ordnung schreitender Zug, der alle auf der Strasse Befindlichen mitriss. Jünglinge und Greise, Frauen, Arbeiter, sowie Männer liberaler Berufe schlossen sich dem Zuge an, der in wohlgeordneten Reihen zur Polizeiverwaltung sich begab. Eine Musikkapelle schritt voraus, Fahnen wurden vorangetragen: mehrere rote mit den Inschriften: „Es lebe der Sozialismus", „Es lebe die konstituierende Versammlung", eine schwarze „Tod den Tyrannen, ewiges Andenken den Freiheitskämpfern" u. a. m., darunter eine hellbraune von den Mariupoler Schauspielern mit der Aufschrift: „Es lebe die Redefreiheit, die Freiheit der Kunst". Zu gleicher Zeit kam ein aus

etwa 80 jungen Leuten bestehender Zug in regelmässigem Schritt heran und stellte sich mit einer blauroten Fahne, auf der die Worte: „Nieder mit der Selbstherrschaft“ und eine jüdische Inschrift prangten, vor dem Polizeihause auf. An dieser Stelle wurden dann von verschiedenen Parteivertretern Reden gehalten und die Freilassung der politischen Häftlinge verlangt. Ohne auf Widerstand seitens der Polizei zu stossen, befreiten die Demonstranten 14 in Polizeigewahrsam befindliche Politische. Beim Erscheinen der Jünglinge mit den entstellten, schrecklich zugerichteten Gesichtern erbebte die Menge vor Empörung. Doch gelang es den Anführern, die Menge zu beruhigen, und die bis auf 10 000 Personen angewachsene Prozession begab sich zum Gefängnis, um auch die dort befindlichen politischen Inhaftierten zu befreien. Hier waren bereits Kosaken aufgestellt, und der Gehilfe des Staatsanwalts wies die Forderung der Demonstranten entschieden zurück, erlaubte ihnen jedoch, sich persönlich zu überzeugen, dass ihre im Gefängnis befindlichen Genossen unverletzt seien. Man beschloss, den Staatsanwalt von Taganrog um die Befreiung der Politischen telegraphisch anzugehen, ging ruhig fort und hielt am Theater an, wo über die erkämpfte Freiheit, über den Kampf des Proletariats gegen die kapitalistische Gesellschaft u. dgl. von neuem mehrere Ansprachen gehalten wurden. Unter anderem berührte man die provokatorische Tätigkeit Belochwostows und kam zu dem Entschluss, durch die Vermittlung des Bürgermeisters bei dem Gouverneur die Entfernung des Schreckensmannes auszuwirken.[1]) Wohlgelungen, in musterhafter Ordnung verlaufen, durch keinen Gewaltakt getrübt, endete die Demonstration um 4 Uhr, und in gehobener, festlicher Stimmung zerstreute sich die Menge.

Und trotzdem mehrten sich die unheilverkündenden Symptome mit jeder Stunde. Unter dem einfachen Volke gärte es stark. Das Fehlen der dreifarbigen Nationalflagge unter den zahlreichen Flaggen der Demonstranten, die unverständliche jüdische Inschrift, die beim unwissenden Pöbel die sinnlosesten Kommentare, wie z. B. geistreicherweise die Deutung „Die Russen sind Dummköpfe“, fand, die darüber gesetzte Inschrift „Nieder mit der Selbstherrschaft“ hatte die Leute furchtbar aufgebracht. „Die Romanows sind nicht von den Juden auf den Thron gesetzt, und nicht den Juden steht es zu, sie zu vertreiben.“ „Die Juden wollen die Macht über ganz Russland an sich reissen; man muss die Verfluchten vernichten.“ So und ähnlich waren die Gedanken und Absichten, die man am Nachmittag des 19. untereinander austauschte. Die Polizei liess sich ebenfalls durch die ruhige Haltung der Demonstranten keineswegs versöhnlicher stimmen. „Siehst du,“ sagte der Zeuge L. einem Schutzmann, der sich ihm auf dem Heimweg nach Beendigung der Demonstration angeschlossen hatte, „wie gut alles auch ohne Polizei abgelaufen ist, ohne jeden Zwischenfall.“ „Schon gut,“ antwortete der Schutzmann, „morgen werden wir euch endlich zufrieden stellen, ihr werdet eure Freude daran haben.“ . . . Die Zeugin A. K. (Christin) erzählt über einen Vorfall, den sie zu dieser Zeit erlebt, also: Vor der Wohnung ihrer Bekannten sah sie einen Haufen Kohlenarbeiter, denen jemand etwas vortrug, worauf sie mit Hurrarufen und Mützenwerfen antworteten. Als sie bald darauf auf dem Heimweg an ihnen vorbeikam, zupfte sie einer der Arbeiter am

[1]) Die Antwort des Gouverneurs lautete, er überlasse die diesbezügliche Entscheidung dem Polizeimeister von Mariupol. . . .

Aermel und sagte: „Hör mal, morgen lädt uns die Polizei zu einem Gottesdienst ein; werden die Juden schiessen, so hauen wir sie.“ Ich entfernte mich schnell, hörte aber noch lange, wie die Menge im Auseinandergehen immer wieder schrie: „Morgen wollen wir Juden hauen!“

Um die fieberhafte Aufwallung der Massen noch zu stärken und sie zur Aktionssucht zu treiben, griffen die Pogromorganisatoren in diesem Moment zu noch unglaublicheren Insinuationen. Den Dom wollen die Juden sprengen, versicherte Andrejewski den Haferarbeitern, also sei es notwendig, sich zur Wehr zu setzen. Er versprach ihnen am nächsten Tag vier Eisenbahnwagen zur Fahrt nach der Stadt zur Verfügung zu stellen und wandte sich auch dieserhalb an den Stationschef, der jedoch sein Ansinnen zurückwies (Aussage des christlichen Zeugen T.).

Unter diesen unerfreulichen Anzeichen begann auch der Morgen des 20. Auf den Strassen sah man seit der frühesten Stunde viel verdächtige Elemente, den ganzen Abschaum der städtischen Bevölkerung. Verkleidete Schutzleute machten sich überall zu schaffen, huschten von einer Gruppe zur anderen und verbreiteten ihre Lehre in anschaulicher Weise; auf die grossen jüdischen Geschäfte hinweisend, knüpften sie entsprechende Erklärungen. . . Zeuge G. hörte, wie ein Kosak auf seinem Pferde an eine solche Gruppe die Frage richtete: „Na, meine Herren, seid ihr alle da, wird es heute losgehen?“ Der Steuerinspektor S. beobachtete eine ähnliche, ganz unzweideutige Ansammlung auch dicht vor der Polizeiverwaltung. Belochwostow war in Zivilkleidung überall anwesend und hetzte mit jeder Stunde immer unverhüllter. „Haut die Juden, dass kein einziger am Leben bleibe,“ hörte ihn die Zeugin S. K. den Pöbel belehren, „denn sie quälen ja Russland.“

Auch die Geistlichkeit stürzte sich in diesem geeigneten Moment in den Strudel der Leidenschaften und tat das Ihrige zur Entfachung der Pogromgeister bei. Fjodor Sch. hörte am 20. morgens aus dem Munde eines P o p e n eine Aussprache, die wie eine Aufforderung zu einem neuartigen Kreuzzuge gegen die Juden klang. Diese, meinte er, seien seit jeher Feinde Russlands gewesen. Beweis: „Als ich mich in Petersburg aufhielt, erfuhr ich, dass einige hochgestellte Juden um die Erlaubnis zum Landankauf nachsuchten, um ihre Einkünfte noch mehr zu erhöhen und mit dem erworbenen Gelde ein Land zur Gründung eines eigenen Reiches zu erwerben. Man sollte ihnen, den Feinden unserer Kirche und unseres Christenglaubens, eine gehörige Lehre erteilen. Wir müssen dem Beispiele unserer christlichen Vorfahren folgen, die sich zum Schutz des Grabes und der Lehre Christi erhoben.“ Und überall klang es aus der Menge: „Man muss ihnen eine Lektion erteilen!“

Irgend etwas musste nun seitens der Pogromgegner, deren es innerhalb der gebildeten Klassen eine Anzahl gab, geschehen. Der Rechtsanwalt und Stadtverordnete J. setzte sich folgenden Rettungsplan zurecht: sowohl im Dom als in der Synagoge werde Gottesdienst abgehalten werden, worauf Juden und Christen sich zu einer gemeinsamen patriotischen Manifestation vereinigen, die die Versöhnung der beiden Bevölkerungsteile herbeiführen soll. Allein der Bürgermeister und der Polizeimeister, dem er seinen Plan unterbreitete, lehnten es, trotz aller Warnungen, ab, unverzüglich zur Ausführung des Projekts zu schreiten,

in der angeblichen Befürchtung, die Manifestation könnte, weil so unvorbereitet, weniger zahlreich als die Freiheitskundgebung werden, was ihrem Ansehen Abbruch tun würde. Durch einige angesehene Juden liess man nun die Mariupoler Judenheit für den 21. die notwendigen Vorbereitungen treffen. Der Rechtsanwalt J. machte noch den Versuch, durch seinen persönlichen Einfluss die auf den Strassen Versammelten zu beschwichtigen. Doch dazu war es bereits zu spät; der Judenhass und die tierischen Instinkte der Menge waren zu sehr entfacht, um sie noch durch ein noch so gut gemeintes Wort von ihren düsteren Absichten zurückhalten zu können. Hie und da begann man bereits die Juden tätlich anzugreifen. „Als der Apotheker J.," erzählt der Rechtsanwalt P. (Christ), „sich der Droschkenhaltestelle in der Jekaterininskaja näherte, fasste ihn einer der Kutscher am Aermel und rief: ‚Haut ihn!' Ich wollte den Kutscher bereden, Juden ohne Grund nicht anzurühren, erkannte aber an seiner feindseligen und groben Antwort, dass es besser sei, auch mich selbst zurückzuziehen."

Nunmehr befand sich auch der Polizeimeister auf der Strasse, unter dem aufgeregten Volke. Hier fand ihn der Rabbiner G., um den von ihm verfassten Aufruf betreffend die für den 21. geplante gemeinsame Manifestation unterschreiben zu lassen. Sie gingen in eine in der Nähe gelegene Apotheke. Einige Minuten später betrat ein Kerl die Apotheke und fragte den Polizeimeister: „Erlauben nun Euer Wohlgeboren zu beginnen? Das Volk wartet ja." Alles horchte auf und zweifelte nicht, dass man bald eine schroffe Zurechtweisung vernehmen würde, aber statt dessen erfolgte die milde Antwort: „Nein doch, Liebster, wartet noch!" Da sahen auch die vertrauensseligsten Elemente ein, dass auf den Schutz der Behörden keine Hoffnungen zu setzen seien. Die organisierte jüdische Jugend hatte allerdings bereits am Morgen mit Rücksicht auf die immer beunruhigender sich gestaltende Situation die proletarische Organisation auf dem Nikopolwerke aufgefordert, ihr zu Hilfe zu eilen, da sie selbst nur im Besitz von 15 Revolvern minderwertiger Systeme war. Gegen 12½ Uhr kam denn auch eine Hilfstruppe, 76 Mann an der Zahl, an und stiess auf der Hauptstrasse auf einen Haufen Hooligans, die, nach Aussage des Arbeiters Ch., mit Brecheisen, Stöcken und Spaten bewaffnet waren. „Bei ihnen sah man, erzählt ein anderer christlicher Arbeiter K., den Polizeimeister und noch einen Offizier. Der Polizeimeister näherte sich uns und bat uns, auseinanderzugehen. Ich sagte, wir seien nicht gekommen, die Ordnung zu stören, und werden uns sofort entfernen, sobald er uns das Wort gegeben haben werde, keinen Pogrom zuzulassen. Ohne das letztere zu beantworten, wiederholte er wieder seinen Wunsch, dass wir uns entfernen. Später, als ich mit einigen Genossen und mehreren Juden am Hotel Continental stand, wandte sich der Polizeimeister an uns wiederum mit derselben Forderung. Er sollte doch zuerst die Hooligans wegschicken, meinte einer aus unserer Mitte, aber der Polizeichef antwortete, es sei ja nicht auf der Stirn verzeichnet, wer Hooligan ist, und ging auf die andere Seite der Strasse, wo gerade ein Offizier eine von der Menge begeistert aufgenommene Rede hielt."

III.

Der Verrat der Behörden, die eben noch jesuitisch mit den jüdischen Vertretern Unterhandlungen angeknüpft und darauf bestanden

hatten, die gemeinsame patriotische Manifestation auf den 21. zu verlegen, offenbarte sich bald in krassester Form. Fast unmittelbar nach der Unterredung in der Apotheke erschallten von der Hauptstrasse her donnernde Hurrarufe, und wer sehen konnte, sah an der Spitze einer tausendköpfigen Menge den Polizeimeister. Allen voran schritten etwa 50 mit grossen Stöcken ausgestattete Knaben. Kirchenfahnen aus dem Dom, Zarenporträts aus den Polizeirevieren und Nationalflaggen wurden vorangetragen. Auch der Bürgermeister Popow und der Stadtverordnete Choredschajew waren unter den Manifestanten zu sehen. Eine Kosakenabteilung mit Belochwostow in Zivil kommt herangeritten und wird durch Hochrufe und Mützenwerfen begrüsst (die Manifestanten geben sich, wie der Arbeiter Ch. bemerkt, nicht die Mühe, ihre zu Boden geschleuderten Mützen wieder aufzuheben: „so sicher waren sie," meint der Zeuge, „sie bald durch neue aus den jüdischen Geschäften ersetzen zu können.") Als die Manifestanten am Hotel Continental vorbeikamen, riefen alle am Hotel Stehenden, auch die Arbeiter und Juden, „Hurra!" und zogen den Hut ab, denn es war beschlossen worden, alles zu vermeiden, was als Herausforderung gedeutet werden könnte, und möglichen Zwischenfällen aus dem Wege zu gehen. Doch vermochte ihre vorsichtige Haltung eben so wenig etwas zu ändern, wie der Versuch des Rechtsanwalts J., durch aufklärende Ansprachen das Volk zu beruhigen. „Haut die Juden!" hörte man plötzlich viele, unter anderen den Kaufmann Jerofejew und den Polizeisekretär rufen, und zugleich erscholl ein von unbekannter Hand abgefeuerter Schuss. „Das Zarenporträt getroffen, der Porträtträger verwundet," durchschwirrte es plötzlich die Menge, und wenn auch beides mit der Wahrheit nichts gemein hatte, wenn auch der Schuss, wie der Polizeimeister selbst zugegeben hat, von einem Provokateur abgegeben war, was schert es die Leute? Die aufgeregte Menge stellt ja keine Nachforschungen an und folgt den in ihr wachgerufenen Instinkten. Eine Anzahl Manifestanten stürzte sich auf die am Hotel stehenden Juden, die die Flucht ergriffen und, davoneilend, auf ihre Verfolger nach rückwärts Schüsse abgaben, die jedoch alle fehlgingen. Jetzt schlossen sich den Verfolgern auch Kosaken an. Die Verfolgten stürzten sich in Höfe, die Kosaken drangen gleichfalls ein und hieben alles kurz und klein, was ihnen in den Weg kam. Im Hofe Chotimsky wurde ein förmliches Blutbad veranstaltet; ausser den Selbstwehrmitgliedern Gorelik und Lifschitz wurden die Familien Grünberg, Berkowitsch und Iskorew verhauen und erschossen.

Inzwischen waren die Manifestanten auf der Jekaterininskaja auch nicht untätig geblieben. Viele befassten sich mit der Misshandlung jüdischer Passanten. Ein verkleideter Schutzmann sagt der Menge, dass der Schneider Lewin, der gerade vorüberkommt, auf das Zarenporträt geschossen hätte, und eine Gruppe wirft ihn zu Boden, schlägt auf ihn mit Steinen und Knüppeln ein, tritt ihn mit Füssen; auf der anderen Seite der Strasse wurde ein Greis Joffe in derselben Weise gemartert. Die von der siegreichen Verfolgung zurückgekehrten Kosaken reiten in langsamem Schritt an den beiden, im letzten Todeskampf liegenden Opfern vorbei und werden von den Manifestanten, die sich bereits den jüdischen Geschäften zugewandt haben, stürmisch begrüsst. Das Gros der Menge, das im ersten Augenblick wie betäubt dastand, schloss sich sehr bald den Plünderern an; es war aus Kleinbürgern, Fabrikarbeitern, Schmieden aus der Stadt selbst, sowie aus Hand-

werkern, Arbeitern und Hausbesitzern aus den Vorstädten Nowosjolowka, Mariinskoje, Slobodka zusammengesetzt und von Kaufleuten, verkleideten Schutzleuten und selbst Gymnasiasten angeführt. Oft übernahm Belochwostow selbst die Führung. Er leitete unter anderem die Plünderung der Geschäfte von Bronn und von Karpel und scheute sich nicht, sobald es not tat, auch selbst Hand anzulegen. So half er den Plünderern mit einem Brecheisen die Tür bei Bronn einzubrechen, wartete ab, bis die Plünderung vollendet wurde, befahl allen, bis auf zwei, den leeren Laden zu verlassen und rief: „Jetzt steckt an!" Und sein Trabant Andrejewsky schrie: „Brennt die Kisten nieder, schont nichts!" „Jetzt geht's weiter!" kommandierte Belochwostow. Auch im Geschäfte von Karpel wollte die Tür nicht nachgeben, da liess Belochwostow Kosaken rufen, und mit ihrer Hilfe drangen die Exzedenten in den Laden. Ein Zeuge hörte Belochwostow den Plünderern zurufen: „Keine Zeit verlieren! Juden hauen!"

Bei Beginn des Pogroms, als es klar wurde, dass die Früchte seiner Saat nicht ausbleiben werden, hatte sich Belochwostow für eine kurze Zeit zurückgezogen; in angenehmer, angeregter Stimmung sagte er seinem Nachbar R. mit unverhüllter Schadenfreude: „Sehen Sie, was alles Jhre Juden heraufbeschworen haben. Ich möchte sie gerne schützen, aber wie soll ich es, da sie dem Gouverneur um meine Entlassung telegraphierten!" Mit der Bravour des Siegessicheren schrie er einen anderen Nachbar E., der ihm vorgeworfen hatte, in einer solch unruhigen Zeit derart zu agitieren, an: „Agitieren!? Für dieses Wort kann ich Sie auf der Stelle erschiessen. Ich bin ja ein russischer Mann!" Darauf dinierte er vergnügt mit dem Kosakenoffizier, den er zu sich eingeladen hatte. Mit den Kosaken sowohl als mit der Schutzmannschaft scheint Belochwostow überhaupt die besten Beziehungen unterhalten zu haben. Ein S c h u t z m a n n erzählte in Gegenwart des christlichen Zeugen B., dass Belochwostow ihn und mehrere seiner Kollegen i n Z i v i l u n d b e w a f f n e t zu sich bestellt hatte; unterwegs wurden sie angehalten, auf Befehl des Militärchefs untersucht und verhaftet, aber auf Wunsch von Belochwostow freigelassen. Seine Untergebenen haben sich auch seines Vertrauens würdig gezeigt. Offiziell hiess es, dass die Schutzmannschaft streike. . . . Man sah überhaupt so gut wie nirgends Polizei, von verkleideten Polizisten abgesehen, die an der Plünderung, am Raube und an den Mordtaten sich beteiligten.

Und was machte der Chef der Polizei? Trotzdem über Mariupol der Kriegszustand nicht verhängt war, übergab er quasi die Macht an den Militärchef, war aber während der drei Pogromtage überall an der Spitze der Kosaken zu sehen, und überall übte sein Erscheinen, wie der Inspektor der Volksschulen P. bestätigt, auf die Plünderer eine ermunternde Wirkung aus. Als ihn am ersten Tag gegen 5 Uhr der Rabbiner empört fragte, warum er denn die Vernichtung der jüdischen Geschäfte zulasse, antwortete er: „Ach was, ich kann ja nichts machen, man feuert auch auf mich. Ich bin müde, aufgeregt und muss mich zur Ruhe begeben; dann wird sich schon finden, was zu tun ist." „Und was sollen wir inzwischen machen?" fragte der Rabbiner. „Euch verstecken," war Sdorows gelassene Antwort, „denn es ist ja nicht ausgeschlossen, dass die Plünderer nachts die Juden überfallen." Auf dem Markte führte er mit den Plünderern folgendes Gespräch: „Was macht ihr denn hier?" fragte Sdorow. „Wir vernichten jüdische Läden."

„Und werdet ihr nicht hiernach auch russische Geschäfte plündern?“ war die nächste Frage des Polizeimeisters. — „Nein, die russischen Geschäfte nicht!“ „Na, merkt euch, die russischen Geschäfte nicht anrühren,“ beschloss der Polizeimeister die sokratische Lehrstunde. Am nächsten Tag fragte der christliche Zeuge S. angesichts der immer weiter um sich greifenden verheerenden Tätigkeit der Menge den Polizeimeister, der an der Spitze von 50 Kosaken ruhig dastand: „Was soll das bedeuten?“ „Was machen?“ antwortete dieser scheinbar unbeholfen. In diesem Augenblick näherte sich dem Polizeimeister ein Jude und flehte ihn um Schutz an, der Polizeichef erhob drohend seine Nagajka und warf dem Juden solch einen wütenden Blick zu, dass nicht nur der Jude, sondern auch S. entsetzt zurückprallte. Der Zeuge Z. (Christ) hörte einen Kerl dem Polizeimeister am Abend des 20. sagen: „Heute haben wir die Juden mit den Fäusten geschlagen, morgen werden wir uns mit Messern und Revolvern versehen.“ Der Rechtsanwalt P. fragte den Polizeimeister zu einer Zeit, da die Zerstörungsarbeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, warum er denn auf das Gesindel nicht feuern lasse. „Damit unschuldige Opfer vermieden werden,“ war die Antwort, und als der Rechtsanwalt fortfuhr, von ihm energische Massnahmen zu fordern, meinte er, er werde schon solche treffen, aber vorher müsse er sich rasieren lassen, und er entfernte sich, von einigen Kosaken eskortiert, zum Friseur, worauf sich seine Aktivität im allgemeinen beschränkte . . .

Polizeimeister Sdorow trägt wohl in der Hauptsache auch die Schuld dafür, dass seitens der Militärchefs ebenfalls so gut wie nichts zur Unterdrückung des Pogroms geschehen war, trotzdem dessen Absichten, wie es scheint, anderer Natur waren, als die der Vertreter der Polizeigewalt. Er klagte den Zeugen Rechtsanwalt P. und Volksschulinspektor P. über die Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel, da er aus seiner ganzen Kompagnie nur über etwa 15 Mann frei verfügen könne, während die übrigen Schildwachendienste zu versehen haben und die Kosaken ihm vollends den Gehorsam verweigern und ihn selbst „in Stücke reissen würden“, wenn er für Juden Partei ergreifen würde. Belochwostow sagte er, dass seine Untergebenen „keine Schutzleute, sondern Hooligans“ seien, und dass sie, als er ihnen befohlen hätte, auf die Plünderer zu feuern, in die Erde geschossen und dabei „Haut die Juden!“ gerufen hätten. Und doch, meinte er, wäre es ihm gelungen, mehr zu leisten, wenn er nicht vom Polizeimeister hintergangen worden wäre, der ihn mit den Soldaten von den gefährdeten Punkten fernzuhalten verstanden hätte, indem er ihn bald zum jüdischen Krankenhaus, bald wo anders, wo seine Hilfe nicht zu gebrauchen war, dirigiert habe. „Und da ich ihm vertraute, lastet ein Teil der Opfer auf mir.“

In der Tat hatten die Plünderer in den Kosaken wohlwollende Zuschauer und treue Genossen gefunden. „Fort, fortgehen!“ hörte der Direktor der Reichsbankfiliale die Kosaken laut rufen, und leiser fügten sie hinzu: „Schneller, zum nächsten Geschäft.“ An einem anderen Punkte waren Kosakenspaliere aufgestellt. Die Kosaken rauchten Zigaretten und riefen immer wieder den Plünderern zu: „So, so ist’s brav, ihr Kerle!“ Und die Plünderer liessen diese Liebesdienste nicht unvergolten bleiben. Hier sieht man sie den Kosaken geraubte Stiefel überreichen, da wieder teilen sie rasch und lärmend mit ihnen einen ganzen Haufen Uhren und Silbersachen. An einer dritten Stelle begleiten Ko-

saken, wie Steuerinspektor S. berichtet, eine Frau mit geraubten Sachen hinaus und bekommen von ihr dafür einen Teil der Beute ab. Indes die meisten begnügten sich mit diesen freiwilligen Gaben nicht, und gleich zu Beginn des Pogroms nahmen Kosaken selbst an den Plünderungen lebhaften Anteil. Schon um 3 Uhr des ersten Tages wurden sie von dem Rechtsanwalt J. und dem Inspektor der Volksschulen P. mit einer, zwei und mehreren Harmonikas unter dem Arm gesehen; später erschienen sie mit ganzen Ladungen auf ihren Pferden, mit Pelzen, kostbaren Stoffen, die auf der Erde schleiften und in der Luft flatterten oder um die Sattel gewickelt waren, einer bemühte sich sogar, ein Fahrrad auf sein Pferd zu laden. Sie entledigten sich der Sachen in ihrer Kaserne, um nach neuer Beute hinauszureiten. Nicht selten übernahmen die Kosaken die Rolle provokatorischer Anführer. So feuerten zwei Kosaken auf die Wohnung von L. und schrien: „Hier schiessen Juden!“, worauf das ganze Haus von der Menge geplündert ward. Ein Kosak zertrümmert im Geschäfte von G., ein anderer in der Wohnung von K. mit seiner Nagajka die Scheiben und sie zitieren die Plünderer mit den Rufen herbei: „Hierher, Brüder, greift hier zu, haut die Juden!“ „Hier sind Juden, haut sie, schont niemand!“

Werden indes Menschen erblickt, die sich an diesem Treiben nicht beteiligen, so sind sie Misshandlungen ausgesetzt, und die Kosakennagajkas sausen nur so über die Frechen hin, die nach ihrer Meinung die Plünderer nur stören. Zeuge S. (Christ) wohnte folgender Szene bei. Am Dom rief jemand: „Sammelt euch, Kameraden!“ „Hier!“ erscholl die Antwort der Exzedenten, die von allen Seiten auf den Ruf eilten. Die Kosaken rührten sich nicht. Fünf Minuten später begann die Menge in das auf der gegenüberliegenden Seite gelegene Geschäft von Gorelow einzubrechen. Die Tür knackte. Die Kosaken rührten sich nicht. Die Tür stürzte ein, und mit dem Rufe „Hurrah, es lebe Russland!“ drangen die Exzedenten in den Laden. Jetzt kam auch ein Teil der Kosaken dem Geschäfte näher. „Plötzlich ritt der Offizier Gawrilow mit Kosaken an uns heran, rempelte einen ruhig danebenstehenden jungen Mann an: „Wer bist du? Was hast du hier zu schaffen?“ und versetzte ihm einen Hieb mit der Nagajka über den Kopf. Die Plünderung des Geschäfts Gorelow schien er nicht zu beachten.“

Mit besonderer Grausamkeit aber gingen die Herren der Stadt gegen die Mitglieder der jüdischen Selbstwehr vor, der es, trotz ihrer geringen Zahl und mangelhaften Bewaffnung, mehrmals gelungen war, die Plünderung hie und da mit eigenen Kräften aufzuhalten. Als der zionistische Jüngling Asow ganz allein die Plünderer von einem ärmlichen jüdischen Laden vertrieben hatte, jagten ihm drei Kosaken Kugeln nach und streckten ihn tot. Dort bemerken die Kosaken den jungen unbewaffneten Plotkin, ebenfalls ein Mitglied der Selbstwehr, wie er einem Plünderer einen geraubten Anzug abnimmt; sofort wird gefeuert; von einer Kosakenkugel getroffen, sucht Plotkin noch zu entkommen, wird jedoch von zwei Kosaken eingeholt. Er beteuert und beweist, dass er keine Waffen bei sich trage, und bittet um seiner Mutter und seiner kleinen Schwester wegen so rührend um Erbarmen, dass selbst einer der Kosaken von ihm ablässt und fortreitet; da feuert der zweite zweimal auf ihn, und er fällt tot nieder. In demselben Augenblick sieht man einige Plünderer mit geraubten Sachen, die beim Anblick der Kosaken sich drücken wollen, da riefen ihnen die Kosaken ermunternd zu: „Macht nichts! Kommt nur näher. euch werden wir

nicht anrühren.“ Ausser den genannten Selbstwehrmitgliedern, dem Zionisten Asow, den Poale-Zionisten Gorelik, Lifschitz und Plotkin, fielen noch Kostjakowsky und Grodsinsky (letzterer ebenfalls Poale-Zionist).

Das Blutvergiessen betrachteten die Kosaken als eine gewissermassen von ihnen monopolisierte Tätigkeit; denn so angenehm ihnen auch das Rauben und Plündern war, um wieviel anziehender das Schlagen und Morden! Da überfallen etwa 20 Hooligans einen Juden. Erwachsene und Jungen hauen auf den Unglücklichen so lange mit Knüppeln ein, bis er besinnungslos zusammenbricht; doch zwei Kosaken verjagen die Unbefugten, um selbst auf den Liegenden je einen Schuss abzugeben; später erscheint auch ein Schutzmann, besieht sich den Kampfplatz und trampelt noch zur Beseitigung jeden Zweifels auf dem Leichnam mit den Füssen. „In unserem Hof,“ erzählt der Zeuge Bobrow, „drangen Kosaken ein und begannen zu schiessen. Mein 18 jähriger Sohn ging ans Fenster, um die Laden zu schliessen, da warf ihn eine Kosakenkugel tot zu Boden.“ Indes die Menschen einzeln zu morden, — das befriedigt unsere Helden nicht! Am 21. wird daher mit gemeinsamen Kräften der Kosaken, verkleideter Schutzleute und profaner Exzedenten ein neues Blutbad veranstaltet, welches das oben geschilderte im Hofe Chotimsky, das sieben Opfer gefordert hat, übertrifft. Hören wir die epische Erzählung der Frau eines der Ermordeten, die selbst durch einen Zufall am Leben geblieben ist:

„Am 21. plünderte die Menge einen benachbarten Laden. Wir verliessen daher unsere Wohnung und versteckten uns in unserem Stall. Ausser meinem Mann und mir befanden sich da Robinow mit Frau und vier Kindern, zwei Knaben, David und Kaschdan, und der Schames (der Synagogendiener). Da hörten wir die Plünderer und Kosaken in unseren Hof eindringen, und zugleich riefen Jungen auf der Strasse: ‚Geht doch in den Stall, da haben sich alle Juden versteckt!‘ Die Menge kam immer näher, und ich erkannte die Stimme des Schutzmanns Petro Jemeltschuk, der gewöhnlich in unserer Nähe seinen Posten hat, der wiederholt rief: ‚Haut die Juden! Schiesst auf die Juden, Hurra!‘ Mein Mann und die Kinder Robinow sprangen aus dem Stall, und meinem Manne gelang es, auf die Strasse zu gelangen; hier wurde er von Hooligans überfallen und ermordet; die Kinder wurden auf dem Hofe niedergemacht, während die Frau Robinows vor meinen Augen von Kosaken mit Säbeln und Nagajkas verhauen wurde; mir gelang es, mich hinter dem Stalle zu verstecken, wo mich später ein alter russischer Herr gefunden und in ein russisches Haus geführt hat.“

IV.

Die Taten der Wüteriche stellten solch ungeheure Anforderungen an die Nerven der Zuschauer, dass sogar ein Offizier ohnmächtig wurde und fortgeschafft werden musste. Dies war der Kosakenoffizier Kutnarew, der einzige, der etwas zum Schutz der Geplünderten getan hat. Fast allein, da die Kosaken ihm auf jede Weise auszuweichen suchten, verjagte er einen grossen, etwa 50 Mann starken Plündererhaufen. Sein Kollege aber meinte auf die Frage des Tierarztes P., warum auf die Exzedenten nicht gefeuert werde, dass ein Pogrom ja auch nur eine ebensolche Aeusserung des Parteikampfes sei, wie etwa eine Freiheitsdemonstration, während ein Unteroffizier offen antwortete, dass er nicht gesonnen sei, jüdische Geschäfte zu verteidigen. Und von seinem

Standpunkte hatte er auch recht; denn wenn auch nur ein ernster Schritt von irgend welcher Seite getan worden wäre, der Pogrom wäre in jedem beliebigen Moment zu unterdrücken gewesen. Alle Augenzeugen stimmen darin überein, dass die Plünderer durch 1—2 und auch später, als die Zerstörungswut und Raubgier voll entfacht waren, durch 5—10 energische Soldaten oder Schutzleute ohne Anwendung der Feuerwaffen zu vertreiben waren. So hatte der Militärchef am Rastowbazar einen Kosaken postiert, und das Geschäft blieb unversehrt, solange der Kosak auf seinem Posten geblieben war. Aber Schutz und Hilfe war ja weder von der verbrecherischen Polizei, noch von dem schwächlichen Militärchef, noch von der indifferenten Stadtverwaltung, die während der Pogromtage gar kein Lebenszeichen von sich gegeben hat,[1]) noch auch — im grossen und ganzen — von der Einwohnerschaft selbst zu erwarten. Von einem gewissen Interesse ist die Tatsache, dass die zahlreichen Griechen von Mariupol, die im Süden Russlands die schlimmsten Konkurrenten der Juden sind und meist einen starken Hass gegen sie hegen, sich hier ganz passiv verhalten und am Raub keinen Anteil genommen haben. Sie sollen befürchtet haben, dass der Zorn der Volksmassen sich gegen sie selber wenden könnte, und blieben deswegen von jeder Kundgebung nach der einen oder anderen Seite fern. In den Reihen der Russen gab es allerdings, wie wir bereits gesehen haben, eine kleine Anzahl solcher, die, über das scheussliche Schauspiel empört, sich der Juden in humaner Weise annahmen. Zu den Genannten wäre noch Priester Nikolaj zuzuzählen, bei dem Juden Obdach gefunden haben und der die Plünderer zu beeinflussen versucht, von diesen jedoch die Antwort erhalten hatte, er möge lieber durch Aufstellung von Heiligenbildern in seinen Fenstern sich selbst zu schützen suchen. Manche jüdische Familie soll in der Kaserne bei den Soldaten warme Aufnahme gefunden haben, wo diese ihnen ihre Nachtlager überliessen, ihnen Tee bereitet und für die Kinder gesorgt haben. Und die in jüdischen Geschäften angestellten christlichen Kommis haben mit Heiligenbildern ein jüdisches Geschäft vor der Plünderung geschützt.

Um wieviel grösser war aber die Zahl derer, die dem Pogrom indifferent zugesehen, die die in der grössten Gefahr um Schutz Flehenden zurückgestossen,[2]) die Plünderer ermuntert oder sich selbst am Raube beteiligt haben! Hie und da schämten sich die Einwohner nicht, direkte Nachbarn oder Bekannte auszurauben. So erzählt der geplünderte D., dass sein kleiner, in einer abgelegenen Strasse gelegener Laden von den Exzedenten unbemerkt geblieben war; sein nächster Nachbar, ein ihm gut bekannter Dachdecker Chotinsky, erschien aber mit einem Brecheisen und erbrach den Laden, darauf rief er drei andere Nachbarn hinzu, nahm mit ihrer Hilfe die Ware und die Wirtschaft und legte Feuer an. Geraubte Waren und Sachen wurden offen auf Wagen und Booten abgeführt, und was sollten denn auch die Leute befürchten? Als der Polizeiaufseher Borodin nach dem Pogrom nach

---

[1]) Auch später wurde der Antrag auf Entfernung des Belochwostow und der Kosaken „aus Furcht vor Rache“ abgelehnt, und erst, als das Gerücht sich verbreitete, dass am 10. November ein Pogrom der Reichen und Gebildeten bevorstehe, fasste eine ausserordentliche Stadtverordnetenversammlnng den Beschluss, die Entfernung des Polizeipristaws beim Gouverneur oder Minister auszuwirken.

[2]) Ein Beispiel: Während des fürchterlichen Gemetzels im Hofe von Chotimsky wurde ein um Schutz flehender Schlächter trotz des Kugelhagels aus zwei Höfen, in die er zu flüchten versuchte, hinausgejagt, und konnte nur in einem Misthaufen ein Versteck finden.

einer der Vorstädte, Nowossjolowka, gesandt war, um die Leute aufzufordern, das Geraubte wiederzugeben, da Haussuchungen bevorständen, widersetzten sie sich dem entschieden. „Was!“ sagten sie, „die Polizei befahl uns, die Juden zu plündern und zu schlagen, und nun will sie uns als Räuber und Mörder hinstellen?!“ Die Rückgabe des Geraubten hätte auch kaum ihren Zweck erreichen können. Denn als man während des Pogroms die Sachen, die es gelungen war, den Plünderern fortzunehmen, in einen Speicher im II. Polizeirevier unter Schloss niedergelegt hatte, fand man am nächsten Tag weder das Schloss an der Tür noch die Sachen im Speicher, dagegen wurde dasselbe Schloss nach einiger Zeit von einem Schutzmann in Reparatur gegeben. . . . Obrigkeit und Exzedenten waren überhaupt wie verbrüdert. Die aktiven Exzedenten fühlten sich in der Polizei ungemein heimisch. Der Zeuge G. erzählt, wie er am 23., also schon nach dem Pogrom, im Polizeirevier einen Kerl vorgefunden habe, der laut renommierte, mit dem aus dem Stadtamt erhaltenen Revolver während der Pogromtage viele Juden erschlagen zu haben, und dem Zeugen drohte, auch ihn bei der bevorstehenden Beerdigung der Getöteten zu ermorden. Die Bitte, den gefährlichen Kerl zu verhaften, wurde von Belochwostow natürlich zurückgewiesen.

Unter den Anführern der Menge wurden ausser den verkleideten Vertretern der Polizei eine ganze Anzahl bekannter Stadtbewohner und viele Gymnasiasten gesehen. Andrejewsky, der auf die Menge einen starken Einfluss auszuüben verstand, teilte seinen Hass zwischen Juden und Sozialisten. „Hier sind Sozialisten,“ rief er vor einem Hause, „sie müssen bei lebendigem Leibe verbrannt werden!“ Ganz besonders verwerflich war das Betragen eines erheblichen Teiles der Gymnasialjugend. Schon vor dem Pogrom sollen die Schüler des Mariupoler Gymnasiums, in dem ein äusserst reaktionärer Geist herrschte, sich eifrig an der Judenhetze beteiligt haben. Am Pogrom selbst nahmen sie den lebhaftesten Anteil, funktionierten oft in der Rolle von Anführern und beteiligten sich am Raube. Die Zahl solcher soll nach Aussage zweier Gymnasiasten der höheren Klassen unter den Sekundanern und Primanern 15—20 % erreicht haben. Sie wurden später einem aus Lehrern und Schülern zusammengesetzten Ehrengericht unterstellt, zu dem jedoch kein aussenstehender Zeuge zugelassen wurde, was die Aufdeckung des wahren Sachverhalts so gut wie illusorisch machte, und die Schuldigen kamen mit einem Tadelsvotum davon.

Die Pogrominitiatoren hatten ohne Zweifel Grund genug, mit dem Erreichten zufrieden zu sein. „Brave Kerle!“ lobte Belochwostow die Exzedenten nach dem Pogrom, „ihr habt Mariupol von Juden gereinigt. Die müssen geschlagen werden.“ Es waren ja auch im Laufe der drei Pogromtage, abgesehen von den 22 Ermordeten, die 30 Waisen (darunter 7 Vollwaisen) und 4 Witwen hinterlassen haben, 765 jüdische Familien, die einen Verlust von ca. $1^3/_4$ Millionen Rubel erlitten, materiell zugrunde gerichtet. So wurde denn die wirtschaftliche Lage der Mariupoler Judenheit aufs äusserste erschüttert. Zwar ist Mariupol im allgemeinen ein aufkommender Ort, in dem die Industrie und der Handel rapide wachsen (so stieg der Frachtverkehr des dortigen Hafens laut statistischen Daten in den Jahren 1892—1899 von 12,6 Millionen Pud auf 58 Millionen Pud), und hat auch in den letzten Jahren eine starke Zuwanderung von Juden bewirkt, so dass diese zur Zeit des Pogroms etwa 10 000 an Zahl waren. Indes der Schrecken, den

der Pogrom neben dem ungeheuren materiellen Schaden hervorgerufen hatte, brachte das ganze ökonomische Leben der Juden zum Stocken, wirkte unheilvoll auf den Kredit und hemmte für lange Zeit den Unternehmungsgeist der Mariupoler Juden.

Nikopol

Am 17. Oktober hatten die kleinen sozialistischen Gruppen von Nikopol eine Demonstration veranstaltet, die jedoch von Hooligans zerstreut wurde; 14 Tage früher war eine ähnliche Demonstration ohne dieses Missgeschick verlaufen, während in der Zwischenzeit mehrere Massenversammlungen abgehalten wurden. In der russischen Gesellschaft hatte man allerdings schon in den letzten Tagen mit Bestimmtheit von einem bevorstehenden Pogrom gesprochen, die Juden aber, an die gleichfalls das Gerücht gelangt war, dass die Polizei mit den „Demokraten, die den Zaren nicht wollen", eine Abrechnung im Sinne habe, waren wohl ängstlich, glaubten jedoch nicht recht daran, denn sie waren bis dahin mit den Behörden noch immer gut ausgekommen. Trotzdem berieten einige jüdische und christliche Kaufleute über Massnahmen, die zum Schutze der Bürger zu treffen wären, und die jüdische Jugend machte Schritte zur Gründung einer Selbstwehr, womit sie bei ihren christlichen Gesinnungsgenossen starken Anklang fand. Aber zur Verwirklichung dieser Versuche kam es nicht mehr, da der Pogrom viel früher, als man vermuten konnte, losging. Er war aus einem nichtigen Anlass am 18. ausgebrochen. Ein betrunkener Hooligan stürzte während eines Streits mit einem jüdischen Selterwasserhändler laut schreiend auf die Strasse, worauf ein grosser Auflauf entstand, und die Demokratenmisshandlungen und Judenplünderungen begannen. Die plündernde Menge bestand durchweg aus einheimischen Fuhrleuten, Trägern und Bauern; die Anführer aber waren zugereiste Individuen, die vor Beginn des Pogroms einen Schmaus im Gasthof veranstaltet hatten. Bald schlossen sich den Plünderern, deren Kerntruppe nur aus etwa 30 Personen bestand, eine grosse Anzahl Bauern an, die aus der Umgegend nach Beute herbeigeeilt waren. Die Eisenbahn- und Fabrikarbeiter dagegen, von einzelnen abgesehen, hielten sich, dank der vorangegangenen Aufklärung über die Beweggründe des „Schwarzen Hunderts", von den Exzessen und dem Raub fern. Es ist sehr wahrscheinlich, dass einzelne Pogromindividuen von der Polizei für ihre Tätigkeit direkt besoldet wurden, wie aus folgender Unterhaltung hervorgeht. Nachdem ein Hooligan von einem Polizeiaufseher fünf Rubel zwecks Einstellung der Plünderung erhalten hatte, setzte er seine Tätigkeit ruhig fort. „Ich habe dir ja Geld gegeben," sagte der Aufseher. „Ja," antwortete der Plünderer, „das war jetzt, aber früher hat man für was anderes Geld gegeben!" Jedenfalls spornte die Polizei die weniger Eifrigen an: „Warum nehmt ihr denn nicht? Man darf ja!" Und man war gelehrig. In kleine Gruppen geteilt, mit Stangen, Spiessen, Heugabeln usw. versehen, überfiel man mit den Rufen „Haut die Juden!" „Hier, das hast du für den Zaren!" oder „Du wolltest ja keinen Zaren?!" die jüdischen Wohnungen und Geschäfte, plünderte und raubte Tag und Nacht und führte das Geraubte in Booten nach dem anderen Dnjeprufer ab. Soldaten, deren eine halbe Kompagnie

einige Tage vor dem Pogrom in Nikopol angekommen war, gingen immer hinterher, unternahmen jedoch nichts zur Einstellung des Exzesses. Einmal nur, gleich bei Beginn des Pogroms, wurde eine Salve abgefeuert, aber die blinden Schüsse wurden von den Exzedenten durch Hurrarufe und Fortsetzung der Arbeit beantwortet. Hier und da wurden Gewalttätigkeiten verübt, und wenn ihre Zahl beschränkt blieb, so war es einigen Christen zu verdanken, die sich der Juden angenommen haben. In dieser Beziehung zeichneten sich besonders der Geistliche und der Landhauptmann Gorkuschewsky aus, die den Bedrängten Zuflucht gewährten und auf die Plünderer einzuwirken suchten. Auch einige Kaufleute und Kommis beschützten mit Erfolg die Geschäfte mehrerer befreundeter Juden. Im allgemeinen allerdings konnte man bei der Bevölkerung, die Deutschen nicht ausgenommen, nur Indifferentismus konstatieren, es gab aber auch manchen Kaufmann, der dem Ruin seiner jüdischen Konkurrenten schmunzelnd zusah. Die Schüler der Stadtschule, die der Inspektor zu einem Trauergottesdienst um Alexander III. mitgenommen hatte, schlossen sich unterwegs den Plündernden an, und ihr Inspektor bewies seine Sympathien für den Pogrom dadurch, dass er eine bei ihm Zuflucht suchende Frau zurückwies.

Am 19. wurde eine ausserordentliche Stadtverordnetenversammlung einberufen und der Beschluss gefasst, eine Kirchenprozession zu veranstalten und ein Telegramm an den Gouverneur mit dem Ersuchen, Militär und Kosaken herzuschicken, abzusenden. Der Kirchenzug übte jedoch keinen Einfluss aus, und das Ersuchen an den Gouverneur wurde abschlägig beschieden. Daraufhin sandten die Juden an Witte eine Depesche mit der Bitte, die Gründung einer Miliz zu gestatten, bekamen indes überhaupt keine Antwort.

Am Abend des 19. begab sich die plündernde Menge zu der einem Deutschen gehörenden Fabrik und verlangte Geld. Der Fabrikbesitzer und seine Arbeiter antworteten mit Schüssen und zerstreuten die Menge. Dieser Vorfall scheint den Eifer der Plünderer gelähmt zu haben, und am nächsten Morgen, den 20., hörte die Plünderung von selbst auf. Jetzt erst, als bereits 30 grosse und viele kleine Geschäfte und Warenniederlagen sowie 10 bis 12 Wohnungen vernichtet, ein Haus niedergebrannt, vier Personen verwundet und eine Frau vergewaltigt wurde, kam der Isprawnik nach Nikopol und veröffentlichte mehrere Aufrufe beruhigenden Inhalts mit Zitaten aus dem Freiheitsmanifest und mit der Aufforderung, das Geraubte den Eigentümern zurückzugeben. Von der Polizei und den Soldaten wurde nunmehr sogar versucht, die Beute den Plünderern wieder abzunehmen, um sie den Geschädigten zurückzuerstatten, es war jedoch zu spät, so dass es kaum noch gelang, 1% des Geraubten wiederzuerlangen.

Allein das, was die Juden in Nikopol selbst erlebten, war ein harmloses Spiel im Vergleich zu dem furchtbaren Schicksal, das ihre flüchtenden Brüder ereilte, als sie sich auf einem Dampfer nach Alexandrowsk hinüberretten wollten. Sobald der Dampfer im Hafen eingelaufen war, wurde er von einer wütenden Hooligansmenge und den Matrosen der Flussschiffe überfallen, die sich mit der völligen Ausplünderung und Beraubung der Unglücklichen nicht mehr zufriedengaben, sondern ihnen die Kleider vom Leibe herunterrissen und nach den schwersten Misshandlungen sie ins Wasser schleuderten, so dass

sie nur in schrecklich zugerichtetem Zustand sich zu retten vermochten. Vergeblich flehten die Frauen und Kinder auf den Knien um Erbarmen: auch sie trat man mit Füssen, während die Männer bis zur Besinnungslosigkeit und einer (der 21 jährige Bespalow) in den Tod hinein geprügelt wurden.

Nowomoskowsk

Gesamtbevölkerung (1897) 12 883, Juden 1436.

Das politische Parteileben von Nowomoskowsk war zur Zeit des Manifestes nur wenig entwickelt. Es existierte hier kurz nach dem offiziellen Beginn der sogenannten Verfassungszeit eine Gruppe des der Form nach liberalen, seinem Wesen nach aber stark reaktionären „Verbandes vom 17. Oktober", dem nur Christen angehörten. Von jüdischen Organisationen wären zu nennen die der „reinen" Zionisten und der „Verband zur Erreichung der Vollberechtigung", der hier etwa 60 Mitglieder zählte. Der Poale-Zionismus und der Bund waren hier nur durch einzelne Anhänger vertreten. Sowohl unter den Juden wie unter den Christen gab es auch einzelne Sozialdemokraten.

Seit dem Pogrom von Kischinew tauchten hier ziemlich oft Gerüchte von bevorstehenden Judenmetzeleien auf. Zu Ostern 1905 nahmen die Gerüchte eine derart bestimmte Gestalt an, dass sich eine jüdische Deputation zum Isprawnik (Landrat) begab und seinen Diensteifer durch ein entsprechendes Geldgeschenk gehörig anstachelte. Der Pogrom wurde damals vereitelt.

Mit dem Ausbruch des Eisenbahnstreiks und unter dem Einfluss der Ereignisse, die sich damals in Jekaterinoslaw abspielten. rückte das Gespenst des Exzesses gegen die Juden wieder näher heran. Schon am 16. Oktober sprach man mit aller Bestimmtheit davon, dass der Pogrom auf den 21. angesetzt wäre. Von glaubwürdiger Seite wurde erzählt, dass ein Schutzmann aus einem Dorfe ins andere ginge und die Bauern aufforderte, zum Pogrom zu erscheinen. Als der Rabbiner Rudin dem Polizeiverweser dieserhalb Vorhaltungen machte, erklärte dieser, die Bauern hätten wohl die Sache falsch aufgefasst, der Schutzmann sei lediglich geschickt worden, um Dienerschaft für einen Polizeibeamten zu engagieren. Beunruhigend war auch das Verhalten der Schmiedegesellen, deren es in Nowomoskowsk sehr viele gibt. Die Meister sind alle Christen und an und für sich sehr reaktionär gesinnt. Als sich nun unter den Gesellen Zeichen sozialdemokratischer Propaganda bemerkbar machten, traten dem die Meister durch Verbreitung antisemitisch-reaktionärer Hetzblätter entgegen. Die Polizei und zugereiste Agitatoren unterstützten die Meister dabei in jeder Weise. Auch die mündliche Propaganda wurde eifrig betrieben. Ein Einjährig-Freiwilliger, der Sohn eines Schmiedemeisters, sammelte Unterschriften für eine Petition gegen das Wahlrecht der Juden. Die Früchte dieser Agitation blieben nicht aus. Ein aus Jekaterinoslaw angelangter Agitator setzte nun im Einvernehmen mit den Schmiedegesellen den Termin des Pogroms fest. Als der Rabbiner von dem Treiben dem Polizeiverweser Mitteilung machte, meinte dieser, es gäbe

keinen Grund zur Beunruhigung: er hätte genügend Kräfte, um nötigenfalls jeden Ausbruch von Unruhen zu unterdrücken.

Angesichts der unsicheren Haltung der Polizei versammelte sich die jüdische Gemeinde, um über Massregeln zur Abwendung des Pogroms zu beraten. Es wurde beschlossen, von einer Organisation der Selbstwehr abzusehen und eine Deputation mit dem Rabbiner an der Spitze an den Gouverneur abzusenden. Diese Deputation wurde auch vom Gouverneur empfangen und erhielt von ihm das Versprechen, dass er recht bald Militär nach Nowomoskowsk schicken werde.

Am 20. Oktober veranstalteten die Unterbeamten der Landschaft eine Demonstration, um die eben verkündete Verfassung zu feiern. Während der Demonstration gab es auch Reden, wobei ein Christ, ein Sozialrevolutionär, eine sehr heftige Ansprache hielt, während ein nach ihm zu Wort gekommener Jude, ein Poalezionist, die ungünstige Wirkung dieser Rede abschwächen wollte und besänftigend über die Notwendigkeit eines friedlichen Zusammenlebens der verschiedenen Nationen und über die Verwerflichkeit der Judenhetzen sprach. Er erzielte aber nicht den gewünschten Erfolg. Die Demonstranten veranlassten nachher Gesellen und Arbeiter, die Arbeit niederzulegen. Als die Menge gegen Abend zurückkehrte, wurden einzelne judenfeindliche Zurufe laut. Der Branddirektor rief: „Haut die von Gott verfluchten Juden!" und schoss einige Male mit dem Revolver.

Der eigentliche Pogrom begann an dem vorher festgesetzten Tage, d. h. am Freitag, den 21. Oktober. Die seit dem frühen Morgen versammelte, aus Bauern, Handwerkern und Feuerwehrleuten bestehende Menge rückte gegen Mittag unter Anführung der Schmiedegesellen gegen eine Zuckerwarenfabrik vor, die sie auch bald zertrümmerten. Die Wut steigerte sich noch, als ein daneben liegender Keller überfallen wurde und alles sich besaufen konnte. Nun machte man sich an die jüdischen Läden heran. Gerade als die Plünderung am eifrigsten vor sich ging, kam ein christlicher Leichenzug vorüber. Der Pfarrer liess den Zug anhalten und bat die Menge inständig, ihre Zerstörungsarbeit einzustellen. Er ging so weit, dass er *im Ornat vor den Plünderern niederkniete und sie anflehte*, von ihrem Werke zu lassen. All dies blieb aber ohne Erfolg. Die vom Entsetzen gepackten Juden liefen zur Polizei, telegraphierten an den Gouverneur, mussten aber vor allen Dingen daran denken, sich in Sicherheit zu bringen.

Am nächsten Morgen entbrannte der Pogrom von neuem, aber da kamen aus Jekaterinoslaw 11 Mann von der Selbstwehr, Poalezionisten, und schon der erste gegen die Plünderer gerichtete Schuss übte eine frappante Wirkung aus: der Pogrom hörte sofort auf. Als aber gegen 11 Uhr die vom Gouverneur beorderten Soldaten eintrafen, schöpften die Hooligans von neuem Mut, und die Plünderung ging wieder vor den Augen der Soldaten und des Offiziers los. Auf die dem Offizier von jüdischer Seite gemachten Vorwürfe antwortete er, er könne ohne Aufforderung seitens der Polizei nichts unternehmen. Nur mit grosser Mühe gelang es dem Rabbiner und anderen Juden, den Polizeiverweser zu bewegen, eine schriftliche Aufforderung zum Eingreifen an den Offizier zu richten. Dazu bedurfte es langer Auseinandersetzungen, Bitten und Drohungen. Als der Offizier diese Aufforderung erhielt, befahl er — nach üblicher Warnung — den Soldaten, eine Salve abzufeuern. Zwei Hooligans fielen tot hin, zwei wurden schwer verwundet.

Die Menge lief sofort auseinander, und der Pogrom war beendet. Zu bemerken ist, dass nur vier Gewehre der Soldaten scharf, alle übrigen blind geladen waren.

Ueber die Entstehungsgeschichte des Pogroms haben wir vorhin einiges gebracht. Hier ist noch manches aus der Tätigkeit der Polizei nachzutragen. Während des Pogroms waren unter den Plünderern uniformierte Schutzleute zu sehen. Einer von ihnen rief dabei: „Denkt auch an uns, Kinder, wenn ihr die Sachen holt!" Nach dem Pogrom hielt der Rabbiner dem Polizeiverweser in Gegenwart zahlreicher christlicher und jüdischer angesehener Bürger viele schändliche Taten der Polizei vor. So soll im Dorfe Podgorodnaja der Pogrom nach dem Besuch des Polizei-Pristaws Dimentowitz ausgebrochen sein, weil er hier gesagt haben soll, für Gewalttätigkeiten an Juden würde man nicht sehr aufzukommen haben. Ein anderer Pristaw, der am Tage vor dem Pogrom aus Jekaterinoslaw in Zivil angekommen war, hatte dem Gastwirt Krawtschenko gesagt, er solle doch keine Zimmer an Juden vermieten, da für den nächsten Tag ein Pogrom bevorstehe. Der Polizeiverweser suchte diese Tatsachen teils zu leugnen, teils ihnen eine andere Beleuchtung zu geben. Immerhin gestand er ein, dass die Polizei sich untätig verhalten hätte. Die Schutzleute sagten jedoch, dass, falls ein Teil von ihnen — wie von der Stadtverwaltung beabsichtigt wurde — entlassen werden sollte, sie dann offen sagen würden, wer die Urheber des Pogroms gewesen wären. Diese Absicht der Stadtverwaltung kam aber nicht zur Ausführung, und so unterliessen auch die Schutzleute ihre interessanten Aussagen.

Das Verhalten der christlichen Gesellschaft war im allgemeinen ein feindliches. In manchen Häusern fanden Flüchtlinge Aufnahme, in vielen anderen Häusern aber wurde ihnen die Gastfreundschaft schroff verweigert. Von den drei im Orte wohnenden Pfarrern hat sich einer, wie wir bereits oben berichtet haben, ausgezeichnet benommen, die beiden anderen haben ihre Zufriedenheit mit dem Pogrom laut geäussert.

Die Resultate des Pogroms sind — soweit sie sich in Zahlen ausdrücken lassen — folgende: Geschädigt sind direkt 51, indirekt gegen 50 Familien. Gegen 50 Läden und zwei Wohnungen sind ausgeplündert. Der Schaden beläuft sich auf ca. 250 000 Rubel. Der Kredit war noch im Frühling 1906 vollständig geschwunden, und keine der grösseren Firmen konnte ihre Geschäftstätigkeit wieder aufnehmen. Die Stimmung war durch den Terrorismus der Reaktion eine ausserordentlich gedrückte. Alle Juden hatten sich — so erzählt unser Gewährsmann einige Monate nach dem Pogrom — mit Auslandspässen versehen, gegen 20 Familien waren damals schon ausgewandert, während viele andere ihnen zu folgen beabsichtigten.

Die im allgemeinen reaktionäre Stadtverwaltung hat weder zur Vorbeugung noch zur Erstickung des Pogroms etwas getan. Erst am 25. berieten die Stadtverordneten in einer Extrasitzung darüber, wie man die Polizei reformieren, eine Beruhigung der Bevölkerung erzielen und den Opfern des Pogroms helfen könnte. Es wurde bezeichnenderweise beschlossen, einen Teil der Schutzmannschaft zu entlassen. (Dieser Beschluss wurde aber vom Gouverneur annulliert.) Ausserdem wurde eine Kommission aus 12 angesehenen Christen und 12 Juden gewählt, die das „Versöhnungswerk" vollbringen sollte. Die Juden traten nur ungern und nur auf wiederholtes Drängen in diese Kommission

ein, da sie mit Recht meinten, dass die Juden doch mit den Christen nichts vorgehabt hätten. Die Kommission verlangte vor allen Dingen, dass die jüdische Selbstwehr, die auf die christliche Bevölkerung panikartig wirke,[1]) aus der Stadt entfernt werde. Dem musste entsprochen werden. Die Hilfe für die Juden äusserte sich darin, dass die Stadtverordneten ihnen 3000 Rubel bewilligten. Da aber viele Stadtverordnete christliche Kaufleute sind, die durchaus bestrebt sind, ihre niedergeschlagenen jüdischen Konkurrenten nicht wieder emporkommen zu lassen,[2]) so suchten sie mit allen Mitteln die Ausführung dieses Beschlusses zu verhindern, und so kommt es, dass von diesen 3000 Rubeln zur Zeit der Berichterstattung über Nowomoskowsk nur 700 zur Verteilung gelangt waren.

Sonstige Pogrome im Gouv. Jekaterinoslaw

Von den nicht speziell untersuchten Pogromstätten des Gouvernements Jekaterinoslaw sind besonders hervorzuheben: Igren und Werchnednjeprowsk. Igren, das nahe bei Jekaterinoslaw gelegen ist, hat von diesem die Kunst des Pogroms aufs gründlichste gelernt. Sechs Menschen wurden daselbst abgeschlachtet, mehrere verwundet; auch hatten daselbst 107 jüdische Familien einen materiellen Schaden von ca. 78 000 Rubeln. Die Kreisstadt Werchnednjeprowsk ist hauptsächlich dem Raub verfallen, so dass von etwa 2000 jüdischen Einwohnern gegen 1500 einen Schaden von 563 000 Rubeln davontrugen. Ausserdem wurden auch zwei Juden ermordet.

Von den weiteren betroffenen Ortschaften seien genannt: Amur (196 geschädigte Familien, 125 000 Rubel Schaden, 1 Toter), Jelissaweto (12 Fam., 30 000 R. Sch.), Kamenka (7 Fam., 14 000 R. Sch., 1 Toter), Kommisarowka (41 Fam., 134 000 R. Sch.), Kuzewolowka (10 Fam., 13 750 R. Sch.), Podgorodnaja (17 Fam., 14 000 R. Sch.), Piatichatka (12 Fam., 17 300 R. Sch.), Schulgowka (7 Fam., 17 000 R. Sch.), Jassinowatoje (13 Fam., 40 000 R. Sch.), Annowka (27 F.), Scholtyja-Wody (11 F., 9300 R. Sch.), Wesselije-Gerpy (24 F.).

Ausserdem wäre noch zu berichten, dass auf vielen Stationen (so Jusowo, Jassinowatoje, Debaltzewo, Losowaja usw.) verschiedene durchreisende Juden bald von Hooligans, bald von Bahnhofspersonal geschlagen und oft sehr übel zugerichtet worden sind.

---

[1]) Es wurden über die Selbstwehr die ungeheuerlichsten Gerüchte verbreitet: sie wolle die Stadt in Brand stecken, den Dom in die Luft sprengen usw.

[2]) Sie hatten sofort die Gelegenheit benutzt, um die Preise ihrer Waren masslos zu erhöhen.

V.

Gouvernement Poltawa

Drabowo

Zwölf Werst abseits von der Bahnlinie Moskau—Woronesh befindet sich das Dorf Drabowo, Kreis Solotonoscha. Die jüdische Bevölkerung, die hier etwa hundert Familien stark ist, beherrscht den ganzen Handel und betreibt auch Handwerk. Bis zum Pogrom führten die Juden in Drabowo, wenn auch kein glänzendes, so doch kein schlechtes Leben. Verbände oder Parteien gab und gibt es auch jetzt weder unter den Bauern noch bei der „Intelligenz". Unter den Juden gab es ziemlich viel Zionisten, zum grössten Teil „reine Zionisten" und nur in geringer Zahl „Territorialisten". Andere Parteien kannte Drabowo nur vom Hörensagen.

Das Verhalten der bäuerlichen Bevölkerung gegen die Juden war im allgemeinen ein friedliches, die Lokalbehörden verhielten sich sogar sehr wohlwollend zu ihnen und liessen sich „bei Gelegenheiten" und ohne solche alle möglichen Geschenke gern von ihnen gefallen. Pogrome hatte es bis zum 17. Oktober in Drabowo nicht gegeben, obwohl in den letzten Jahren oft von der Möglichkeit eines Pogroms gesprochen worden war. Eine besondere Gärung war unter den Bauern ebenfalls nicht bemerkbar gewesen. Bedenklich schien allerdings das nach der Plünderung von Solotonoscha unter den Bauern kursierende Gerücht, die Obrigkeit hätte zu plündern gestattet. Als die Kunde von dem Solotonoschaer Pogrom nach Drabowo drang, säumten die Juden nicht, zu den üblichen Mitteln zu greifen, um sich die Behörden geneigt zu machen: sie gaben sowohl dem Schulzen wie dem Gendarm Geld. An Selbstwehr dachten sie nicht und konnten sie auch in Anbetracht ihrer unbedeutenden Zahl gegenüber der grossen Masse der Bauernbevölkerung nicht denken. Den unmittelbaren Anlass zum Drabowoer Pogrom bildeten die Vorgänge in Solotonoscha, die in den Bauern die hässlichsten und niedrigsten Leidenschaften entfachten und die Begierde nach leichtem Gewinn entzündet hatten. Andere Ursachen waren nicht vorhanden, da dem Pogrom weder Meetings, noch patriotische Kundgebungen, noch sonst irgend welche „provozierende" Ereignisse vorangingen.

Der Pogrom begann am 24. Oktober um 12 Uhr mittags auf dem Markte. Obwohl die Plünderung fast 24 Stunden währte, trug die „Arbeit" der Plünderer einen äusserst einförmigen Charakter. Die Plünderer drangen mit Hilfe von Aexten in den jüdischen Laden ein, teilten die Ware unter sich und setzten danach den Laden in Brand.

Ebenso machten sie es mit den jüdischen Wohnungen. Bei allen diesen „Arbeiten“ gingen die Plünderer langsam und „ökonomisch“ zu Werke, ängstlich darauf bedacht, dass ja „nichts um die Ecke ginge“. Alles wurde ruhig und bedächtig, ohne irgend welche Hetzrufe vollzogen. Nur bei der Zerstörung der Synagoge, wo es nichts zu plündern gab, änderten die Plünderer ihr Verhalten. Hier verwandelten sich die „ruhigen Arbeiter“ in wüste Exzedenten. Die Thorarollen wurden auf den Hof geschleift und auf ihnen wilde und abscheuliche Orgien gefeiert, worauf die Synagoge angezündet wurde.

Die Kerntruppe der Plünderer setzte sich aus etwa 80 Bauern zusammen, von denen 40 (wie erzählt wird, in Begleitung des Postmeisters ihres Orts) aus der Nachbarschaft herübergekommen waren, nachdem sie bei der „Arbeit“ in Solotonoscha schon tüchtig mitgewirkt hatten. Die Führung hatten die ansässigen Bauern übernommen. Von den Vertretern der öffentlichen Gewalt nahm nur ein Polizeiwächter an der Plünderung direkten Anteil. Recht merkwürdig benahmen sich der Urjadnik und der Gendarm, die sich eiligst drückten, ohne zur Unterdrückung des Pogroms irgend welche Schritte zu unternehmen. Der Branntweinverkauf wurde weit über den gesetzlichen Ladenschluss ausgedehnt und blühte an diesem Tage. Trotzdem kam es in Drabowo zu keiner der für andere Pogrome charakteristischen Scheusslichkeiten und Vergewaltigungen, es gab weder Tote noch Verwundete unter den Juden. Die Juden, die sich beim Ausbruch des Pogroms an die Behörden um Hilfe gewandt, aber bei der Flucht der Beamten rasch eingesehen hatten, dass auf sie nicht zu rechnen wäre, konnten nichts tun als sich verstecken. Dabei erwies sich die russische intelligente Gesellschaft in ihrer Majorität recht feindselig gegen sie, indem sie es ablehnte, Juden bei sich aufzunehmen. Dagegen benahmen sich manche Russen musterhaft; so beherbergte die Tochter des Dorfpfarrers mehrere Juden bei sich und erklärte den Plünderern, dass der Weg zu den Juden nur über ihre Leiche ginge. Auch der Küster, auf den die Plünderer aus Rache schossen, und ein Bauer, der dafür mit einem Brecheisen an der Hand verwundet wurde, traten für die Juden ein.

In Drabowo ist auch nicht eine Familie von der Plünderung verschont geblieben; es wurden 40 Läden und 90 Wohnungen geplündert, sämtliche Läden und Häuser, deren Eigentümer Juden waren, verbrannt. Der Schaden beläuft sich auf 100 000 Rubel, die ganze jüdische Bevölkerung wurde ruiniert. Zu der schrecklichen materiellen Lage der Geschädigten gesellte sich nach dem Pogrom die Angst vor neuen Verfolgungen. Da den Juden keine juridische Hilfe geleistet wurde, sind von der grossen Masse der Plünderer nur acht verhaftet worden, so dass in den Bauern die Ueberzeugung gestärkt werden musste, dass in bezug auf die Juden „alles erlaubt sei“. „Wer dazu imstande war,“ — schreibt unser Gewährsmann im Frühling 1906 — „hat den Ort verlassen, nur der allerärmste Teil der jüdischen Bevölkerung ist in Drabowo geblieben. Diese Elenden, die ohne alle Erwerbsmittel dasitzen, nähren sich von den Brocken, die nach dem Pogrom auf ihren Teil entfallen sind.“ Die Landschaft hatte, obwohl in den Statuten keine entsprechende Bestimmung enthalten war, 16 000 Rubel Versicherungsprämie ausgezahlt, das Poltawaer Komitee 11 600 Rubel und das Kiewer 500 Rubel geschickt.

Gadjatsch

Gesamtbevölkerung (1897) 7721, Juden 1853.

Gerade im Gouv. Poltawa haben es einzelne kleinere Ortschaften, dank der dort in den bäuerlichen Schichten vorhandenen grösseren politischen Reife, vermocht, den Pogromeifer der offiziellen Kreise zu paralysieren und die Schande der Oktobertage von sich fernzuhalten. Zu diesen Orten gehört Gadjatsch indes nicht, trotzdem es auch hier bereits im Herbst 1905 Keime der Sozialrevolution sowohl als der Sozialdemokratie gab; auch von Gadjatsch ging schon damals eine gewisse Agitation ins Land, ins Dorf hinaus, doch scheint sie noch nicht von Belang oder aber gegenüber dem Judenproblem machtlos gewesen zu sein.

Was allerdings die „höheren" Kreise von Gadjatsch, die sogenannte „Gesellschaft", anbetrifft, so befanden sie sich zum grossen Teil nicht im Lager der Freiheitsbewegung, waren zum grossen Teil konservativ und zählten in ihren Reihen schon im Winter 1905/1906 sogar eine Anzahl Mitglieder der erzreaktionären, judenfeindlichen „Russischen Versammlung"; namentlich die am Semstwo teilnehmenden Grossgrundbesitzer waren rabiate Antisemiten. Auch das Verhalten der Stadtverwaltung war keineswegs als judenfreundlich zu bezeichnen, obwohl einzelne Magistratsmitglieder nebst dem Bürgermeister aus geschäftlichen Rücksichten einen grösseren Grad von Wohlwollen den Juden entgegenbrachten. Ueberhaupt hatten wohl geschäftliche Beziehungen zwischen den Gadjatscher Juden und einzelnen Schichten aus dem nichtjüdischen Mittelstand in früherer Zeit die Pogrommöglichkeit erschwert. Charakteristisch dafür ist folgende Tatsache: als nach Kischinew in Gadjatsch eine Panik ausbrach und viele Juden in Anbetracht des Geredes von einem drohenden Pogrom den Ort verlassen wollten, da sahen sich verschiedene Nichtjuden aus dem Kleinbürgertum, für die eine solche Flucht verderblich war, veranlasst, die Juden von ihrem Vorhaben abzuhalten und zu beruhigen.

Dieses Interessenband reichte indes nicht aus, um auch im Oktober 1905 den Pogrom *ganz* unmöglich zu machen. Für die Gadjatscher Juden kam er wahrscheinlich nicht unerwartet. Wussten sie doch, dass seit längerer Zeit in ihrer Stadt unbeanstandet eine Judenhetze schlimmster Art betrieben werde; namentlich ein Notar Stojanow, der Vizepräsident des lokalen Roten Kreuzes, und ein verkommenes Individuum, ein ehemaliger Wolostschreiber Zwjetkow, entfalteten darin eine gewaltige Energie. Die Hetzer verbreiteten unter den Bauern von Gadjatsch und den umliegenden Ortschaften die entsprechende „Literatur" und benutzten den städtischen Park als Arena für ihre Propagandaarbeit. Ernstlich beunruhigt waren die Juden insbesondere durch den Umstand, dass kurz vor den Ereignissen ein neuer Isprawnik eingesetzt wurde, dem nicht der Ruf grosser Judenfreundlichkeit vorausging. Dieser Mann erwies sich denn auch nicht als Pogromgegner und, als bereits alle Welt vom Pogrom als einer unumstösslichen Tatsache sprach, unternahm er nichts und erwiderte den ihn um Hilfe bestürmenden Juden, ihre Befürchtungen seien unbegründet.

Der erste Versuch Zwjetkows, durch den Ueberfall eines jüdischen Ladens schon in der Nacht zum 20. Oktober einen Krawall zu inszenieren, scheiterte an der Nichtbeteiligung der anderen Pogromleute. Als jedoch die Polizei diese Aktion unbestraft und den Täter in Freiheit

umherlaufen liess, da ging zwei Tage später der wirkliche Pogrom los. Am 21. Oktober um 1 Uhr mittags ohne die patriotische Manifestation, aber durch Sturmgeläute eingeleitet, wurde er erst am nächsten Tage um die Mittagszeit zum Stillstand gebracht. An der Spitze einer aktiven Truppe von etwa fünfzehn Exzedenten standen Zwjetkow, ein Kommis und ein Schreiber des Semstwoamtes, während eine grosse Zuschauermenge den interessanten Vorgang beobachtete, der längere Zeit um so ungestörter sich abspielen durfte, als es auch keine jüdische Selbstwehr am Orte gab.

Am 22. Oktober ermannten sich einige nichtjüdische Gegner eines Pogroms, darunter der Bürgermeister Nowikow, versammelten gegen 30 Bürger, vor allem solche, die selber unter dem Ruin der jüdischen Bevölkerung zu leiden haben würden, und trieben die tobende Menge davon. Ein Ehrenblatt in der Geschichte des Städtchens! Allein es war etwas zu spät. Denn schon hatte die nicht bedeutende jüdische Bevölkerung von Gadjatsch grossen Schaden erlitten: 225 jüdische Familien waren bereits durch den materiellen Verlust von über 200 000 Rubel betroffen.

In welchem Masse die Ortspolizei, namentlich der neuernannte Ordnungswächter, der Isprawnik, den Pogromausbruch verschuldet hat, wird auch durch folgende bemerkenswerte Tatsache gekennzeichnet, die die Pogromgegnerschaft eines Teiles der Gadjatscher Nichtjuden noch bestimmter an den Tag legt. Laut Anzeige des Kleinbürgeramtes von Gadjatsch — berichten die Nowosti — waren die städtischen Bürger gebeten worden, sich am 16. November 1905 um 10 Uhr morgens zu versammeln, um ihre Bedürfnisse gemeinsam zu besprechen und u. a. der Polizei in Gadjatsch ihren Protest kundzugeben, weil sie keine Massregeln getroffen hatte, um den Judenmassakres vorzubeugen, die durch die Hetzen des Notars Stojanow, des Rechtsanwaltsgehilfen Nelgowski, des Färbers Zwjetkow u. a. hervorgerufen waren. Die im Hofe des Stadtamtes unter freiem Himmel versammelten Bürger hätten dann unter Vorsitz des Präses der Semstwoversammlung Melnikow die aktuelle Lage besprochen, wobei u. a. selbst der Landhauptmann Andrejew seinem Bedauern bezgl. der stattgehabten Judenkrawalle Ausdruck gegeben hätte: die finstere Volksmasse sei durch Provokateure irregeführt worden und habe fremdes Eigentum geplündert, welches Verbrechen vom russischen Gesetze bestraft werde.

Viele Bürger verlangten sodann — heisst es im Bericht weiter — die sofortige Entfernung der unlängst gebildeten polizeilichen Schutzwache, sowie sämtlicher Polizeibeamten mit dem Isprawnik an der Spitze (mit Ausnahme des Vizeisprawniks und der Angestellten der Kanzlei), weil dieselben die Massakres zugelassen und während der Plünderungen und Brandstiftungen vollständig untätig gewesen wären.

Nach langer Diskussion ist dann einstimmig der Entschluss gefasst worden, zwölf Personen — darunter dem Vorsitzenden der Semstwoversammlung Melnikow, dem Landhauptmann Andrejew, dem Mitglied des Stadtrates Koschewoi, dem Mitglied der Semstwoverwaltung Janowsky u. a. — die Vollmacht zu erteilen, der höchsten Obrigkeit die Resolution des Meetings zu unterbreiten.

Desgleichen wurde einstimmig folgender Text eines an den Gouverneur von Poltawa zu richtenden Telegramms angenommen: „Mehr als 1500 versammelte Bürger richten an Euer Exzellenz die Bitte: sofort eine gerichtliche Untersuchung

bezgl. des Geschehenlassens von Judenmassakres seitens der Polizei und der Nichtvornahme von Massregeln zur Vorbeugung derselben einzuleiten, ferner die mit der Untersuchung betrauten Personen zu veranlassen, die der Aufhetzung zu den Massakres schuldigen Personen auszuforschen und schliesslich sämtliche Polizeibeamten mit dem Isprawnik an der Spitze — mit Ausnahme des Isprawnikgehilfen — ihres Amtes zu entsetzen."

In dem Zeitungsbericht wird nun bedauerlicherweise nicht angegeben, einen wie grossen Bruchteil schätzungsweise die Nichtjuden in der Gadjatscher Protestversammlung gebildet haben. Allein neben der Tatsache, dass in Gadjatsch mit seiner jüdischen Bevölkerung von nur 2000 Seelen eine imposante jüdische Kundgebung ohne die nichtjüdischen Mitbürger sich schwer denken lässt, bietet der Umstand, dass die Leiter der Veranstaltung hervorragende Christen waren, dass schliesslich, wie mitgeteilt, am zweiten Exzesstage eine Schar von Nichtjuden den Pogrom selbst aktiv zum Stillstand gebracht und die Exzedenten verjagt hat, die Gewähr dafür, dass in der Versammlung, die so einmütig ihren Protest gegen die Polizei kundgegeben hat, jedenfalls eine bedeutende Anzahl Nichtjuden gewesen ist.

Krementschug

Gesamtbevölkerung (1897) 63 007, Juden 29 768.

Dank der grossen jüdischen Bevölkerung und namentlich der bedeutenden Anzahl kräftiger jüdischer Lastfuhrleute und Hafenarbeiter, die den Pogromlustigen immer einen Schrecken einjagten, blieb die stärkste jüdische Gemeinde im Gouvernement Poltawa, Krementschug, bis zu den berüchtigten Oktobertagen von Pogromen verschont. Als aber mit dem Beginn der Reservistenmobilisation während des russisch-japanischen Krieges auch in Krementschug die offenen Ueberfälle von Reservisten auf Juden überhandnahmen, bemächtigte sich daselbst der jüdischen Bevölkerung ernste Besorgnis für die kommenden Tage. Immer wieder tauchten Gerüchte von bevorstehenden Pogromen auf, welche die Juden in steter Angst hielten. Dieser Besorgnis wurde seitens der führenden Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde in ihrer Weise Rechnung getragen, indem sie jedesmal in solchen Fällen bei der Polizei „intervenierten".

Ganz besonders stieg die Pogromfurcht nach den Reservistenkrawallen in den unweit liegenden Städten Tscherkassy, Spola, Smjela u. a. Die Befürchtungen der Juden waren zu jener Zeit so gross, dass sie ihre Wertsachen zur Aufbewahrung in die Banken trugen und ungemein grosse Summen zu Kriegszwecken spendeten, um dadurch die von bestimmten Kreisen verbreiteten unsinnigen Gerüchte über jüdische Geldsammlungen zugunsten der Japaner Lügen zu strafen. Es half aber nichts. Die Schwarzhundertler erfreuten sich offenbar grösseren Vertrauens der Behörden, als die Juden, und gerade in dem Moment, als die Furcht vor Ausbruch eines Pogroms den Gipfelpunkt erreicht hatte, liess der Gouverneur einige Vorsteher der jüdischen Gemeinde dringend zitieren und warf ihnen in scharfem Tone Mangel an Patriotismus und dergleichen vor. Dieses unqualifizierbare Vorgehen des Gouvernementsherrn zu einer solchen Zeit der allgemeinen Aufregung konnte nicht

anders denn als eine direkte Provokation aufgefasst werden und rief die hellste Freude bei denen hervor, die die Pogromflammen systematisch anfachten. Zu den Agitatoren gehörten hauptsächlich die russischen Kaufleute, mit einigen Stadträten und dem Bürgermeister Isjumow an der Spitze. Als ausschliessliche Lektüre erkannte dieses Stadthaupt nur die Kruschewansche Zeitung „Snamja" an und machte überhaupt aus seinen Hooligans-Anschauungen kein Hehl. Solange indes die Polizei den Augenblick für einen Pogrom noch immer für ungeeignet hielt, gab es auch keinen. Der Polizeimeister spielte sogar die Rolle eines Judenbeschützers, so dass er, dessen Verhalten nachher so zweideutiger Natur war, vor den Oktobertagen in russischen Kreisen „Judenväterchen" genannt wurde. Die Verständigen und Eingeweihten unter den Juden kannten ganz genau den Wert dieser „Freundschaft", die teuer genug erkauft war. Die Wandelbarkeit in der Gesinnung des Judenväterchens sollte bald zutage treten. Denn während des Pogroms konnte kein Zweifel mehr darüber obwalten, dass die Polizei sehr lebhaft und tätig an dem Krawall sich beteiligte.

Im Herbst 1905 waren in Krementschug fast alle Parteien vertreten. Hier gab es Sozialdemokraten, Sozialrevolutionäre, Kadetten, Progressisten, sowie auch die Parteien der Oktobristen und der „rechtlichen Ordnung". Von den speziell jüdischen Parteien sind die allgemeinen Zionisten, die Zionistensozialisten und der „Bund" (in unbedeutender Anzahl) zu nennen. Sehr bezeichnend ist es, dass eine Anzahl Juden (von den reicheren) es über sich zu bringen vermochte, dem Oktobristenverband und sogar der Ordnungspartei, die nicht einmal die jüdische Gleichberechtigung voll und ganz anerkennt, sich anzuschliessen. Mit dem Anwachsen der Freiheitsbewegung in ganz Russland fand auch in Krementschug die revolutionäre Stimmung ihren Ausdruck, und zwar in einer ganzen Reihe von Ausständen. Unter den verschiedenen Arbeitergruppen, die damals streikten, befanden sich auch die Handelsangestellten, die eine Verkürzung der Arbeitszeit verlangten. Und da die Handelsangestellten in Krementschug meistenteils Juden sind, so rief dieser Streik eine ausserordentliche Erbitterung bei den von ihm betroffenen russischen Kaufleuten hervor, die nunmehr die ganze Revolution aufs Konto der Juden setzten.

Die Agitation gegen die Juden nahm immer mehr zu, und das Gespenst des herannahenden Pogroms stand wieder vor den Augen der in Todesschrecken versetzten jüdischen Bevölkerung.

Unwillkürlich tauchte nun die schon früher ventilierte Selbstwehrfrage wieder auf. Die mutigeren Elemente riefen nach diesem Mittel, und eine Beratung wurde angesetzt. Die sogenannte jüdische „Gesellschaft" verhielt sich jedoch diesem Streben gegenüber so indifferent, so feige, dass die Organisierung einer Selbstwehr beinahe misslungen wäre. Die Schuldigen hatten ihr Benehmen dadurch zu rechtfertigen gesucht, dass sie einer den einzelnen Parteien zu überlassenden Selbstwehr misstrauten, da ja keine Garantien vorhanden wären, dass die zum Zweck des Schutzes verschafften Waffen nicht in den Dienst der Revolution gestellt werden würden; anstatt aber demgemäss zu handeln, anstatt an die Schaffung einer nationalen Selbstwehr energisch heranzugehen, liessen sie mit geschäftiger Miene geheimer Wichtigtuerei die Zeit der äussersten Gefahr unbenutzt verstreichen und waren zu völliger Ohnmacht verdammt. Als dann das Unheil hereinbrach, da war das Ergebnis der Beratungen der „antirevolutionären"

Gesellschaftskreise die Schaffung von — sage und sprich — 13 Revolvern. Aber selbst diese winzige Anzahl von Revolvern, die ihnen von den Selbstwehrmitgliedern der revolutionären Parteien mit Gewalt entrissen wurden, leisteten erhebliche Dienste. Allerdings ist es erst dem Umstande, dass, ausser der sogenannten „neutralen" Selbstwehr der Wichtigtuer aus der „Gesellschaft" die Organisationen der Sozialrevolutionäre, der Poale-Zion und Zionistensozialisten ihrerseits für Waffen gesorgt hatten, zu verdanken, dass während des Pogroms in verschiedenen Teilen der Stadt beinahe 200 Selbstwehrleute tätig sein konnten. Diese Schar hat denn auch, wie allgemein anerkannt wird, recht bedeutende Erfolge erzielt. Trotzdem die Kosaken durch Schüsse die Selbstwehr zu zerstreuen suchten, gelang es dieser, bei ihrem mutigen, selbstaufopfernden Vorgehen ganze Strassen vor Zerstörung zu beschützen. Ihre Erfolge wären sicherlich noch grösser gewesen, wenn nicht der Parteihader die Einigkeit unter den Selbstschutzleuten auf Schritt und Tritt gefährdet hätte. Andererseits hingegen erfuhr die Leistungsfähigkeit der Verteidiger dadurch eine Stärkung, dass Behörden sowohl wie Kosaken ihre Zahl und Macht weit überschätzt haben.

Die wichtigsten Phasen des Pogroms verliefen folgendermassen: Es kam der 18. Oktober. Die gedrückte, aufs äusserste gespannte Stimmung der berühmten Streiktage löste sich in allgemeinen Jubel über das kaiserliche Manifest auf. Die Bevölkerung in Krementschug atmete zum erstenmal frei und freudig auf.

Das ganze Militär, 800 Kosaken und ein Infanterie-Regiment (Karatschewsky), stellten sich auf einem grossen Stadtplatz feierlich auf, und eine Menge von Bürgern sammelte sich daselbst ebenfalls an. Um 3 Uhr wurde hier unter jubelnden Hurrarufen der Menge und des Militärs das Manifest verlesen. Die Freude war so allgemein und so gross, dass es sogar nicht an komischen Zwischenfällen fehlte; so umarmten sich z. B. Revolutionäre mit dem diensttuenden General und dem Polizeimeister.

Die feierliche Stimmung über die verkündete Freiheit liess sich selbst dann noch nicht beeinträchtigen, als die Kosaken an den Mauern des Gefängnisses, wo ein Teil der Demonstrierenden sich angesammelt hatte, einige der Teilnehmer grausam durchprügelten. Den ganzen Tag dauerten die Kundgebungen an, Die Strassen waren von feiernden Menschen überfüllt, welche jubelten und johlten und sangen. Das dauerte aber nicht mehr lange. Nach dem Meeting in der Synagoge, dem gegen 4000 Personen beiwohnten, fand eine fast ebenso grosse Versammlung im Volkshause statt. Es waren hier alle Stände und Berufe zahlreich vertreten. Kurz vor Ende dieses Meetings erschien Polizei, von Kosaken begleitet. Diese schossen unmittelbar nach der ersten Warnung ohne weiteres in die Menge hinein. Es gab einen Toten und viele Leicht- und Schwerverwundete, von denen mehrere später verschieden.

In derselben Nacht warnte man den Kronsrabbiner, dass ein Pogrom für morgen in Vorbereitung sei. Einige, die es angeblich mit den Juden gut meinten, sprachen von dieser Möglichkeit, nämlich für den Fall einer Gegendemonstration gegen den von der Polizei und den Kosaken gemachten Ueberfall.

„An die Kosaken," meinten sie, „würden sich alsdann die Hooligans anschliessen."

Und in der Tat fand am andern Morgen eine Versammlung der Hooligans statt, in der der direkte Beschluss gefasst wurde, einen Judenpogrom zu veranstalten. Zwei Juden, die der Versammlung zufällig beiwohnten und unbemerkt geblieben waren, benachrichtigten sofort den Rabbiner. So war denn das hetzerische Agitationskomitee (es seien hier die „hervorragendsten" Mitglieder genannt: Bürgermeister Isjumow, die Pristawe Truschewitsch und Akimow, die Kaufleute Sinicyn und Myschzenko, Druckereibesitzer Dikowsky, Reaslchuldirektor Kusnetzky, Realschullehrer Nassonow, Autor der Hooligans-Aufrufe, der Kassierer der Reichsbank Andrejew u. a.) rüstig bei der Arbeit.

Gegen 3—4 Uhr nachmittags kam am Rathaus eine Menge Hooligans, denen man vorhin in einer Weinhandlung reichlichen Trank gespendet hatte, zusammen. An der Spitze der Menge waren Polizeivertreter. Einige von den Führern begaben sich in den Beratungssaal der Stadtduma, die in diesem Augenblick in einer ausserordentlichen Sitzung verhandelte. Der Bürgermeister richtete an die eingetretenen Hooligans die höfliche Frage: „Was wünschen Sie?", worauf die Herren wörtlich folgende Antwort gaben: „Wir bitten Sie, uns das Kaiserbild zu geben; wir wollen ein bischen durch die Stadt ziehen und zusehen, was die Juden eigentlich von uns wollen." Ohne weiteres liess der Bürgermeister den Hooligans das Bild geben, das sie direkt für den Pogrom davontrugen.

Um 5 Uhr ging es los. Im Zentrum der Stadt, am Rathaus, wo das Militär in feierlichen Reihen aufgestellt war, vor den Augen der Polizei, ja unter ihrer direkten Anführung begann der Exzess, der offiziell „patriotische Manifestation" genannt wurde. Unter Absingung der Nationalhymne, mit dem von Nationalflaggen umrahmten Kaiserbild voran, fiel die Bande über die Juden, über ihre Wohnungen und Läden her, schlug und plünderte hintereinander, vernichtete schonungslos, was nur auf dem Wege war. An diesem Tage, am 19. Oktober, waren alle jüdischen Geschäfte in der Alexandrowskaja, Chersonskaja und in einem Teile der Jekateriniaskajastrasse ausgeraubt und demoliert worden. Vom frühen Morgen des nächsten Tages wurde der Pogrom mit gleicher Intensität fortgesetzt. Wiederum gab es eine von Polizei geleitete „patriotische Manifestation", der der Markt, die Birshewaja und Gorodowajastrasse, der Stadtteil hinter dem Eisenbahndamm und das ganze zu Krementschug zählende Städtchen Krjukow jenseits des Dnjepr zum Opfer fielen. Am Abend dieses Tages, des 20. Oktober, wurde über Krementschug der Kriegszustand verhängt, und die planmässigen Krawalle nahmen nun ein Ende. Immerhin wurden noch am 21. Oktober früh morgens in einem entfernten Stadtteile ein Jude von den Hooligans getötet, ein anderer halbtot geschlagen.

Trotz des sehr energischen Auftretens der Selbstwehr flüchtete doch die ganze jüdische Bevölkerung überall hin, wo sie auf eine Zufluchtsstätte hoffen konnte. Der Chef der Intendantur, Oberst Skarduli, liess die Tore des grossen Hofes der Kriegsmühle aufmachen und gewährte einer bis zum Tod geängstigten Menge von etwa 800 Juden Schutz und Gastfreundschaft. Dieses Verhalten des Obersten Skarduli wurde von den Juden um so mehr gewürdigt, als solcher Fälle menschlicher Teilnahme in Krementschug leider nicht viele zu verzeichnen waren. Im allgemeinen zeigte sich in der schwer heimgesuchten Stadt die sogenannte christliche „intelligente" Gesellschaft nur selten von der humanen Seite; hingegen gab es Fälle krassester Herzlosigkeit.

So liess z. B. der Entrepreneur des Theaters Filippowsky alle Juden, die in seinem Keller sich zu retten versuchten, aus demselben grausam verjagen. Eine Frau H., die Aerztin und zugleich Leiterin der Hebammen- und Feldscherer-Schule ist, verweigerte ihrem Kollegen, dem Dr. J., und seiner Familie, den Einlass in die Schulräume, trotz der Todesgefahr, die, wie sie genau wusste, ihm seitens der Hooligans drohte . . .

Abscheulich war das Verhalten der Karäer, die unverhohlen ihrer Freude am Pogrom Ausdruck gaben. Man erzählt sogar von einem Ball, den sie während des Pogroms veranstaltet haben sollen. Die jüdische Bevölkerung boykottierte darum auch eine Zeitlang nach den unglückseligen Tagen die Geschäfte der Karäer.

Die ursprüngliche Kerntruppe der Pogromteilnehmer belief sich auf ungefähr 100 Personen. Sie gingen in Gruppen von je 30—50 Mann und waren mit Keulen, Stöcken, Beilen, Stangen bewaffnet. Manche hatten auch Schiessgewehre, die sie aus jüdischen Läden entwendet hatten. Hauptsächlich waren es die städtischen Hooligans, die am Pogrom teilnahmen; man konnte aber auch einige Schüler der technischen Eisenbahnschule, kleinere Beamte und Eisenbahnarbeiter bemerken. Letztere mussten auf Verlangen ihrer besseren Kollegen vom Dienst entlassen werden. An der Plünderung beteiligten sich hauptsächlich Hauswächter, Tagelöhner von den Mühlen und anderen Fabriken und Bauern aus den naheliegenden Dörfern.

Dass der Pogrom organisiert worden war, unterliegt wohl keinem Zweifel, wenn man auch die direkten Anführer nicht zu nennen weiss. An Ermutigung seitens der Kosaken und anderen Militärs fehlte es den Pogromlern nicht.

Was die Polizei betrifft, so ist ihre Teilnahme am Pogrom unzweifelhaft, trotz der Bemühungen des Polizeimeisters, durch sein persönliches Eingreifen (in ganz unbedeutenden Fällen) das Gegenteil zu beweisen.

Folgende Einzelheiten werfen ein klares Licht auf das Treiben der Polizei. In einem Polizeirevier, in welchem den Pogromlern das Lohngeld ausgezahlt wurde, gab der Haufe seinem Unwillen darüber Ausdruck, dass sie weniger bekämen, als verabredet worden wäre. — Als die Polizei auf Anzeige der Betroffenen von den Hooligans die geplünderten Sachen zurückforderte, waren sie darüber höchst entrüstet und äusserten sich gewöhnlich also: „Was? Ihr habt ja selber zu nehmen befohlen, und jetzt nehmt ihr es zurück?“ . . . Kurze Zeit nach dem Pogrom fragte ein Hooligan den Polizeimeister: „Wann wird es schon wieder erlaubt sein, die Juden zu plündern?“, wofür er allerdings eine Ohrfeige erhielt. Ein Schutzmann, der auf der Konstantino-Selenaja-Strasse postiert war, wollte die plündernde Menge vom Laden eines Juden B. zurückhalten, er musste indes seinen Eifer schnell zügeln und von seinem verwegenen Vorhaben zurücktreten, da er gar bald mitten im Haufen einen Pristaw-Gehilfen seines Reviers bemerkte.

In den schweren Pogromtagen war für die Krementschuger Juden die Selbstwehr der einzige lichte Punkt. Sie war, wie schon erwähnt, rührig und energisch an der Arbeit und bewies oft ausserordentlichen Mut, trotz der schärfsten Verfolgungen, denen sie seitens der Kosaken ausgesetzt war.

Ein charakteristischer Fall aus diesen Zusammenstössen sei hier verzeichnet: einige wenige Selbstwehrleute wurden von einem ganzen Kosakentrupp umzingelt. Die Gefahr war gross. Da rief einer dem

anderen zu: „Die Bombe her!", und die Kosaken machten sich davon. Nun ist der Spass an der Sache, dass sie gar keine Bomben besessen haben. Ausser dem Schutz, den die Selbstwehr den Bedrohten in manchen Stadtteilen in aufopfernder Weise gewährte, leistete sie noch in anderer Hinsicht der jüdischen Bevölkerung grosse Dienste, indem sie den Hooligans das Geraubte abnahm und es in vielen Fällen den Besitzern zurückzuerstatten vermochte. Sie hatte auch Opfer zu verzeichnen, und einer von den Selbstschutzleuten namens Wesper wurde getötet.

Der Schaden, den die Stadt Krementschug durch den Pogrom erlitt, war ausserordentlich gross und lange Zeit trotz reichlich gewährter Hilfe (gegen 200 000 Rubel) nicht im entferntesten gutzumachen. Etwa zwei Millionen Rubel haben über 1300 Betroffene in Krementschug in den Oktobertagen des Jahres 1905 durch ruchlose Hände eingebüsst.

Perejaslaw

Gesamtbevölkerung (1897) 14 614, Juden 5754.

Seit „Kischinew" greift auch bei den Juden von Perejaslaw die übliche Pogromfurcht Platz. Ihnen ist noch der alte Pogrom aus den achtziger Jahren, damals von der Regierung Strassentumult genannt, nicht aus dem Gedächtnis entschwunden.

Es lag zwar, wie es schien, längst kein Grund mehr vor, einen Pogrom zu befürchten. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der jüdischen und der christlichen Bevölkerung waren seit vielen Jahren wieder gute geworden, und von der Freiheitsbewegung blieb noch Perejaslaw ganz unberührt: es konnte hier höchstens von verschwindend geringen Anfängen vereinzelter Gruppen von S.-R., S.-D. und Bundisten die Rede sein. Auch seitens der Polizeispitze drohte scheinbar keine Gefahr; der Isprawnik wenigstens war immer so korrekt den Juden gegenüber, dass er sogar für einen „Judenfreund" galt. Trotzdem waren auch hier die Juden, die von jeher gerade an unbegründete Wutausbrüche gewöhnt sind, seit der neuesten Phase der Judenexzesse, die mit dem Frühling 1903 begann, wiederum von Pogrombefürchtungen beschlichen. Denn mochte auch der judenfreundliche Isprawnik ihnen ein gewisses Sicherheitsgefühl einflössen, so blieb ihnen doch die andere Tatsache nicht verschlossen, dass alle anderen Polizeibeamten, von den Pristawen bis zu den Schutzleuten herab, den Juden stets feindlich gegenüberstanden. Und jedesmal, beim Herannahen eines christlichen Feiertages, an welchem herkömmlicherweise die Christenliebe der „wahrhaften rechtgläubigen" Russen in Judenpogromen ihren Ausdruck zu finden pflegt, versäumten die Juden nicht, zusammen mit ihren Gratulationen auch entsprechende Geschenke den verschiedenen Pristawen und Gorodowojs mitzubringen.

So lebten sie in Perejaslaw von Feiertag zu Feiertag, ja von Tag zu Tag, bis auf einmal die Freiheit kam, das Konstitutionsmanifest vom 17./30. Oktober . . . und darauf der in jenem Augenblick tatsächlich unbegründete und am wenigsten erwartete Pogrom.

Am 19. Oktober 1905 fand auf einem der Stadtplätze ein Meeting statt. Zwar war die Zahl der Teilnehmer eine sehr geringe und die Reden, die da gehalten wurden, sehr friedlicher Natur (man sprach

mit Begeisterung vom Manifest, das eine neue, glückliche Aera für Russland einleite), aber selbst diese winzige Kundgebung war ein ausreichender Grund, um auf die Juden loszuschlagen. Hatte doch jemand von den Meetingveranstaltern die schreckliche Sünde begangen, an seinen Stock einen roten Lappen zu heften und ihn als rote Flagge aufzuhissen.

„Rettet! Die Juden haben einen Urjadnik totgeschlagen!" schrie ein besoffener Kerl, der offenbar in den Pogromplan eingeweiht war, Das war das Signal zum Pogrom. Sofort fanden sich auf der Stelle noch etwa 20 solcher ebenfalls gut unterrichteter Kleinbürger ein, die zunächst damit begannen, dass sie unterwegs einige Gymnasiasten und Gymnasiastinnen unbarmherzig durchprügelten. Diese Provokation wollte jedoch nicht ganz gelingen. Denn dem kleinen Hooliganshaufen reihten sich freiwillig nur noch einige Sänger aus dem Klosterchor und einige Schüler aus der städtischen Schule an. Im ganzen waren es 35 bis 40 Mann, die an der „Arbeit" teilnahmen. Sie stürzten sich gerade auf diejenigen jüdischen Häuser, die gegenüber dem Polizeibureau sich befanden, und unter direktem Schutz der Polizei plünderten sie und raubten acht bis neun Stunden hintereinander, während eine Menge von Zuschauern, die hauptsächlich aus Beamten und sonstigen Bürgern bestand, mit Neugierde der Zerstörung zusah. Diesen kleinen, offenbar schlecht organisierten, nur mit Stöcken und Steinen bewaffneten Haufen, der überdies in ganz kleine Gruppen von je fünf bis sechs Mann zerfiel, auseinanderzujagen, gab es etwas Leichteres in einer Stadt, die über einen beträchtlichen Polizeiapparat verfügt? Allein die Polizei war nicht willens, die Juden zu schützen, und schaute mit Wohlbehagen dem ganzen Zerstörungsprozess zu, ja ein Polizeibeamter nahm sogar selber daran teil.

Am Abend, als die Exzedenten bereits erhebliche Leistungen aufzuweisen vermochten, erklärte die Polizei, dass es „genug" wäre, worauf die Pogromler im Frieden nach Hause gingen. Ebenso reisten die am anderen Tag aus den Dörfern mit Fuhren und Säcken zusammengeströmten Bauern auf die Aufforderung der Polizei hin ohne Widerspruch ab.

So verhielt sich die Polizei, die einzige Stütze der mehrtausendköpfigen jüdischen Bevölkerung Perejaslaws — die einzige, denn von einer Selbstwehr war kaum eine Spur. Als einzelne Intellektuelle der jüdischen Gemeinde den Versuch machten, von der Polizei die Beendigung des Krawalls zu fordern, erhielten sie die Antwort, die Polizei sei nicht imstande, etwas gegen den Exzess zu tun. Im allgemeinen versteckten sich denn auch die Juden in den Kellern oder an sonstigen Orten, wo sie sich ausser Gefahr wähnten, einzelne, reichere, kauften sich durch Geld los. Nur in einer Strasse, wo hauptsächlich jüdische Arbeiter wohnen, wurde der Beschluss gefasst, nicht ohne Kampf das Hab und Gut den Hooligans zu überlassen. Dort bewaffneten sich alle Erwachsenen mit Stangen und Stöcken und stellten sich vereint an einem Punkte auf. Schon dieser Versuch zur Selbstverteidigung hatte die bemerkenswerte Tatsache zur Folge, dass in der betreffenden Strasse nicht eine einzige Fensterscheibe eingeschlagen wurde. Ohne jedoch im allgemeinen auf organisierten Widerstand der jüdischen Bevölkerung oder der Polizei zu stossen, gingen die Hooligans bis zum Verbot der Behörden ungestört, fast mit einer gewissen Feierlichkeit von Haus zu Haus, nahmen ruhig alles Tragbare mit und ver-

nichteten, was sie nicht mitzunehmen vermochten. Nur die Reichen sind verschont geblieben: sie wurden von der Polizei bewacht . . .

Zur Ehre des Stadtrates soll hier bemerkt werden, dass er weit davon entfernt war, den Pogrom zu billigen. Im Gegenteil. Auf Verlangen wurden aus der Gouvernementsstadt Soldaten zugeschickt. Er dachte sogar daran, eine grosse Versammlung der Bürger zusammenzuberufen, um sie auf die treibenden Kräfte der jüdischen Pogrome hinzuweisen und sie darüber zu belehren, wer eigentlich von den Pogromen Profit ziehe. Diese Versammlung musste jedoch, nachdem entsprechende Andeutungen seitens der höheren Behörden dem Stadtrat gemacht worden waren, ausbleiben. Dagegen war das Verhalten des sonstigen Bürgertums den Juden gegenüber keineswegs freundlicher Natur. Wenn auch Russen in ihren Häusern Juden beherbergten, so taten sie es sehr ungern. Auch gab es solche, die grausam genug waren, die Unglückseligen direkt fortzujagen.

Wenn Sie irgend einen Juden in Perejaslaw darüber fragen wollten, was eigentlich in den Oktobertagen los gewesen sei, werden Sie sicher die Antwort bekommen: „Ach, was! Die jungen Leute bummelten etwas zu toll! Das ist der ganze Pogrom.“ Es gehört eben mit zur Tragik der jüdischen Lage in Russland, dass solche Niederträchtigkeiten, wie sie in Perejaslaw begangen worden sind, fast gutmütig als „Kinderspiel“ bezeichnet werden. Der russische Jude ist an Mord- und Schandtaten von Kischinew her gewöhnt — was hat denn da irgend ein Pogrom wie in Perejaslaw mitzureden?

Ist es nicht geradezu ein Kinderspiel, wenn nicht einmal ein einziger Jude ermordet worden ist, wenn nur eine Anzahl von Juden — darunter zwei allerdings halb tot — durchgeprügelt worden sind, wenn nur in 230 Häusern, die Synagogen mit inbegriffen, die Fensterscheiben eingeschlagen, wenn eigentlich in gründlicher Weise nur 8 Läden und 20 Wohnungen demoliert, nur 30 Familienexistenzen vernichtet worden, die anderen dagegen mit erträglichen Verlusten davongekommen sind? Wenn der Schaden, alles in allem, bei 456 Betroffenen nur 25 000 Rubel betragen hat?

Man durfte denn auch nicht an eine solide gerichtliche Abrechnung mit diesen „mutwilligen jungen Leuten“ denken! Um aber für jeden Fall ein solch übermütiges Beginnen von vornherein unmöglich zu machen, richtete der mutige Kronsrabbiner von Perejaslaw an die Juden das Gebot, ja niemand von den Exzedenten vor Gericht zu zitieren. Und die Juden von Perejaslaw folgten seinem Befehl, weil sie nunmehr ausreichenden Grund hatten, einen „echten“ Pogrom zu befürchten. Mittlerweile verliessen viele ihre Heimatstadt und gingen nach Amerika.

Romny

Gesamtbevölkerung (1897) 22 510, Juden 6378.

Trotz der geringen Bevölkerungszahl (23 000 Seelen, darunter 7000 Juden) wird Romny zu den reichsten Handelsstädten im Rayon der Gouvernements Poltawa und Charkow gezählt. Mit seinen für Provinzverhältnisse ungewöhnlichen Manufakturmagazinen und seinem ausgedehnten Getreidehandel bildet es einen Mittelpunkt für eine weite Umgegend und gilt dort als „zweites Charkow“. „Wir haben vor dem

Pogrom nie einen Bettler auf der Strasse gesehen," meinte mir gegenüber einer der Geschädigten, indem er damit den ehemaligen Wohlstand der jüdischen Bevölkerung in Romny kennzeichnen wollte. Die Juden in Romny hatten tatsächlich ein ruhiges, sattes Leben. Nur wenn böse Nachrichten über Judenmetzeleien aus anderen Orten zu ihnen drangen, bemächtigte sich auch ihrer ein schmerzliches Gefühl ihrer persönlichen Unsicherheit. In solchen Fällen pflegten sie sich an den „guten", d. h. ihre Liebesgaben nicht verschmähenden Isprawnik zu wenden, und bei ihm fanden sie auch gewöhnlich den nötigen Schutz. Von einer anderen Seite hatten sie keine Hilfe zu erwarten. Seitens der Kaufleute (ihrer erbitterten Konkurrenten), der Beamten und der Geistlichen wurde ihnen nur Feindseligkeit und Gehässigkeit zuteil.

Im Stadtrate, zu dessen Wahlen Juden nicht zugelassen werden, hatten den Sitz Dunkelmänner der schlimmsten Sorte, die ihr Hooliganwesen offen zur Schau trugen. Ja, sogar das Semstwo, das bis in die neueste Zeit an anderen Orten ein Hort des Liberalismus zu sein pflegte, tat sich in Romny durch schwarze Gesinnung hervor und war das reaktionärste im ganzen Gouvernement Poltawa. Eine sogenannte liberale „Gesellschaft" gab es überhaupt nicht, und von Revolutionären wusste man, abgesehen von eng begrenzten Kreisen, im allgemeinen nur vom Hörensagen. Erst in allerletzter Zeit, nachdem die Befreiungsbewegung in ganz Russland bedeutend gewachsen war, erschienen auch in Romny Vertreter verschiedener revolutionärer Parteien, der Sozialdemokraten, Sozialrevolutionäre und Zionisten-Sozialisten (75 Organisierte). Die Zionisten palästinensischer Richtung verfügten im Winter 1905 über etwa 150 organisierte Mitglieder, während der „Bund" und die „Poale-Zion" nicht vertreten waren. Auch die oben erwähnten drei sozialistischen Organisationen, von denen auch die S.-D. und S.-R. nur zum geringen Teile Nichtjuden umfassten, waren alle insgesamt so schwach und jung, dass man ihnen keinen Wert beimessen durfte; sie führten sozusagen ein friedliches, idyllisches Leben, spazierten auf ihren „Parteibörsen" ruhig umher, taten wohl in mancher schönen Sommernacht einige Schüsse in die Luft, waren aber sonst harmloser Natur. Stark aber und vorzüglich ausgebaut war bereits zur Zeit des Oktobermanifestes der „Verband russischer Männer". Dieser suchte aus dem Auftauchen der paar Dutzende „Demokraten" Kapital gegen die Juden zu schlagen. So hatte er schon seit lange den heiligen Krieg gegen die gefährlichen Revolutionäre verkündet und offen zu einem Judenkrawall aufgefordert. Die Propaganda wurde mündlich geführt. In einer kleinen Stadt, wie Romny, brauchte man keine Flugblätter, zumal der Prozentsatz der Lesekundigen noch immer nicht gross ist. Eine ausserordentlich wichtige Rolle spielte in dieser Hinsicht der Kaufmann Litwinewko, der nachher während der Demonstration sein trauriges Ende fand. Eine Reihe von Zeugenaussagen, unter anderen auch die seiner Hausbedienten, stellt die Tatsache fest, dass er in seiner Wohnung Hooligans versammelt, mit ihnen geschmaust und ihnen den nötigen Unterricht erteilt hat. So sprach denn alle Welt vom zweifellos bevorstehenden Unglück, man war aber gegenüber der drohenden Gefahr macht- und hilflos. An den „guten" Isprawnik (Gorodezky ist sein Name) sich diesmal zu wenden, war aussichtslos, denn er selbst stand offen an der Spitze der Pogromorganisation. Der Stadtrat nebst dem Bürgermeister Romanowsky machte kein Hehl daraus, dass er mit der kommenden „Abrechnung" zufrieden sei.

Die einzige Hoffnung, die noch den in Todesangst schwebenden, durch die Eisenbahnstreiks von der Aussenwelt abgeschnittenen Juden blieb, war die Selbstwehr. Eine trügerische Hoffnung! Denn die „Parteien", aus deren Reihen die Selbstwehr sich rekrutierte, suchten aus Parteizwecken die Zahl der Teilnehmer zu übertreiben, redeten von Wundern, die im Falle des Ausbruches eines Pogroms geschehen sollten, erzählten von einer Armee von Arbeitern der Eisenbahn und der Fabrik von Krolik, die zum Schutz der Juden im richtigen Moment sich einfinden würden, und dergleichen. So war es geschehen, dass die Juden im Vertrauen auf die Parteien ganz davon absahen, eine allgemeine nationale jüdische Selbstwehr zu organisieren. In Wirklichkeit aber waren es im ganzen 120 junge Leute (darunter 10 Christen), deren Bewaffnung aus 30 alten Revolvern und einer Anzahl von Nagaikas bestand. Das war die „furchtbare" Armee, die den Juden Schutz und Wehr bieten sollte. Nun kam das Manifest vom 17. Oktober in Romny an. Am 18. befand sich alles auf der Strasse. Die freudige Erregung war allgemein und so mächtig, dass sie schliesslich in einer grandiosen, wenn auch durchaus friedlichen Demonstration ihren Ausdruck fand.

Zum Zeichen der Feier wurden auf Bitten der Demonstrierenden alle Läden und Geschäfte geschlossen. Nicht überall schenkte man ihnen übrigens Gehorsam. So wurden sie z. B. von den Arbeitern der Fabrik Dunajew mit Steinen beworfen, und zwei von ihnen sogar leicht verwundet. Dies gab aber keinen Anlass zu irgend welchen Zusammenstössen. Die freudigen Scharen gingen feierlich ihren Weg weiter, und die Menge wuchs mit jedem Augenblick. Die Demonstration wurde sogar in gewissem Sinne offiziell gebilligt. Ein Offizier an der Spitze von 40 Kosaken war nach alter Gewohnheit schon gegen sie einzugreifen bereit gewesen. Als er aber die Veranlassung der Kundgebung und ihren friedlichen Charakter gewahr wurde, liess er sie ruhig weiter gehen. Man sang und jubelte, man rief „nieder mit den Hooligans" und salutierte zu Ehren des grossen Ereignisses. In der Menge waren auch die jüdischen Selbstwehrleute. Sie salutierten durch Schüsse mit. Im Freiheitsrausche vergassen die jungen, unerfahrenen Leute den erwarteten Pogrom und „schonten ihre Patronen" nicht. Zu Ehren der Freiheit verbrauchten sie alle Patronen beim Schiessen in die Luft und Salutieren. Als dann der Pogrom kam, waren sie ohnmächtig.

Drei Tage hintereinander ergoss sich die Zerstörungswut des Gesindels über die Romnyer Juden. Es war Zeit genug, eine reiche Gemeinde in eine von Bettlern umzuwandeln.

Wie gesagt, stand die Organisation des Pogroms in keinem Zusammenhange mit dem Feiertage der Freiheit. Als Signal zur Ausführung des teuflischen Ansinnens diente folgender Vorfall.

An der Ecke der Poltawskaja- und Korschewskaja-Strasse kam eine Anzahl Hooligans, von dem schon erwähnten Litwinewko und seinem Freunde Skoropadsky geführt, an die Demonstrierenden heran. Litwinewko verlangte in herausforderndem Tone von der Menge Erklärungen in bezug auf einen Drohbrief, den er von den revolutionären Parteien seiner Pogromagitation wegen erhalten hatte. Da forderte ihn die demonstrierende Menge auf, zuvörderst den Hut abzunehmen. Es entspann sich ein harter Wortwechsel, worauf Litwinewko einem Demonstranten einen Schlag mit seinem Stock versetzte und zum Entsetzen der Menge plötzlich zwei Schüsse abgab. Dasselbe tat auch sein Freund Skoropadsky. Zwei junge Leute, Mnuschkin und „Genosse" Aleksejew

(Pseudonym), wurden auf der Stelle verwundet. Ob dieses niederträchtigen Blutvergiessens gerieten die Demonstranten der Freiheit in ungeheure Raserei. Litwinewko machte sich davon, die Menge lief ihm aber nach. Eine Kugel ereilte Litwinewko und tötete ihn, die andere verwundete den Skoropadsky. Im selben Augenblick erschollen Rufe „Schlaget die Juden tot". Ein Droschkenkutscher jagte durch die Strassen und rief: „Russisches Volk, erhebet euch, nieder mit den Juden!" Die Polizei war auch gleich an der Arbeit. Schutzleute hetzten das Volk auf und stachelten es zum Pogrom an. „Ein Russe ist ermordet worden, so beginnet doch die Juden zu schlagen", wandten sich fünf bis sechs Schutzleute an einen Haufen Rekruten (Zeuge J. L.).[1] Eine kurze Zeit vor dem Vorfall mit Litwinewko hatte der Schutzmann Zopa einige Hooligans vor frühzeitigem Eingreifen gewarnt. „Wartet, Kinder, noch ein bischen! Es kommt schon!" Nach dem Tode Litwinenkos verteilten Schutzleute im Polizeihof Geld und Waffen unter den Hooligans und segneten sie zur heiligen Arbeit (Zeugen Bl. und Odn.); Schutzleute, unter anderen einer mit der No. 281, führten das Gesindel offen an und zeigten ihm jüdische Wohnungen an (Zeugen P. Tr. und F. S.). Mit Hilfe der Polizei ging die Arbeit rüstig vorwärts. Der Pogrom begann um vier Uhr nachmittags. Die Hooligans stürzten sich auf die Manifestanten und zerstreuten in einem Nu die tausendköpfige Menge. Schon zu Beginn der Krawalle erschienen Bauern aus den umliegenden Dörfern. Der Pogrom wütete fast gleichzeitig in allen Teilen der Stadt. Um sechs Uhr wurden die Waffenhandlungen in der Poltawskajastrasse ausgeplündert und in Brand gesteckt. Um sieben gingen die Läden in der Igolna-Marktzeile in Flammen, ebenso die Häuser und Läden auf dem Markte. Die ganze Nacht hindurch kamen Bauern aus den Dörfern an, plünderten und raubten und schafften das Geplünderte auf ihren Fuhren ungestört nach Hause. Mittwoch, den 19., begann die Plünderung der Wohnungen im Zentrum der Stadt. Am selben Tage wurden die Läden in den Pansky- und Rybny-Zeilen, viele Privathäuser, die jüdische Bibliothek und die Hauptsynagoge niedergebrannt. Noch am dritten Tage dauerte der Exzess in gleicher Weise fort. Die städtische Feuerwehr nahm am Pogrom rührigen Anteil, kümmerte sich um die brennenden Gebäude absolut nicht und setzte nur dort ein, wo eine Feuersgefahr für christliche Wohnungen oder Geschäfte bemerkbar wurde.

Erst am Morgen des 20. hörten die Freveltaten auf und zwar bemerkenswerterweise von selbst, einfach weil das Gesindel durch übermässiges Saufen und die anhaltenden rohen Exzesse müde geworden war und weil andererseits kein Material zur Zerstörung mehr vorlag. Es war bereits alles getan, es blieb nichts zu tun mehr übrig.

Im ganzen waren an der „Arbeit" ungefähr 200 Mann, die in kleine Gruppen von je 20 bis 25 Mann geteilt waren. Sie bestanden hauptsächlich aus niederen Beamten, Eisenbahnarbeitern, Postdienern, Kaufleuten und ihren Angestellten.

Nur die organisierten Arbeiter der Fabrik von Krolik nahmen am Pogrom nicht teil, aber auch sie standen keineswegs auf der Höhe, da sie sich für die von ihnen einem Bankhaus erwiesenen Schutzdienste 200 Rubel bezahlen liessen. Die geringste Intervention seitens nur

[1]) Alle angeführten Zeugenaussagen sind den Materialien der Kommission der Rechtsanwälte entnommen worden.

weniger achtbarer russischer Bürger zugunsten der Juden hätte ausgereicht, dem Pogrom ein Ende zu machen. Das Zurufen eines Kosaken genügte, um den Haufen in einem Augenblick zu zerstreuen. Allein auch abgesehen von der Polizei, die den Pogrom organisierte und leitete, war fast kein Mensch, der seiner Empörung Ausdruck gegeben hätte. Nur wenige gewährten den gehetzten Juden Aufnahme (vom Gymnasium wird noch später die Rede sein).

Eine traurige Tatsache ist es aber, dass selbst Aerzte, wie die Herren V. und O., Stadtverordnete usw. ihre Freude daran hatten und die Hooligans aufmunterten. Daneben wurde von „Gebildeten" sogar geplünderte Ware zu einem Spottpreis aufgekauft. Hauptsächlich zeichneten sich in letzterer Hinsicht russische Kaufleute aus, die jüdisches Gut direkt in ihre Läden wegführen liessen.

Es gab Kaufleute aus „besseren" Kreisen, die in einer oder der anderen Weise am Pogrom aktiv teilnahmen. Der Kaufmann Iwan Schbankow schlug eigenhändig jüdische Fensterscheiben ein. Die Kaufleute Kleschzejew und Starikow munterten die Hooligans auf. Starikow meinte hierbei, man solle „nicht plündern, sondern nur zerstören". Der Ehrenfriedensrichter Issajewitsch wies die Hooligans auf die jüdische Bibliothek; „fanget von hier an", meinte der Diener der Gerechtigkeit. Der Stadtratsbeamte Prochorenko, der Lehrer der städtischen Schule Balaban (in Uniformkleidung), hetzten offen die Schwarzhundertler auf: „Schlagt die Juden tot."

Ja, auch Kinder, Schüler und Schülerinnen der örtlichen Mittelschulen nahmen an dem Krawall teil. Als Charakteristikum sei hier folgender Fall verzeichnet: Ein sehr anständiges, etwa 15 jähriges Mädchen, Gymnasialschülerin K. R., erzählte selbst als etwas ganz Natürliches, dass sie wissentlich zwei Schachteln mit Konfekt aus einem ausgeplünderten jüdischen Laden angenommen und verzehrt hätte. So wenig empfand in diesem Moment die Bevölkerung das Verbrecherische des ganzen Treibens.

Das Ergebnis der dreitägigen Banditenwirtschaft unter Leitung der Polizei bei offener Teilnahme und Sympathie seitens fast der ganzen lokalen Bevölkerung war ein grauenerregendes. Es hätte aber noch schrecklicher werden können, wenn die Juden nicht in den Räumen des Gymnasiums — was in den Beziehungen der Romnyer Nichtjuden zu ihren jüdischen Nachbarn bei dieser Gelegenheit eine glänzende Ausnahme bildete — eine Herberge erhalten hätten. Hier haben 4000 Juden, Männer, Frauen und Kinder, Schutz vor der mordgierigen Menge gefunden. Und nur dem von nun an für die Romnyer Juden historisch gewordenen Gymnasium und dessen Verwaltung ist es zu verdanken, dass die Zahl der Toten und Verwundeten verhältnismässig gering gewesen ist.

Und als diese verhungerten, fast zum Wahnsinn geängstigten 4000 Juden aus der verpesteten Luft ihres Asyls sich endlich auf die Strasse wagten, fanden sie, die in ihrem Asyl so oft gejammert hatten, keine Tränen mehr — im Anblick des Trümmerhaufens, in den die Stadt, so weit sie jüdisch, verwandelt war, im Anblick ihrer Toten, deren grausiges Ende sie nunmehr mit Schaudern erfuhren.

Die Juden von Romny hatten sieben Tote und 20 Verwundete zu verzeichnen. Fürchterlich war der Tod eines im weiten Umkreise angesehenen und geachteten Mannes namens Ostrowsky, der sich aus seinem brennenden Hause retten wollte, aber von der Menge lebend ins

Feuer geworfen wurde; seine Frau erhielt gleichzeitig 15 Wunden, woran sie dann starb.

Neben dem Raub waren in Romny kolossale Brandstiftungen an der Ordnung; so fielen ausser vielen Privathäusern der Alte Markt, viele Reihen der gemauerten Läden, die beste Synagoge und die öffentliche Bibliothek dem Feuer zum Opfer. Der Gesamtschaden belief sich auf ungefähr zwei Millionen Rubel, woran fast alle Romnyer jüdischen Einwohner partizipierten. Allerdings war auch die den Betroffenen gewährte Hilfe, 186 000 Rubel, sehr gross. Nach dem Pogrom war Romny lange Zeit wie tot, und es bedarf noch langer Zeit, bis die Wunden geheilt sein werden.

Solotonoscha

Gesamtbevölkerung (1897) 8739, Juden 2769.

Die Schilderung der dem Pogrom in Solotonoscha unmittelbar vorangegangenen Tage könnte man mit Recht als „die Geschichte einer Miniaturrevolution" überschreiben. Die Wogen der allgemein russischen politischen Bewegung, die das kleine Städtchen sonst kaum berührten, schlugen hier zu dieser Zeit so hoch, dass sie ihr ruhiges Gepräge in ein von politischen Leidenschaften aufgeregtes verwandelten und die Stadt für wenige Stunden sozusagen zu einer demokratischen Republik machten.

Das Parteileben der Stadt zeigte sonst keine besonderen Eigentümlichkeiten. Das vor einigen Jahren ziemlich rege zionistische Treiben war allmählich in der kritischen Zeit des Jahres 1905 erschlafft; der „Bund" konnte etwa hundert Anhänger aufweisen; der „Verband zur Erlangung der Vollberechtigung" hatte hier keine Vertretung. Von den allgemein russischen revolutionären Parteien schienen nur die Sozialdemokraten, insbesondere bei den Bauern in der Umgegend, festen Fuss gefasst zu haben, während die sozial-revolutionäre Partei über eine ganz unbedeutende Anhängerschaft verfügte.

Montag, den 17. Oktober, früh, erschienen in der Synagoge in Begleitung der Schulbehörden die Schüler des Gymnasiums, um einem Gottesdienst beizuwohnen. Wider Erwarten schloss sich ihnen die gesamte Jugend, soweit sie den freiheitlichen Parteien angehörte, und ein zahlreiches sonstiges Publikum an und verwandelte durch ihre revolutionären Reden den angesetzten Gottesdienst in eine für Solotonoscha imposante politische Kundgebung.

Vergeblich hatte die Polizei wiederholt den Versuch gemacht, in die Synagoge einzudringen: jedesmal wurde sie durch Schüsse zurückgedrängt, so dass das im Tempel improvisierte Massenmeeting ungestört verlaufen konnte und zu einem ungeheuren Ereignis für die Solotonoschaer Bevölkerung wurde.

Am nächsten Tag begaben sich drei sozialdemokratische Agitatoren nach einem zehn Werst von der Stadt entfernten Dorfe Korobowka, wurden jedoch unterwegs von einigen Polizisten, die in Begleitung eines Polizeioffiziers auf demselben Wege sich befanden, eingeholt, trotz geleisteten Widerstands festgenommen und in das oben genannte Dorf gebracht. Sobald sich die Kunde davon im Dorfe verbreitet hatte, versammelte sich eine grosse Menge von Bauern, befreite die jungen

Leute und entwaffnete und fesselte die Polizisten samt dem Pristaw; das gleiche Schicksal traf die aus der Stadt nachgeschickten Schutzleute und Wächter. Darauf gingen etwa hundert junge Bauernburschen mit den erwähnten Agitatoren an der Spitze nach der Stadt, woher die gesamte Parteijugend und viele Neugierige ihnen entgegeneilten. Vereint begaben sie sich nach dem Polizeirevier, wobei sie schon unterwegs sowohl Soldaten als Polizisten entwaffneten, demolierten das Polizeihaus, schlugen alle Fenster ein und vernichteten das Archiv. Die Polizei wurde von einem panikartigen Schrecken ergriffen, und nur ein Beamter, der Gehilfe des Sekretärs Iwanow, machte den Versuch, Widerstand zu leisten, wurde jedoch durch einen Schuss tödlich getroffen.

Abends ging es weiter, zur Waffenniederlage, welche von der gesamten militärischen Macht der Stadt — von zwölf Soldaten — bewacht wurde. Doch genügte eine Salve, damit die im allgemeinen friedliche, nur durch das Freiheitsmanifest in Erregung versetzte Menge auseinanderstöbe.

Die Stadtobrigkeit war indessen ihrerseits auch nicht untätig geblieben. Der Isprawnik, dessen Fenster von den Demonstranten beschossen worden waren, der inzwischen aus der Gefangenschaft bereits zurückgekehrte Pristaw, vor allen aber der Sekretär des Stadtverordnetenamts, unter der freundlichen Mitwirkung des Herrn Bürgermeisters, sandten Boten nach allen benachbarten Dörfern aus, um die Bauern nach der Stadt zusammenzutrommeln. Jetzt wurde es sonnenklar, dass ein Pogrom vorbereitet werde. Die Möglichkeit eines solchen war in den letzten Jahren, nach den Greueln von Kischinew, mehrmals zutage getreten. Jedesmal half jedoch das alte bewährte Mittel: die Bestechung der Polizei, so dass die jüdische Einwohnerschaft sich mit der Zeit eingeredet hatte, alle ähnlichen Gerüchte hätten nichts zu bedeuten, da die Behörden keinen Pogrom zulassen würden.

In den allerletzten Tagen allerdings, als wiederum einmal das Gerücht von einem bevorstehenden Pogrom sich verbreitet hatte, hatte die Jugend den Versuch gemacht, Geld zur Gründung einer Selbstschutzorganisation zu sammeln. Das Geld war jedoch in diesen aufregenden Tagen, in denen sich zudem die freiheitlichen Elemente als Herren der Situation fühlten, für Parteizwecke verausgabt. Da tauchte plötzlich das Gespenst eines Judenpogroms in drohendster Gestalt auf. Es war kein Zweifel mehr, dass alle finsteren Mächte sich vereinigten, um für die Demütigung der Bureaukratie an den Juden ihren Zorn auszulassen. Nunmehr erst, angesichts der unmittelbar bevorstehenden Gefahr, rafften sich die verschiedenen Parteien (die Poale-Zion, der Bund und die Iskra) auf, taten sich zum Zwecke des Selbstschutzes zusammen und stellten aus ihrer Mitte 55 junge Leute, darunter acht bis zehn Christen, die, mit Revolvern bewaffnet, in fünf Abteilungen zerfielen, von denen jede ihren Kundschafter auf einem gefährdeten Punkte aufstellen sollte.

Am nächsten Morgen, den 19. Oktober, versammelten sich in der Stadt, dank den von den Behörden getroffenen Massnahmen, gegen 800 Bauern. Die Leiche des erschossenen Polizeisekretärs Iwanow wurde zur Pogrompropaganda schärfster Form ausgenutzt. Sie wurde, mit einem Kreuz versehen, auf einen offenen Platz getragen, worauf sich ihr die Bauern näherten und das Kreuz küssten. Auch Reden wurden hier von den Stadtoberhäuptern gehalten; dabei wurde dessen

kaum Erwähnung getan, dass an der Demolierung des Polizeihauses sehr viele Bauern teilgenommen hatten, ebensowenig wurde betont, dass der Schuss, der dem Iwanow den Tod gebracht hatte, von einer Nichtjüdin (einer Polin) abgefeuert war, alles Vorgefallene hingegen auf Rechnung der Juden gesetzt, die nach der Behauptung der Stadtväter sich mit dem Gedanken herumtrügen, sämtliche Bauern auszuschlachten. Nun bemächtigte sich der versammelten Massen eine furchtbare Aufregung. Die in der Nähe befindlichen Juden wurden grausam geschlagen, und die Menge stürzte sich auf die jüdischen Geschäfte und Häuser. Hier harrte ihrer eine der fünf Selbstschutzabteilungen, der es auch durch den ersten Schuss gelang, die Exzedenten zurückzuschrecken. Der Erfolg der kleinen Selbstwehrschar wurde jedoch durch die Massnahmen der Ordnungshüter sofort zunichte gemacht. Denn zum Schutz der feigen Plünderer verwandten sie die ortsbefindlichen zwölf Soldaten, die zwar an Zahl winzig und sicherlich nicht, wie die Selbstwehrschutztruppe, von einer höheren Idee getragen waren, aber dieser durch ihre militärische Bewaffnung überlegen waren. An die Selbstwehr sich heranschleichend, zerstreuten sie sie durch Flintenschüsse. Nur einer der jungen Verteidiger, der Sozialdemokrat Kowalewski, wollte durchaus nicht von seinem Posten weichen, — da streckte ihn bald ein von einem Schutzmann hinterrücks abgegebener Schuss nieder.

Die Polizei versah nun die Bauern selbst mit Flinten, worauf erst, von keiner Seite mehr behindert, die eigentliche Arbeit begann, und ununterbrochen 24 Stunden dauerte.

Vom Marktplatze nahm der Pogrom seinen Ausgangspunkt. Die technische Seite der „Arbeit" war nicht kompliziert. Die Soldaten beschossen ohne jeden Anlass irgend ein jüdisches Haus oder Geschäft, um die dort befindlichen Juden vom Widerstand zurückzuhalten, worauf erst das betreffende Haus der Demolierung preisgegeben wurde. Etwa zehn bis fünfzehn Plünderer, meist örtliche Handwerker und Bauern, näherten sich einem solchen Haus unter der Führung des Magistratssekretärs, drangen mit dem Rufe „Haut die Juden" in den Laden oder die Wohnung ein und schleuderten auf die Strasse die Hausgerätschaften oder die Waren heraus, die dann von der hier harrenden Menge (hauptsächlich Bauern, Handwerkern, Eisenbahnarbeitern, darunter auch fünf bis sechs Anhängern der sozialdemokratischen „Iskra") gierig aufgegriffen wurden. So „erstürmte" das Militär ein Haus nach dem anderen; Anführer und Menge folgten in angegebener Weise, und das Bild wiederholte sich. Dabei bewies der Held des furchtbaren Schauspiels, der Magistratssekretär, ein nicht geringes Führertalent und verstand es, sich unumschränkten Gehorsam zu verschaffen. „Hier, Brüder," sagte er nur, „ist jüdisches Tuch, es muss vernichtet werden." „Hier wieder," meinte er aber, „ist jüdisches Brot, es zu vernichten ist Sünde," und das Tuch wurde in Fetzen zerrissen, alle jüdischen Mehlgeschäfte, darunter eine grosse Mühle, blieben unberührt. Seiner „humanen" Weise haben die Juden es wohl zu verdanken, wenn ausser dem Mitgliede der Selbstwehr, Kowalewski, keine Menschenopfer und nur wenig Misshandelte zu verzeichnen sind, da er den Befehl erlassen hatte, niemand zu töten, zu vergewaltigen, keine Synagogen zu schänden. Um so eifriger wurde geraubt, solange man noch in allen von Juden bewohnten Stadtteilen irgend etwas zu finden vermochte, das des Raubes wert war.

Die Juden, vom Misserfolg der Selbstwehr und dem Tode Kowalewskis entmutigt, dachten nicht mehr an Selbstverteidigung, namentlich

als sie erfahren hatten, dass die Exzedenten von der Polizei mit Flinten versehen worden waren. Da die lokalen Behörden sämtlich im feindlichen Lager standen, so machte man daher jüdischerseits noch den Versuch, die Hilfe der Zentralbehörden anzurufen. Gegen zehn Uhr abends kam auch eine Abteilung Militär an, die jedoch absolut nichts zur Beendigung des Pogroms unternahm. Die vielerwähnten örtlichen zwölf Soldaten beteiligten sich sogar unmittelbar am Zerstörungswerke, nicht etwa verkleidet, sondern ohne jede Gêne, ganz offen, in Uniform, Ihr Chef war derjenige, der an der Leiche des Iwanow das Volk zur Rache aufgefordert hatte.

Was die russische Gesellschaft selbst anbelangt, so fanden sich wohl in ihren Reihen, wie auch in denen der hier den Vorkommnissen gegenüber im allgemeinen indifferenten Geistlichkeit, der eine oder andere (so ein Akzisebeamter, ein Priester), die den Mut hatten, die Exzedenten, sei es auch ohne Erfolg, zur Unterlassung der Exzesse aufzufordern. Ja, ein junger Gymnasiast, der Sohn jenes Militärchefs, der die Bauern zum Pogrom anfeuerte, ging so weit, dass er seinem Vater erklärte, er werde sich das Leben nehmen, wenn der Pogrom fortdauern sollte, was tatsächlich die Beendigung des Krawalls beschleunigt haben soll. Im grossen und ganzen aber wagten auch die den Juden freundlicher gesinnten Gebildeten nicht, in irgend einer Form den Exzedenten oder ihren Anführern entgegenzutreten, da sie — vielleicht mit Recht — die Verwandlung des Pogroms in einen auch für sie gefährlichen allgemeinen Feuerherd befürchteten. Von den öffentlichen Instituten machten nur die Schulen eine Ausnahme, indem sie, namentlich das Knaben- und Mädchengymnasium, zahlreichen Juden einen Zufluchtsort gewährten.

So geschah es, dass eine unbedeutende Zahl von organisierten Exzedenten mit Hilfe zahlreicher Plünderer 24 Stunden lang unbehindert jüdisches Hab und Gut vernichtete, raubte, vor aller Augen auf Wagen lud und mit nach Hause führte. Donnerstag früh wurde den Leuten schliesslich bedeutet, es sei Zeit, Schluss zu machen. Und erst als die Leute ruhig auseinandergingen, feuerten die am Vorabend angelangten Soldaten eine Salve ab, als wollten auch sie den Schluss der „Vorstellung" anzeigen.

Das Endergebnis des Solotonoschaer Pogroms war: 150 demolierte und geplünderte Wohnungen und 300 Geschäfte, sowie ausserdem durch Feuer vernichtet 2 Häuser und 24 Geschäfte — alles in allem gegen eine halbe Million Schaden, was für die jüdische Einwohnerschaft der kleinen Stadt zahlreiche Bankrotte und eine furchtbare Verarmung und Verminderung der Arbeitsgelegenheit zur Folge hatte.



Sonstige Pogrome im Gouv. Poltawa

Von den weiteren zirka 45 betroffenen Ortschaften sind nur wenige nennenswert.

Da ist noch vor allem der Flecken Orlik zu erwähnen, in dem am 23. und 24. Oktober einheimische Bauern eine grössere Anzahl jüdischer Familien (19 mit 100 Seelen) ausplünderten; vier Läden und vierzehn Häuser verfielen dem Zerstörungsprozess, wogegen die mehrfachen Brandstiftungsversuche misslangen. Eine Familie wurde noch verhauen,

und die Thorarollen in einer Wohnung zerfetzt. Der materielle Schaden betrug 42 000 Rubel („Jewrejskaja Schizn").

Schwer gelitten hat sodann der in der nächsten Nähe von Romny gelegene Flecken Srebnoje, wo die Raubhelden alle jüdischen Läden bis aufs letzte ausplünderten und überhaupt das Beispiel von Romny nachahmen wollten. Sie fahndeten nach Juden überall, auch auf den Böden und in Kellern, und waren schon bereit, den Feldscher ins Feuer zu werfen; nur weil er Christ war, kam er mit heiler Haut davon. Die Nähe von Romny hat überhaupt ansteckend gewirkt. So wurde die jüdische Bevölkerung in verschiedenen Dörfern des Kreises Priluki gründlichst ausgeplündert, obwohl die Kreisstadt selber fast unbehelligt davonkam. Sie befanden sich aber auf dem Romnyer Wege und folgten so dem Romnyer Beispiel.

In mehreren Kreisstädten, wie Beresan, Chorol, Kobelaky, Priluki, waren die Exzesse ganz unbedeutend oder kamen über misslungene Versuche nicht hinaus. Mehrfach kam im Gouv. Poltawa der Widerwille der Bevölkerung gegen Judenexzesse zur Geltung. Findet man doch gerade hier in verschiedenen kleineren Provinznestern Horte politischer Aufklärung, die auf jeden Fall von der Bureaukratie veranstaltete Judenpogrome nicht dulden kann.

VI.

Gouvernement Tschernigow

Tschernigow

Gesamtbevölkerung (1897) 27 716, Juden 8799.

Die Gouvernementsstadt Tschernigow ist gerade so wie das Gouvernement Tschernigow selbst im russischen Sinne ganz und gar Provinz, und ob die Bevölkerung es will oder nicht, sie ist völlig ein Spielball in den Händen des allmächtigen Gouverneurs. Der Mann aber, der im Herbst 1905 dieses grosse Gebiet beherrschte, Chwostow mit Namen, war ein beschränkter und typischer Vertreter seiner Kaste und ihrer Begriffe. Er kannte nur einen Weg, den Weg der echt russischen „Moskowskija Wjedomosti" und ihresgleichen, kümmerte sich den Teufel wenig um die Neuerungen und führte einen fortgesetzten Kampf gegen die konstitutionellen Bestrebungen, ja, er liess die heftigsten Artikel gegen den Parlamentarismus und dessen Einführung in Russland noch zu einer Zeit in den offiziellen „Tschernigower Gouvernementsnachrichten" publizieren, als die Idee der Volksvertretung bereits von oben proklamiert und gesetzlich statuiert war. Besonders aber hatte er es auf die Juden abgesehen, gegen die sein amtliches Organ mit allem judenfeindlichen Rüstzeug der Vergangenheit und Gegenwart vorging; es war eine Zeitlang der Ableger der „Mosk. Wjed." geworden und variierte selbständig oder in Nachahmungen, stets jedoch gleich tölpelhaft, das abgedroschene Sündenregister der Juden in sämtlichen Tonarten, bald mit Benutzung der westeuropäischen antisemitischen Raffinements, bald unter Erhebung echt russischer Beschuldigungen mit Juchtageschmack. Die Juden als Ausbeuter, als Fremde, als Vertreter des Freimaurertums, als rachsüchtige Feinde Russlands wegen seines christlichen Charakters, als Hauptschuldige am Misserfolge im Krieg, die Juden als Herren und Zerstörer der Welt, draussen durch die „Alliance Israélite Universelle", hier durch den „Jüdischen Arbeiterbund" usw. usw.[1]) — es wimmelt nur so im behördlichen, der gesamten Polizeiverwaltung als Richtschnur dienenden Blatte von Anklagen gegen die Juden, mit denen man um so weniger Aufhebens zu machen brauche, als man von ihnen kein Territorium erobert habe. Vor allem die gewaltige Bewegung innerhalb des russischen Reiches und die revolutionären Einzelvorkommnisse spiegelten sich in den Aufsätzen, Feuilletons, Berichten der Tschernigower Gou-

[1]) Wer sich ein Bild von diesen Hetzereien machen will, durchblättere nur die „Tschernigower Gouvernementsnachrichten" vom Sommer und Herbst 1905. Er beachte dabei die mannigfaltigen Aufsätze, Berichte, Notizen, Randglossen über alle möglichen Gegenstände, speziell in den Nummern 151, 157, 162, 164, 167. 173, 181, 191, 196, 207, 208, 212, 214 u. s. w

vernementsnachrichten als Machwerk der Juden wieder — ohne Rücksicht auf Wahrheit und die minimalsten Erfordernisse der Logik. Die Narrheit feierte im Polizeiblättchen Triumphe. Und da die Bevölkerung des Gouvernements, was interne Zeitungsproduktion anbetrifft, — abgesehen von den viel gelesenen Blättern des benachbarten Kiew — nur über die amtliche Presse verfügte oder verfügen konnte, so war deren Einfluss auf gewisse Kreise von einigem Gewicht und von unheilvollen Folgen.

Die Gesinnungen dieser Art fanden in grossen Bevölkerungsschichten verschiedener Kleinstädte und bei der Mehrheit der Agrarierelemente eine Stütze und einen Rückhalt und verschärften sich noch um so mehr, als die Bauernschaft der Provinz unruhiger zu werden und ihrerseits Ansprüche an das Leben zu stellen begann. Was Tschernigow selbst anbetrifft, so schlug sich so ziemlich alles, was nicht ins Lager der Opposition ging, zu der finsteren Reaktion von der Art des „Verbandes des russischen Volkes“. Ohnehin war in Tschernigow, seitdem es durch die vor einigen Jahren stattgefundene Entdeckung der „durch ein Wunder Gottes“ in aller Frische erhaltenen Gebeine eines alten Heiligen als „Wunderstadt“ zahlreiche Pilgerscharen heranzulocken verstanden und sich aus der Verborgenheit etwas gehoben hatte, der Aberglaube mit geschäftsmässiger Reklame gezüchtet worden und hatte die Interessenten zu den eifrigsten Anhängern der herrschenden Staatsordnung gemacht. Dass auf solchem Boden die antisemitischen Pflanzen ganz besonders gedeihen mussten, wie wäre es auch anders zu erwarten? So gab es in Tschernigow vor dem Oktobermanifest zwei spezielle Gruppen, die sich mit der Judenhatz als Generalaufgabe befassten und sich die lieblichen Bezeichnungen „Die Verjager“ und „Der Hammer“ beilegten; die ersten gedachten, wie sie selber kundgaben, auf friedlichem Wege, durch gesetzliche Unterdrückung und Vertreibung, die anderen durch den einfacheren, einleuchtenderen und entscheidenderen Weg der Judenausrottung das Problem zu lösen. Diese Anschauungen wurden in ihren, auf der polizeilichen Schreibmaschine angefertigten Proklamationen niedergelegt und ungehindert durch Verbreitung letzterer propagiert. Auch traten als mündliche Hetzagitatoren ein Geistlicher, ein reicher Kaufmann, mehrere Handwerker, der Pristaw Popow u. a. auf. Als nun in Anbetracht der wachsenden Gefahren eine jüdische Abordnung mit dem Rabbiner an der Spitze dem Gouverneur darüber Vorstellungen zu machen suchte, dass er eine solche verbrecherische Agitation gegen die Juden unbeanstandet lasse, wurde der Mann sehr aufgeregt und zornig und drohte dem Rabbiner für derartige Reden mit Amtsentsetzung, unterliess jedoch auch fürderhin nichts, was die Tätigkeit der Pogromler hätte fördern können.

Trotz aller dieser Bemühungen des Gouverneurs, der auch durch entsprechende Massnahmen und polizeiliche Taten die Worte zu bekräftigen bestrebt war, war es ihm und seinen Helfershelfern nicht gelungen, die Freiheitsverkündung aus seinem Gebiet ganz zu bannen. Obwohl er noch am 17. Oktober, vor Bekanntwerden des Verfassungsmanifests, gegen ein Meeting in Tschernigow energisch vorgehen liess, so dass es laut offiziellem Bericht sieben Verwundete gab, obwohl er, als das Manifest bekannt wurde, fürs Gouvernement in Telegrammen die Parole ausgegeben hatte, dass „den patriotischen Gefühlen“ der Massen keine Hindernisse in den Weg zu legen seien, vermochte er es bei der allgemeinen Stimmung nicht zu verhindern, dass in seiner

eigensten Domäne, in Tschernigow selbst, die verschiedenen Parteien vereint und einzeln am 19. und 20. Oktober Versammlungen zur Feier und zur Kritik des Oktobermanifestes abhielten. Gab es doch auch bei einem Teile der Nichtjuden bedeutsame freiheitliche Elemente, so neben den hier ziemlich radikalen Kadetten, die sich vornehmlich aus Semstwokreisen rekrutierten, Vertreter der Sozialdemokratie und der Sozialrevolutionäre. Was die Juden anbelangt, so standen die unorganisierten, die das Gros ausmachten, den Kadetten nahe, die organisierten hingegen gehörten hauptsächlich zu den Parteien des „Bundes“ und der „Zionisten-Sozialisten“ (mit etwa 120 Mitgliedern), während die hier zum Territorialismus hinneigenden allgemeinen Zionisten, die Poale-Zion und der „Verband zur Erlangung der Vollberechtigung“ schwach waren. Als nun die Nachricht vom Freiheitssieg mit berauschender Gewissheit anlangte, wuchs die politische Betätigungslust der Tschernigower freiheitlich gesinnten Bürger und kam auf den Versammlungen zum Ausdruck, ohne dass der Friede irgendwie gefährdet worden wäre.

Der Friede sollte jedoch von ganz anderer Seite, von den Machthabern des Ortes selbst sehr bald ernstlich gestört werden. Nachdem der Gouverneur in seiner Provinz eine zahllose Reihe von zum Teil blutigen Bataillen hatte liefern lassen, ging er schliesslich an seine Residenz heran. Am 23. Oktober liess er eine patriotische Manifestation veranstalten und befand sich selber an ihrer Spitze. Mit dem Schluss dieser Strassenkundgebung begann der Pogrom, zu dem städtische Einwohner aus kleinbürgerlichen Schichten neben Polizisten (selbst in Uniform) das Hauptkontingent stellten, wobei ihnen bald aus den naheliegenden Dörfern Sukkurs zuteil werden sollte. Denn fürsorglich hatte der Pristaw Popow Agenten naeh den Dörfern entsandt, um die Massen von dort zusammenzurufen.

Der Pogrom sollte indes nicht so glatt von statten gehen, wie deren Anstifter gehofft hatten. Den Exzedenten setzte sich energisch und mit grossem Erfolg die Selbstwehr entgegen. Eine solche hatte sich schon längere Zeit vorher aus 150 Angehörigen der Zionisten-Sozialisten, des „Bundes“ und der sozialrevolutionären Partei, Arbeitern wie Intellektuellen, zusammengesetzt und war straff organisiert worden. Ausserdem gehörten ihr noch etwa 150 Unparteiische an, die in den Häusern verteilt waren. Die Selbstwehrorganisation, in der sich auch 50 Christen befanden, besass 100 Revolver und viel sonstige Waffen und war stadtbekannt, so dass ihr die reaktionäre Bevölkerung eine übertriebene Macht zuschrieb, sie im Besitz von Bomben und anderem aufreissenden Material glaubte und vor ihr eine Heidenangst hatte.

Als der Pogrom ausbrach, konzentrierte sich der jüdische Selbstschutz auf der Pjatnitzkaja und verscheuchte die Exzedenten durch zahlreiche Revolversalven, die, obwohl nur blinde Schreckschüsse, jeglichen Patriotismus aus den beutegierigen Helden herausjagten. Die Pjatnitzkaja war gesäubert, und dank diesem Umstande blieb die Hälfte der Stadt vor Ausplünderung verschont. Auch bei anderweitigen Aktionen hatte die Selbstwehr Erfolge zu verzeichnen, so beim Schutz anderer Stellen, bei der Abnahme geraubter Sachen. Unter den Selbstwehrleuten zeichnete sich insbesondere ein Sozialdemokrat „Petja“, ein Christ, aus, der zu Pferde durch die Stadt galoppierte und an die Selbstwehrabteilungen die nötigen Anordnungen erteilte. Er geriet dabei einer Bande Hooligans in die Hände, befreite sich und wurde sodann von staatlich angestellten Hooligans, den Kosaken, überrumpelt,

aber, obwohl zweimal verwundet, gelang es ihm auch hier, ihnen standzuhalten und zu entkommen. Ausser zahlreichen Verwundeten (die meisten von den insgesamt 20 verletzten Juden) hatte die Selbstwehr auch ein schweres Opfer zu beklagen, den zionistischen Jüngling Naum Turowsky, einen ihrer Initiatoren; in eine Gruppe von Exzedenten hineingeraten, wurde er von dieser erbarmungslos ermordet.

Der Pogrom dauerte im ganzen gegen 6—7 Stunden und verursachte der jüdischen Bevölkerung nur einen Schaden von etwa 45 000 Rubel — zum grossen Aerger der Bauernmassen, die, herbeigerufen, am 24. Oktober in die Stadt strömten, um an den erwarteten Plünderungen gleich denen, die ihnen zuvorgekommen waren, teilzunehmen. An diesem Tage griff auch das Militär ein, von dem damals in Tschernigow ein ganzes Regiment sich befand, und verjagte die Bauern schon von der Peripherie der Stadt. Diesem Schritt der Ortsverwaltung war eine ausserordentliche Versammlung der Stadtverordneten vorangegangen, die auf Drängen der unter ihnen befindlichen paar Redikalen mit Rücksicht auf die Untätigkeit der Polizei an Witte depeschierte und um Hilfe und gründliche Untersuchung bat, ja sogar ein öffentliches Sicherheitskomitee zu organisieren sich anschickte. Jedenfalls bildete sich bei der Stadtduma unter Beteiligung der zwei radikalen Stadtverordneten ein jüdischer Ausschuss zur Sammlung von Spenden, was sich bald als umso angebrachter herausstellte, als Tschernigow nach dem glimpflichen Ausgang des Pogroms eine grosse Masse von Flüchtlingen, Geschädigten wie Geängstigten, heranzog.

Die beträchtliche jüdische Gemeinde von Tschernigow konnte mit den Resultaten des Pogroms zufrieden sein; nicht nur deswegen, weil sie verhältnismässig wenig gelitten hatte, sondern auch weil sie sich dem erhebenden Bewusstsein hingeben durfte, dass sie durch eigene Kraft das Unheil von sich abzuwehren verstanden hatte. Allerdings war hier mitentscheidend der wichtige Umstand, dass die Behörden zwar den Exzess inauguriert hatten, sich aber nicht mit der in anderen Orten üblichen Brutalität der Selbstwehr entgegenstellten. Ein bezeichnendes Beispiel!

Beresna[1])

Gesamtbevölkerung (1897) 9921, Juden 1357.

Vereint mit der jüdischen Jugend hatte eine Gruppe christlicher Jünglinge am 21. Oktober in der lokalen Schule das Verfassungsmanifest verlesen und besprochen. Dieser Vorfall rief unter den Beresnaern eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Gerüchte schwirrten herum, dass die „Demokraten" „Nieder mit dem Zaren!" geschrien und dessen Bild zerrissen hätten. Im Volke sagte man: „Einen Zaren wird es nicht mehr geben, die Juden haben über die Russen die Oberhand gewonnen." Diese Stimmung wurde von Polizisten genährt. Vor dem Isprawnik, der nach dem Städtchen gekommen war, klagten die Patrioten über die Juden und sprachen wie beleidigt: „Wie es beliebt, aber wir werden die Juden hauen." Der Isprawnik antwortete bescheiden: „Brüder, ich weiss nichts, tut wie ihr wollt!" Damit hatte das Publikum

[1]) Die Schilderung ist nach den Berichten der „Kiewskaja Gaseta' und des „Woschod" verfasst, die Zahlen sind den Angaben des Zentralkomitees entnommen.

die Gesinnung der herrschenden Gewalten ausgekundschaftet und ging so aufs Gewisse. Zudem hatte der Polizeiaufseher Krikunow die Bevölkerung bearbeitet und ein Geistlicher ihm durch eine Predigt in der Kirche sekundiert.

Am 22. Oktober ging nun der Exzess von statten. Ein Haufe begann die Läden auf dem Markte zu demolieren, worauf sofort in den Kirchen Sturm geläutet wurde. In kurzem war ganz Beresna auf den Beinen. Jung und Alt, Männer und Frauen, alles war auf dem Markt zusammengeströmt, und eine abscheuliche Orgie der Massen ging los. Alles, was in den jüdischen Läden zu finden war, wurde errafft und nach Hause geschleppt, und auch die meisten Wohnungen traf dieses Schicksal. Die ganze Nacht jubelte der Mob, mit dem verkleidete Polizisten gemeinschaftliche Sache gemacht hatten.

Am Sonntag suchten die Beresnaer nach weiteren Objekten für ihre patriotische Tätigkeit und, aufgehetzt, wollten sie nunmehr den nichtjüdischen Demokraten zuleibe gehen. Da flüchteten sich sechs von diesen, die am meisten gefährdet waren, nach dem Domnitzaer Kloster, wo zwei von ihnen ohnehin beschäftigt waren. Aber kaum hatte der Klosterverweser davon Kunde erhalten, als er nach dem benachbarten Kirchspiel Durni einen Eilboten entsandte, um das Volk zum Schutz des Klosters herbeizurufen, und die Beresnaer Polizei von der drohenden Gefahr benachrichtigte. Aus Durni langte sofort ein Haufe von etwa vierzig Bauern, mit Heugabeln, Aexten, Gewehren ausgestattet und vom Starost geleitet, an und fiel über die sechs „Bösewichter" her. Am Dienstag, den 25. Oktober, morgens, wurde wiederum in allen Kirchen Sturm geläutet und dem Volke die schreckliche Kunde übermittelt: Juden und Demokraten wären ins Kloster gedrungen, sie hätten die Mönche abgeschlachtet und plünderten jetzt das Kloster aus, während daneben im Walde weitere unabsehbare Scharen von Juden und Demokraten sich aufhielten. Wutschnaubend stürzte nun eine ungeheure Menge los, nach dem Feinde zu, um mit Beilen, Hämmern, Sensen, Pfählen das Kloster zu retten. Auf dem Wege wurde sie sodann vom Urjadnik „beruhigt"; es sei zwar der „Versuch" gemacht worden, das Kloster zu überfallen und zu berauben, aber gute Leute hätten diesen Versuch abgewehrt, so dass jetzt dort alles wohlbehalten sei. Nun kehrte ein Teil der Menge zurück und begann die jüdischen Häuser zu demolieren, die Juden zu hauen und nach Demokraten, d. h. nach allen denen, die etwas Schulbildung genossen oder jemals eine unabhängige Aeusserung getan hatten, zu fahnden. Schliesslich kam aus Tschernigow Militär an, so dass der Rest des Pogroms unter dessen Schutz sich abwickelte.

Das Ergebnis für die Juden war ein materieller Schaden von etwa 160 000 Rubel, den 177 Familien erlitten haben.

Bobrowitzi

Gesamtbevölkerung ca. 4000, Juden ca. 700.

Als zu Beginn der achtziger Jahre über Südrussland eine Pogromlava sich ergoss, liess sich die bäuerliche Bevölkerung des kleinen Städtchens Bobrowitzi vom allgemeinen Strom nicht fortreissen, organisierte selbst Tages- und Nachtwachen, versteckte selber jüdisches Hab

und Gut vor eventuellen Uebeltätern und schützte und beruhigte die Juden in jeglicher Weise. Dieses freundschaftlichen Verhältnisses waren denn auch die Juden von Bobrowitzi stets eingedenk und erwarteten von seiten ihrer Nachbarn nichts Schlimmes; selbst als nach dem Blutbade von Kischinew bei ihnen eine Zeitlang eine gewisse Pogrompanik ausbrach, dachten sie keineswegs an Einheimische, sondern an die Wahrscheinlichkeit eines Ueberfalls durch „Fremde“ aus der nahegelegenen Stadt Kiew. Bezüglich der örtlichen Polizei waren sie unbesorgt; beruhte doch deren Gunst auf fester Grundlage: gegenüber der Vorbeugung eines Pogroms stellte die Polizei den heiligen Grundsatz „eine Hand wäscht die andere“ auf.

Allein diesmal erfuhren die Juden von Bobrowitzi eine arge Enttäuschung. Das Unheil kam aus dem eigenen Nest. In das friedliche Städtchen war bereits von einem ortsangesessenen Antisemiten, dem Notar Kibaltschitsch, die Saat der Judenfeindschaft hineingetragen. Kaum aber hatten die Juden vernommen, dass er den Bauern das „Goldene Schreiben“ vorlese, in dem im Namen des Zaren zur Niedermachung seiner bösesten Feinde, der Juden, aufgefordert wurde, als sie schon wieder durch das bewährte Mittel des Urjadniks sich versichern wollten. Vergebens!

Die Vorbereitungen waren weit gediehen. Nicht nur verbreitete man Proklamationen, sondern erwog ernstlich die Frage, ob ein Pogrom stattfinden soll oder nicht. Bei einer Festlichkeit, die der Wolostschreiber veranstaltete, wurde die Diskussion über dieses aktuelle Thema geführt. Da waren der Ortsgeistliche, der Apotheker, der Lehrer der Semstwoschule, der Semstwofeldscher und andere Ortsinsassen. Der Seelenhirt namens Brerimow meinte: „es wäre doch vonnöten, die Juden durchzuprügeln“, worauf der Lehrer empört ausrief, dass er zwecks einer solchen Besprechung in diesem Kreise nicht verbleiben könne, und sich demonstrativ entfernte. Auch der Apotheker äusserte sich energisch gegen einen Pogrom, alle anderen hingegen teilten den Standpunkt des Geistlichen. So hatte denn die Veranstaltung eines Exzesses die „öffentliche Meinung“ für sich.

Einige Tage später wurde dieselbe Frage in einem anderen, tatkräftigeren Kreise ventiliert. Am 23. Oktober begannen nämlich vom Morgen an Massen der Bauernjugend sich anzusammeln, zu trinken und sich zu belustigen. In einem Schuppen der Feuerwehr erwog nun ein solcher Haufe die Pogromfrage und schritt auch bald zur Tat. Um sechs Uhr abends gingen sie in voller Ruhe daran, die Schlösser aufzubrechen und die Läden auszurauben. Um zwölf Uhr nachts war der Markt demoliert und ausgeplündert, worauf die Exzedenten sich nach Hause begaben.

Die Kerntruppe der Exzedenten hatte anfangs aus etwa 20 bis 25 Personen, lauter einheimischen jungen Bauern, bestanden. Als indes der Exzess bereits eingeleitet und gewissermassen ein fait accompli geworden war, da schlossen sich den Exzedenten fast alle Bauern des Ortes und der umliegenden Dörfer an. Angefeuert von einem einheimischen Kaufmann A. Kanewski, der den Plünderern Schlüssel gab und ihnen bei der Auswahl passender behilflich war, taten sie ihr Werk scherzend, schlugen die Schlösser ab und trugen das jüdische Eigentum davon.

Der Urjadnik, der seit Jahr und Tag als „Schützer“ der Juden eine spezielle Einnahmequelle hatte, verpasste andererseits auch diese

Gelegenheit nicht. Er arbeitete sozusagen nach zwei Fronten hin, er liess sich von den Juden in unruhigen Zeiten „gutstimmen“ und benutzte, als der Pogrom reif war, auch diesen historischen Moment zur Verbesserung seiner materiellen Lage in ausgiebigem Masse. Mit den Exzedenten stand er sich sehr gut und machte ihnen nur einen Vorwurf, dass einzelne zu früh begonnen hätten. „Ich habe euch, Burschen, befohlen, bis sechs Uhr zu warten, und ihr beginnt schon. So verfahret denn, wie ihr selber wisst.“ Er versuchte nur den Laden eines reichen Mannes, von dem er reichlichen Lohn empfing, vor den Plünderern zu schützen, musste sich jedoch von diesen den Hinweis auf die tieferen Motive seiner Handlungsweise gefallen lassen und vermochte auch dieser „Spezialpflicht“ nicht zu genügen.

Die Nichtjuden, die der direkten Aktion fernstanden, reagierten ziemlich schwach auf die Vorfälle. Nur der schon erwähnte Lehrer war von der Brutalität und Sinnlosigkeit dessen, was er mit ansah, aufs schmerzlichste erregt, klagte und lief zu den Ordnungsstützen, nach der Wolost, zum Urjadnik, ohne einen Widerhall zu finden. Auch ein angesehener Gutsbesitzer hatte es versucht, während des Exzesses auf den Pöbel einzureden, wurde jedoch in freundschaftlichem Tone bedeutet, dass er lieber nach Hause fahren möchte.

Der Schaden der betroffenen 30 Familien belief sich auf 85 000 Rubel. Da der Exzess hauptsächlich auf die Ausplünderung der 26 jüdischen Läden gerichtet war, so litten scheinbar die Ladeninhaber am meisten; in Wirklichkeit jedoch war das Resultat für die kleinen Getreidehändler, die Handwerker und andere Ortseinwohner, die der Pogrom nicht direkt getroffen hatte, ein weit unheilvolleres. Jene vermochten wenigstens teilweise durch gewährte Unterstützungen und durch neuen Kredit sich über Wasser zu halten, während für die Handwerker, Getreidehändler usw., die von Hand zu Mund lebten, der völlige Stillstand im Handel und der in den Beziehungen zu den nichtjüdischen Nachbarn erfolgte Riss den materiellen Ruin bedeuteten. Dazu kam noch, dass der neue Handelsvertrag mit Deutschland die Lage des Städtchens, das seine Hauptverdienstquelle im Getreideexport hatte, an und für sich verschlimmerte. So wurde denn das Los dieser kleinen jüdischen Gemeinde durch eine Verkettung verschiedener Umstände für längere Zeit ein recht schweres. Auch die den Juden von Bobrowitzi seitens des Hilfskomitees zugewiesene Summe von 6500 Rubeln, von denen 1000 auf die in der Nähe betroffenen Dörfer Oserjany und Stschastnowo kamen, trugen nur zum Teil zur Linderung der materiellen Not bei.

Dobrjanka

Der Pogrom in der 9000 Einwohner, darunter etwa 300 Juden zählenden Ortschaft Dobrjanka bietet ein besonderes Interesse. Hier sehen wir, wie leicht ein Pogrom zu unterdrücken ist, wenn die Polizei nur etwas guten Willen zeigt, oder wenn sie nur den sich um die Erstickung des Pogroms Bemühenden keine Hindernisse in den Weg legt.

Als Veranstalter des Dobrjankaer Pogroms gelten mit Recht Masljukow und Jwanow, die eben aus Kiew angekommen waren, wo sie wahrscheinlich an den Judenmetzeleien teilgenommen hatten. Am

Morgen des 24. Oktober hielten die beiden auf dem Marktplatze Ansprachen. Sie erzählten der um sie versammelten Menge, dass die Kiewer Juden auf das Zarenbild geschossen hätten, worauf nun aus Petersburg ein Telegramm eingetroffen wäre, das die Erlaubnis enthielte, die Juden drei Tage hindurch zu schlagen und zu plündern. Sie forderten darauf das Volk auf, zum Pogrom zu schreiten. Dieser Aufforderung wurde auch prompt nachgekommen.

An der Plünderung beteiligten sich hauptsächlich Bauern aus den benachbarten Dörfern, aber auch die Dobrjankaer Einwohner waren dabei. Vom Marktplatze, auf dem alle jüdischen Läden und Buden demoliert wurden, begab sich der Mob nach der jenseits des Flusses liegenden Ortschaft Poddobrjanka. An der Brücke trat ihnen aber die jüdische Selbstwehr entgegen, der sich auch zehn organisierte Arbeiter angeschlossen hatten. Der Gendarm, von dem man behauptet, dass auch er zur Selbstwehr gehörte, riet den Plünderern, zurückzutreten, da die Juden auch Bomben hätten, während sie tatsächlich nur etwa 15 Revolver besassen. Die Plünderer kehrten zurück und demolierten einige grössere Geschäfte.

Die folgende Nacht getrauten sich die Leute nicht zu Bett zu gehen. Ueberall brannten Holzfeuer. Zur Verstärkung der Wache wurden 20 Bauernburschen gemietet, die dafür anfangs 1000 Rubel verlangt, sich schliesslich aber mit 250 Rubel für die Nacht begnügt hatten. Am nächsten Tage versuchten die Plünderer ihre Arbeit fortzusetzen, sie wurden aber von den gemieteten Bauernburschen auseinandergejagt. Es war erstaunlich, welchen Widerstand einige entschlossene Leute leisten konnten. Der Angriff auf den Laden des Juden G. wurde von 12 Burschen gegen eine tausendköpfige Menge mit Erfolg abgewehrt. In einem anderem Falle konnte man sehen, wie 15 bis 20 ortsangesessene Bürger zahlreiche Haufen von Plünderern schlugen und verjagten.

Viel zu bedeuten hatte das anständige Verhalten des Polizeikommissars (Nadsiratels) Bardowski. Als er zu Beginn des Pogroms merkte, dass er mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften kaum imstande sein würde, etwas auszurichten, telegraphierte er an den Gouverneur und an Witte. Als dann die Situation kritisch wurde, versuchte er energisch durch seine Autorität auf die Plünderer einzuwirken. Als dieses Mittel versagte, zog er den Säbel und scheute sich nicht, gegen die vielen hunderte von Menschen vorzugehen. Ein solches Verhalten des Polizeikommissars ist für die russischen Verhältnisse um so bemerkenswerter, als er — nach der übereinstimmenden Aussage der Ortseinwohner — auch keine Geschenke von Juden annahm. In seinem Bestreben, den Pogrom zu ersticken, wurde der Polizeikommissar von der russischen Gesellschaft unterstützt. In dieser Beziehung hat sich der Notar G. P. Leschtschenko besonders hervorgetan.

Immerhin verursachte der Pogrom den Juden einen bedeutenden materiellen Schaden, der sich auf ca. 30 000 Rubel belief. Leicht verwundet wurde ein Jude und ein Russe, der an der Selbstwehr teilnahm.

Nach Beendigung des Pogroms kamen 80 Soldaten an, zu denen einige Tage später eine weitere ebenso starke Abteilung hinzukam. Zur Beruhigung der Bevölkerung trugen die Soldaten, die sich sehr herausfordernd hielten, die Mädchen belästigten und auf Demokraten fahndeten, nur sehr wenig bei.

Klintzy

Gesamtbevölkerung ca. 14 000, Juden ca. 2500.

Im Juli 1905 war im Fabrikflecken Klintzy, der zehn grosse und eine Anzahl kleiner Fabriken besitzt, ein Streik ausgebrochen, der die sämtlichen 7000 Fabrikarbeiter erfasste. Zwar war die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter, die sich aus den einheimischen Altgläubigen und den Bauern der umliegenden Dörfer rekrutieren, von der sozialistischen Propaganda noch fast unberührt geblieben, so dass es im ganzen nur etwa 300 Organisierte unter ihnen gab, aber trotzdem und trotz der wochenlangen Dauer verlief der Streik in musterhafter Ordnung und Ruhe. Vergeblich suchte die Polizei, die nach einem Anlass zur gewaltsamen Unterdrückung der Arbeiterbewegung fahndete, die Arbeiter zu Ruhestörungen gegen die Juden zu verleiten: durch ihre Agitation über den wahren Beweggrund der Polizei belehrt, blieben die Arbeiter standhaft.

Und doch war die giftige Saat des Judenhasses auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Die Gerüchte von einem bevorstehenden Pogrom, von der Organisierung „schwarzer Banden“ durch die Polizei und einige gegen die Juden als ihre Konkurrenten von Zorn entbrannte Privatpersonen, deren Namen in aller Mund waren, kamen nicht mehr aus dem Umlauf. Als unmittelbar nach dem Manifest vom 17. Oktober die gesamte russische Judenheit von dem verheerenden Pogrombrande betroffen wurde, blieb auch den Juden von Klintzy nur noch eine kleine Galgenfrist gewährt. Am 21. Oktober, nachdem das benachbarte Nowosybkow bereits alle Schrecken eines Judenkrawalls ausgekostet hatte, erreichte die Pogromflamme auch Klintzy, um mit vernichtender Kraft im Laufe eines einzigen Tages sämtliche Existenzen der Klintzyer Judenschaft wirtschaftlich zugrunde zu richten.

Monate waren seit dem Julistreik und dem Auftauchen der Pogromgerüchte verstrichen, und doch traf der Pogrom die Juden von Klintzy vollständig unvorbereitet. Der Versuch der jungen Zionisten und einiger anderer Elemente, eine Selbstwehr zu gründen, scheiterte infolge Geldmangels, da die Juden von Klintzy es vorgezogen hatten, zu dem bewährteren Mittel zu greifen, nämlich dem Pristaw und seinem Gehilfen Geldgeschenke zu stiften und von diesen die beruhigende Versicherung zu bekommen, Klintzy werde von Pogromen sicher verschont bleiben.

Der 21. war zwar ein Markttag, aber die ungemein grosse Zahl der mit leeren Wagen zugereisten Bauern war trotzdem auffallend. Man erzählte sich, sie seien durch die von der Polizei ausgesandten Boten aus den benachbarten Dörfern zusammengetrommelt worden. Man konnte auch jetzt in der Menge einen Urjadnik, mehrere Schutzleute und Mitglieder der schwarzen Bande eifrig agitieren sehen. Man erfuhr ferner, dass ein Schutzmann in Begleitung zweier Bauern einen Rundgang durch die Stadt gemacht und die jüdischen Häuser mit besonderen Zeichen versehen hatte; ausserdem habe er, da die Zeichen beim Eintreten der Dunkelheit leicht übersehen werden könnten, den Christen befohlen, zur völligen Sicherheit in ihren Fenstern Heiligenbilder aufzustellen. Das Schreckgespenst näherte sich und nahm eine immer drohendere Gestalt an.

Um zehn Uhr drangen halbwüchsige Burschen in zwei jüdische

Bäckereien. Da beschlossen die Juden endgültig, die Geschäfte nicht zu öffnen und mit ihren Familien sich auf irgend welche Weise zu verstecken. Der Geistliche Johann machte noch den Versuch, die Menge von ihrem Vorhaben zurückzuhalten, wurde jedoch mit der Bemerkung zurückgewiesen: „Geh in Frieden, dein Platz ist in der Kirche, nicht hier!" Einen Augenblick schwankte doch noch die Menge, als die beim Lieferanten Banatsky aus Kiew beschäftigten Arbeiter, von diesem abkommandiert, gegen den Pogrom Stimmung zu machen suchten. Da versicherten der Urjadnik und die Schutzleute, der Zar habe befohlen, die Juden zu plündern.

Um 12½ Uhr begann dann die förmliche Plünderung. Die Rollen der Teilnehmer schienen schon vorher von einer kundigen Hand verteilt worden zu sein. Es gab etwa 15 regelrechte Anführer: der eine von ihnen schritt an der Spitze der Exzedenten und hob vor jedem jüdischen Geschäfte einen blauen Schirm in die Höhe; ein zweiter rief die Plünderer durch Pfiffe zusammen, während ein dritter das Signal zum Rückzug gab; drei bis sechs Personen lag das Aufbrechen der Schlösser und Türen ob; andere wieder schleuderten die Waren und Habseligkeiten auf die Strasse, wo sie von der Menge gierig aufgegriffen wurden. Was nicht zu gebrauchen war, wurde vernichtet, alles andere auf Wagen geladen, die oft auch mit zwei Pferden bespannt waren; *reiche* Bauern hatten mehrere Wagen mitgebracht; man machte im benachbarten Walde Niederlagen und kehrte wiederholt nach Beute zurück. Kein jüdisches Geschäft oder Haus, fast keine jüdische Wohnung oder Handwerksstätte wurde übersehen. Denn die Anführer waren mit *Listen* der jüdischen Wohnungen ausgestattet, darunter auch mancher Häuslichkeit, die als jüdische nur der Polizei bekannt sein konnte. Mit besonderer Wut wurden jüdische *Häuser* behandelt, in denen *nicht nur die Fenster und Türen, sondern auch Wände, Dielen und Oefen, ja Dächer vollständig demoliert wurden.* In einigen Fällen wurde auch Feuer angelegt, das drei bis vier Häuser zerstörte, jedoch glücklicherweise nicht weiter um sich griff. Gehörte aber ein Haus, in dem ein Jude wohnte oder sein Geschäft inne hatte, einem Christen oder der Gemeindeverwaltung, so wurde es mit der grössten Schonung behandelt. „Vorsicht!" sagte der *Pristaw Bratkow*, als die Plünderer sich angeschickt hatten, in der Möbelhandlung des Juden Pesselow die Türe einzubrechen: „*schont die Tür, sie gehört einem unserer Brüder (dem Christen Filatow), was drin — ist jüdisch und steht euch zur Verfügung.*"

Die Menge zeigte sich überhaupt überaus gefügig und folgte jeder Weisung ihrer Anführer. M. J. M. hörte den Pristaw vor seinem Hause den Plünderern befehlen, die Getreideniederlage nicht anzurühren, da sonst eine Hungersnot ausbrechen könnte, und die Menge entfernte sich, ohne die Getreidespeicher zu schädigen. Mehrfach genügte selbst die geringste Verwendung eines christlichen Hausbesitzers für seinen jüdischen Mieter, um diesen vor dem Ruin zu retten; von irgend welchem Widerstand der Menge wäre gar nicht die Rede gewesen, denn sie erwies sich als in höchstem Grade feige. Vor einem jüdischen Hause blieb sie unschlüssig stehen, überlegte und beschloss endlich, das Haus lieber zu meiden, da der betreffende Jude *mehrere erwachsene Söhne habe.* Als ein Jude in seinem Schrecken beim Herannahen der Menge den vor seinem

Hause postierten acht Soldaten zurief: „Schiesst!“, da stob die Menge im Nu auseinander und wagte sich erst wieder heran, als sie merkte, dass die Soldaten nicht die geringste Absicht verrieten, das Haus zu verteidigen. An einem anderen Orte wurden die Exzedenten von zwei gemieteten Wächtern auseinandergejagt.

Es ist klar, dass man es nicht nötig gehabt hätte, zu grosser militärischer Aktion zu greifen, um mit dieser feigen Bande fertig zu werden. Ueberdies bestand damals die Polizei in Klintzy aus dem Pristaw und seinem Gehilfen, fünf bis sechs Urjadniks und 12 Schutzleuten, während das Militär über 120 Soldaten unter zwei Offizieren verfügte, eine Macht, die ausreichen könnte, um eine Stadt zeitweilig vor einem äusseren Feind zu schützen. Hier aber sehen wir den Chef der örtlichen Polizei und dessen Gehilfen in Begleitung von Schutzleuten und Soldaten an der Spitze der Plünderer schreiten. Der Pristaw hält an, beobachtet ruhig die Plünderung, geht dann der Menge voran zum nächsten Geschäft, erteilt ihr nützliche Auskunft, leitet die gerechte Verteilung der Beute. Hier steckt er sich auch selbst eine Uhr in die Tasche, hält eine Bäuerin mit ihrer Beute an, nimmt ihr einen seidenen Schal ab und entlässt sie ruhig mit dem Rest. Die Urjadniks suchen ihren Chef zu übertrumpfen. Die hervorragende Beteiligung an der Pogrompropaganda unter den Bauern und Arbeitern (so des Urjadniks Baksanta unter den Arbeitern des Lieferanten B. aus Kiew, Aussage des Arbeitgebers), bei der Verbreitung der Pogromproklamationen (so des Urjadniks Sapotschkow, Aussage von K.) scheint sie nicht befriedigt zu haben. So sehen wir einen Urjadnik in Bauernkleidung auch direkt an der Plünderung teilnehmen.

Dem Militär ziemte es wohl nicht, der Polizei den Vorrang zu überlassen. Ein einziges Mal nur macht ein Offizier den Versuch, die Exzedenten von einem jüdischen Geschäfte zu vertreiben, sein Kollege jedoch — oder der Pristaw, was nicht festgestellt ist — befiehlt den Soldaten, zurückzutreten. Dagegen steht eine Militärpatrouille vor einem christlichen Geschäft, dem nicht die geringste Gefahr droht, während daneben die jüdischen Geschäfte ausgeraubt werden. Gegen Abend liess der Bürgermeister die beiden Offiziere und Vertreter der Polizei zu sich bitten und legte ihnen nahe, dass es doch endlich am Platze wäre, die noch nicht Geplünderten zu schützen. Seine Ermahnung hatte jedoch ebensowenig Erfolg wie das von ihm zu gleicher Zeit an den Gouverneur abgesandte Telegramm. Gegen sieben Uhr meldeten sich die Plünderer beim Pristaw und meinten, sie seien müde und gewillt, Schluss zu machen. Der Pristaw ermunterte sie, versicherte, es wäre noch nötig, die Untere Strasse aufzusuchen, und unterstützte seine Aufforderung mit einem Zettelchen an das Monopolgeschäft, wohl um die Stimmung wieder zu heben. Nach 10 Uhr abends zerfiel die Organisation in kleine Banden, oft aus halbwüchsigen Burschen bestehend, die von Haus zu Haus gingen und namentlich unter der armen Bevölkerung plünderten, wobei ein und dasselbe Haus drei- bis viermal heimgesucht wurde.

Der im Laufe des einen Tages angerichtete Schaden war so immens, dass nun auch die christliche Bevölkerung Befürchtungen verspürte, die Bauern würden jetzt zu Mordtaten und Brandstiftungen greifen, die auch sie schädigen würden. Die russischen „Kleinbürger“ beschlossen daher, gemeinschaftlich mit den Juden auf eigene Faust die Stadt zu verteidigen, und als am nächsten Morgen des 22. die Bauern

wiederum mit leerem Fuhrwerk angelangt waren, fanden sie alle Eingänge in die Stadt gesperrt. Sie schlugen vor der Brücke, die nach dem Ort führt, ihr Lager auf. Der Geistliche, Vater Stephany, kam zu ihnen an der Spitze einer Kirchenprozession heraus und suchte sie zu überreden, friedlich auseinanderzugehen. Die Bauern zeigten sich aber darüber entrüstet, dass man die ihnen „für zwei Tage gewährte Erlaubnis, zu plündern", bereits zurückziehen wolle, und baten um die Genehmigung, „nur noch ein paar Stunden sich zu amüsieren". Die hierher auf Drängen der Stadtverwaltung abgesandte starke Patrouille sagte indes den feigen Gesellen so wenig zu, dass sie sich nun doch bald auf den Rückzug begaben.

Auch die nächste Nacht vom 22. blieben die Christen und Juden gemeinsam auf der Hut. Am 23. wurde auf Initiative des Stadtverordnetenamts ein Schutzkomitee gegründet, und aus der Mitte der örtlichen Kleinbürger eine Miliz von 100 Mann für die Dauer eines Monats gegen eine monatliche Vergütung von je 20 Rubel angeworben. Bürgermeister Fedotow und Fabrikant Sapotschkow legten dabei besondere Energie an den Tag.

Der Möglichkeit beraubt, in Klintzy hineinzukommen, kehrten die Bauern nach ihren Dörfern zurück, um hier die in der Stadt gemachten Erfahrungen zu verwerten. Die hier ringsherum vereinzelt ansässigen Juden, meist nur je eine Familie, erlebten das Los ihrer Brüder in Klintzy.

An Menschenleben hatten die Juden von Klintzy nur zwei zu beklagen, eine Frau und einen typhuskranken Mann, der beim Herannahen der Exzedenten aus Angst auf die Strasse lief und diesen Schritt mit dem Tode büsste. Auch fünf Verwundete zählte Klintzy. Es war also in dieser Hinsicht in Klintzy glimpflich abgelaufen: die Juden hatten ihr nacktes Leben gerettet. Aber alles, was sie an Werten besessen hatten, war an einem Tage in ein Nichts verwandelt. Der angerichtete Schaden bezifferte sich bei den betroffenen 450 Familien nach Berechnung des Abgesandten des Moskauer Hilfskomitees auf 800 000 Rubel, die Wohnungen u. dergl. mit einberechnet, auf eine Million, abgesehen von der mannigfachen indirekten Schädigung durch Verlust von Anstellung, Arbeit und Arbeitsgelegenheit, sowie durch den Ruin der in den umliegenden Dörfern ansässigen jüdischen Debitoren, die, wie erwähnt, ebenfalls sämtlich ausgeplündert waren.

„Man sah sich des Notwendigsten beraubt" — lesen wir in der vom Filialunterstützungskomitee Moskau verfassten Denkschrift — „und konnte nicht auf die Hilfe seiner Mitbürger hoffen. Denn wer sollte helfen, wenn keiner etwas behalten hat von dem, was er im Laufe von Jahrzehnten, was seine Väter und Ahnen erarbeitet hatten?"

„Niemand hat etwas aus seiner häuslichen Einrichtung, an Kleidung gerettet . . . Oft wohnten mehrere Familien in irgend einem verlassenen Badehäuschen beisammen."

Wie ein Hohn musste es daher den Juden von Klintzy klingen, als der Anfang November in das Gouvernement Tschernigow allerhöchst kommandierte General Dubassow an die bei ihm erschienene Klintzyer jüdische Abordnung sich mit den Worten wandte: „Ihr Reichen, vereinigt euch und helft den Armen." Vergeblich suchten die jüdischen Abgeordneten sowie die Fabrikantenvertreter und die in corpore erschienene Stadtverwaltung dem General die schreckliche Lage der Juden klarzulegen. Mit einem hochmütigen Blick die jüdische

Abordnung messend, erklärte der General, auf materielle Unterstützung seitens der Regierung hätten die Juden nicht zu hoffen. Was die Schuld der Polizei an dem Pogrom, um deren Entlassung die Stadtverwaltung ihn bat, betreffe, so seien ja die Pogrome ein elementarer Ausbruch des beleidigten russischen Gefühls gegen die Revolution, an deren Spitze die Juden schreiten, die doch hie und da sogar das Zarenporträt beschimpft hätten. Also selbst dies Märchen scheute sich nicht der künftige Beherrscher Moskaus breitzutreten. Man erzählte dem General, dass unter den Bauern mittelalterliche Gerüchte von Vergiftung der Brunnen durch die Juden u. dergl. verbreitet werden, und dass eine Wiederholung des Pogroms sowie Mordtaten befürchtet werden, worauf der General: Er sehe keinen Grund, für das Leben zu fürchten, von Panik aber könne er überhaupt keine Notiz nehmen. „Jetzt," sagte er schroff, „da uns Einigkeit notwendig ist, sucht ihr die Polizei zu diskreditieren, die Autorität der Behörden zu untergraben, die uns am meisten vonnöten sind."

Wenn auch weniger schroff, so doch dem Sinne nach ganz analog war die Haltung des Vizegouverneurs von Tschernigow, Rodionow, als er wenige Tage nach dem Pogrom gelegentlich des Ausbruchs von Agrarunruhen in der Nähe von Klintzy auch diesen Flecken aufsuchte. Auch er wies auf die führende Rolle der jüdischen Jugend in der revolutionären Bewegung hin, ohne sich davon abbringen zu lassen, dass in Klintzy nicht die geringste revolutionäre Kundgebung stattgefunden hätte; auch er nahm sich offen der Polizei an, betonte ihre verantwortungsvolle Aufgabe in diesen schweren Zeiten, die ihr aufgebürdete Arbeitslast, ihr vorzügliches Verhalten an allen Orten und meinte, dass ihre Untätigkeit nur auf „Zerstreutheit" zurückzuführen sei.

Man kann sich denken, in welcher seelischen Verfassung die Juden von Klintzy nach solchen offiziellen Antworten sein mussten. Die Panik wurde für Monate hinaus zur dauernden Stimmung im Flecken.

Koseletz

Einwohnerzahl (1897) 5164, Juden 1634.

In der kleinen Kreisstadt Koseletz war zur Zeit des Pogroms 1905 eine Verteilung in irgend welche Gruppen oder Parteien mit einem ausgesprochenen politischen Programm noch nicht zu konstatieren. Unter den Semstwomännern dieses Kreises gab es neben Liberalen auch manche, die jetzt als Oktobristen zu bezeichnen wären; die Mehrheit gehörte jedoch ihren Neigungen nach — denn nur von solchen ist zu reden — zu den Konstitutionell-Demokraten, welche Richtung, wenn man von zwei bis drei sozialrevolutionären Semstwoangestellten absieht, die äusserste Linke darstellte. Unter den Juden war noch ebenfalls keine wesentliche Parteidifferenzierung eingetreten. Die starke Gruppe von Zionisten, die früher 200 Mitglieder gezählt hatte, löste sich gerade um diese Zeit immer mehr auf, als einerseits die immer mächtiger anschwellende Revolution alle aktiven politischen Kräfte in ihren Tätigkeitskreis hineinzog, andererseits die Repressalien gegen den Zionismus vom Gouvernementszentrum Tschernigow anfingen; es bestand daneben eine kleine Gruppe von Territorialisten (11 Mann), die schon

gar nicht in Betracht kam. Auch die von den Sozialrevolutionären eine Zeitlang unter der jüdischen Jugend, namentlich unter den Arbeitern früher betriebene Propaganda hatte keine dauernden Erfolge, während die rein jüdischen Revolutionsparteien, wie die Zionisten-Sozialisten, die Poale-Zion, der „Bund", überhaupt keinen Widerhall fanden.

So war denn das kleinrussische Städtchen ein Hort des politischen Friedens. Friedfertig waren auch, wie alte Stadtbewohner versichern, die Beziehungen zwischen den Juden und Nichtjuden in Koseletz; die städtische Verwaltung, die gemäss den allgemeinen Gesetzesbestimmungen auch hier nur von der nichtjüdischen Bevölkerung gewählt wird, bekundete in keiner Beziehung irgend welche antisemitischen Tendenzen, was um so verdienstlicher ist, als die Stadtverwaltungen in verschiedenen Nachbarkreisen, wie Nieschin oder Oster, den Juden gegenüber äusserst feindselig sind. Was die Polizei betrifft, so ging es hier wie allerorten im jüdischen Ansiedlungsgebiet zu: ihr Wohlwollen errangen sich die Juden durch entsprechende Summen. So lebten denn die Juden in Koseletz lange Jahre friedlich neben ihren beamteten und nichtbeamteten Nachbarn, kannten bis zu den Oktoberereignissen keine Pogrome und glaubten auch jetzt nicht an die Möglichkeit eines solchen Unglücks, selbst dann nicht, als am 17. Oktober an den Häusern judenfeindliche Zettel angeklebt waren, die Drohungen enthielten, wie: „Nehmt euch, Juden, in acht, am 24. wird man euch hauen!" Als jedoch am 19. Oktober die rohen Ereignisse von Kiew nebst den Ausschreitungen der dortigen Polizei und den blutigen Bestialitäten bekannt wurden, als in der Stadt eine Menge hetzerischer Aufrufe verteilt wurde, die unverhohlen zum Judenmord aufforderten, als sodann schliesslich am 22. in der nur 17 Werst entfernten Nachbarstadt Oster ein Krawall ausbrach, da begannen die Juden zu ahnen, was ihnen bevorstehe, und Unruhe und Erregung bemächtigte sich aller.

Ein angesehenes Mitglied der Gemeinde begab sich darum zum Vertreter der Ordnung, zum Isprawnik, um Schutz für die arg bedrohte jüdische Bevölkerung zu verlangen. Dieser beruhigte denn auch den jüdischen Vertreter, gab das obligate Versprechen, dass er die Juden schützen werde, stellte indes die heimtückische Bedingung, dass keine jüdische Selbstwehr sich bilden solle. Dies war, wie ein kompetenter Gewährsmann, nämlich der erwähnte Vertreter, später vor dem Untersuchungsrichter ausführte, für das Schicksal der Koseletzer Juden mitentscheidend. Denn gerade um die Zeit, da er mit den Behörden die Sachlage besprach, fand in seinem Hause eine Beratung der jüdischen Gesellschaft über die Frage, ob man sich wehren solle, statt; als er nun mit dem Ultimatum der Polizei in bezug auf diesen Punkt kam, da beschlossen die Versammelten, von der Organisierung des Selbstschutzes abzusehen, da sie befürchteten, dass sonst die gesamte Schuld für die Vorfälle den Juden zugeschrieben werden würde, wie es bereits an verschiedenen Orten geschehen sei. Der gefasste Beschluss war um so verhängnisvoller, als nach allgemeiner Ansicht selbst der unbedeutende Widerstand einer organisierten Selbstwehr in Koseletz den Pogrom mit Leichtigkeit im Keime erstickt hätte. „Wir aber haben," sagt genannter Zeuge, „leichtsinnigerweise auf den Schutz der Polizei gebaut und haben es hart gebüsst."

In Koseletz war nichts von seiten der Juden geschehen, was sich offiziell als Anlass für einen Exzess ausgeben liesse; es hatte weder Strassendemonstrationen noch Meetings oder dergleichen gegeben. Selbst

als das vielversprechende Manifest kam, das überall Jubelfeste und öffentliche Kundgebungen veranlasste, blieb Koseletz im Rahmen strengster Gesetzlichkeit. Es nützte indes nichts, der Pogrom entlud sich trotz alledem.

Am 22. Oktober trieb sich ein Haufe junger Burschen, etwa 30 an der Zahl, auf der Chaussee herum, belästigte die vorübergehenden Juden und forderte die Schliessung der jüdischen Läden. Einige von ihnen suchten irgend einen Streit vom Zaune zu brechen, um für die späteren Tätlichkeiten einen Grund erlügen zu können. Sie begannen im Obstladen einer Jüdin M. zu krawallieren, sie kauften Obst, wollten aber nicht zahlen; die Obsthändlerin merkte wohl die Absicht, bestand auch nicht auf Zahlung, sondern bat nur, sie den Laden schliessen zu lassen, worauf die Burschen trotz misslungener Streitsucht beim Weggehen das Geschirr und die Fenster zertrümmerten.

Dies war das Signal für die anderen. Mit lautem „Hurra!" und dem Rufe „Im Namen Seiner Majestät!" begannen sie zu exzedieren. Der Isprawnik wurde zwar sofort vom Ausbruch des Pogroms in Kenntnis gesetzt, antwortete jedoch nach bekannter Bureaukratenart, dass es draussen Polizei genug gebe, und liess sich in seiner festlichen Stimmung — er feierte gerade den Namenstag seiner Frau — nicht stören. Erst gegen 10 Uhr abends begab er sich auf die Chaussee, wo die Exzedenten an der Arbeit waren.

Die Plünderer gingen fast gutmütig zu Werke, sangen immer bekannte Scherzlieder und vernichteten und raubten dabei planmässig das jüdische Hab und Gut. Jemand fühlte sich indes durch das Tempo der Arbeit nicht befriedigt und verfiel auf den Gedanken, zwecks Hinzuziehung von weiteren Scharen aus der Umgegend Sturm zu läuten. Dies wirkte. Der Schall der schauerlichen Sturmglocken lockte aus der Stadt und den Dörfern grosse Massen herbei, so dass am 23. die Menge, die anfangs nur aus einer Anzahl Handwerksgesellen und städtischen Kleinbürgern bestanden hatte, bereits bis zur stattlichen Zahl von etwa 2000 Personen angewachsen war. Der Exzess nahm überhaupt allmählich immer vollendetere Formen an. So waren beim Ausbruch des Pogroms die Exzedenten nur schwach bewaffnet, doch wurde diesem „Uebelstande" nach der Ausraubung eines jüdischen Eisenwarenladens bald abgeholfen. Je länger die Exzedenten ihr Vorhaben ungestört ausführen konnten, um so mehr schlossen sich ihnen sozusagen solidere Elemente, Krämer, Handwerker, Halbgebildete, an. Die Leitung des Ganzen verblieb in den Händen der Koseletzer, während die Auswärtigen hauptsächlich auf den Plünderungsprozess ihr Augenmerk richteten. Unter den Anführern zeichnete sich ganz besonders der Dachdecker Pud Motowilowetz aus, der „geistig" und „physisch" zugleich tätig war, die Menge anfeuerte, Schlösser zerschlug usw.

Der Pogrom wäre indes, wie in Koseletz niemand zweifelt, ohne die direkte oder wenigstens indirekte Mithilfe der Polizeikreise, bezw. der ihnen Nahestehenden nicht zustande gekommen. Es wird sogar behauptet, dass der berüchtigte Sturmläuter ein Polizist gewesen ist. Einer der nach dem Krawall festgenommenen Exzedenten forderte, dass auch der Sohn des Vizeisprawniks Kortschinski ins Gefängnis gesetzt werden möge, da er ebenfalls gehetzt und sogar aktiv am Pogrom teilgenommen hätte.

Der Isprawnik selbst benahm sich derart, dass niemand aus der Pogromschar seine Gesinnung misszuverstehen vermochte. Er zeigte

sich hin und wieder vor der Menge, liess aber tagelang die schimpflichen Vorgänge zu und tat niemand etwas zuleide. Als ihn, den neugierig Zuschauenden, ein naiver Jude fragte, warum er nichts zur Unterdrückung der Ausschreitungen unternehme, erwiderte er schlau: „Ich habe so schon meine Gummischuhe vollgeschöpft, wo soll ich denn noch hin?"

Vergebens drangen die Juden in die Behörden, sie möchten, wenn ihre eigene Kraft nicht ausreiche, vom Gouverneur Militär verlangen. Erst als die Exzesse sehr grosse Dimensionen angenommen hatten, wurden diese Bitten beachtet.. Der Isprawnik depeschierte an den Gouverneur, erhielt aber von ihm die charakteristische Antwort, er habe keine Soldaten zur Verfügung. Eine solche Antwort konnte naturgemäss von allen nur wie ein Hohn, ja wie eine versteckte Billigung der Koseletzer Vorgänge aufgefasst werden; jedenfalls trug sie nur dazu bei, die Gelüste der Pogromler zu steigern; hatte sich doch der Inhalt der Depesche merkwürdigerweise mit Blitzeseile unter den Exzedenten verbreitet, was übrigens für die nahen Beziehungen zwischen den Behörden und den Exzedenten zeugt.

Am nächsten Tag wandte sich auch der Bürgermeister des Orts an den Gouverneur mit der nun schon dreimal wiederholten Bitte, Militär zum Schutz von Koseletz zu schicken, worauf endlich eine Zusage erfolgte. Um die gleiche Zeit fand in der Stadt eine Versammlung statt, in der die Bildung einer Selbstwehr beschlossen wurde. An dieser Versammlung hatten ausser Juden verschiedene intelligente Christen, wie der Steuerinspektor, der Untersuchungsrichter, der Stadtrichter u. a., sich beteiligt. Der Beschluss ward auch zur Ausführung gebracht. Allerdings war die improvisierte Schutzwehr sehr schwach, verfügte im ganzen über 50 Personen mit drei Revolvern, aber selbst diese fast unbewaffnete Schar vermochte durch einen Ueberfall und mehrere Schüsse die ganze Horde aus dem Weichbilde der Stadt zu verjagen. Für die Exzedenten genügte die Verwundung eines einzigen von ihnen, dass sie das ganze Werk im Stiche liessen. Der Erfolg war jedoch vorübergehender Natur; die Selbstwehr war nicht organisiert und stark genug, um der gewaltigen Menge für die Dauer standhalten zu können. Sie hatte sich nach dem erfolgreichen Ansturm über die Stadt zerstreut, worauf die Plünderer von neuem ans Werk gingen.

Der Pogrom nahm nach fünfzigstündigem Verlauf ein plötzliches Ende. Als der Ruf erscholl: „Die Soldaten kommen," entstand unter den Exzedenten eine gewaltige Panik, und in wilder Flucht verliessen sie den Schauplatz ihrer Heldentaten.

Wie an vielen Orten, kam auch hier das Militär erst dann, als es eigentlich ganz überflüssig war. Wenn die Machthaber gewollt hätten, hätten sie schon mit alleiniger Hilfe der lokalen Kräfte die Ausschreitungen leicht vermeiden können. Gab es doch ausser der Polizei an Ort und Stelle eine Eskorte von 15 Soldaten. Deren Chef hatte indes, anstatt helfend einzugreifen, die Soldaten zusammenberufen und nach der Angabe eines von ihnen dabei folgendes gesagt: „Die Juden-Revolutionäre wollen die Macht in ihre Hände bekommen. Sie werden gewiss auch in unsere Kanzlei kommen und einen Exzess veranstalten. Darum gebiete ich euch, vom Hofe euch nicht zu entfernen, was auch in der Stadt geschehen mag. Wenn jedoch die Juden hierher kommen werden — schont keine Patronen." So redete der Mann in einer Stadt, in der es nicht die Spur einer revolutionären Bewegung gegeben hatte.

So war es noch ein Glück für die Koseletzer Juden, dass sie an

Menschenleben keine Einbusse erlitten und auch keine Verwundeten hatten. Die Exzedenten legten im allgemeinen keine Grausamkeit an den Tag, sie dachten nur an den einen Zweck, die Gelegenheit wahrzunehmen, um sich ungestraft an fremdem Eigentum zu bereichern.

Die nicht exzedierenden Nachbarn verhielten sich passiv. Es gab zwei Fälle, da es Christen gelang, jüdische Läden — leider vorübergehend — vor den Plünderern zu schützen; hingegen wurden in anderen zwei Fällen Hilfeflehende vor die Tür gewiesen, hinausgestossen. Die traurigste Tatsache in diesen Beziehungen zwischen einer gehetzten Bevölkerung und ihrer Nachbarschaft ist das Verhalten des Feldschers Str. im Semstwokrankenhaus. Dieser Mann, der einem Institut dient, das in seinen über den grössten Teil des gewaltigen Reiches verbreiteten Verzweigungen traditionell für die Freiheit gewirkt hat und — abgesehen von der allerjüngsten Metamorphose — ein Ruhmesblatt in der Geschichte der russischen Gesellschaft bildet, brachte es über sich, alle Juden, die in ihrer Todesangst im Semstwokrankenhaus eine Zufluchtsstätte suchten, fortzujagen.

Um so erfreulicher ist die schon oben gekennzeichnete Tatsache, dass eine Reihe intelligenter Christen, die sogar offizielle Aemter bekleiden, in der Stunde der grössten Not an der Versammlung zur Organisierung einer Selbstwehr sich beteiligt hat. Auch die Stadtverwaltung wollte den Betroffenen wenigstens einige Sympathien zeigen; in ausserordentlicher Sitzung gewährte sie für die Heimgesuchten 200 Rubel und sammelte unter Nichtjuden noch 251 Rubel, was allerdings ein schwaches Symbol der Hilfe ist.

Der Schaden der Stadt Koseletz betrug zwar „nur“ gegen 120 000 Rubel, aber diese Einbusse war für sie sehr hart, da die jüdische Bevölkerung daselbst arm ist und einen schweren Kampf ums Dasein führt. Die verteilten Unterstützungen beliefen sich auf 14 611 Rubel.

Krolewetz

Gesamtbevölkerung (1897) 10 384, Juden 1815.

Für die kleine Gemeinde Krolewetz bildete der Pogrom der Oktobertage den Ruin für lange Zeit, vielleicht für Jahre. Denn gegen 300 jüdische Familien, also zwei Drittel der gesamten jüdischen Einwohnerschaft des Ortes, sind aufs gründlichste ausgeplündert, um Werte von insgesamt ½ Million Rubel beraubt und zum grössten Teil an den Bettelstab gebracht worden.

Unerwartet kam dieser schwere Schlag für die Juden von Krolewetz, die selbst im Frühling 1903 vom Schreckgespenst Kischinew nicht so wie ihre Brüder in den anderen Städten beunruhigt waren. Denn nie hatte es bis zur Konstitutionsära einen „Zusammenstoss“ zwischen ihnen und ihren um das Fünffache zahlreicheren christlichen Nachbarn gegeben, und der Beginn der achtziger Jahre mit seinen epidemischen Judenexzessen ging an ihnen spurlos vorüber. Selbst die Stadtverwaltung, die doch vermöge der Gesetzesbestimmungen ganz ausserhalb ihres Einflussbereiches ist und überhaupt nach ihrem Wahlmodus die russische Gross- und Kleinbourgeoisie repräsentiert, hatte sich ihnen gegenüber wohlwollend gezeigt. Auch eine seltene Erscheinung! Die jüdische Bevölkerung hielt deswegen vor dem Pogrom

die Gründung einer jüdischen Selbstwehr in Krolewetz für überflüssig, obwohl die Durchführung dieses Projektes in der politisch zu einigem Leben erwachenden Stadt wohl möglich war.

Erst in letzter Stunde, als der Pogrom unausbleiblich war, am 21. Oktober, fand eine Besprechung von Sozialdemokraten, die laut verschiedenen Angaben damals über eine lokale Organisation von 100 bis 200 Mitgliedern verfügten, und unparteiischen Juden statt. Leider hatte diese Besprechung, obwohl sie auch dahingehende Beschlüsse fasste, keine positiven Resultate gezeitigt. Denn die dabei aufgestellte Liste der zur Schutzwehr heranzuziehenden 54 Jünglinge — darunter 30 sozialdemokratische Juden und fünf gleichgesinnte Christen — blieb bei fast absolutem Mangel an Feuerwaffen auf dem Papier; zudem gab es unter den Wehrmännern, die sich den grossen Massen entgegensetzen sollten, zuviel Halbwüchslinge, die selbst mit den vorhandenen Waffen nicht umzugehen verstanden. So trat denn auch die improvisierte Selbstwehr gar nicht in Aktion, was gerade in einem Orte wie Krolewetz besonders bedauerlich war, da es hier kein Militär gab, das sonst die Exzedenten zu schützen pflegte. Hier hätte also eine rechtzeitig organisierte und aktionsfähige Schutzwehr das Unheil abwenden können.

Der Verlauf der Pogromtage unterschied sich im allgemeinen wenig von dem typischen, er war sozusagen programmatisch: Am 18. Oktober Strassendemonstration, allerdings ganz und gar en miniature, keineswegs imponierend wie in zahlreichen anderen Städten, sondern aus kaum 40 bis 50 sehr jugendlichen jüdischen Elementen bestehend, bei dieser Gelegenheit Verhaftung von 12 Demonstranten, die am nächsten Tage freigelassen werden, am 19. Oktober grosses wohlgelungenes sozialdemokratisches Meeting, an dem Juden und Nichtjuden sich beteiligen und eine grosse Demonstration für den Sonnabend in Aussicht stellen, an diesem Tage statt der Demonstration um ½6 Uhr abends Ausbruch des Exzesses, der sich über drei Tage hinzieht und hauptsächlich in Plünderungen während der verschwiegenen Nächte zum Ausdruck kommt.

Mehrere hundert Menschen arbeiteten am Pogromwerk vermittelst Aexte, Brecheisen und sonstiger obligatorischer Pogromwerkzeuge beim Schein von eigens zu diesem Zwecke im voraus besorgten Laternen, arbeiteten bequem und tagelang ungestört, so lange, bis alles jüdische Hab und Gut mit Ausnahme von zwei Strassen sowohl in den Häusern als in den Läden vernichtet war. Bei der Arbeit konsumierten die Exzedenten ungeheuere Quantitäten Branntwein aus den trotz der Exzesse geöffneten staatlichen Monopolläden und schrien: „Rechte werden sie bekommen, diese Juden, wenn auch nicht ein Fuss von ihnen hier sein wird.“ Als Endergebnis konnte denn festgestellt werden, dass 144 Häuser, gegen 100 Läden und 20 Magazine demoliert und ausgeplündert, zwei Häuser und sechs Grossmagazine zudem nach der Plünderung niedergebrannt waren. Es gab unter den Exzedenten auch Fremde, hauptsächlich jedoch waren es Einheimische, so verschiedene Elemente aus dem Kleinbürgertum, viele Bauern, Steinhauer aus Homel, die damals an der Eisenbahn beschäftigt waren, ferner Handwerker, namentlich Schmiede, sowohl Meister als Gehilfen, sogar solche, die schon zu sozialistischen Anschauungen hinzuneigen schienen und deswegen seit einiger Zeit für die Propagandaarbeit der Sozialdemokratie in Betracht gekommen waren, ja in den Augen mancher

als halb „bearbeitet“ galten, aber bei dieser Gelegenheit ihre völlige politische Verständnislosigkeit an den Tag legten, und schliesslich der grosse Tross der sich anschliessenden Bürger; selbst einzelne wohlhabende Kaufleute, wie ein gewisser M. nebst seiner Tochter, einer jugendlichen Gymnasiastin, verschmähten es nicht, am Exzess, bezw. an der Plünderung aktiven Anteil zu nehmen.

Aber ein Teil der gebildeten Russen war über das Treiben empört. Manche von ihnen, wie der Semstwoarzt D., der Bürgermeister, ein Untersuchungsrichter, ein Priester u. a., versuchten sogar auf die Exzedenten einzuwirken, dass sie von ihrer schimpflichen Tätigkeit ablassen sollten. Auch ein Sozialrevolutionär und ein Sozialdemokrat wollten durch aufklärende Worte die Plünderer umstimmen, wurden jedoch von diesen mit dem Tode bedroht und mussten ihren Versuch erfolglos aufgeben. Andererseits nahmen viele von den pogromgegnerischen Mitbürgern die Flüchtigen in ihre schützenden Häuser gern auf und gewährten ihnen ein Asyl. Als die Exzedenten zwei Synagogen, die sie entweiht hatten, auch noch in Brand zu stecken sich anschickten, waren es Nichtjuden, die die äusserste Schandtat verhinderten. Auch die Stadtduma, die ebenfalls Flüchtige aufnahm, verhielt sich dem Pogrom gegenüber ablehnend, zum Teil allerdings aus recht praktischen Rücksichten; als sie nämlich am 24. Oktober in der Nacht eine ausserordentliche Sitzung abhielt, da waren es nur vereinzelte Mitglieder, die die Exzesse an und für sich verurteilten, während viele andere ihre Empörung über den Pogrom dadurch motivierten, dass er die wirtschaftliche Lage der Stadt im allgemeinen verschlimmern, dass er ferner die Bauern leicht dahin bringen könnte, auch gegen die wohlhabenderen Nichtjuden — gegen die wohlhabendere „Grundbevölkerung“ — vorzugehen. Solche Befürchtungen waren übrigens in Krolewetz dadurch um so erklärlicher, als im Gouvernement Tschernigow und speziell im Kreis Krolewetz die Agrarunruhen recht oft an der Tagesordnung waren und es auch eine beträchtliche Anzahl von Sozialrevolutionären in der Stadt gab. Allerdings ist zwischen diesen Stadtexzessen und den ländlichen Ausschreitungen, auch wo sie nicht von Sozialrevolutionären geleitet werden, ein so wesentlicher Unterschied, dass nur die Krolewetzer Stadtväter den Abstand nicht erkannten. Vor allem vergassen sie ganz und gar, dass während aller Agrarunruhen im weiten russischen Reiche noch nicht ein einziger Fall zu konstatieren war, wo die Behörden die Exzesse geduldet, geschweige denn gefördert hätten. Damit Bauernunruhen ausbrachen, musste der lange zurückgehaltene Zorn der Dorfbevölkerung mit überschäumender Kraft alle Schranken durchbrechen und oft jeder Gefahr trotzen, während bei den Pogromen gewöhnlich das erste polizeiliche Verbot der Sache ein Ende machte.

Von welchen Motiven auch immer geleitet, ob von humanen oder von utilitaristischen, jedenfalls sah sich die Duma veranlasst, einen Aufruf zu erlassen und eine Art von Miliz zu organisieren, wobei es ihr passierte, dass auch Exzedenten in die Miliz eintraten und damit dem Wert der neuen Schutzgründung wesentlich Abbruch taten.

Die Polizei war selbstverständlich, wie fast allerorts, auch hier auf seiten der Krawallveranstalter. Schutzleute in Zivilkleidung, Revieraufseher in Uniform halfen mit. Der Revieraufseher Pikus kommandierte an der Spitze von Exzedenten bei der Plünderung eines Kaufhauses, wobei er sich die wertvollsten Gold-

und Silbersachen aneignete, den Raubkollegen aber zurief: „Alles andere nehmt ihr, Burschen!“

Aber nicht allein, dass die niederen Polizeichargen während des Pogroms tätig waren, es steht auch fest, dass die Organisierung des Ganzen von den machtgebietenden Persönlichkeiten ausgegangen ist. Schon der genannte Revieraufseher hat eingestanden, dass er seine verbrecherische Organisations- und Kommandoarbeit beim Exzess auf die Anordnung Vorgesetzter hin ausgeübt habe. Im Einklang damit steht die Aussage eines Geistlichen, der von der Polizei angewiesen worden war, wenn man eventuell kommen sollte, um Sturm zu läuten, sich diesem Vorhaben nicht zu widersetzen. Dies war ja aber auch in Krolewetz das Signal zum Pogrombeginn.

Wie schuldbeladen die führenden Faktoren in der Ortspolizei gewesen sind, beweisen verschiedene Bekundungen. Insbesondere war das Verhalten des Vizeisprawniks geeignet, die nötige Pogromstimmung zu schaffen. So sagte er dem J. B. zwei Tage vor dem Pogrom, dass die Juden am Sonnabend eine Strassendemonstration veranstalten würden, in der Absicht, i h r e n Zaren zu wählen und die Staatsrentei zu demolieren, deswegen müssen die Russen sich gegen die Juden bewaffnen. Als Ergänzung dazu dient die Erzählung einer christlichen Frau, dass der Isprawnikgehilfe am Sonnabend, also am ersten Pogromtage, auf dem Platze eine Rede gehalten und damit geendet habe, dass bewaffnete Juden von allen vier Ecken der Stadt in Gruppen von 400 bis 500 bald ankommen würden und dass man ihnen entgegentreten müsse; die betreffende Frau befand sich unter dem Einfluss dieser Rede in furchtbarer Panik und bat die jüdische Familie, die sie bei sich aufgenommen hatte, i h r e Kinder zu sich in das ihnen überlassene Zimmer zu nehmen, da sie dort sicherer aufgehoben seien. Es liegt etwas Tragikomisches in der Bitte der geängstigten Frau, ihre Kinder bei den bei ihr versteckten Juden verstecken zu dürfen. So glänzend versteht es die Polizei, die Phantasie der Bürger anzuregen, eine Nation gegen die andere aufzuhetzen und das gegenseitige Misstrauen gleichzeitig zu schüren. Als denn auch nach Schluss der Krawalle, am 27. Oktober, in der Stadtduma unter Vorsitz des Bürgermeisters eine ausserordentliche Versammlung stattfand, da versicherten alle Bauern, dass die Polizei sie organisiert und ihnen befohlen hätte, gegen die Juden zu krawallieren.

Was Wunder, dass die Beute von den Plünderern frank und frei heimgeführt wurde? Wer sollte hier im Wege sein? Nach dem Pogrom wurden Haussuchungen veranstaltet und zahlreiche geraubte Gegenstände den Plünderern abgenommen; allein die Exzedenten, die ihre Taten als erlaubte betrachteten, nahmen eine so drohende Haltung ein, dass die Juden aus wohlbegründeter Furcht vor einem zweiten Exzess von weiteren Recherchen nach ihrem Hab und Gut absahen. Aehnlich geschah es mit den schliesslich verhafteten 57 Exzedenten. Die Polizei sah sich veranlasst, trotzdem es nur ein Teil der Plünderer war, auch diese freizulassen, da sie wahrnahm, dass die Inhaftierten sonst zu viel aus der Schule plaudern würden.

Im Verlauf von einigen Tagen ward so die Krolewetzer jüdische Gemeinde, die im Vergleich zu ihren Nachbarinnen sich einer günstigen Lage erfreut hatte, nunmehr völlig zerrüttet. Neben dem feststellbaren gewaltigen Schaden, den die betroffenen 1300 Seelen erlitten hatten, gab es lange Zeit hindurch nicht zu berechnende Verluste.

Monatelang waren viele Handwerker, namentlich Schneider (ca. 30 an Zahl) jeglicher Arbeit bar, diejenigen Handelsangestellten, die in der glücklichen Lage sich befanden, ihre Stellen nach einiger Zeit wiederzuerlangen, mussten grosse Kürzungen ihres Gehalts (um 20 bis 30 %) hinnehmen, während neunzehn von ihnen auch nach Monaten noch immer stellungslos herumliefen. Reichliche Hilfe ward den Geschädigten zuteil, aber was bedeutete sie im Verhältnis zum Schaden?

Njeschin

Gesamtbevölkerung gegen 35 000, Juden gegen 10 000.

Der Pogrom von Njeschin gehört wegen seiner eigenartigen, ausnehmend qualvollen Begleiterscheinungen zu den schlimmsten Erlebnissen der Juden in den Oktobertagen, wenn auch die Zahl der Opfer und der materielle Schaden weit geringer waren, als an sonstigen „erstklassigen" Pogromorten. Was hier im Laufe von fünf Tagen sich abspielte, erinnerte an mystische Vorgänge aus früheren Jahrhunderten, war wie ein Echo mittelalterlicher Zusammenstösse, da Partei gegen Partei stand und aneinander bestimmte Forderungen stellte. Der Pogrom, der die Njeschiner Judenschaft bis zum Aeussersten trieb, war eher eine seelische Tortur, eine Aufeinanderfolge mannigfacher Demütigungen und Entwürdigungen der Persönlichkeit der Juden. Dass das Leben hier durch eine moralische Selbsterniedrigung gewissermassen erkauft werden konnte, ist das Kennzeichnende am Njeschiner Pogrom, an den die Juden des Ortes nicht ohne ein ständiges Schamgefühl sich erinnern.

Im Innersten Kleinrusslands gelegen und in kleinrussischen Traditionen erzogen, ist Njeschin von jeher durch und durch antisemitisch. Auf dem flachen Lande um die Stadt herum herrscht, von einigen revolutionär angehauchten Oasen abgesehen, eine stumpfe, zu jedem Exzess leicht zu verleitende Bauernschaft vor, die zwar gegen die Juden keine ausgesprochen feindseligen Gefühle hegt, aber einer Judenverprügelung nicht abgeneigt ist. In der Stadt selber treten zwei Schichten der Bevölkerung, jede in ihrer Art, als reaktionär-patriotisch und professionell-antisemitisch hervor. Einerseits sind es auch hier die Kleinbürger, die christlichen Kleinhändler, Handwerker und sonstige Mittelständler, die allüberall in der russischen Provinz, von Stammesdifferenzen und missverstandenen wirtschaftlichen Motiven geleitet, die Judenhasstendenzen in sich verkörpern und schon aus diesem Grunde ins „patriotische" Lager rennen, andererseits bestimmte Kreise der „Intellektuellen", wie die meisten adligen Grossgrundbesitzer, die Beamtenschaft und vielfach Lehrer an den lokalen Unterrichtsanstalten, die bei jeder Gelegenheit gegen die Juden Partei ergreifen und ihnen sowohl durch die ihnen zustehende Macht als durch ihre einflussreichen Beziehungen das Leben zu verbittern sich bemühen.

So hatten die Juden von Njeschin unter diesem scharfen Antisemitismus von oben und unten stets schwer zu leiden gehabt, hatten im Jahre 1881 einen Pogrom durchgemacht und die darauffolgenden Dezennien hindurch in den Kreisen, auf die sie im Verkehr auf Schritt und Tritt stossen mussten, bald latenten, bald offenen Hass zu sehen bekommen. Machtlos, wie sie waren, waren sie bis zu den letzten Jahren resigniert, mäuschenstill und passiv den Angriffen gegenüber geblieben. Erst in der allerjüngsten Zeit, als die revolutionäre Woge im

ganzen Lande hochging, begann auch bei den Njeschiner Juden der Geist des Protestes sich zu regen, und namentlich die jüdische Jugend schloss sich der allgemeinen Bewegung an. Die Lehren des „Bundes", der „Poale-Zion", der sozialdemokratischen „Iskra" und anderer freiheitlicher Parteien fanden immer mehr Anklang und erweckten ein gewisses politisches Streben. In dem finsteren Njeschin erklangen auf einmal die staatsgefährlichen Wörter „Freiheit", „Streik", „Versammlung", „Verfassung", „Konstituante" usw. Die Reaktionäre und Judenfeinde schäumten vor Wut ob solcher „Niederträchtigkeiten" und gedachten mit Rachgier des Momentes, da sie den Juden für die verhassten Freiheitsideen heimzahlen würden.

Eigentlich hatten sich gleich nach dem ersten Pogrom von Kischinew die ersten Anzeichen einer besonders drohenden Pogromstimmung in Njeschin gemehrt, so dass sich schon damals infolgedessen eine jüdische Selbstwehr bildete, die, zwar gering an Kräften, doch um ihrer Idee willen die Sympathie der jüdischen Bevölkerung sich zu erwerben verstand und sich in späterer Zeit zu einer nicht unwesentlichen Macht emporschwang. Je mehr die Pogrompropaganda überhandnahm, desto gefahrvoller wurde die Lage. Homel und Schitomir insbesondere wirkten anspornend, Neid erweckend. Schon im Mai 1905 drohten die Hooligans in einer Publikation, dass sie im Falle einer Demonstration die Juden kurz und klein schlagen würden. Noch erregter und wütender wurden die Antisemiten von Njeschin, als auch Anarchisten, jüdische wie nichtjüdische, in der Stadt auftauchten. Die paar terroristischen Akte, welche von diesen gegen die Polizei wegen ihrer rigorosen Repressivmassregeln ausgeübt wurden, schoben jene der Judenschaft als solcher zu, begannen sich zu einem Pogrom zu rüsten und verbreiteten als Antwort auf das von ihnen mit unverhülltem Grimm beobachtete Treiben der „Judchen" und „Demokraten" fremde und selbstgefertigte hektographierte Mordaufrufe höchst läppischen Inhalts. Der Pogrom wäre sicherlich noch vor dem Oktobermanifest und unabhängig von diesem ausgebrochen, wenn nur alle Vorbereitungen, entsprechend den Absichten der Führer, bereits getroffen worden wären. Denn trotz aller Pogromlust war auch hier das zu einem „elementaren" Ausbruch geeignete Zeug nicht so leicht in Fluss zu bringen und musste wohlberechnet organisiert werden.

Also rüsteten beide Teile. Die Selbstwehr, die zu Anfang nur aus etwa 150 Unparteiischen (darunter zehn Christen) bestanden hatte, gruppierte zeitweilig gegen 400 Teilnehmer um sich, die wohl zur Hälfte aus den Parteien (Iskra, Bund, Poale-Zion, Ukrainische Freiheitspartei u. a.), zum Teil aus Parteilosen sich rekrutierten. Trotzdem sie nur über 50 auf Kosten der Njeschiner Judenheit angeschaffte Revolver, sonst aber über eiserne Stöcke und andere blanke Waffen verfügten, wirkten sie doch abschreckend und hielten sowohl die Judenfeinde als die Polizei längere Zeit von gewagten Pogromveranstaltungen ab. Was die „Patrioten" betrifft, so besassen sie zwar vor dem 17. Oktober keine offizielle Organisation mit politischem Programm, sie betrieben aber die allerärgste Agitation und waren zweifellos organisiert. Nur warteten sie den richtigen Moment ab. Denn sie hatten eine Riesenangst vor den jüdischen „Demokraten", besonders aber vor einer Gruppe von 25 Jünglingen, die sich mit dem sonderbaren Namen „Hopp" bezeichnete und durch ihre unausgesetzten lauten Schiessübungen die Verfechter von Thron und Altar in Schrecken versetzte.

Endlich aber sollte der Tag, den die „Patrioten“ herbeisehnten, kommen. Das war der 19. Oktober.

Am 18. gelangte die Kunde von der „Konstitution“ nach Njeschin und löste, wie überall, ungeteilte Freude unter der jüdischen und teilweise unter der christlichen Bevölkerung aus. Ein grandioses Meeting im Hofe des historisch-philologischen Lyceums lockte viele Tausende herbei. Juden und Nichtjuden hielten flammende Reden, in denen sie die neue Lage des Reiches und der darin wohnenden Völker beleuchteten und feierten. Sogar zwei Offiziere liessen sich von der allgemeinen Jubelstimmung hinreissen und richteten freiheitliche Worte an das Volk. Am selben Abend fand jedoch in irgendeinem entlegenen Winkel Njeschins unter Ausschluss der Oeffentlichkeit eine andere, heimliche Versammlung statt, die der eifrigsten Hooligans, wo der Pogromplan detailliert ausgearbeitet wurde. Als Initiator dieser folgenreichen Zusammenkunft wird der Krämer Litwinenko, der zu den entschiedenen Pogromagitatoren gehörte, bezeichnet.

Von diesen Vorbereitungen wussten die Juden nichts. Am 19. Oktober hatten sich um 9 Uhr früh wiederum grosse Massen zu einer Volksversammlung eingefunden, um nochmals das Russland widerfahrene Glück und die Zukunftshoffnungen zu besprechen. Da platzte um 11 Uhr die Nachricht hinein, dass ein Pogrom ausgebrochen sei. Der Ausgangspunkt des Pogroms war an dem Marktplatz, dem Orte der meisten kleineren jüdischen Läden und Buden. Anfangs nur nach Dutzenden zählend, sammelte die Hooligansschar im Nu hunderte Gleichgesinnter, wurde sodann sehr bald durch den Zufluss der Bauern vom Lande immer zahlreicher und wuchs schliesslich zu einer vieltausendköpfigen Menge. Die Kerntruppe der Exzedenten bildeten jedoch sowohl während des einleitenden Krawalls als auch später vornehmlich städtische Handwerker und Kleinkrämer. Organisiert hatten sich die Hooligans zur Plünderung mit wohlberechneter Sachgemässheit. Sie waren eingeteilt in Gruppen von 15—20 Personen, die den Angriff eröffneten, Läden und Häuser erbrachen und demolierten, während hinterher ein langer Haufe von Weibern und Kindern kam, um die Beute in Säcken und Körben fortzuschleppen. Die Ausschreitungen begannen jeden Tag zu einer bestimmten Stunde am Vormittage und endeten ebenfalls jeden Tag um dieselbe Stunde. Es machte den Eindruck, als ob jeder den ihm vom Anführer angewiesenen Platz einnehme. So geregelt war die Ordnung in der Exzesstätigkeit.

Auf die erste Meldung vom Pogrom hatte die Selbstwehr sich schnell formiert und eilte nach dem Kampfplatze. Allein gar bald musste sie sich überzeugen, dass eine planmässige und wirksame Aktion ihrerseits ausgeschlossen sei. Denn schützend standen den Pogromlern zur Seite Soldaten aller Waffengattungen, Artilleristen, Infanteristen, Kosaken und versperrten mit geladenem Gewehr der „Selbstwehr“ den Weg. Zu jener Zeit aber betrug die Gesamtzahl der in Njeschin stationierten Militärmannschaften etwa Tausend, so dass ihr kategorischer Wille unumstössliches Gesetz war. Dass die jüdische Selbstwehr, selbst wenn sie aus Helden bestanden hätte, bei einer solchen Konstellation der Dinge zur Ohnmacht verurteilt gewesen wäre, ist klar. Die Njeschiner Selbstschutztruppe fühlte sich sehr bald völlig paralysiert, gab den Gedanken einer gemeinschaftlichen Gegenwehr auf, und versuchte nur noch in kleineren Gruppen hier und da mit einigem Erfolg einzelne Läden zu schützen oder geraubtes Gut zurückzuerlangen. Damit

war ihre Rolle erschöpft, und der Pogrom konnte ungehindert über die unerhörte Dauer von fünf Tagen sich hinziehen.

Unter den Leitern des aktiven Exzesses befanden sich auch Leute von einiger Position, wie ein Lehrer der Handwerkerschule, ein Kassierer des Güterbahnhofs u. a. m. Indirekt aber begünstigten die Pogrommöglichkeit selbst die Stadtvertreter mit dem Bürgermeister Lelejew an der Spitze, deren Verhalten zumindest sehr zweideutiger Natur war. So liess die Stadtduma nicht zu, dass die zur Mehrung des Zündstoffs so geeigneten Monopolschankläden während der ersten Pogromtage geschlossen würden, andererseits veranlasste der Bürgermeister die Juden, am zweiten Exzesstage ihre Läden zu öffnen, so dass diese um so leichter Opfer der Hooligans wurden. Ueberhaupt genossen die Exzedenten bei allen ihren die Juden aufs äusserste kränkenden Forderungen, von denen später die Rede sein wird, eine rührende Hilfsbereitschaft und die zuvorkommendste Behandlung seitens vieler Stadtväter und des Bürgermeisters.

Nun gab es wohl in Njeschin auch eine Reihe freiheitlich gesinnter Christen, Liberale, Semstwoanhänger, aber ein Teil von ihnen war bereits vor dem 17. Oktober einzig und allein um seiner Gesinnung willen hinter Schloss und Riegel gebracht worden, und die in Freiheit verbliebenen Radikalen oder Liberalen konnten, selbst wenn sie hemmend einzugreifen willens waren, angesichts der speziellen Njeschiner Verhältnisse mit ihrem Vorhaben gar nicht hervortreten. So vermochten jene Professoren oder Studenten des Lyceums, die dem Freiheitsgedanken zugetan waren, schon darum den Juden nicht beizustehen, weil die Wut der Massen sich allmählich auch gegen sie als Verräter richtete. Insofern trug der Njeschiner Pogrom einen kontrerevolutionären Charakter und bereitete den lokalen Behörden eine besondere Genugtuung.

Das Verantwortlichkeitsgefühl regte sich beim Anblick der immer unheimlicher werdenden Situation nur in einem Träger der herrschenden Ordnung, nämlich in dem dem Liberalismus zuneigenden Staatsanwalt Gljebow, und so richtete er an den Gouverneur von Tschernigow die telegraphische Bitte um Anordnungen zur Einstellung des Pogroms, erhielt jedoch von ihm die klassische Antwort, dass er doch „russischen Leuten nicht verwehren könne, ihre patriotischen Gefühle zum Ausdruck zu bringen“. Damit war das Verhalten der Ortsobrigkeit vorgezeichnet. Uebrigens hatten es die lokalen Hauptgewalten, wie der Polizeimeister und die Pristawe, vorgezogen, zunächst auf ein paar Tage aus Njeschin zu verduften, während ihre Vertreter ihre eigene Ohnmacht vorspiegelten und auf das Militär verwiesen. Erst am vierten Exzesstage war ein autoritativer Polizeivertreter, nämlich der Vizegouverneur, erschienen, begnügte sich indes damit, dass er die Hurrarufe der Pogromler huldvollst entgegennahm, ihnen dankte und abreiste, ohne zur Unterdrückung des Pogroms auch nur einen Finger gerührt zu haben. Und dies geschah zu einer Zeit, da immer neue Scharen von Bauern die Stadt überschwemmten und die gesamte jüdische Gemeinde gefährdeten. Von der Absicht ausgehend, mit den Juden die Revolution zu vernichten, hatten es doch die Pogromler, wie sie oft genug betonten, gerade auf das Leben der Juden abgesehen, weil sie neben vereinzelten Russen samt und sonders Demokraten wären.

Diese offenkundigen, gegen das Leben gerichteten Absichten und die Gerüchte von einer bevorstehenden Abschlachtung „aller Juden“

hatte es den Njeschiner jüdischen Vertretern eingegeben, auf das moralische Martyrium einzugehen, das für sie originellerweise ausgeklügelt wurde. Am dritten Pogromtage, da die Juden sich verloren wähnten, trachteten findige Köpfe nach extravaganten Mitteln, um den „Feind" zu beruhigen. In der Stadtduma fand nun eine Beratung zwischen christlichen Stadtvätern und jüdischen Gemeindevorstehern statt. Die Njeschiner Stadtverordneten stellten folgende Bedingungen: Auslieferung der Waffen, Auslieferung der Demokraten und nochmalige feierliche Treueidleistung an den Zaren. Es wurde ein Aussöhnungskomitee, aus Juden und Christen bestehend, gewählt und verabredet, dass am nächsten Tage, am Sonnabend — nach den Bittgottesdiensten in den Kirchen und Synagogen — zwischen den Christen und Juden ein öffentlicher Aussöhnungsakt stattfinden sollte, der seinen besonderen Stempel dadurch erhalten würde, dass die Juden dem russischen Zaren erneut und in aller Feierlichkeit den Treueid zu schwören hätten. Die Situation, in der sich die Njeschiner jüdische Gemeinde befand, war aussergewöhnlich, hoffnungslos, und so entschlossen sich nach langen Unterhandlungen die innerlich aufs höchste gepeinigten jüdischen Vertreter schließlich doch, „gebrochenen Herzens", wie sie sich ausdrückten, in zwei der drei schmachvollen Bedingungen einzuwilligen, sie lieferten gegen 40 Revolver von denen, die ihnen eigentlich zur Selbstverteidigung dienen sollten, ab und gaben ihre Zustimmung zur öffentlichen Aussöhnungszeremonie, lehnten es aber ab, die „Demokraten" auszuliefern, da diese sich bereits aus dem Staube gemacht hätten.

Schwer lasteten auf den jüdischen Abgeordneten die gemachten Zugeständnisse und noch in der Nacht hatten sie den Versuch gemacht, die Schande von sich und ihren Brüdern abzuwehren. Sie begaben sich zum Staatsanwalt Gljebow, der mit ihnen mitfühlte, und flehten ihn an, seine ganze Autorität in die Wagschale zu setzen, um sie von der Schmach einer öffentlichen moralischen Hinrichtung zu befreien. Unter Tränen redete er jedoch auf die Juden ein, sich diesem Verlangen zu fügen, da diese Marter nach der festen Ansicht der Behörden das einzige Mittel sei, um die Juden und Demokraten vor völliger Ausschlachtung zu retten[1]).

Als die jüdischen Massen von der ihnen auferlegten Schmach erfahren hatten, bäumte sich in ihnen der ganze aufgehäufte, durch die letzten Jahre nationaler und politischer Propaganda geweckte und genährte Stolz auf. Die an sie gestellten Zumutungen bedeuteten einen unsäglichen Hohn auf die Selbstbewußtseinsgefühle, die nach langer Knechtschaft mit solcher Elementargewalt in ihnen emporgelodert waren. So war die Nacht vom Freitag zum Sonnabend für sie eine Nacht grenzenlosen Jammers. Am ehesten fand sich in dieser Situation noch das alte Geschlecht zurecht; Erinnerungen aus verflossenen Zeiten tauchten in ihren der Vergangenheit anhängenden Seelen auf, wirkten beruhigend, und sie beteten in Klageliedern zu ihrem alten Gott.

Aber das Unvermeidliche kam. Am Samstag, dem vierten Pogromtage, ging die grausame Aussöhnung von statten. Vorangegangen war folgende unheilkündende Szene. Des Morgens hatten sich kleine Gruppen von je 5—6 Hooligans in Begleitung von Kosaken oder Soldaten von Wohnung zu Wohnung begeben und nach Demokraten, als welche sie

---

[1]) Die Einzelheit über die nächtliche Unterredung mit dem Staatsanwalt ist nicht den Angaben unserer Gewährsleute, sondern der „Kiewskaja Gaseta" entnommen.

jeden jungen Juden, jede junge Jüdin erachteten, gefahndet. Diese Demokraten, von denen mit Einschluss völlig „Unschuldiger" einige Dutzend noch aufzutreiben waren, wurden sodann unter Eskorte genommen und, ohne vorläufig auf dem Wege irgendwelchen Misshandlungen ausgesetzt zu werden, zur Entscheidungsstätte, zum Platze vor der Kathedrale, abgeführt, wo sich die Anführer der Hooligans noch quasi als Richter fühlten. Auf diesem Platze hatten sich unterdes gewaltige Massen, gegen fünfzehntausend Menschen, angesammelt und harrten voll Spannung der bevorstehenden Zeremonie. Bald traten die orthodoxen Geistlichen in vollem Ornat mit Kaiserbildern und Fahnen an. Jüdischerseits waren das Rabbinat (der Kronsrabbiner wie die geistlichen Rabbiner), die Vorsteher der Gemeinde und zahlreiche andere Juden, darunter angesehene Greise, erschienen. Sie kamen mit einem unter einem Baldachin vorangetragenen Zarenbild, mit Flaggen an beiden Seiten und einem Chor, der das Kaisergebet „Hanothen Teschuah" und „Gott hüte den Zaren" sang. Kaum waren sie auf dem Platze, als die Reihen der zusammengeströmten Massen sowohl diese mehr offizielle jüdische Gruppe als die herbeigeschleppten Demokraten wie mit einem eisernen Ring umgab. Ein orthodoxer Geistlicher las die Messe, worauf die Juden und auf Verlangen der Menge auch einzelne nichtjüdische Demokraten angehalten wurden, dem Zaren zu schwören. Hier und da wurde in den Reihen der Holigans auch noch der Wunsch laut, die Juden möchten vor den christlichen Heiligenbildern sich verbeugen, doch dieses Ansinnen wiesen die Juden ab. Man bedenke übrigens, welche religiöse Demütigung in einer solchen Forderung namentlich für die zahlreichen Frommen enthalten war!

Je länger die Zeremonie sich hinzog, desto unruhiger wurden die finsteren Banden. Ihnen waren nicht genug Demokraten zur Stelle geschafft, und auch diese noch nicht ohne weiteres in ihre Hände ausgeliefert. Darob Aerger und zornige Ausrufe aus der Menge heraus, und schon als der Treueid abgenommen wurde, liessen sich Stimmen vernehmen: „wir brauchen ihren Eid nicht, sie werden ihn sowieso nicht halten, lasst uns sie töten, hängen" usw. Die unzufriedenen Gesellen suchten darum noch vor Beendigung der martervollen Szene durch Handgreiflichkeiten ihrem Groll Luft zu machen, fingen schon an sowohl Juden als auch einzelne „verdächtige" Christen (so einen Professor und einige Studenten) zu insultieren und zu misshandeln und forderten immer kategorischer die Auslieferung der „Demokraten". Die Behörden traten noch immer gegen die wildgewordenen Massen nicht auf und schienen noch immer mit diesen einverstanden zu sein. Die Gefährlichkeit des eigenartigen Wagnisses, die Juden und die entfesselten Massen nebeneinanderzustellen, erreichte in diesem Moment ihren Gipfelpunkt. Irgendein provokatorischer Schuss, wie er bei den patriotischen Manifestationen üblich ist, oder eine Störung der „Zeremonie" durch einen Polizeispion hätte ein vollständiges Massaker der Juden nach sich gezogen. Gerade ein so gearteter Zwischenfall scheint auch in den Plänen der Pogromorganisation gelegen zu haben. Die Juden waren bereits auf das Schlimmste gefasst, und manch einer von den gläubigen Versammelten sagte schon, wie Augenzeugen erzählen, die jüdische Totenbeichte (Widui) vor sich hin.

In dieser gefahrvollen Stunde versuchte der Staatsanwalt Gljebow zu intervenieren. Seine Worte verhallten indes wirkungslos. Da mischten sich endlich auch die Militärgewalten, die vor der überhandnehmenden

Bestialität ein gewisses Grauen bekommen haben mochten, ein, und ein Offizier, der mit den Soldaten postiert war, redete der Menge zu, dass nur die Schuldigen zu bestrafen seien. Höhnisch verlangten nunmehr die Hooligans vom Staatsanwalt, dass er die Demokraten verhaften möge. Als er aber erklärte, dass er dazu kein Recht habe, baten ihn die Juden selber, diesem Verlangen nachzukommen, da sie sonst alle in Stücke gerissen werden würden. Dank dieser List wurden sowohl die Verhafteten als viele andere vor sicherem Tode gerettet. Denn die Menge war kaum noch zu bändigen. Der Mob fühlte sich als Retter des Vaterlandes, des Zaren, des russischen Volkes, und war zudem blutgierig und bis zum äussersten erregt. Selbst als sie dem autoritativen Wort eines Militärvertreters Gehör geschenkt hatten und von der „Aussöhnungsstätte" abzuziehen begannen, misshandelten sie noch manche, die sie erwischen konnten. Glücklicherweise waren in letzter Stunde die Juden während der Unterhandlungen unbemerkt vom Pöbel von Militär umzingelt und vor etwaigen Lynchversuchen bewahrt worden.

So endete schliesslich die spezielle Tortur der jüdischen Bevölkerung von Njeschin, die in allen ihren Phasen einen ganzen Tag in Anspruch genommen hatte. Der Pogrom war aber noch immer nicht abgeschlossen. Denn zu gleicher Zeit und auch nach Wiederherstellung des Friedens nahm der Plünderungsprozess ungestört seinen Fortgang. Der partielle Misserfolg der Verbrüderungsfeierlichkeit liess sogar in Njeschin die Vermutung aufkommen, der barbarische Hokuspokus sei vom Bürgermeister Lelejew inszeniert worden, um den Hooligans Ellenbogenfreiheit zu verschaffen.

Und so tobten denn die Patrioten auch fürderhin, selbst noch am 23., demolierten Läden, Häuser, misshandelten viele Juden (insgesamt gab es gegen 30 Verletzte, die jedoch alle wiederhergestellt werden konnten), zerrissen Thorarollen in den Synagogen usw. Besonders eifrig beteiligten sich Soldaten am Plündern — und die Offiziere dachten mit seltenen Ausnahmen nicht daran, ihren Eifer zu dämmen. Einem Offizier wird sogar direkt nachgesagt, dass er sich selber durch einen seiner Soldaten aus einem Eisenwarengeschäft einen Samowar herausholen liess, um damit zu verduften.

Merkwürdig war es übrigens bei dem ganzen Krawall, dass trotz seiner fünftägigen Dauer die grossen jüdischen Geschäftshäuser verschont blieben. Der „Patriotismus" der Polizei versagte hier offenbar aus guten Gründen, und sie liess die Massen nur auf die ärmeren Juden los. Diese aber waren gründlich ruiniert. Der materielle Schaden der ausgeplünderten, meist kleineren Geschäfte (125 an Zahl) und der Wohnungen erreichte die Summe von 300 000 Rubel. Die gesamte Tabakindustrie, der Haupterwerbszweig Njeschins, wurde schwer geschädigt und eine grosse Anzahl von Juden brotlos gemacht.

Erst am sechsten Tage wurden alle weiteren Versuche, den Pogrom fortzusetzen, von Polizei und Militär ernstlich unterdrückt. Ein paar blinde Salven genügten, um die Unruhestifter wegzufegen . . .

Allein die Wirkung des Pogroms hallte noch lange nach. Den Hass der Njeschiner Christen, der während der Pogromtage bei der überwiegenden Majorität der Bevölkerung mit solcher Schroffheit zum Ausdruck kam, der selbst in der am Aussöhnungsakt partizipierenden Geistlichkeit nicht verstummt war — ist doch nur ein Diakon, der viele flüchtige Juden bei sich aufnahm, als Ausnahme zu erwähnen —, dieser fast alle Schichten von Njeschin durchtränkende Hass ver-

stärkte sich noch mehr, da die Juden niedergeschlagen und entwürdigt waren. Dem gegenüber waren die Ausnahmen, auf die sie beim Asylsuchen gestossen waren, nicht beruhigender Natur. Hatten doch dabei nicht wenige sie nur sehr unwillig ins Haus gelassen und ihnen erklärt, dass sie wegen dieser Aufnahme die Wut des Pöbels fürchteten. Immer wieder klang es ihnen in den Ohren: „die Wut des Pöbels“, „die Wut des Pöbels“, immer wieder sahen sie jene Szene vor der Kathedrale, immer wieder fühlten sie die eigene Schwäche, und die gedrückte Stimmung wollte bei ihnen für lange, lange Zeit nicht weichen . . .

Nossowka

Gesamtbevölkerung ca. 24 000, Juden 112 Familien.

Zwar hatte der Njeschiner Isprawnik Fjalkowsky den Juden von Nossowka bereits im August mit Feindseligkeiten, die nach Beendigung des Krieges ausbrechen würden, gedroht, aber die Juden wussten, dass der Isprawnik damit die Einschränkung sozialistischer Agitation im Auge habe, und machten sich weiter keine Sorgen. Denn sie hatten mit der sie umgebenden gewaltigen christlichen Bevölkerung im besten Einvernehmen gelebt, so dass es trotz ihrer ständigen Handels- und Kreditbeziehungen, wie die Nossowkaer Juden erzählen, noch nie dazu gekommen war, dass ein Christ einen Juden vor Gericht verklagte. Ihre Ruhe wurde erst durch die Pogrome in den umliegenden Städten wankend gemacht, so dass sie sich an den Pristaw wandten, von diesem aber „Feiglinge“ genannt und zurückgewiesen wurden. Die heuchlerische Polizei traf im Gegenteil die nötigen Vorkehrungen, damit Nossowka keine Ausnahme im pogromreichen Gouvernement Tschernigow darstellen sollte. Als der Pristaw dem versammelten Volke das kaiserliche Manifest vorlas, agitierten seine Polizeikommissare in der Menge und belehrten sie, dass die Juden bereits allerorts geplündert werden, und dass es angebracht wäre, hier dasselbe zu tun. Man munkelte von der Vernichtung eines Zarenporträts zu Njeschin, von der Ermordung eines Geistlichen durch Juden in Kiew, und zwei Schutzwächter wussten schon am Vorabende des Pogroms von dem am nächsten Tage Bevorstehenden zu berichten.

Am 23. gegen Mittag begannen etwa zehn halbwüchsige Jungen zu johlen und zu plündern, und bald war diese Arbeit fast von der gesamten, hauptsächlich aus Bauern und Kosaken bestehenden Bevölkerung von Nossowka in Angriff genommen. Den Juden selbst, die einen so verschwindend kleinen Teil der Bevölkerung ausmachten, war es unmöglich, etwas zu ihrer Verteidigung zu unternehmen, die Polizei aber machte nicht den geringsten Versuch, der Plünderung Einhalt zu tun. Der Pristaw jagte die ihn um Schutz bittenden Juden fort und sagte den 15 Christen, die ihm bei Beginn des Pogroms den Vorschlag machten, mit ihrer Hilfe die Plünderer auseinanderzutreiben, dass er nichts machen könne. Dabei sah er lachend und scherzend dem Pogrom zu und hob die Verdienste jener Exzedenten hervor, die sich durch besondere Bravour auszeichneten. Sein Gehilfe, die beiden Polizeikommissare sowie die 12 Polizeiwächter und 10 Schutzleute folgten seinem Beispiel, d. h. soweit sie nicht selbst verkleidet an der Plünderung sich beteiligten. Als die Synagoge geplündert wurde

und eine christliche Frau den daneben stehenden Gehilfen des Pristaws, Slotnitzky, fragte, ob es denn doch nicht möglich wäre, die Leute zu beruhigen, antwortete jener: „Sie haben die Freiheit bekommen." Auch ihr Vorgesetzter, der Njeschiner Isprawnik, der um diese Zeit sich in Nossowka aufhielt, antwortete einem Polizeiwächter, der ihn nach seinen Befehlen zur Unterdrückung des Pogroms fragte: „Was willst du denn eigentlich? Ueberall wird es ja so gemacht!" Und so plünderte man denn zwei Tage und zwei Nächte hindurch; man nahm alles bewegliche Gut und vernichtete alles andere: insgesamt wurden 110 Häuser, 30 grössere und 50 kleinere Geschäfte ausgeraubt und demoliert, die Synagoge verunstaltet, die in ihr befindlichen 11 Thorarollen in Fetzen gerissen. Die Juden suchten sich zu verstecken, und viele fanden auch zuerst Aufnahme in christlichen Familien, die sie aber später aus Furcht vor den Exzedenten auswiesen. So wurde z. B. eine Frau K., die vor Erschöpfung ohnmächtig wurde, von dem Kirchenvorsänger in sein Haus genommen und gepflegt, aber sobald sie zu sich gekommen, wieder auf die Strasse gewiesen. Die Geistlichkeit suchte auch auf die Plünderer einzuwirken und ihnen klarzumachen, dass es „eine Sünde vor Gott sei, seine Nächsten zu beleidigen", die Exzedenten folgten aber lieber den Intentionen der Polizei. Und so wurden denn mit Ausnahme von zwei verschont gebliebenen sämtliche jüdische Familien des Ortes von ihren Nachbarn, oft guten Bekannten, ja selbst „Freunden" zugrunde gerichtet, indem ihnen ein Schaden von 200 000 Rubeln zugefügt wurde. Alle ihre Bemühungen, den Pristaw doch wenigstens nach dem Pogrom zu Haussuchungen zu bewegen, waren trotz der Versprechungen, die ihnen vom Isprawnik und Vizegouverneur gegeben worden waren, vergeblich, und als sie zudringlich wurden, drohte er mit der Wiederholung der Pogroms. Die Juden depeschierten in ihrer Not an den Gouverneur von Tschernigow, erhielten jedoch keine Antwort. Als aber zwei Gutsbesitzer von einigen Exzedenten angegriffen wurden, sandte man unverzüglich Kosaken und Ulanen her und wandte die schwersten Repressalien an.

Nowgorod-Sjewersk

Gesamtbevölkerung (1897) 9182, Juden 2956.

Mit den Nachbarorten Nowosybkow und Konotop ist Nowgorod-Sjewersk zwar durch zwei Eisenbahnlinien verbunden, doch stellt das langsam und träge dahinfliessende gewerbliche und gesellschaftliche Leben des Städtchens solch minimale Anforderungen an den Verkehr, dass auf dem schmalspurigen Geleise nur je ein Zug in 24 Stunden befördert wird. Der Handel gestaltet sich nur während der Navigationszeit etwas reger. Selbst die das ganze Reich umwälzenden politischen Ereignisse der letzten Jahre haben im Lebenstempo des stillen Städtchens keinen entscheidenden Umschwung hervorgebracht. Der Einfluss der sozialistischen Bewegung blieb ebenfalls beschränkt: in ihrer Blütezeit umfasste sie höchstens 150 bis 200 Bundisten und etwa 80 sozialdemokratische Iskramitglieder (darunter 60 Christen).

Die Arbeiterbörse, eine Art Arbeiterklub unter offenem Himmel, die zum charakteristischen Merkmale der meisten grossen und kleinen Städte im jüdischen Ansiedlungsrayon geworden ist, fehlte auch

hier nicht. Unter „Arbeiterbörse“ ist jedoch nicht ein Treffpunkt zur Regelung des Arbeitsmarktes zu verstehen, sondern folgende Parteiinstitution: An jedem freien Abend, namentlich aber am Freitag und Sonnabend, pflegen die Angehörigen jeder Partei zum Zweck des Gedankenaustausches und der Propaganda auf einer bestimmten Strasse sich zu treffen. Im Rayon der jüdischen Ansiedlung, wo die Juden und Russen in unmittelbarer Nachbarschaft, aber trotzdem voneinander völlig abgesondert, ihr eigenes Leben führen, sehen die dem Beamten-, Grundbesitzer- oder Kaufmannsstande angehörenden russischen Einwohner auf diese demokratischen Zusammenkünfte fast immer mit scheelen Augen. An ein äusserst zuvorkommendes, ja sklavisches Benehmen der jüdischen Händler — der einzigen jüdischen Bevölkerungsklasse, mit der sie in Berührung kommen — gewöhnt, finden sie das selbstbewusste, zuweilen auch herausfordernde Betragen der jüdischen Demokraten unbegreiflich und empörend. Ueberall sehen wir dieselbe Beschuldigung wiederkehren, die jüdischen Jünglinge wären den russischen Honoratioren oder ihren Damen nicht mit dem notwendigen Respekt begegnet, seien ihnen nicht aus dem Wege gewichen, hätten vor ihnen nicht den Hut gezogen oder gar ihnen ironische Ausrufe nachgeschickt. Auch in Nowgorod-Sjewersk sollen die Demokraten auf den Strassenverkehr hemmend gewirkt, den Passanten „Bourgeois“ zugerufen haben usw. Wie gross aber auch die durch solche und ähnliche Verbrechen hervorgerufene Erbitterung gewesen sein mag, zu einem Zusammenstoss wäre es sicher nie gekommen, wenn nicht einige Vertreter der Behörden unter entsprechender Mitwirkung von Privatpersonen alles in Bewegung gesetzt hätten, um die Demokraten und Juden zu bestrafen.

Schon im Mai 1905 hatte ein Primaner, der Sohn des Vizeisprawniks Talwinski, eine Anzahl Proklamationen über das Thema „Haut die Juden!“ anfertigen und an den Häusern ankleben lassen. Die „Tschernigower Gouvernementsnachrichten“ widmeten derselben Frage viel Aufmerksamkeit und ergingen sich in Erörterungen über die Schuld der Juden an den Niederlagen in Ostasien, die Ueberfüllung aller Berufe durch Juden, ihre Anführerrolle bei den Unruhen usw. Gegen Mitte Oktober verbreitete sich das Gerücht von der Absicht der Demokraten, die Gutsbesitzer und überhaupt die Russen, sodann die Polizei und das Gefängnis zu überfallen. So war die Luft schon ziemlich geladen, als am 18. eine Privatdepesche die Nachricht vom Allerhöchsten Manifeste überbrachte. In ihrem Freudenrausche sollen sich die Bundisten sehr herausfordernd benommen und vor dem Polizeihause gerufen haben: „Wo seid ihr nun, ihr Feiglinge? Beweist doch jetzt eure Macht!“ Am Morgen des 19. wurde auf Verlangen der Sozialisten „zur Feier des grossen Befreiungstages Russlands“ die Arbeit in den Werkstätten eingestellt und die Geschäfte zum Aerger vieler russischer Händler geschlossen.

Der Vizeisprawnik Talwinski, dem in Abwesenheit des Isprawniks Beljanow die Aufrechterhaltung der Ordnung oblag, teilte an diesem Morgen vielen, darunter auch der Studentin Chaja P., die er für die Anführerin der Revolutionäre hielt, mit, dass nunmehr politische Kundgebungen erlaubt seien. Daraufhin wurde um zwei Uhr auf der Hauptstrasse ein Meeting veranstaltet. Etwa 500 Personen hatten sich eingefunden und hörten ruhig und sichtlich interessiert den Ausführungen der Redner zu, die, da sie den Text des Manifestes noch nicht besassen,

über das Wesen der Konstitution und der Freiheit, über die traurige politische und ökonomische Lage der Bauern, die Rechtlosigkeit verschiedener Klassen des russischen Volkes in allgemeinen Erörterungen sich ergingen. Da wird ein dritter Redner hochgehoben — als Tribüne dienten allen Rednern die Schultern der Genossen —, und ihm entschlüpft das Wort: „Nikolaus der Zweite wird Nikolaus der Letzte sein"; sofort ertönten empörte Rufe, sowie gleichzeitig ein vom Schutzmann No. 2 abgegebener Schuss, und in demselben Augenblick sehen sich die „Demokraten" von Hooligans, mit dem Kutscher des Fürsten Golyzin, Maxim, an der Spitze, umringt und verfolgt. Besonders arg wurde die Studentin P. misshandelt.

Jetzt erscheint von der Kirche her eine Kirchenprozession: voran ein Junge mit der Nationalflagge, dann die Geistlichkeit mit Kirchenfahnen und Heiligenbildern, der Vizeisprawnik Talwinski, von Schutzleuten umgeben, und ein zahlreiches Publikum, die meisten im Gegensatz zu sonstigen Kirchenprozessionen mit bedecktem Kopf, viele mit Stangen bewaffnet. „An ein jüdisches Haus angelangt" — erzählt ein christlicher Augenzeuge, der Maler S., — „hielt der Zug an, die Menge stürzte in das Haus, und gleich darauf kam aus den Fenstern eine Wolke von Bettfedern, flogen verschiedene Gegenstände auf die Strasse. Die Prozession setzte sich wieder in Bewegung, aber bei der nächsten jüdischen Wohnung wurde wieder angehalten, und das Bild wiederholte sich. Man arbeite ruhig, ohne besondere Aufregung. Etwa 20 Schritte weiter standen die Priester und sangen „Herr, errette deine Kinder" und daneben in frommer Haltung die Behörden. Die gröbste Willkür mit Heuchelei und Gotteslästerung!"

Anfangs wagten sich nur 10 bis 15 Hooligans hervor, doch sehr bald gesellten sich zu ihnen viele „Kleinbürger", Bauern, Arbeiter, darunter auch Mitglieder der Iskraorganisation, Postbeamte, Schüler der städtischen Schule, während Gymnasialschüler sich die Sache nur vergnügt ansahen. Die Bauern waren extra aus der Umgegend herbeigeholt worden, unter dem Vorwand, dass ein Ueberfall von seiten der Juden bevorstehe. „Eilt geschwind zu euren Juden," sagte um 10 Uhr morgens der Tierarzt M. nach einer Unterredung mit dem Bürgermeister Schadkewitsch den Zeugen Kl. und K., „und veranlasst sie, sich unverzüglich aufs Stadtamt zu begeben und die Erklärung abzugeben, dass sie an den Handlungen der Demokraten keine Schuld tragen, denn wisset, *dass bereits aus allen Dörfern das Volk herbeigeholt wird.*"

Bald war die Zahl der Plünderer bis auf 70 Personen angewachsen, während die Menge der Raub- und Schaulustigen nach Hunderten zählte. Hie und da ertönten Rufe: „Da habt ihr euer jüdisches Reich!" oder: „Ihr wollt ja Brodsky oder die P. zum Zaren!" Es war jedoch, wie der oben zitierte Maler S. weiter erzählt, keine leidenschaftlich erregte Menge. Hier z. B. will die feste Tür nicht den Stangen der Plünderer nachgeben, auch das Beil zerbricht an ihr, so lässt man ein Brecheisen holen, und ruhig abwartend stehen die Plünderer, rauchen und scherzen . . . Nun nähert sich die Menge einem armen Häuschen; der Inhaber, ein mittelloser jüdischer Glaser, bittet um Erbarmen, da er auch sonst so arm sei, und die Plünderer entfernen sich mit einer verächtlichen Handbewegung. Der Lehrer der städtischen Schule, L., erzählt gleichfalls: „Ich sah, wie man das Haus von Brunn demolierte und sich nun anschickte, das Haus von Bychowsky

zu plündern. Ich näherte mich den Exzedenten und suchte sie von ihrem Vorhaben zurückzuhalten. Noch ehe ich das Geld, das ich bei mir trug (etwa zwei Rubel), unter ihnen verteilt hatte, war mein Versuch gelungen, und die Hooligans entfernten sich.“ Viele Juden beugten der Plünderung ihrer Geschäfte und Wohnungen durch Geldgeschenke vor. Eine etwa 20 Mann starke Bande näherte sich unter der Anführung von Talwinsky der Synagoge; der Geistliche Krylow bat sie, das jüdische Heiligtum nicht zu schänden, und sie gaben ohne weiteres nach. Und immer, wo auch nur ein Russe sich seiner jüdischen Mitbürger annahm, war seine Verwendung von Erfolg begleitet. Solcher Fälle gab es zum Glück mehrere. Allgemein fanden auch die Juden bei ihren christlichen Nachbarn eine Zufluchtsstätte und machten von dieser Hilfe Gebrauch, als sie eingesehen hatten, dass sie weder von der Polizei, die sich offen den Exzedenten angeschlossen hatte, Schutz erwarten, noch selbst etwas zu ihrer eigenen Verteidigung unternehmen können. Denn eine Selbstwehr gab es hier nicht. Zwar hatten die Bundisten Schritte zur Schaffung einer solchen getan, doch trugen einerseits ihre separatistischen Tendenzen, ihre Weigerung, Andersgesinnte in die Wehr aufzunehmen, andererseits das geringe Entgegenkommen der wohlhabenderen Elemente die Schuld daran, dass die Sache im Entstehen sich zerschlug. So hatten sich die Bundisten an den Vertreter des „Verbandes zur Erreichung der jüdischen Vollberechtigung“ mit der Aufforderung gewandt, zu diesem Zweck 2000 Rubel aufzubringen, deren eine Hälfte einen Unterstützungsfonds für die Familien solcher Selbstwehrmitglieder bilden sollte, die wegen ihrer Zugehörigkeit zur Selbstwehr verhaftet werden würden. Diese berechtigte Forderung stiess jedoch auf völlige Verständnislosigkeit in den Kreisen der jüdischen Bürgerschaft; da diese zudem erklärlicherweise für sich das Recht beanspruchte, dass gemäss ihrer Anweisung einer ausserhalb des Bundes stehenden Persönlichkeit das Recht der Kontrolle über die Verwendung der Gelder einzuberaumen wäre, wurden die Unterhandlungen unterbrochen, und die Sache zerschlug sich. Die Juden hatten auch nicht den Schein eines Schutzes. In Ermangelung einer Selbstwehr wagten es die Juden nur in vereinzelten Fällen, den Exzedenten auf eigene Faust entgegenzutreten, wobei drei Juden Verwundungen davontrugen.

So war es nur dem Fehlen einer gründlichen Pogromstimmung zu verdanken, wenn trotz der Fortsetzung der Plünderung bis spät in die Nacht hinein im ganzen 70 jüdische Familien ihr Eigentum (im Werte von 90 000 Rubeln) eingebüsst haben: es wurden 60 Läden und 20 Wohnungen demoliert, ausser den sehr zahlreichen Häusern, in welchen nur Fenster und Türen beschädigt wurden.

In der Nacht wandten sich die Juden an den Bürgermeister Schadkewitsch mit der Bitte um Hilfe, woraufhin er den Gouverneur von Tschernigow telegraphisch um Zusendung von Militär ersuchte. Am nächsten Morgen ordnete er die Schliessung der Branntweinläden an und veranlasste die Abhaltung eines feierlichen Gottesdienstes, zu dem sich die gesamte Aristokratie des Städtchens mit dem Adelsmarschall des Tschernigower Gouvernements, Fürsten Golyzin, eingefunden hatte und dem eine zweitausendköpfige Volksmenge beiwohnte. Nach Schluss des Gottesdienstes richteten der Bürgermeister, der Adelsmarschall und der Geistliche kurze Ansprachen an das Volk und suchten es zu beruhigen und von weiteren Gewalttätigkeiten

abzuhalten. Trotzdem nun der Appetit der gestrigen Plünderer mit dem Raube gestiegen war, trotzdem viele der Bauern eben erst aus den Dörfern mit leeren Wagen und Körben angelangt waren und in ihren Erwartungen sich enttäuscht sehen mussten, blieb immer noch die Stimmung so lau, dass sie der Aufforderung, wenn auch sichtlich ungern, Folge leisteten und auseinandergingen.

Die Ausschreitungen einer derartigen, nicht im Affekte vorgehenden Menge sind durch die übliche Fahrlässigkeit und Untätigkeit der Polizei allein nicht zu erklären, sondern ihnen muss schon unbedingt auch direkte Beeinflussung seitens der Behörden zugrunde liegen. In der Tat bestätigte eine grosse Anzahl authentischer Aussagen die Vorbereitung und Leitung des Pogroms durch den Vizeisprawnik, den Polizeiaufseher und ihre Untergebenen.

Sämtliche Zeugen sahen den Vizeisprawnik an der Spitze der Plünderer, und mehrere hörten, wie er ihnen Anweisungen erteilte: „Geht zum Hause Dawydows," sagte er einer Bande, „da gibt es viele Demokraten." Einer anderen zeigte er das Haus Wolowik: „Hier, meine Herren, in dieser Richtung!" Der Augenzeuge, der Talwinsky bei den Plünderern gesehen hatte, die die Synagoge plündern wollten, erzählt noch, dass er selbst, als er sich an Talwinsky mit der Bitte wandte, die Plünderung seines Hauses zu verhindern, die schroffe Abweisung bekam: „Fort mit dir, verfluchter Jude!" und weiter ruhig zusah, wie man das Geschäft des Zeugen plünderte und wie einer der Exzedenten ihm einen Schlag auf den Kopf mit einer Flasche versetzte. Als zwei Augenzeugen den Wasserführer Luka fragten, warum er denn das Wasser aus seinem Fass ausschütte, antwortete er: „Wem sollte ich denn Wasser holen? Der Vizeisprawnik hat ja angeordnet, die Juden zu hauen!" Nach Beendigung ihrer Arbeit sollen die Plünderer von Talwinsky noch eine Prämie von drei Rubeln pro Person erhalten und den Empfang in einem besonderen Buch quittiert haben.

Der Polizeiaufseher Alabin war nicht weniger als sein Vorgesetzter für die Sache begeistert. „Am Pogromtage gegen zwei Uhr," berichtet der Zeuge D. L., „sah ich den Polizeiaufseher zwei Burschen, darunter den beim Kaufmann Petrenko angestellten Diener, anhalten und auf sie eifrig einreden; nachdem er weggegangen war, fragte ich die jungen Leute nach dem Inhalt des Gesprächs, und sie sagten mir: „Er forderte uns auf, die Juden zu hauen" . . . Um 11 Uhr abends kamen die Plünderer in das Haus meines Vaters, und ich erkannte unter ihnen den Schutzmann Balan. Als man darauf mein Kolonialwarengeschäft plünderte, standen Alabin und mehrere Schutzleute dicht bei den Plünderern und sahen vergnügt zu." Ein anderer Zeuge, M. R., beobachtete, wie der Untersuchungsrichter Woronoj sich den Plünderern, die das Haus von Levin demolierten, näherte, anscheinend in der Absicht, sie zurückzuhalten; da eilte Alabin hinzu und meinte: „Lassen Sie sie doch nur, es sind ja viele Juden drin, vielleicht 50, mögen sie sich doch selbst verteidigen," worauf der Untersuchungsrichter auf seinen Beobachtungsposten zurückkehrte. „Eine halbe Stunde später," fährt derselbe Zeuge fort, „hörte ich auf dem Markte den vorbeifahrenden Alabin den Plünderern zurufen: „Warum lasst ihr denn da Geschäfte aus? Wollt ihr plündern, dann macht es doch nach der Reihe""

Die Schutzleute nahmen sich an ihren Vorgesetzten ein Beispiel.

Wir sahen den Schutzmann No. 2 einen Schuss abgeben, der wohl ein Signal zur Plünderung bedeuten sollte, und den Schutzmann Balan unter den Plünderern, die in das Haus des Zeugen D. L. eindrangen. Ein anderer Zeuge, M. S., wurde, als er um 12 Uhr angesichts des nahenden Pogroms zu seinen Angehörigen eilte, vom Schutzmann No. 3 (S. Duschin) angehalten, der ihm zurief: „Na, bald werden wir euch zeigen, ihr Juden!" und er begann die an der Kirche stehenden Burschen mit der Hand herbeizuwinken. In einer Kanzlei erzählten zwei Bauern einem dort angestellten Beamten, dass sie vor dem Pogrom von einem Schutzmann zum Plündern aufgefordert worden seien, wobei ihnen Straflosigkeit zugesichert worden wäre. Ein christlicher Zeuge beobachtete während des Pogroms folgende Szene: Der Pristaw Lipnitzky riet Exzedenten, die dabei waren, ein Haus zu plündern, davon zu lassen; da meinte einer der Plünderer: „Ihr habt uns ja erlaubt, warum stört ihr es nun mit einem Mal?", worauf der Pristaw schweigend retirierte.

An privaten Helfershelfern hatte es auch nicht gefehlt. So hatte der Vizeisprawnik Talwinsky in dem Beamten einer Versicherungsgesellschaft, Korizky, eine tüchtige Stütze. Der Zeuge L. F. hörte selber mit an, wie er eine Gruppe von Pogromlern mit Worten anfeuerte: „Geht doch in das Haus, dort sind viele Demokraten." Der Kaufmann P. A. hingegen verzichtete auf die Kunst der Ueberredung und brachte ein viel wirksameres Mittel zur Anwendung: er bewirtete die Plünderer mit Branntwein, um so ihre Leistungsfähigkeit zu steigern.

Als das so lange ersehnte Militär drei Tage später, am Sonnabend, den 22., endlich angekommen und nun auch der Isprawnik Beljanow zurückgekehrt war, stellte dieser den Geplünderten mehrere Militäreskorten zum Zwecke von Haussuchungen zur Verfügung. Die jüdische Bevölkerung war jedoch dermassen terrorisiert, dass sie es nicht wagte, nach ihrem Hab und Gut Nachforschungen anzustellen. War doch noch immer kein einziger der Plünderer verhaftet, während sieben der jüdischen Jünglinge, die an den Demonstrationen teilgenommen hatten, bereits im Kerker sassen, und die Leitung der Voruntersuchung geriet in die Hände des lokalen Untersuchungsrichters, dessen Sympathien für die schwarze Bande für die Juden von Nowgorod-Sjewersk kein Geheimnis waren.

Was tat nun die Selbstverwaltung von Nowgorod-Sjewersk? Je nun, die Stadtverordneten fassten den kühnen Beschluss, die christlichen Einwohner nach dem Pogrom auf Wunsch mit Flinten aus der militärischen Waffenniederlage zu versehen — für den Fall, dass Juden aus Rache die Christen überfallen sollten! . . . Das war doch ein grossmütiger Beschluss, zu dem die heldenhaften Stadtväter von Nowgorod-Sjewersk sich aufrafften!

Das ökonomische Leben der Stadt konnte übrigens bald ins frühere Geleise kommen, wenn auch von seelischer Ruhe bei der jüdischen Bevölkerung noch lange keine Rede sein durfte. Denn auch der milde Pogrom war für die Juden in verschiedener Hinsicht belehrend. Vermochten sie doch nunmehr die sie umgebenden Machtverhältnisse aus eigener Erfahrung etwas genauer abzuschätzen und manchen sozialpsychologischen Einblick in das Leben der Massen zu tun.

Nowosybkow

Gesamtbevölkerung (1897) 15 362, Juden 3903.

Vor wenigen Jahren noch galten die Altgläubigen, die die überwiegende Mehrheit unter den Bewohnern der belebtesten, an zwei Eisenbahnlinien gelegenen Kreisstadt des Gouvernements Tschernigow, Nowosybkow, bilden, als der den Juden freundlicher gesinnte Teil des russischen Volkes. Die durch Jahrhunderte fortgesetzten Verfolgungen seitens der Regierung und der herrschenden Kirche, das zähe Beharren an der alten Religion und den überlieferten Sitten brachten ihnen ein gewisses Verständnis für die Leiden und die Leidenskraft der Juden bei, die ihnen bisweilen als das kleinere Uebel im Vergleich zu ihren rechtsgläubigen Stammesgenossen erscheinen mussten. Dieses ohnehin sehr lose Band wurde indes, was speziell Nowosybkow anbetrifft, im Laufe der Jahre durch ökonomische Reibungen noch bedeutend gelockert. Die Altgläubigen, in früherer Zeit an Alleinherrschaft auf dem Gebiete der lokalen Handels- und Industrietätigkeit gewöhnt, sahen mit starkem Unlustgefühl den Uebergang vieler von den früher ausschliesslich in ihren Händen konzentrierten Mühlen, Zündholz- und Oelfabriken in den Besitz von Juden. Die schrankenlose Ausbeutung der Bauern durch die altgläubigen Zwischenhändler, die den Ankauf der landwirtschaftlichen Erzeugnisse nicht nach Mass oder Gewicht, sondern einfach auf „Augenmass“ bei ganz willkürlicher Preisbestimmung zu bewerkstelligen pflegten, fand gleichfalls im Eingreifen der Juden einen sehr unliebsamen Damm. Eine gewisse potenzielle Feindseligkeit, namentlich seitens des wohlhabenderen Teiles dieser Bevölkerung, ist daher wohl anzunehmen; das dauernd friedliche Zusammenleben beider Völkerschaften beweist jedoch, dass die feindliche Stimmung auch nicht im entferntesten die Intensität hätte erreichen können, die einen spontanen Ausbruch des Volksunwillens hervorzurufen imstande wäre. Ebensowenig konnte der in jüngster Zeit bei den Sektanten infolge der neuesten, ihnen zugute kommenden Toleranzerlasse stark angeschwollene Patriotismus eine spontane kontrerevolutionäre Bewegung hervorbringen. Denn diejenigen Bevölkerungsschichten, die das Gros der Exzedenten liefern, hatten einerseits am wenigsten Grund, in den Juden ihre Konkurrenten zu sehen, und sind andererseits in ihrer Armut, Unwissenheit und Stumpfheit gegenüber den politischen Vorgängen so vollständig indifferent, dass sie, wie ein zuverlässiger und mit den Verhältnissen vertrauter Gewährsmann, Ingenieur F., treffend bemerkte, gern bereit wären, für einen Eimer Branntwein jede beliebige Person zum Zaren zu ernennen.

Wenn aber ein so geartetes Menschenmaterial die Möglichkeit eines Vorgehens auf eigene Initiative hin als ausgeschlossen erscheinen lässt, so liegt es doch auf der Hand, mit welcher Leichtigkeit die in ihm schlummernden feindlichen Instinkte zu wecken sind, wie es für jede Gewalttätigkeit zu gewinnen ist, die, mit keinem Risiko verbunden, ihm Beute verspricht.

Es bedurfte daher auch keiner langwierigen Propaganda, um solche Elemente, obwohl sie in einer Stadt wie Nowosybkow, die nie von einem Judenexzess heimgesucht worden war, in der Pogromkunst Neulinge waren, im nötigen Moment für die schändliche Veranstaltung zu gewinnen. Die Agitation durch Druckschriften, die an anderen

Orten oft wochen- und monatelang vor einem Pogrom mit Genehmigung oder Unterstützung der Behörden stattzufinden pflegt, konnte hier ganz unterbleiben. Mündliche Hetzarbeit in kleinem Umfange soll von dem späteren Anführer der Exzedenten, dem Winkeladvokaten Jurtschenko, dem die Fama eine solche Tätigkeit schon für das Jahr 1904 nachsagt, und einigen seiner Genossen (dem Kaufmann Gubarow, dem Magistratsmitglied Tschernow) betrieben worden sein. Im wesentlichen genügte jedoch das energische Eingreifen des Vizeisprawniks Lobko-Lobanowski und seine temperamentvolle Aufforderung in entscheidender Stunde, um die Massen gegen die Juden in Bewegung zu setzen. Die Gründe, die diesen Mann und seine Kollegen zu dem verbrecherischen Schritt bestimmt haben mögen, sind, abgesehen von den allgemeinen Ursachen, die, die Bureaukratiediener zu natürlichen Gegnern jeder freiheitlich gesinnten Bevölkerungsschicht stempeln, und der Verachtung, die ihnen die rechtliche Lage der Juden einflösst, in den lokalen Vorgängen während der kurzen Freiheitsstunden zu suchen, und in den von oben erhaltenen Winken, die den in ihnen erweckten Rachegelüsten freien Spielraum eröffneten. Sie waren es, die die gefährlichen Funken in die Menge warfen, und ihr Geist, ihr Kommando ist in jedem Schritt, in jeder neuen Phase des verheerenden Pogroms deutlich zu erkennen.

Am 18. Oktober frühmorgens erhielten der Arzt Iwanow und der Notar Bogoljubow Privatdepeschen mit der Nachricht von der am Tage vorher gewährten Verfassung. Sehr bald gelangte dann der Inhalt des Allerhöchsten Manifestes zur allgemeinen Kenntnis; freudige Erregung verbreitete sich über die ganze Stadt, die Geschäfte wurden geschlossen, und die russische und jüdische Jugend veranstalteten einen Zug durch die Stadt mit roten Fahnen. Die demonstrierende Schar begab sich zuerst zur Realschule und veranlasste daselbst die Einstellung des Unterrichts, worauf ein Teil der durch den Anschluss der Realschüler vermehrten Demonstranten zum Mädchengymnasium ging, während die anderen die Arbeiter der Fabrik von Wolkow aufforderten, die Arbeit einzustellen und ihnen zu folgen. Der Zug begab sich hierauf zur Polizei, verlangte und erwirkte vom Gehilfen des Staatsanwalts, Pigulewski, und dem Gendarmerieobersten Protopopow die Befreiung der 39 in Agrarangelegenheiten verhafteten Bauern. Hierauf ging's nach dem Gefängnisse, wo die von der Menge gewählten Delegierten mit der Genehmigung der eben genannten Beamten die „Politischen" befreiten, die sich dem Zuge anschlossen, um sich gemessen nach dem Marktplatze zu wenden, wo ein Meeting abgehalten werden sollte. Auf dem Wege dorthin stiessen die Demonstranten auf eine Militärabteilung unter Führung eines Offiziers; sofort wurde diesem das Wort abgenommen, dass er in keinem Falle die Waffe gegen das Volk richten werde. Nunmehr machte sich die Begeisterung in das Ereignis feiernden Worten Luft; unter dem Vorsitz eines Studenten F. hielt die auf Tausende angewachsene Demonstrantenmenge ein Meeting ab, das unter begeisterter Teilnahme aller Versammelten bis um sechs Uhr abends dauerte und die errungene Freiheit noch stärker zum Bewusstsein brachte. Trotzdem die frohgestimmten Scharen sich hierbei keinerlei Ausschreitungen erlaubten, bemächtigte sich der konservativen Elemente immer mehr ein gewisses Unruhegefühl. Die Beschuldigung wurde laut, die Demonstranten wären in das Gefängnis eingedrungen und hätten dort Waffen ent-

wendet, ja, sie hätten im Polizeigebäude die Fenster eingeschlagen. In Wirklichkeit hatten gemeine Verbrecher, die zugleich mit den politischen befreit worden waren, einige Scheiben zertrümmert, während der angebliche „Raub“ der Waffen darin bestand, dass drei oder vier Revolutionäre unter Hinweis auf die bevorstehende Gründung einer Stadtmiliz in Gegenwart eines Gefängnisaufsehers und ohne dessen Widerspruch einige Revolver an sich genommen hatten. Ein Pendant dazu bildet folgendes spätere Vorkommnis. Nach Beendigung des Meetings richteten Delegierte des Volkes an den im Zeughaus du jour führenden Offizier die Forderung, ihnen zu dem oben bezeichneten Zweck Waffen zu gewähren, wurden aber von dem Offizier mit der Bemerkung abschlägig beschieden, er sei Hüter des staatlichen Eigentums und werde es an niemand ausliefern. „Eher“ — fügte er hinzu — „werdet ihr meinen Kopf als die Waffen mitnehmen. Ich schiesse jeden nieder, der sich mir bis auf fünf Schritte nähern sollte.“ Zugleich gab er jedoch sein Ehrenwort als Offizier und Bürger, die Waffen gegen das Volk nicht zu richten und sie der Polizei nicht auszuliefern. Mit seiner Genehmigung wurde eine kurze Ansprache an die Soldaten gerichtet, um ihnen die Bedeutung des Ereignisses vom 17. Oktober zu erklären, worauf das Volk singend auseinanderging. Unterdes wurde die Situation immer beunruhigender. Schon schwirrte auch hier die überall wiederkehrende Beschuldigung, ein jüdischer sozialdemokratischer Jüngling habe das Zarenporträt zerrissen, in der Luft. Die Geister der Reaktion begannen sich zu regen. Zwar soll, wie erzählt wird, bereits am Vormittag, als die Menge vor dem Gefängnis stand, von unbekannter Hand eine weisse Flagge mit der Aufschrift „Mordet die Juden“ gehisst worden sein, doch nahmen die durch unaufhörliche Gerüchte geweckten Befürchtungen erst am Abend eine drohende Gestalt an, als der Vizeisprawnik einer im Klub versammelten Gesellschaft folgendes vom Gouverneur an ihn gerichtete Telegramm vorlas: „Ersuche um Militäranwendung zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Mache Sie auf Ihre Untätigkeit aufmerksam. Einige Rechte der Reichsduma sind erweitert, Witte ist zum Ministerpräsidenten ernannt.“ „Na also,“ fügte der Vizeisprawnik, der sich von den gewährten Freiheiten endgültig erholt hatte und seine traditionelle Polizeiseele wiederfand, hinzu: „Wo ist denn hier eine Konstitution? Jetzt mache ich keine Umstände mehr und lasse morgen das Militär von der Waffe Gebrauch machen. Mag ich auch meinen Posten verlieren, aber man wird mich in Erinnerung behalten.“ Er nannte Iwanow und Bogoljubow sowie den früheren liberalen Adelsmarschall Muchanow als die eigentlichen Urheber der „Unruhen“ und soll laut einigen unkontrollierbaren Aussagen hinzugefügt haben, er werde Nowosybkow „vom Blute überschwemmen lassen“. Also nach grossem Muster!

Durch die drohenden Symptome einer nahe bevorstehenden Katastrophe beunruhigt, hielten nunmehr Vertreter der sozialistischen Organisationen und der Semstwogruppe in derselben Nacht eine Sitzung ab, um über die Bildung einer Miliz zu beraten. Der sozialdemokratischen und der sozialrevolutionären Partei gehörten damals in Nowosybkow etwa 500 bis 600 Fabrikarbeiter, Handwerker und bürgerliche Elemente an, darunter etwa ein Viertel Russen, ausserdem zählte die zionistisch-sozialistische Gruppe gegen 125 organisierte Mitglieder, während der „Bund“ hier nur sehr schwach vertreten war und deshalb

kaum in Betracht kam. Schon ein Jahr vor dem Pogrom hatten die drei in Nowosybkow vertretenen sozialistischen Organisationen zwecks Bildung einer Selbstwehrorganisation eine Kommission eingesetzt. Deren Bemühen scheiterte jedoch an der Verweigerung materieller Unterstützung seitens der bürgerlichen Elemente, die den Missbrauch der Gelder befürchteten. Erst nach Ostern 1905 gelang es den zionistischen Sozialisten, 500 Rubel zu sammeln, die sie zur Anschaffung von Waffen verwandten. Es gelang ihnen auch, die sozialrevolutionäre Gruppe heranzuziehen, die die Verpflichtung übernahm, nötigenfalls zu der aus 40 sozialistischen Zionisten bestehenden Selbstwehr ihrerseits 70 Mann (darunter 40 Russen) zu stellen. Monate waren indes vergangen, und die revolutionäre Welle hatte alle Pläne einer jüdischen Selbstwehr weggeschwemmt. Je gewaltigere Siege die Freiheit errang, desto weniger wollte man an Pogrome glauben. Erst jetzt, angesichts der drohenden Gefahr, sollte nun die Frage der Selbstverteidigung wieder aufgenommen werden. Die in der Nacht versammelten Vertreter der Parteien fassten den Beschluss, von der Organisierung eines speziell jüdischen Selbstschutzes ganz abzusehen, sondern in Anbetracht des Umstandes, dass die Polizei die Herrschaft über die Stadt nicht mehr inne habe, eine Miliz aus 160 Organisierten zu bilden, die sich bereits am nächsten Tage des Morgens an bestimmten Punkten der Stadt einzufinden hätten. Ausserdem wollten die Sozialrevolutionäre aus den Dörfern bäuerliche Hilfskräfte zusammenbringen. Von dem für diesen Tag um 12 Uhr mittags angesetzten Meeting sowie von der vorher gehegten Absicht, den allgemeinen Streik als Protest gegen die Unzulänglichkeit der gewährten Verfassung zu proklamieren, beschloss man vorsichtshalber Abstand zu nehmen.

In derselben Nacht wurde auch von Vertretern der städtischen Selbstverwaltung und einigen anderen Personen eine Privatsitzung abgehalten, in der die Frage eines Judenpogroms besprochen wurde, wobei nur zwei Personen, der Bürgermeister Wolkow und der Hausbesitzer M. (dieser angeblich aus Furcht vor Demolierung seiner Häuser), sich gegen einen Judenexzess ausgesprochen hätten. Inzwischen wurde die Vorbereitung des Pogroms energisch betrieben. Schon am Abend des 18. konnte man in den Strassen aufgeregte Gruppen, oft bis 40 oder 50 Mann, sehen, unter denen eifrig gehetzt wurde. Die Juden hätten, so erzählten viele der unwissenden Menge, nichts geringeres im Sinn, als die Staatsrentei auszurauben, den Zaren umzubringen, den schon genannten Semstwomann Muchanow (einen eifrigen Konstitutionellen) zum Zaren und den Ingenieur F. zu seinem Gehilfen zu ernennen, die Bauern selbst aber zu Leibeigenen der Juden zu machen. Die Obrigkeit habe deswegen den B e f e h l erlassen, morgen zusammenzukommen, um die Juden abzuschlachten.

Diese unheilvolle Arbeit, die in der Nacht fortgesetzt wurde, zeitigte merkliche Früchte. Denn schon am frühen Morgen des nächsten Tages war auf dem Markte eine ausserordentliche Aufregung wahrzunehmen. Um sieben Uhr hatte sich bereits eine grosse Menge angesammelt, als nach einiger Zeit plötzlich d i e S t u r m g l o c k e e r t ö n t e und bald darauf der Vizeisprawnik L o b k o - L o b a n o w s k i in Begleitung des Schutzmanns Romanenko und einer aus etwa 100 Hooligans bestehenden Bande mit einem Trompeter an der Spitze erschien. Auf dem Sitze seines Wagens aufrecht stehend, wandte er sich mit einer Ansprache an das Volk. D i e G e r ü c h t e v o n d e r

Gewährung einer Konstitution seien erlogen, von unseren Feinden, den Juden, die unseren Zaren verleumden wollten, ersonnen. „Der gestrige Tag ist für sie, die Juden, ein Festtag gewesen, der heutige soll einer für euch, Brüder, werden. Lassen wir unseren Zaren nicht im Stich! . . . Was wollt ihr nun beginnen?“ — „Wir wissen es nicht! Saget uns!“ ertönte es aus der Menge, worauf er: „Das will ich euch anheimstellen —“ . . . Und seinen Stock erhebend, fügte er hinzu: „Haut auf die Juden los!“ Der Ruf fand Widerhall: „Die Juden haben unseren Zaren beleidigt,“ schrie die Menge. „Sein Porträt zerrissen.“ „Die Juden wollen keinen Zaren, wir aber wollen ihn!“ „Wir wollen nicht F. zum Zaren!“ „Nehmt die Stangen auf dem Wagen dort,“ rief der Vizeisprawnik, und mit lautem Hurra stürzte sich die Menge über den Wagen und sodann auf die vorübergehenden Juden und auf die auf dem Marktplatze gelegenen Geschäfte.

Bald darauf tauchte auf dem Marktplatze eine andere Polizeigestalt, der Polizeiaufseher Tscheboschkewitsch, in Begleitung eines Haufens von Plünderern auf; er winkte mit der Hand in der Richtung der Kaufläden, wo die Demolierung bereits vor sich ging. In diesem Augenblicke kam aus der Oeffnung der Budenreihe Nikolai Gostew gelaufen und schrie: „Heran, Leute!“ Die Menge unter Führung von Tscheboschkewitsch ging Gostew nach. Darauf erschienen Soldaten, die Tscheboschkewitsch auf dem Marktplatze aufstellte. Braucht erst gesagt zu werden, dass sie auch nicht einen Schritt taten, um dem Exzess zu steuern? Zu einem solchen Zweck hätte sie ein Polizeibeamter von Nowosybkow postiert? Sie durften sich wohl das Schauspiel ansehen und vielleicht nach Pogromsitte eingreifen, wenn eventuell die Selbstwehr anfangen sollte, das Vorhaben der Polizei zuschanden zu machen.

Allein von irgendwelchen Aktionen der frisch inaugurierten Miliz vernehmen wir sehr wenig. Zu spät organisiert, hatte sie offenbar gar keinen ausführbaren Plan und kam überhaupt nicht zur Geltung. Wir hören nur von einem winzigen Versuch eines Bruchteils der Selbstwehr, der aber misslang und zweien dabei das Leben kostete. Der Versuch ging von über zwei Dutzend Mitgliedern der Selbstwehr, der Abteilung der Zionisten-Sozialisten, der auch zwei Nichtjuden, ein Sozialrevolutionär und ein Sozialdemokrat, angehörten, aus. Indes noch ehe sie zum Sammelplatz vorzudringen vermochten, wurden fünfzehn von ihnen auf dem Wege einzeln verwundet und kampfunfähig gemacht. Ueber das weitere Schicksal dieser Gruppe, richtiger ihrer Ueberbleibsel, wird folgendes berichtet: Eine aus 12, nach anderen Behauptungen aus 16 Personen bestehende kleine Selbstwehrabteilung machte den Versuch, die Menge bei ihrem ersten Anfall zurückzuwerfen, was ihr auch durch die ersten Revolverschüsse gelungen war. Allein ihr Vorrat an Patronen war bald verbraucht, und die kleine Schar sah sich auf allen Seiten von Hooligans und Kosaken unter der Führung von Lobko-Lobanowski umzingelt, so dass ihr nichts mehr übrig blieb, als in der Flucht Rettung zu suchen. Nicht allen jedoch gelang es, zu entkommen: von der sie verfolgenden Menge eingeholt, wurden viele grausam, zwei der jungen Verteidiger in den Tod hinein misshandelt. „Aus dem Fenster der zweiten Etage,“ erzählt einer der Zeugen, „sah ich, wie der Telegraphenbote Stepan einen jungen Mann, der sich später als das Mitglied des Selbstschutzes

Kritschewski erwies, mit einer grossen, dicken Birkenstange niederschlug, bis derselbe bewusstlos hinfiel. . . . Ich habe gehört, wie Stepan sagte: „Der Jude ist krepiert“ . . . Ich habe vorher Stepan oft in seinem Uniformrock gesehen; an diesem Tage aber trug er einen weissen Bauernkittel.“ „Des Morgens am 19. Oktober sah ich, wie eine Menge Morduch Schapiro nachjagte; er hatte bereits einen grossen Vorsprung gewonnen, als ihm Andrei Sentschenko in den Weg trat und mit einer Stange auf die Beine schlug; Iwan und Nikolai Sentschenko schlugen ihn vollständig tot. Der jetzt herankommende Nikolaj Gostew trat den Unglücklichen mit Füssen, warf ihm einen in der Strasse liegenden Stuhl an den Kopf und ging weiter mit den Worten: „Mordet, Leute, die Juden!“ “ So übte denn die ganze Episode auf den Verlauf der Krawalle gar keinen Einfluss aus; es gelang nur einer Anzahl von ihnen, den Plünderern verschiedene geraubte Gegenstände wieder abzunehmen.

Der Eifer der Plünderer begnügte sich übrigens nicht mit der Vernichtung der Möbel und der Waren. „Mein Haus ist vollständig zerstört,“ lautete eine im wesentlichen typische Aussage: „Nicht nur alles, was drin war, sondern auch die Fenster, die Türen, die Oefen — alles ist zerschlagen, mit Beilen und Brecheisen zertrümmert; unser Silber und die Pelze sind gestohlen. Die Kasse brach man ca. vier Stunden nach der Reihe auf; alles Wertvolle wurde gestohlen, anderes, wie z. B. Wechsel ohne Zessionsaufschrift, Versicherungsquittungen, Kaufverträge usw., hat man dagelassen. Während der Plünderung fuhren Kosaken und der Gehilfe des Isprawniks Lobko-Lobanowski vorbei; sie boten der Zerstörung meines Hauses keinen Einhalt. In derselben Weise sind fast alle Häuser zerstört worden. In einem Hause sind sogar die Schornsteine beschädigt und eine eiserne Treppe heruntergerissen und zerbrochen worden. Vollständig zerstört sind die in entlegenen Strassen befindlichen armseligen Häuser und Kaufläden, die meist von Bettlern bewohnt waren. Kinderwiegen, Taburette und Stühle, die einzigen Möbel einer armen Wohnung, Nähmaschinen, das einzige Eigentum eines armen Schneiders, die letzten Instrumente der Handwerker sind zerstört worden.“

Es scheint den Plünderern nicht an einer gewissen Organisation gefehlt zu haben. So stellt ein Augenzeuge fest, dass die unter der Anführung von Kaufleuten, Händlern, Beamten stehende Menge in drei Gruppen eingeteilt war, deren jeder ein Zarenporträt vorangetragen wurde, das als Signal zu dienen schien: wenn die Plünderer angespornt werden sollten, wurde das Bild unter Hurrarufen hochgehoben; wenn die Arbeit einzustellen war, wurde es gesenkt. Die Anführer gingen voran, schlugen die Fenster ein; oft näherte sich Lobko-Lobanowski als erster demjenigen jüdischen Hause oder Geschäfte, das der Vernichtung preisgegeben werden sollte, und klopfte mit seinem Stock an dessen Tür. Die Soldaten und Kosaken standen dabei und riefen den Plünderern zu: „Arbeitet nur eifrig weiter, Brüder!“

Stockte der Pogrom auf einen Moment, so war gleich der Vizeisprawnik da und spornte die Leute zur Fortsetzung der Tat an. So, als die altgläubigen Kaufleute, von den Leistungen der Plünderer völlig befriedigt, ihnen ihren Dank abstatteten und sie baten, den Pogrom nun einzustellen, da „nur arme Juden geblieben sind“, eilte der empörte Lobko-Lobanowski hinzu und rief: „Hört nur nicht auf die da! Ich habe euch ja gesagt: fahret

ruhig fort!“ Die Zaghaften munterte er mit dem Zuruf auf: „Nehmt nur ruhig nach Hause, ihr werdet dafür nicht bestraft werden.“ Im Schuhwarengeschäft von Tebultaub befahl er dem Gesindel, „sich auf den Ladentisch zu stellen und jedem die passende Nummer zu geben.“

Lobko-Lobanowski stand mit seiner Pogrombegeisterung nicht einsam da. Abgesehen von der Schutzmannschaft, die, wie ein Schutzmann einem Zeugen mitteilte, vor dem Pogrom vom Vizeisprawnik fünf Rubel bekommen hatte, und dem schon erwähnten Polizeiaufseher Tscheboschkewitsch, stand ihm auch der Pristaw Rudnew zur Seite, der einem christlichen Zeugen, dem Sekretär F., schon lange vor dem Pogrom gesagt hatte: „Wenn der Krieg beendigt sein wird, werden wir mit den Demokraten abrechnen.“ Auch die weiblichen Angehörigen der Polizeibeamten scheinen zu ihrer Pogromstimmung beigetragen zu haben. Einer der Zeugen sah, wie die Frau des Isprawniks und dessen Tochter, die Frau eines Polizeiaufsehers, die Hände wie zum Gebet gefaltet hielten und laut riefen: „Wer Gott im Herzen trägt, haut die Juden nieder!“

Der Polizeiarzt Kamenski ging an der Spitze der Plünderer. Kurz, die gesamten bureaukratischen Sphären waren für den Exzess entflammt. Als ein Mitglied des Selbstschutzes den Oberst a. D. Schewernja fragte, wie er denn ruhig dastehen könne, während unweit geraubt und gemordet werde, da ward ihm die Antwort zuteil, dass dies alles nur die gerechte Strafe für „das Gestrige“ sei.

An Aufmunterung hat es also den Plünderern nicht gefehlt. Und um die Sache noch sicherer zu gestalten, bekamen die staatlichen Branntwein-Monopolgeschäfte, die scheinbar geschlossen waren, die Weisung, allen gerechten Wünschen Folge zu leisten. Wie die Monopolladenverkäuferin Sawlitzkaja aussagt, bezahlten auch die Leute gern den Branntwein und äusserten dabei, dass sie das Geld vom Viceisprawnik erhalten hätten. Auch die russischen Kaufleute, von denen zwei, P. und B., 1000 Rubel zur Inszenierung des Pogroms beigetragen hatten, sollen mit ihren Dankesgaben für die geleistete Arbeit nicht gegeizt haben.

Die Geistlichkeit tat, was in ihrer Macht lag: sie erteilte den Plünderern den Segen. So sah ein Augenzeuge, wie der Geistliche Kolmakow, vor der Türe seiner Wohnung stehend, die Exzedenten zur Ausrottung „der Techniker (der Schüler der Technischen Schule) und ihres Inspektors Rylow“ segnete, worauf sich die Menge zur Technischen Schule begab und die Auslieferung der „Demokraten“, die dem Porträt des Zaren ein Auge „ausgestochen hätten“, forderte. Erst nachdem den Hooligans das unversehrte Porträt des Zaren gezeigt worden war, entfernten sie sich. Gleich Rylow waren auch die russischen Intellektuellen Iwanow und Bagoljubow, sowie der jüdische Vertreter der lokalen Sozialdemokratie, F., zum Tode ausersehen, doch gelang es ihnen, zu entkommen. Die Menge drang in das Hotel, wo das spätere angesehene Dumamitglied Muchanow logierte, durchsuchte das Haus, bemerkte und verfolgte ihn später auf der Strasse, doch gelang es ihm, auf seiner Trojka in rasender Flucht dem Tode zu entrinnen.

Am Raube beteiligten sich die verschiedensten Elemente; es heisst gerüchtweise, dass selbst aus den Gymnasiallehrerkreisen einzelne zur Aneignung jüdischen Gutes herabsanken. Jedenfalls wurde dem Sohne eines Realschullehrers ein geraubter Mantel abgenommen. In den meisten

christlichen Häusern konnte man nach dem Pogrom geraubte Sachen finden. Mancher, der sich genierte, selbst zu rauben, beauftragte damit seine Dienstboten. „Was Wunder," meinte ein Mitglied der sozialrevolutionären Gruppe, „dass unsere Jungens beim Anblick dessen, wie sich alle bereicherten, sich verleiten liessen. Hätten es ja sonst andere genommen." In der Tat war die Zahl der sozialrevolutionären Massenelemente, die der Versuchung nicht widerstehen konnten, dem Beispiele ihrer Väter und Brüder zu folgen, und die sowohl am Raube als selbst auch an der Plünderung partizipierten, recht erheblich, wie denn überhaupt die Anteilnahme der Arbeiter (so der Fabrik Wolkow) am Pogrom zusammengenommen offenbar sehr bedeutend gewesen sein muss. Sogar aus den Reihen der organisierten Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre liessen sich einzelne[1]) Arbeiter, wie von lokalen Parteiaktiven zugestanden wird, zur Plünderung hinreissen. Zu der grossen Menge der städtischen Plünderer gesellten sich noch die Bauern. Diese kamen aus den umliegenden Dörfern mit leeren Wagen, luden auf und fuhren heim, ruhig, in der berechtigten Ueberzeugung, dass die Plünderung des jüdischen Vermögens von der Obrigkeit erlaubt sei.

Hatte doch die Polizei ihrerseits alles getan, um der Menge diese Ueberzeugung beizubringen. Diese sah die Hüter der Ordnung unter ihren Anführern, Kosaken und Soldaten gleichsam zu ihrem Schutze postiert. Als einmal während der Plünderung der oberen Budenreihe der Ruf ertönte: „Die Kosaken werden gleich schiessen" und die Menge sich zu zerstreuen begann, wurde sie gleich mit der Beruhigung zurückgerufen: „Kommt zurück, die Soldaten werden nicht schiessen, sie ergreifen unsere Partei!" Auf Schritt und Tritt konnten die Exzedenten eine Bestätigung ihrer Ansicht finden. Einer der Zeugen fasste einen Kerl, der einem Realschüler mit einem Brecheisen einen Hieb versetzt hatte, und führte ihn zum Viceisprawnik; dieser begnügte sich damit, dem Plünderer die nationale Flagge und das Brecheisen abzunehmen, verhaftete ihn jedoch nicht. Der empörte Augenzeuge sagte sodann: „Wie, hier steht ein Mörder und Plünderer, und Sie lassen ihn ruhig davonziehen?" Da rief der Viceisprawnik: „Kowalew, Kowalew!" Der zur Seite getretene Plünderer grüsste und schmunzelte. Solche vielsagenden Szenen finden wir überall unter den Aussagen der Augenzeugen zerstreut. Kein Wunder, dass die Hooligans später, als das Gerücht von bevorstehenden Verhaftungen aufkam, sich empört zeigten. „Sollte man uns verhaften," meinten sie, „oder uns die Sachen nehmen, so werden wir gegen die Polizei aussagen: sie selber hat uns ja verholfen, zu plündern, und nun uns verhaften?" Die Polizei weigerte sich auch aus diesem Grunde, Haussuchungen vorzunehmen.

Dem Verhalten der lokalen Behörden entsprach völlig dasjenige der höheren Administration. Auf die an den Gouverneur von den Juden gerichtete Depesche kam eine Antwort an die Polizei, man möge doch die staatlichen Gebäude schützen. Und die Polizeibeamten liessen sich nicht, wie wir gesehen haben, den Wink

---

[1]) Von einer ortsansässigen Sozialrevolutionärin wurde sogar die abnorme Zahl von 40 organisierten Sozialrevolutionären, die an der Plünderung teilgenommen hätten, genannt. Doch ist diese Angabe von anderen Parteiangehörigen aufs entschiedenste bestritten worden und dürfte wohl auch äusserst übertrieben sein, bezw. auf einer Vermengung der „organisierten" Arbeiter und der der sozialrevolutionären Partei nahestehenden Elemente beruhen.

zweimal wiederholen. In einer Stadt, die ausser dem Gehilfen des Isprawniks, dem Pristaw und den vier Polizeiaufsehern damals über 20 Schutzleute, 50 Kosaken und eine Abteilung Militär verfügte, wurde nicht der geringste Versuch zum Schutze der Geplünderten und Gemordeten gemacht. Wo sich die Soldaten und Kosaken nicht selbst am Raube beteiligten, da standen sie ruhig da und sahen der Plünderung zu. Ein grosses, reiches Geschäft (von P.) wurde von drei Hooligans in Anwesenheit von fünf bis sechs Schutzleuten ausgeraubt!

Mit der Aufführung der Behörden während des Pogroms stand ihr späteres Verhalten völlig im Einklang. Als der Untersuchungsrichter den Gouverneur um die Erlaubnis anging, Lobko-Lobanowski angesichts seiner offenen Teilnahme am Pogrom zu verhaften, wurde er mit der Begründung abgewiesen, dass dies das Prestige der Polizei in den Augen der Gesellschaft zu sehr herabsetzen könnte. . . .

Diesem verbrecherischen Gebaren der Administration und der Militärbehörde ist leider fast nichts Tröstliches von seiten der städtischen Selbstverwaltung, der Einwohnerschaft überhaupt oder auch nur der Gebildeten entgegenzustellen. Ihr Verhalten war, die paar Liberalen ausgenommen, im grossen und ganzen völlig indifferent. Die Duma liess nicht einmal eine ausserordentliche Sitzung zur Beratung der aussergewöhnlichen Ereignisse anberaumen. Die Vorsteherin des Mädchengymnasiums schickte bei der ersten Kunde vom Pogrom die Schülerinnen nach Hause und setzte auf diese Weise die jüdischen Kinder der tödlichen Gefahr aus. Einige Hausbesitzer suchten ihre jüdischen Mieter zu schützen, wohl aber mehr von der Absicht geleitet, ihre eigenen Häuser vor Demolierung zu wahren. Eine Ausnahme in der Geistlichkeit bildete das geistliche Haupt der Altgläubigen, der den Versuch machte, dem Pogrom Einhalt zu tun, aber vom Bürgermeister darauf aufmerksam gemacht wurde, dass es nicht seine Sache sei. So gibt es im allgemeinen kaum irgendwelche Lichtpunkte in der Nowosybkower Tragödie.

Für die Juden war, abgesehen von der deprimierenden Stimmung und unsagbaren Panik, das reale Ergebnis des Pogroms ein fürchterliches. Sie hatten zwei Tote (A. Kritschewsky und B. Schapiro, beide Zionisten-Sozialisten) aus der verunglückten Selbstwehr zu beklagen, während andere 19 Personen (15 Z.-S. und 4 S.-D.) verwundet waren. 237 Läden und Magazine, 3 Druckereien, 7 Gasthäuser, 1 Bankgeschäft, 8 Bierhallen, 8 Bäckereien, 1 Technisches Bureau und eine Menge Handwerksstätten und Wohnungen waren völlig ausgeplündert worden. In der nur ca. 4000 Juden zählenden Stadt erlitten gegen 900 Familien den unerhörten Schaden von über 1 800 000 Rubeln. Die gesamte jüdische Bevölkerung wurde aufs ärgste getroffen, und die Stadt glich einem Trümmerhaufen.

Oster

Gesamtbevölkerung (1897) 5370, Juden 1596.

Die Kreisstadt Oster liegt, wie ihre nur 17 Werst entfernte Nachbarin Koseletz, im allgemeinen abseits vom Leben. Der Dampf, der die Welt umgewälzt hat, ist von beiden Ortschaften ferngeblieben. Trotz dieser Aehnlichkeit wurde immerhin zwischen den benachbarten Provinznestern des Gouvernements Tschernigow stets scharf unterschieden:

galt doch Koseletz als judenfreundlich, Oster als judenfeindlich; da kam die Pogromepidemie und glich sie beide im wesentlichen aus.

Es ist sogar sehr belehrend, dass Oster trotz seiner reaktionären Bevölkerung einen nur ganz unwesentlichen Exzess aufzuweisen hat, während für Koseletz die unheilvollen Tage des Oktober mit schweren und nachhaltigen Folgen verbunden gewesen sind. Offenbar reicht auch in gutgesinnten, friedlichen Orten der Antagonismus von Bevölkerungsteilen gegen die Juden in Verbindung mit der verbrecherischen Initiative der offiziellen Ortsgewaltigen meist aus, um einen Pogrom zu veranstalten, während umgekehrt der Wille der entscheidenden Obrigkeit stets und überall den Exzess zu hemmen vermag. Auch in Oster ging der Krawall wie nach Vorschrift los. Nachdem eine „patriotische Manifestation" abgehalten war, machten die Rädelsführer, junge Burschen, einen Rundgang durch die jüdischen Wohnungen, erpressten von deren Insassen grössere oder kleinere Summen (bis zur Höhe von 600 Rubeln) und schritten sodann, zunächst auf keinen Widerstand stossend, zur Demolierung der Läden. Dieser schwache, von den kühn gewordenen Exzedenten in der Nacht gemachte Anfang sollte allerdings nur ein Präludium zum eigentlichen Pogrom, der für den kommenden Tag unabwendbar schien, sein. Es geschah indes anders, einzig und allein, weil der Isprawnik entschlossen war, den Krawall energisch zu hintertreiben.

Als nämlich der Exzess begann, befand sich der Isprawnik gerade ausserhalb der Stadt, während sein Gehilfe und die sonstigen Polizeichargen das Spiel schweigend geschehen liessen. So hatten diese aufmunternde Passivität der Behörden und die offen betriebene Hetzarbeit — namentlich seitens eines Kaufmanns Tsch., der unter den Bauern agitierte, sie mit Branntwein traktierte und noch mit Geldgeschenken zur lohnenden Arbeit anspornte — zum Morgen bereits alle Pogromelemente konsolidiert und zu einer gewaltigen Masse anschwellen lassen. Neben den schon in der Nacht erprobten aktiven Exzedenten, darunter Steinhauern und Seilern, hatten sich auch die vorsichtigeren Elemente, namentlich aber Tausende von Bauern, mit Brecheisen und Aexten ausgestattet, aus den umliegenden Dörfern zwecks Plünderung eingefunden. Oster sollte dem Schicksal der anderen Städte verfallen. Unterdes war jedoch der pogromgegnerische Isprawnik zurückgekehrt, und mit einigen Soldaten jagte er die tatenlustige Menge auseinander und drängte die Bauern bis an den Ortsfluss Desna. Ohne eine Salve abzugeben, ohne eine Wunde beizubringen, machte er aus der Tragödie eine Farce.

So waren die Juden von Oster, deren geringer Schaden — etwa 3000 Rubel — durch Unterstützungsgelder ersetzt wurde, mit dem Schrecken davongekommen. Allein auch für sie waren diese Tage ernster Natur. Lernten sie doch während der Zeit die Gesinnung ihrer Nachbarn, die sich sonst nur bruchstückweise kundgab, gründlich kennen. Als nach dem Misslingen des Pogroms am 26. Oktober eine ausserordentliche Versammlung der Stadtduma stattfand, hatten die Juden überhaupt keinen Zutritt. Wie sich später herausstellte, wurden hier in diesem Moment, also zu einer Zeit, da die Judenheit ringsherum aus tausend Wunden blutete, Meinungsäusserungen laut, dass man nach Massnahmen suchen müsse, um das verderbliche Element, die Juden, loszuwerden. Nicht einmal zu einem Schein des Schamgefühls konnten sich die betreffenden Stadtväter aufschwingen.

Auch nach einer anderen Seite sollten die Juden von Oster den Ernst des Lebens erkennen: die aufregenden Tage hatten einen Keil in ihre Mitte getrieben. In dieser kleinen Gemeinde beteiligten sich die Juden an zwei fundamental entgegengesetzten Kundgebungen, an einer Strassendemonstration für die Freiheit und an einer „patriotischen" Manifestation. Als nämlich die Nachricht vom Oktobermanifest anlangte, ging zunächst eine entsprechende Demonstration vor sich, die zum grösseren Teil aus politisch reiferen Juden bestand; waren ja schon in dieser Stadt neben der zionistischen Organisation auch Versuche einer sozialdemokratischen Propaganda zutage getreten. Bei dieser Demonstration geschah es, dass ein rotes Banner mit der Aufschrift „Konstitution" von Hand zu Hand wanderte und so auch an einen Juden überging. Letzterer Umstand rief innerhalb der reaktionären russischen Ortsbevölkerung grosses Aergernis hervor, und Stimmen wurden laut: „Heut seid ihr die Herren, aber morgen wird man euch hauen." Solche Aeusserungen schwirrten den ganzen Tag durch die Luft.

Als nun am nächsten Tag die Gegenkundgebung, die patriotische Manifestation, kam, fand sich eine erhebliche Anzahl von angsterfüllten und wohl auch politisch konservativen Juden, die sich der Manifestation anschlossen. Sie vergassen ganz und gar, dass diese „patriotischen Manifestationen" sowohl ein Symbol für die Pogrome als auch die wirkliche Einleitung dazu zu bilden pflegen, und beschimpften somit ihre Brüder, ja, sich selbst. Es mag ein groteskes Schauspiel gewesen sein, diese Juden, die in panikartiger Stimmung vor dem drohenden Unheil sich befinden und ihres Lebens nicht sicher sind, mit den potentiellen Exzedenten vereint den Rummel einer „patriotischen Manifestation" mitmachen zu sehen. Gewiss, in den Seelen dieser jüdischen „Patrioten", die nicht nur in Oster, sondern auch in einer Reihe anderer Städte an die Oeffentlichkeit traten, gab es sicherlich Leid und Qual; nicht nur die Furcht vor den bevorstehenden Ereignissen, sondern vielleicht auch der Protest gegen diejenigen ihrer politisch dissentierenden Brüder, die in die Reihen der Freiheitskämpfer gingen und für sie zur Gefahr wurden, drängten sie zu denen, deren traditionelles Leben sie kannten, zu denen sie sich in manchen Auffassungen hingezogen fühlten. Aber gerade bei dieser Gelegenheit sollten sie den ganzen Abstand, der sie von diesen Stützen der Vergangenheit trennt, mit eigenen Augen erschauen. Der Uebergang der Manifestanten zu Pogromlern sollte ihnen zeigen, dass es sich nicht um Stimmungen, sondern um Instinkte handelte. Was für ein Katzenjammer musste da eintreten!

Rjepki

Der Flecken zählt gegen 3000 Einwohner, von denen etwa ein Drittel Juden sind. Nach übereinstimmender Aussage verschiedener Zeugen brach hier der Pogrom durchaus nicht unerwartet aus. Die auf die Inszenierung des Pogroms gerichtete Tätigkeit des Pristaws B i b i t s c h, des Dorfschulzen T s c h i n i d a und einiger freiwilliger Helfer musste auch den Juden auffallen. Dem Zeugen G. wurde von seinem christlichen Wächter erzählt, dass am Sonntag, den

23. Oktober, in der Wohnung des Pristaws eine Sitzung stattgefunden hätte, in der die Veranstaltung des Pogroms beschlossen worden wäre. Als Mittel dazu dienten verleumderische Gerüchte über Schändungen der christlichen Heiligtümer, die Kiewer und andere auswärtige Juden begangen haben sollten. Der Zeuge Z. erzählt, dass der Pristaw, der allerdings dabei etwas angetrunken war, einen Bauern direkt aufgefordert habe, seine Kameraden zu versammeln und auf die Juden loszugehen. Vom Schulzen Tschinida erhielt ein Bauer Schnaps mit der Aufforderung, dafür auch tüchtig zu arbeiten, d. h. die Juden zu plündern. Diese Massregeln, die die Juden zur Abwendung der ihnen drohenden Gefahr ergreifen wollten, wurden meist vereitelt. Der Bäcker T. engagierte acht Bauern, die es gegen Bezahlung übernahmen, sein Haus zu bewachen. Die Erfahrungen an anderen Orten hatten gelehrt, dass eine solche Bewachung gewöhnlich vollständig ausreichend sei. Zwei Stunden vor dem Pogrom kam aber der Schulze heran und jagte die Bauern auseinander. Derselbe Schulze erzählte den Bauern, er hätte eben seinen Bruder in Tschernigow besucht, und dieser, ein Geheimagent der Polizei, habe ihm erzählt, dass man jetzt die Juden straflos hauen und plündern dürfe.

Der wohl vorbereitete Pogrom gelang auch sehr gut. Der 25. Oktober war ein Markttag, an dem eine Menge Bauern in Rjepki zusammenzuströmen pflegt. Merkwürdig war es, dass sich hier auch Masljukow einfand, ein Bauer, der beim Pogrom in Kiew zugegen gewesen war und bereits einen Pogrom im benachbarten Dobrjanka zustande gebracht hatte. Alle jüdischen Läden und Häuser wurden geplündert und zertrümmert. Die meisten Juden (nach Angabe des Hilfskomitees 286 Familien) wurden total ruiniert.

Es lässt sich leicht denken, wie sich die Polizei verhielt. Der Pristaw zog es vor, sich zu drücken, um nicht von den Juden belästigt zu werden. Die nach Rjepki beorderten Soldaten wurden vom Landhauptmann Trisnoi abgefangen und zur Bewachung seines Gutes verwendet. Erst auf Vorhaltungen und Drohungen liess sich Trisnoi abends herbei, mit den Soldaten nach Rjepki zu kommen.

Trotzdem die geschilderte Urheberschaft des Pogroms ausser Zweifel steht, wird sie doch die gerichtliche Untersuchung schwerlich festgestellt haben. Wurde sie doch schon an und für sich nach dem Pogrom, wie üblich, äusserst flau und ungeschickt geführt. Andererseits aber waren die Juden derart eingeschüchtert, dass sie es nicht wagten, Aussagen zu machen, die den Behörden unangenehm sein könnten. Viele Juden hatten während des Pogroms aus der Ferne gesehen, wie ihre Häuser und Läden geplündert wurden, und erkannten auch deutlich die einzelnen Plünderer, deren Namen sie genau angeben könnten. Und doch zogen sie es vor, nicht gegen sie zu klagen, da sie wissen, dass sie sich damit nur Unannehmlichkeiten zuziehen würden, ohne mit diesen Klagen etwas zu erreichen.

Semjonowka

Gesamtbevölkerung ca. 18 000, Juden ca. 1500.

Der Flecken Semjonowka besitzt die administrativen Einrichtungen eines Kirchspiels: die Wolostverwaltung und die Wolostversammlung oder den „S'chod". Dieser Umstand hat nicht selten in der Ge-

schichte der dortigen Juden eine traurige Rolle gespielt. Ausweisungen jüdischer Familien, Verbote, das Vieh der Juden auf der gemeinschaftlichen Trift weiden zu lassen, standen immer auf der Tagesordnung des S'chods.[1]) Verspürte nämlich der Polizeigewaltige des Orts, der Urjadnik, etwa ein Polizeikommissar, den Wunsch, ein ansehnliches Sümmchen zu erlangen, so besann er sich auf das Gesetz „über das Wohnrecht der Juden ausserhalb der Städte und Flecken" und beantragte beim S'chod die Ausweisung des Betreffenden. Die Erlangung entsprechender Beschlüsse bedurfte niemals schwerer Anstrengungen, denn die Beziehungen der Christen den Juden gegenüber waren hier nie freundliche gewesen.

Seit den Kischinewer Tagen wurde das Pogromgespenst zur ewigen Qual der Juden von Semjonowka. Einmal schien bereits die Gefahr so nahe gerückt, dass man Militär requirierte. Zudem hatten sich in den letzten Jahren überhaupt die Beziehungen der Semjonowkaer Christen zu den Juden zusehends verschlechtert. Semjonowka ist ein reicher Ort, und die christlichen Kaufleute, in deren Händen der Getreidehandel im grossen konzentriert ist, erfreuen sich grosser Wohlhabenheit; arme Familien gibt es hier unter den Christen wohl überhaupt nicht. Auch die Juden, die hier Kleinhandel betreiben, kannten keine Not. Durch die günstigen Absatzmöglichkeiten angelockt, liessen sich hier aber in letzter Zeit mehrere jüdische Kapitalisten nieder, deren Konkurrenz ganz besonders den Hass der christlichen Kaufleute entfachte. Der jeweilige Landhauptmann sowie die Polizei trugen das Ihrige zur Nährung der Antipathie und des Misstrauens bei, und die judenfeindliche Literatur der neuesten Hetzepoche, die auch hierher gelangt war, brachte auf diesem ergiebigen Boden reiche Früchte. Im August 1905 schien ein Pogromausbruch wieder unabwendbar, so dass abermals 20 Kosaken aus Nowosybkow herbeigeholt wurden, aber auch dieses Mal ging noch der blutige Kelch an Semjonowka vorüber.

Die Erstarkung der Freiheitsbewegung goss neues Oel in das Feuer. „Das sind nur die Juden, die die Freiheit verlangen," predigte von der Kanzel der Pope Semjon, „alle Christen müssten sich vereinigen und die Juden ausstossen!" Die Gemeinde nahm sich die Lehre zu Herzen. „Wir werden euch schon Gleichberechtigung zeigen!" sagten oft mit sarkastischer Betonung die Ortsinsassen ihren jüdischen Nachbarn. Daneben wurde eine regelrechte Pogromagitation betrieben. Ringsum auf dem Lande waren es Zugereiste aus Semjonowka, die die Vorbereitung der Bauern übernommen hatten. So treffen wir im Dorfe Karpowitschi zwei junge Leute aus Semjonowka, den Realschüler Chomutow und den Sohn des reichen Bauern Tschwan, in dieser Rolle, während im Flecken selbst die Leitung in den Händen ihrer Väter und einiger reichen Kaufleute sich befand. Die Vorberatungen fanden beim Manufakturisten Morosow statt. Die Kaufleute Barssukow und Samochwal verteilten Patronen unter die Plünderer, während Nikolaj Rinditsch und Stefan und Daniel Churgenok sich direkt an die Spitze der schlimmsten Räuberbanden stellten. Im Laden des Kaufmanns Mratschenko beobachtete der Zeuge M. etwa 14 Tage vor dem Pogrom eine etwas angeheiterte Gesellschaft, die sich über die Notwendigkeit, „alle Juden in Semjonowka abzuschlachten", unterhielt. Dasselbe Thema erörterte der Schutzmann Kajdasch vor einigen Bauern in der

[1]) Schon seit Beginn der achtziger Jahre, da ein Pristaw in judenfeindlichem Eifer es herausgefunden hatte, dass Semjonowka nicht die Befugnisse eines Fleckens besitze.

Gegenwart des Zeugen I. G.: alle Juden, ohne Ausnahme, behauptete er, müssen ausgeschlachtet und erschlagen werden, damit „kein einziger in Semjonowka bleibe". Allen voran standen aber anscheinend der Vorsteher und einige Angestellte des örtlichen Post- und Telegraphenbureaus. I. A. war Zeuge folgender Szene: „Werden Sie unterschreiben, meine Herren?" fragte der Bote Kekuch den Gehilfen des Vorstehers, den Telegraphisten Chomenko und den Postboten Golik, und auf die verneinende Antwort des letzteren fügte er hinzu: „Wir werden schon auch ohne Sie fertig werden, es gibt bereits über 1000." Als der Zeuge ihn um Auskunft bat, zu welchem Zweck er denn die Unterschriften sammle, antwortete er zuerst, es handle sich um eine Kollekte, dann: „um die Verbesserung unserer Lage" und versetzte schliesslich: „Es geht weder mich noch Sie an!" In der Gegenwart der Zeugin Wera R. bat ein Bauer den Postvorsteher, auch ihn „einzuschreiben", worauf jener mit einem kurzen Lachen erwiderte: „Nicht nötig! Wir haben bereits über 1000." Als einige Wochen später der Zeuge A. dem Postboten Golik begegnete und ihm auf den Kopf sagte: „Sag mal, gehörst du auch dem „Schwarzen Hundert" an?", antwortete dieser: „Nein, ich habe meine Unterschrift verweigert!"

Am Sonntag, den 23., erreichte die Spannung aller Einwohner eine solche Höhe, dass eine Explosion unvermeidlich wurde, und zwar war der nächste Tag, in Semjonowka ein Markttag, ganz besonders besorgniserregend. Die Juden wandten sich daher an den Urjadnik mit dem Ersuchen, Massnahmen zu ihrem Schutz zu treffen. Unter dem Vorwand, ohne eine schriftliche Eingabe nicht vorgehen zu können, wies der Urjadnik die Bitte ab. Nun wurde eine schriftliche Erklärung eingereicht, worauf der Urjadnik folgende dringende Depesche an den Isprawnik aufsetzte: „In Semjonowka ist ein Pogrom unvermeidlich. Sendet Schutz. Depeschiert Anordnungen." Die Antwort lautete: „Nachdem es begonnen, telegraphieret, werde senden." Vorläufig aber blieb der Ort, in dem eine gewaltige, von den schrecklichsten Absichten beseelte Bauernschaft über die verhältnismässig nur geringe jüdische Bevölkerung jeden Augenblick herzufallen drohte, ohne jeglichen Schutz, zumal da auch die Juden selbst trotz der ewigen Pogrombefürchtungen keine Vorsorge in dieser Beziehung getroffen hatten. Die jüdische Jugend dieser gegen 1500 Juden zählenden Ortschaft war in keiner Partei organisiert. Nur etwa 15 Juden gehörten der Ortsgruppe der sozialdemokratischen Iskrapartei an, die hier im allgemeinen über 200 Mitglieder verfügte, so dass Semjonowka sogar in einer extra zu diesem Zweck vom Komitee zu Homel herausgegebenen Proklamation als ein hervorragender Punkt gepriesen wurde. Am 23. fand eine Massenversammlung im Walde statt. Ein jüdischer Redner, der über den Pogrom in Nowosybkow berichtete, machte auf die Versammelten einen starken Eindruck, und als er am Schluss seiner Rede auf den Knieen, mit Tränen in den Augen, den Eid abforderte, dass im Falle eines Pogroms in Semjonowka alle Genossen, sei es auch unbewaffnet, wie ein Mann die Juden beschützen würden, ertönte in der Versammlung ein einstimmiges „Ja".

Die für den 24. gehegten Befürchtungen hatten sich als nur allzu begründet erwiesen. Ohne jeden äusseren Anlass begann gegen 1 Uhr mittags die Plünderung. Die Semjonowkaer selbst blieben noch vorläufig standhaft und überliessen die Arbeit den Bauern der nächsten Dörfer, Karpowitschi und Chotjejewka, die mit Hurrarufen einige jüdische

Läden und Wohnungen überfielen, während die Ortsansässigen neugierig zuschauten. Später besannen sie sich, und als sie merkten, dass die Ankömmlinge, die in die Luft schossen, keine Patronen mehr besassen, trieben sie sie unter dem Einfluss der Demokraten auseinander und verjagten sie aus der Stadt. Einer der Markthelden wurde sogar festgenommen, aber am nächsten Tag vom Urjadnik freigelassen. Da die Zahl der Plünderer nicht gross war und die Plünderung nur zwei Stunden gedauert hatte, waren im ganzen nur fünf jüdische Geschäfte ausgeraubt und den Juden Verluste von 30 000 Rubel zugefügt.

Allein diese erste Kraftprobe war nur ein harmloses Präludium zu der erschütternden Tragödie, die nach wenigen Tagen sich hier abspielen sollte.

Die Kosaken, die man, laut Verordnung des Isprawniks, erst bei Beginn eines Pogroms herbestellen durfte, waren natürlich viel zu spät angelangt. Sie kamen am Dienstag, während die Plünderung am Montag stattgefunden hatte, übernachteten in Semjonowka und verliessen am Mittwoch wieder den Ort. Inzwischen hatten sich die Pogrombefürchtungen keineswegs gelegt; im Gegenteil, die Stimmung wurde mit jeder Stunde düsterer. Mittwoch erschien der Urjadnik bei dem Juden Lurje und teilte ihm mit, dass die Stimmung in den Massen für die Juden eine sehr gefährliche sei, dass 17 der 20 am Vorabende angelangten Kosaken auf Befehl des Isprawniks nach Ronsk abgesandt werden müssten, und ersuchte Lurje, sich selbst zum Isprawnik nach Nowosybkow zu begeben. Des Morgens wurde nunmehr der Isprawnik nochmals telegraphisch um Hilfe angegangen, und am Abend begab sich im Namen der Juden der genannte Lurje zu demselben Zweck nach Nowosybkow. „Der Isprawnik Galkowsky empfing mich im Korridor des Hotel Warschau, wo er sich gerade beim Staatsanwalt aufhielt,“ berichtet Lurje. „Als ich ihn mit Tränen anflehte, uns Schutz zu senden, da nun die Gefahr nicht nur unserem Vermögen, sondern auch unserem Leben drohe, sagte er: „Was wollt ihr denn eigentlich? Es ist ja vorläufig alles ruhig. Als ein Pogrom begonnen hatte, hat man doch die Plünderer verjagt. Zur Beruhigung eurer Nerven kann ich kein Militär hergeben.“ Und er schloss mit dem Vorwurf, dass die Kosaken in Semjonowka nicht gut untergebracht worden seien.“

Am 27. wurde der S'chod einberufen, und der Landhauptmann Lipnitzki erklärte der Versammlung den Inhalt des allerhöchsten Manifests. Als das Wort von der Gleichberechtigung der Juden gefallen war, schrie die Menge: „Wir wollen keine Juden haben, wir werden schon mit ihnen abrechnen.“ Der Wolostälteste stellte den Antrag, eine Miliz zum Schutze der Juden zu gründen, was sofort mit der grössten Entschiedenheit abgelehnt wurde. Als aber einer der Anwesenden die Frage aufwarf, wie man sich im Falle eines Ueberfalls auf die Russen selbst verhalten werde, antwortete man einstimmig: „Dann werden wir alle für jeden wie ein Mann eintreten.“ Der Schuhmacher Damaslinez, ein Trunkenbold, aber ein Mensch, der auf die Menge einen grossen Einfluss auszuüben verstand, wandte sich mit folgenden Worten an die Versammlung: „Jetzt ist die Freiheit gewährt worden, und wir können unsere Gedanken aussprechen und sagen: Wir werden es nicht zulassen, dass die Juden Rechte erlangen sollen.“

Unter den Juden verbreitete sich das Gerücht, dass auf dem S'chod der Beschluss gefasst worden sei, alle Juden auszuschlachten. Das Wort „ausschlachten“ schwirrte tatsächlich in der Luft. Kornej

Chomutow, der gleich nach dem ersten Pogrom sich unbefriedigt zeigte, sagte dem Zeugen E. B.: „Es genügt nicht, die Juden zu plündern, sie müssen ausgeschlachtet werden, so dass kein einziger am Leben erhalten bleibe.“ „Freitag wollen wir alle Juden schlachten, Sonnabend hängen“, hörte die Zeugin E. G. zwei reiche Semjonowkaer verabreden, und ähnliches vernahmen viele andere Zeugen in mannigfaltigen Variationen. Die Kunde, dass der Landhauptmann noch vor dem S’chod seine Sachen auf acht Fuhren nach der Bahnstation befördert und gleich darauf auch selbst Semjonowka verlassen hätte, trug nicht wenig zur Erregung der Gemüter bei.

Wiederum war es Montag, der nächste Markttag, der den Juden besondere Furcht einflösste. In fieberhafter Aufregung klopften sie überall bei den Behörden an, um sie zu irgendwelchen Massnahmen zu bewegen. Nachdem das Telegramm an den Isprawnik und der Besuch bei ihm erfolglos geblieben waren, sandten sie am Donnerstag um 5 Uhr nachmittags an den Gouverneur Chwostow eine Depesche, die folgenden Wortlaut hatte:

„An Seine Exzellenz, den Chef des Gouvernements Tschernigow. Ein Teil von Semjonowka ist ausgeraubt und von Agrarunruhen beherrscht. In der Furcht vor Blutvergiessen ersuchten wir den Isprawnik um Schutz und erhielten den Bescheid, Ihre Exzellenz um Verfügungen anzugehen. Angesichts Unaufschiebbarkeit bitten wir um dringende Anordnungen.“ Es folgten jüdische und russische Unterschriften. Man hoffte noch die ersehnte Hilfe abwarten zu können. Doch kam das Schreckliche, vielleicht durch den Umstand beschleunigt, dass die Juden ihre Waren zu verstecken und abzuführen begonnen hatten, früher, als man allgemein erwarten konnte.

Noch an demselben Abend des 27. begannen die Glocken gegen ½11 Uhr, wie während einer Feuersbrunst, zu läuten. Feuer war anfangs überhaupt nicht zu merken, erst nach einiger Zeit schlug die Flamme aus dem Innern der Kirche hervor. Also kein Zweifel mehr: von der verruchten Hand eines Provokateurs angelegt, sollte das Feuer die noch Zögernden gegen die Juden aufhetzen. Das Verhängnis nahte. Unter der an der brennenden Kirche versammelten Menge kochte und brodelte es. Fürchterliche Drohungen ertönten: „Nehmt Beile und alles, was gerade bei der Hand ist!“ schrie der Kaufmann Barssukow, „und haut alles nieder, was unter die Hand kommt!“ An das Hab und Gut war nicht mehr zu denken, die nächtliche Veranstaltung war sichtlich auf das Leben abgesehen, und es galt nur, auf irgendeine Weise sich und die Seinigen zu retten.

Nur noch wenige Minuten verstrichen, und die meisten Einwohner von Semjonowka waren in Plünderer und Mörder verwandelt. Kaufleute, Kleinbürger, Bauern, Handwerker, Gesellen und Arbeiter, selbst organisierte Iskramitglieder, deren Zahl allerdings in verschiedenen Aussagen zwischen 3 und 20 schwankt[1]), beteiligten sich mit gleichem Eifer an dem unheimlichen Ueberfall. Wohlhabende, ja steinreiche Leute arbeiteten so eifrig mit, dass mancher von ihnen

[1]) Ueber drei soll jedenfalls nach dem Pogrom von ihren Genossen ein Boykott verhängt worden sein. Einer der Augenzeugen versichert, gehört zu haben, wie ein russischer Sozialdemokrat, der bereits eine viermonatliche Freiheitsstrafe hinter sich hatte, während der Plünderung, an der er sich eifrig beteiligte, geschrien haben soll: „Juden haben mich zum Sozialdemokraten gemacht und ins Gefängnis gebracht — nieder mit den Juden.“ Dagegen waren während des ersten Pogroms einige Demokraten diejenigen gewesen, die als erste an der Verjagung der Plünderer mitgewirkt hatten.

später direkt Niederlagen aus den geraubten Sachen zum Verkauf errichten konnte. Alle jüdischen Geschäfte und Häuser, alle jüdischen Wohnungen, mit Ausnahme von drei in christlichen Häusern befindlichen, die beiden Synagogen wurden ausgeraubt, demoliert, vernichtet, geschändet. Und doch war und blieb dies alles Nebensache. Das Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Juden in ihren Verstecken aufzufangen und sie auf bestialische Weise zu ermorden. In kleine Gruppen geteilt, ging man, mit Laternen versehen, von Haus zu Haus, so dass oft eine und dieselbe Häuslichkeit von fünf solchen Banden heimgesucht wurde, wühlte auf den Böden und in den Kellern, in den Ställen und Scheunen umher und — wehe den Unglücklichen, die da ertappt wurden. Man klopfte auch an die Türen christlicher Häuser an, wenn man annehmen konnte, dass dort Juden Zuflucht gewährt worden war. Man drang in die Wohnungen solcher Christen, suchte nach den Verstecken und forderte unter Drohungen ihre Auslieferung. Doch lassen wir diejenigen selbst berichten, die das Furchtbare erlebt und nur dank einem glücklichen Zufall oder der mit Todesgefahr verbundenen Verwendung einiger Edlen mit dem Leben davongekommen sind.

Eine Aussage lautet:

„Meine sieben Kinder im Alter von 5, 6, 8, 9, 11, 12 und 17 Jahren hielten sich in meinem Hof in einer Dachluke über dem Stall versteckt. Nachdem mein Haus und mein Laden ausgeplündert waren, begannen die Räuber mich und meine Familie zu suchen. Im Stall fanden sie mein Pferd und warfen ihm eine Schlinge um den Hals. In diesem Augenblick bewegte sich mein jüngstes Töchterchen und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit der Bösewichter auf den Aufenthaltsort meiner Kinder. Sie liessen nunmehr mein Pferd in Ruhe, und zwei von ihnen, Kekuch und Schapowal, stiegen nach oben. Der leichte Bretterbau gab jedoch nach, und die beiden stürzten mitsamt meinen Kindern zu Boden. Nun gingen sie daran, meine Kinder mit Aexten zu verhauen; da fiel meine älteste Tochter Kekuch um den Hals und flehte ihn um Erbarmen an. Zum Glück schlossen sich ihren Bitten auch unsere Nachbarn Nerusch und Jermolenok, sowie dessen Tochter und zwei andere Frauen an. Da liessen die Räuber von den Kindern ab und liefen, uns zu suchen.... In der Nacht von Sonnabend zu Sonntag wurde wieder eine Jagd auf uns veranstaltet.“... Der Kaufmann R., der sich im Dünger eingegraben hatte, hörte, zwei Schritte von ihm entfernt, die Mörder sagen: „Den alten R. wollen wir leben lassen, dem B. aber müssen wir den Bauch aufschlitzen!“

Eine andere Aussage:

Die Zeugin Golda K. erzählt: „Während des Pogroms hielt ich mich mit meinen beiden Kindern und meiner Cousine Sarah Sch. samt ihren fünf Kindern in einem einem Christen gehörenden Badehäuschen, in Kellern, auf Böden versteckt; wir wechselten oft unser Versteck, denn überall wurde gesucht und gemordet. Als wir uns im Hause des Bauern Duck befanden, traten drei Kerle ein und verlangten die Auslieferung der hier versteckten Juden. Mit einer Lampe in der Hand traten sie an das Zimmer heran, wo wir uns versteckt hielten. Ich blieb hinter der Tür stehen, während meine Cousine mit den Kindern hervorgetreten war. Die Räuber verlangten 25 Rubel. „Ich habe kein Geld,“ sagte meine Cousine. „Hier habt ihr einen Rubel, das ist alles.“ Da ziehen sie ein Messer hervor: „Gib Geld, oder wir töten euch alle!“ „Nehmet meine Ringe, meine und meiner Kinder Kleider.“ Eine Viertel-

stunde hindurch zieht sich der blutige Handel fort. Schliesslich nehmen sie den Rubel und die Ringe und entfernen sich. Alle drei sind Hausbesitzer und sehr bemittelt.“

Glücklich waren noch diejenigen, die von ihren christlichen Bekannten aufgenommen worden waren, denn nicht allen ward eine menschenfreundliche Aufnahme zuteil. Die beiden Familien A. und P. wurden von einem Sekundaner des Gymnasiums zu Nowgorod-Sewjersk, der ihnen mit einer Pistole in der Hand entgegentrat, gezwungen, das Badehäuschen zu verlassen, in dem sie sich versteckt hatten. Andere wieder hatten anfangs auch nichts dagegen, den Juden Zuflucht zu gewähren; die Angst vor der tobenden Menge bewegte sie jedoch nachträglich, die Unglücklichen zu vertreiben. In der Tat war der passive Schutz der Juden nunmehr mit grosser Gefahr verbunden. Der Zeuge Sch. K., der, mit seiner Frau und Mutter auf dem Boden des Bauern Sasslynka sich versteckend, das Geheul der Menge deutlich unterscheiden konnte, hörte ausser den Rufen: „Haut die Juden!“, „Hurra!“ drei- oder viermal am Hause Sasslynkas die Forderung: „Gebt die Juden her!“ Sein Kommis, David S., der bei der Familie seines Brotherrn sich befand, bestätigt die von ihnen wiederholt gehörten Forderungen, die Juden auszuliefern, und gibt folgendes interessante Detail wieder: „Wir müssen alle Juden ausschlachten“, sagte eine dem Zeugen bekannte Stimme. „Gibst du sie nicht heraus, so werden wir dein Haus demolieren!“ — „Aber, Nikolaj Dmitritsch,“ antwortete Sasslynka, „es gibt ja gar keine Juden bei mir.“ Nikolaj Dmitritsch Postawez — so hiess ein dem Zeugen wohlbekannter Schmied und Hausbesitzer.

„Auf dem Boden unseres Krankenhauses,“ berichtet die Frau des Semstwoarztes, U. D. Kaftanowsky, „befanden sich etwa 100 Juden. Die Pogrombande hatte Wind davon bekommen, und sowohl in der Nacht, als noch am nächsten Morgen traten sie wiederholt an uns heran und verlangten unter Drohungen, die „Hehler“ und das Krankenhaus zu vernichten, die Auslieferung der Juden. Mehrmals trat ich vor die Tür mit Heiligenbildern, kniete nieder und schwor, mich bekreuzigend, keine Juden bei mir zu haben. Ich bin überzeugt, dass, wenn das Militär nur eine Minute später gekommen wäre, alle meine Bitten nicht geholfen hätten; das Krankenhaus wäre zweifellos demoliert worden.“

Auch die Aussage des Arztes selbst bezeugt die furchtbare Wut der Pogromgesellen. „Als spät in der Nacht die schwer verwundeten Gordon und Lubinsky in unsere Klinik von Klimenko und Rinditsch (die, wie behauptet wird, ihnen selbst die Wunden beigebracht haben sollen) eingeliefert wurden, drangen drei oder vier betrunkene Gesellen herein und forderten meinen Gehilfen, der im Begriffe stand, einem der Verwundeten einen Verband anzulegen, auf, die Unglücklichen ohne jede Hilfe zu lassen.“

Unter solchen Verhältnissen war es auch beim besten Willen für Privatpersonen kaum möglich, sich der Juden aktiv anzunehmen. Am glimpflichsten waren noch diejenigen weggekommen, die in der Schule oder im Krankenhause Zuflucht gefunden hatten. Die anderen, wie beispielsweise die von uns oben zitierten Zeugen, mussten, gleich Tieren umhergehetzt, von einem Versteck in das andere flüchten, und wer in die Hände der Mordbuben geriet, wurde unbarmherzig gemartert und getötet. Auf diese Weise wurden in der Synagoge drei Greise von 60—80 Jahren gemordet, und lange nach dem Pogrom konnte

man dort die Spuren der Tat beobachten. Zwei alte Frauen von 60 und 65 Jahren, sowie zwei jüngere, Mütter von sechs und sieben Kindern, befinden sich unter den Getöteten, sowie die 17 jährige Tochter der einen, die aus einem Keller ins Feld geschleift worden war, um dort vergewaltigt und getötet zu werden. Der 30 jährige Schneider M. Schnejer wurde vor den Augen der Frau Kaftanowsky zu Tode misshandelt. „Noch immer kann ich von dem von mir Erlebten, vom Entsetzlichen nicht zu mir kommen. Mit Mühe nur besinne ich mich der Einzelheiten. Einige Meter vom Krankenhaus entfernt sah ich am Freitag gegen Mittag den Schneider Schnejer, der, bereits bis zur Besinnungslosigkeit geschlagen, sich nicht mehr der Gefahr bewusst zu sein schien und wie ein Betrunkener hin und her schwankte. Da wurde seiner die aus etwa 200 Personen bestehende Menge gewahr, und mit den Rufen: „Da, der ist noch nicht verreckt...“ fiel man über ihn her, schleuderte ihn zu Boden und begann ihn mit den Füssen zu treten, auf ihn mit Balken und Stühlen einzuhauen... Das furchtbare Bacchanal dauerte lange fort, nachdem der Mensch schon längst zum Leichnam geworden sein musste... Auf den Toten warf man dann noch einen ganzen Haufen Hausgerätschaften, und nun schrie man und sang und tanzte und spielte Harmonika und Geige...“

Ausser diesen 9 Getöteten gab es noch 13 Schwerverwundete, von denen zwei ihren Wunden erlegen sind. Der Urjadnik, der immerhin über einige Kosaken verfügen konnte, unternahm absolut nichts. Als die 18 jährige Tochter des Zeugen J. L., als Bäuerin verkleidet und von der Bäuerin Kekuch begleitet, Kosaken holen wollte und ihnen drei Rubel gab, worauf diese ihr zu folgen sich bereit erklärten, kam der Urjadnik hinzu und fragte: „Wozu braucht ihr denn die Kosaken?“ „In unserer Nähe wurde ein Jude getötet, doch bewegt er sich noch und müsste fortgeschafft werden.“ „Der Teufel wird ihn nicht holen“, meinte der Urjadnik und eilte mit den Kosaken nach dem Bahnhof, wo die Ankunft der Soldaten aus Nowosybkow erwartet wurde. Erst gegen 2 Uhr kam die Kompagnie Militär im Flecken an und hatte keinen Grund, von der Waffe Gebrauch zu machen, denn die Exzedenten flüchteten überall, wo die Soldaten sich zeigten. Verhaftet wurde niemand, gerade so wie nach dem ersten Pogrom, trotzdem damals dem Urjadnik sogar eine Liste der Plünderer eingereicht worden war.

So meinten denn auch die Semjonowkaer, dass sie sich nichts vorzuwerfen hätten. Der Leutnant, der die Kompagnie befehligte, erzählt von einem wohlhabenden Bauern, der, als man zu ihm kam, um die von ihm geraubte Kuh ihrem Besitzer zurückzugeben, sich ganz empört zeigte. „Was!“ rief er, „nicht einmal eine Kuh soll man behalten dürfen!“ Ein anderer Ortsinsasse, Chomutow, sagte dem Zeugen E. B. etwa 14 Tage nach dem Pogrom: „Das ist doch eine Bagatelle, dass man bei uns zehn Juden getötet hat; in anderen Städten hat man ja ihrer Tausende umgebracht.“ Woher sollte bei den einfachen Semjonowkaern auch nur die primitivste Rechtsempfindung obwalten, wenn tonangebende Ortsbewohner und der Geistliche deren niedrigsten Rasseinstinkten entgegenkamen und sie immer wieder lehrten, dass eine Judenabschlachtung notwendig und erlaubt sei, wenn Halbintelligente ihr möglichstes taten, um sie für die Pogromzwecke kunstgerecht zu organisieren? Wie schon berichtet wurde, war die Post geradezu zur Vermittlungsstätte der Pogrombestrebungen und reaktionären Grün-

dungen geworden, und der Chef, G. B. Borissow, hatte um die Vorbereitungen sich besonders verdient gemacht. Allein damit hatte sich der Gemütsmensch nicht begnügt. Wie von vielen Zeugen einstimmig bekundet wird, befand sich dieser Postvorsteher auch auf dem Schlachtfeld unter den Anführern. Minna A. sah ihn an der Spitze des Pogromgesindels. Sonja Chitrik, die beim Zeugen L. R. in Stellung war, hörte ihn die Plünderer belehren: Jetzt sei die Zeit gekommen, mit den Juden, „unseren Feinden", abzurechnen. „Haut, schlachtet sie, die Juden", hörte ihn Wera R. den Räubern zurufen. Auch der Direktor der Gesellschaft für gegenseitigen Kredit soll, nach Aussage der Bauersfrau Iwanenkowa, den Plünderern 5 Rubel Trinkgeld geschenkt und ihnen gesagt haben: „Arbeitet, rührt nur keinen Russen an."

Kein Wunder, dass die Juden, wie der Leutnant Moltschanow mitteilt, auch nach Beendigung des Pogroms in ihren Verstecken g e s u c h t werden mussten und in tödlicher Angst keinen Schritt ohne Militärschutz zu gehen wagten. Von Soldaten eskortiert, begaben sich viele nach dem Sammelpunkt, die meisten nach dem Bahnhof, um aus Semjonowka, ihrem Heimatsort, an dem sie so Furchtbares erlebt, wo ein Teil seine Lieben auf so entsetzliche Weise verloren, und wo sie alle ihr ganzes Vermögen[1]), alles, was sie in Jahrzehnten erarbeitet, in einer Nacht eingebüsst hatten, für immer zu fliehen.

Slobodka

Die zum Gouvernement Tschernigow zählende Ortschaft Slobodka ist tatsächlich ein Vorort der Stadt Kiew, von der sie nur durch den Dnjepr getrennt ist. Slobodka zerfällt in zwei voneinander ziemlich entfernte Teile: erste und zweite Slobodka. Die der Stadt näher gelegene und durch einen häufigen Dampferverkehr mit ihr eng verbundene erste Slobodka trägt einen überwiegend städtischen Charakter. Hier wohnen die berüchtigten Kiewer Diebe und Gauner. Dagegen unterscheidet sich die zweite Slobodka, deren Einwohner zumeist Bauern sind, kaum von einem gewöhnlichen russischen Dorfe. In der ganzen Ortschaft zählt man gegen 15 000 Einwohner, darunter 2000 Juden. Die Mehrheit dieser Juden (230 von den 350 Familien) wohnen in der ersten Slobodka. Viele von ihnen sind tagsüber in Kiew beschäftigt, wo sie aber nicht wohnen können, da die Juden dort nur zum geringen Teil „Wohnrecht" besitzen.

In der zweiten Slobodka waren die Beziehungen zwischen den meist alteingesessenen Juden und den Christen stets durchaus gute und zum Teil sogar sehr herzliche. In der ersten Slobodka dagegen gibt es — hauptsächlich unter den dortigen Hooligans — eine Anzahl überzeugter Judenhasser, die seit längerer Zeit die Ruhe der Slobodkaer Juden bedrohten.

Die Ortspolizei, die aus zehn Polizeiwächtern („Strashniki"), einem Pristaw und dessen Gehilfen besteht, verhielt sich den Juden gegenüber verschieden. Die Strashniki, die sich meist aus den Slobodkaer Bauern rekrutieren, nahmen eine nicht unfreundliche Haltung

---

[1]) Der materielle Schaden, der den 263 geplünderten Familien (1318 Personen) zugefügt wurde, beläuft sich auf 400 000 Rubel. 10 grosse Magazine, 70 Läden, 100 Häuser wurden demoliert und ausgeraubt.

ein, wofür sie allerdings einen gewissen „Zins“ erhielten. Dagegen war der Pristaw Shewernitzki ein ausgesprochener aktiver Antisemit, der in dieser Eigenschaft oft Initiative zeigte und schöpferische Kraft entfaltete. Ihm ist zum Teil der Beginn des Pogroms zuzuschreiben, auf sein Konto ist es auch zu setzen, dass der Pogrom nicht rechtzeitig unterdrückt worden ist. Dass der Gehilfe des Pristaws ein gutmütiger Mensch war, kam wenig in Betracht, da er vom Pristaw abhängig und ein passiver Charakter war. Auch dass der höchste Polizeibeamte des Bezirks, der Isprawnik, den Juden nicht feindlich gesinnt war, hatte nichts zu sagen, da der Isprawnik in der Stadt Oster, also ziemlich weit von Slobodka, wohnte. Bezeichnend ist es aber, dass dieser Isprawnik für sein menschliches Verhalten gegen die Juden während des Pogroms später nach einem schlechteren Orte versetzt wurde.

Vor einigen und zwanzig Jahren fanden in Slobodka unbedeutende Judenkrawalle statt. In der letzten Zeit aber hatte niemand an die Möglichkeit eines Pogroms in Slobodka gedacht. Sogar als in Kiew bereits jüdisches Blut floss und jüdisches Hab und Gut verwüstet wurde, hofften die Slobodkaer Juden noch, dass sie vom Unglück verschont bleiben würden. Immerhin begaben sich einige jüdische Einwohner mit dem Rabbiner zum Pristaw, selbstverständlich nicht mit leeren Händen, und äusserten ihm ihre Befürchtungen. Der Pristaw beruhigte sie denn auch und empfahl allen Juden, ruhig in ihren Wohnungen zu verbleiben und nichts zu fürchten.

Am 20. Oktober, als der Kiewer Pogrom sich im letzten, aber um so schrecklicheren Stadium befand, kam ein Teil der dortigen Plünderer unter Führung eines gewissen Panfilow und eines Iwanow per Dampfer nach Slobodka und forderte unter wohlwollender Neutralität des Pristaws Schewernitzki den Pöbel auf, sich an den Raub und an die Plünderung zu machen. Dieser Aufforderung wurde nur allzu leicht Folge geleistet. Das war auch so sehr begreiflich: Bereits den dritten Tag geschah so etwas in der nächsten Nähe, jeden Augenblick kamen aus der Stadt Nachbarn mit grossen Haufen geraubter jüdischer Sachen, die Polizei liess nicht nur die Leute gewähren, sondern sah diesen Taten mit Wohlwollen zu. Wie sollte man sich gegen solche leichte und lohnende Arbeit sträuben!

Ein Haufe von etwa 10 bis 15 total betrunkenen Hooligans (die Branntweinläden waren vorsorglicherweise nicht geschlossen) stürzte auf die jüdischen Häuser und der Pogrom begann. Nur e i n Jude versuchte Widerstand zu leisten, er kam aber kaum mit heiler Haut davon. Die übrigen Juden liessen all ihr Hab und Gut im Stich und flohen oder versteckten sich. Die 30 Infanteristen, die sich zu dieser Zeit in Slobodka aufhielten und von einem anständigen Offizier, der die beste Absicht hatte, den Pogrom zu unterdrücken, befehligt wurden, traten den Plünderern nicht entgegen, weil sie der Pristaw davon abhielt. Die Arbeit der Plünderer, deren Zahl inzwischen gewachsen war, dauerte kaum zwei Stunden, da waren sie schon im Zentrum des Ortes fast mit allem fertig. Ein Teil von ihnen begab sich nach der Peripherie der ersten Slobodka, während die anderen nach der zweiten Slobodka aufbrachen. Hier konnten sie aber nicht länger als eine Stunde rauben, denn z u f ä l l i g kam der Isprawnik an, und als er sah, was vorging, berief er telephonisch eine Abteilung Dragoner und befahl ihnen, von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen. Nachdem die Dragoner durch einige Salven vier Hooligans getötet und

mehrere verwundet hatten, verschwanden sie ebenso schnell, wie sie gekommen waren. Die Schüsse waren übrigens von nachhaltiger Wirkung; die beutegierigen Raubvögel waren endgültig verscheucht.

Ueber die Ursache diese energischen Vorgehens existieren zwei voneinander abweichende Erklärungen. Nach der einen hatten die Soldaten, die, müde, hungrig und durchnässt, angekommen waren, den Wunsch, ihre Aufgabe so schnell wie möglich zu erfüllen, und zögerten daher nicht, auf die Hooligans zu schiessen. Nach anderen Erzählungen ging die Sache anders zu: Der christliche Inhaber eines Bierlokals sah, dass der Pöbel einen benachbarten jüdischen Laden plünderte, und fürchtete, dass auch sein Lokal an die Reihe kommen könnte. Er gab daher einige Revolverschüsse auf das Gesindel ab. Die Dragoner, die gerade angekommen waren, nahmen an, die Schüsse wären von der jüdischen Selbstwehr abgegeben, und da sie im Dunkeln nicht unterscheiden konnten, wen sie vor sich hatten, schossen sie auf die Plünderer, in dem Glauben, damit die Juden zu treffen. Wie dem auch gewesen sein mag, der Pogrom war dadurch unterdrückt.

In der ersten Slobodka wurden 50, in der zweiten acht jüdische Läden und Wohnungen geplündert. Der Schaden belief sich auf 60 000 Rubel.

Der Versuch, den Plünderern eine Selbstwehr entgegenzustellen, war misslungen. Zehn jüdische junge Leute hatten sich als Selbstwehr organisiert und sich auch etwas Waffen verschafft, hielten aber, als es zur Tat gekommen war, nicht stand: bei dem Herannahen der Plünderer liefen sie alle auseinander.

Viele Russen nahmen sich der bedrohten Juden an und gewährten ihnen gerne Zuflucht. Besonders zeichneten sich dabei die „Stundisten“[1]) aus, die sich als wahre Christen zeigten. Manche Christen versuchten auch, auf die Plünderer einzuwirken, was allerdings ohne Erfolg blieb. Auch das Verhalten des Ortsgeistlichen und des Offiziers der Infanteriepatrouille war durchaus menschlich und lobenswert. Die beiden wurden einmal von einem Haufen Plünderer angefleht, diesen keine Hindernisse in den Weg zu legen. Aber sie liessen sich durch diese halb komischen, halb empörenden eifrigen Bitten von ihrer Haltung nicht abbringen.

Einige Tage blieben die Juden noch in ihren Schlupfwinkeln versteckt. Erst allmählich konnten sie zu ihrem normalen Leben zurückkehren. Auch die Geschäfte wurden mit wenigen Ausnahmen wieder eröffnet. Nach einiger Zeit wurde eine Selbstwehr organisiert, die sich auch Waffen zu verschaffen wusste. Unter den 50 Mitgliedern dieser Selbstwehr gab es 20 russische organisierte Arbeiter; unter den jüdischen Mitgliedern befanden sich auch ältere Leute, die entschlossen waren, bei einer Wiederholung der Pogrome lieber ihr Leben mit den Waffen in der Hand einzubüssen, als sich solche Misshandlungen geduldig gefallen zu lassen.

„Trotzdem“ — schreibt unser Gewährsmann im März 1906 — „ist die Furcht vor den kommenden Tagen gross. Einige Familien sind nach Amerika ausgewandert, und viele der zurückgebliebenen wissen nicht, was sie anfangen und wohin sie sich wenden sollen.“

---

[1]) Anhänger einer evangelischen Sekte.

Slynka

Einen Monat vor dem Pogrom wurde in Slynka eine reaktionäre Patriotenliga gegründet. Längere Zeit besteht hier eine sozialdemokratische Organisation. Sie ist wohl von Juden gegründet, doch sind die jetzt vorhandenen 40 bis 50 Sozialdemokraten zumeist russische Arbeiter.

Am 20. Oktober berief der Kaufmann Rodionow, der Gründer der erwähnten Patriotenliga, in seine Wohnung eine Versammlung ein, in der beschlossen wurde, den Bürgermeister aufzufordern, am nächsten Tage (Feier der Thronbesteigung des Zaren) auf einem öffentlichen Platze einen Gottesdienst abhalten zu lassen. Aus vielen Aeusserungen ist zu entnehmen, dass in derselben Versammlung darüber, was nach dem Gottesdienst geschehen sollte, d. h. über den Pogrom, Beschluss gefasst wurde (Aussagen der Zeugen Ch., L. und R.). Der Bürgermeister entsprach dem Wunsche der erwähnten Versammlung, verlangte jedoch, dass ihm eine diesbezügliche Petition mit vielen Unterschriften eingereicht werde. Das geschah auch prompt, nachdem ca. 100 bis 200 Unterschriften gesammelt worden waren.

Aus Anlass der Thronbesteigung des Zaren ist in Slynka wohl noch nie ein Gottesdienst auf einem öffentlichen Platze abgehalten worden. Sonderbar war es auch, dass dieser Gottesdienst von „Raskolniki", d. h. Sektierern, veranlasst wurde, die sonst mit der offiziellen russischen Kirche nichts zu tun haben und von ihren Veranstaltungen nichts wissen wollen. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, damit recht viele Bauern aus der Umgegend zum Gottesdienst erschienen. Es wurde ihnen versprochen, dass ihnen ein etwaiger Ausfall am Verdienst zurückerstattet werden solle. Durch viele Zeugenaussagen wurde festgestellt, dass dabei auch auf die bevorstehende Plünderung der Juden hingewiesen worden war.

Den Juden entgingen alle diese Vorbereitungen nicht. Einige suchten einen Teil ihrer Waren in Sicherheit zu bringen, was aber nicht gelang, andere wandten sich an die Urheber des Pogroms und versuchten auf sie einzuwirken. Einen gewissen L. beruhigte ein Neffe des genannten Rodionow und sagte, es werde zu nichts kommen, im schlimmsten Falle jedoch werde nicht er, L., sondern sein Nachbar R. geplündert werden.

Zum Gottesdienst erschienen viele Bauern mit Aexten, Brechstangen und anderen Eisenstücken bewaffnet. Gleich nach Beendigung des Gottesdienstes machte sich die Menge an die Plünderung der jüdischen Häuser und Läden. Es wurden im ganzen gegen 30 Gebäude ausgeraubt, und 125 jüdische Familien hatten insgesamt einen materiellen Schaden von ca. 110 000 Rubeln erlitten. Auch die Waren, die vorher weggeführt und versteckt waren, entgingen den Plünderern nicht. Die Polizei verhielt sich völlig passiv. Der Pristaw, der am Tage vorher nach Slynka gekommen war, wollte allerdings die Veranstalter des Gottesdienstes bewegen, auf die Ausführung ihres Vorhabens zu verzichten; als er aber damit kein Glück hatte, unternahm er nichts mehr.

Da jedes Kind am Orte von dem Pogrom gewusst hatte, hatten die Juden Zeit gehabt, ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Viele Juden fuhren nach den benachbarten Dörfern, viele blieben tagüber in den Wohnungen von russischen Bekannten versteckt, andere wiederum wagten sich nicht aus den umliegenden Wäldern heraus.

Starodub

Gesamtbevölkerung (1897) 12 381, Juden 5109.

Die Stadt Starodub und ihre jüdische Bevölkerung gehörten zu den wohlhabendsten im ganzen Gouvernement. Die Handelsbeziehungen mit der landwirtschaftlichen Bevölkerung des ganzen Kreises pflegten so umfangreich zu sein, dass der Umsatz an den Markttagen 100 000 Rubel erreichte.

Diese günstigen Verhältnisse trugen dazu bei, dass die Juden die Folgen des ersten, im Jahre 1891 erfolgten Pogroms verhältnismässig schnell zu überwinden vermochten. Die Spuren hingegen, die jener Pogrom in den gegenseitigen Beziehungen der beiden Bevölkerungsteile hinterlassen hatte, waren trotz der 15 seitdem verflossenen Jahre unverwischt geblieben. Die christlichen Kaufleute und Händler machten aus ihrer antisemitischen Gesinnung kein Hehl.

Sämtliche liberale und sozialistische Parteien hatten in Starodub ihre Gruppen, und von den speziell jüdischen Parteien waren hier sowohl der Bund (mit gegen 200 Mitgliedern) als die Zionisten gut vertreten, von den letzteren in der Zeit des Oktobermanifestes hauptsächlich die sozialistischen Zionisten (mit gegen 100 Mitgliedern). Es wurden zwar keine öffentlichen Strassenkkundgebungen veranstaltet, aber Massenversammlungen, oft bis zu 500 Personen, ausserhalb der Stadt arrangiert, Proklamationen von Zeit zu Zeit verteilt, täglich nach Arbeitsschluss Strassenzusammenkünfte, sogen. „Börsen“, abgehalten, ohne dass die Polizei je irgend welche Massnahmen dagegen getroffen hätte. Einmal nur, im September 1905, überfielen unerwartet 15 mit Feuerwaffen und Messern bewaffnete Hooligans die Arbeiter, misshandelten mehrere von ihnen und verwundeten zwei durch Messerstiche. Da zweifelte allerdings niemand, dass die Hooligans Sendlinge der Polizei seien.

Seit diesem blutigen Vorfall verstummten die Gerüchte von einem bevorstehenden Pogrom eigentlich überhaupt nicht mehr und stiegen nach den Szenen, die am 18. Oktober in Starodub sich zutrugen, bis zur Gewissheit.

Für diesen Tag war nämlich die Beerdigung eines Sozialdemokraten, eines Iskramitgliedes, angesetzt, an der die gesamten organisierten Arbeiter, sowohl Christen als Juden — der Verstorbene war Christ — teilzunehmen beschlossen. Die Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, denen es daran lag, sich dem Leichenbegängnis anzuschliessen, baten die Arbeiter, sie an diesem Tage vom Unterricht befreien zu lassen. Zu diesem Zweck wurden sieben christliche und sieben jüdische Arbeiter nach den Gymnasien abkommandiert. Im Knabengymnasium wurden sie vom Direktor empfangen, der nach Anhörung ihrer Forderung Polizei holen liess. Einer der unverzüglich erschienenen Schutzleute machte ohne weiteres von der Feuerwaffe Gebrauch, und die Arbeiter ergriffen die Flucht. Mit Unterstützung der Gymnasiallehrer und -diener wurden drei von ihnen ergriffen, misshandelt und verhaftet. Die Gymnasiasten verliessen darauf das Gymnasium, veranlassten die Einstellung des Unterrichts im Mädchengymnasium und schlossen sich gemeinsam mit den Gymnasiastinnen den Arbeitern an. Darauf begab man sich nach dem Polizeihause, um vor allem die Freilassung der verhafteten drei Genossen zu erwirken.

Dort begann die Menge die Fenster und Türen einzuschlagen und in die Luft zu schiessen. Da gab der Vizeisprawnik nach und befreite die drei. Die indes stark angewachsene Menge schritt demonstrativ durch die ganze Stadt zur Kirche, schloss sich hier dem Leichenzuge an, um ruhig und geziemend den Weg zum Kirchhof fortzusetzen. Auf dem Grab wurden vier Kränze mit revolutionären Aufschriften niedergelegt, und nachdem der Geistliche den Friedhof verlassen hatte, wurden Reden gehalten, denn inzwischen war die Nachricht von dem kaiserlichen Manifest und der Gewährung einer Konstitution angelangt. Mit Gesang verliess man den Friedhof und ging direkt zur „Börse", um daselbst ein Meeting zu veranstalten. 2000 Personen, Christen und Juden, hatten sich eingefunden, als Redner aber traten ausschliesslich letztere auf. Am Schluss des Meetings ertönten Rufe: „Nieder mit der Polizei!", und der Pristaw, der mit seinem Gehilfen dem Meeting beiwohnte, entfernte sich unter ironischem Applaus der Versammelten.

Dies sollte nicht ungerächt bleiben, und der Pristaw begann unverzüglich Vorbereitungen zu einem Pogrom zu treffen. Schon am nächsten Tag kamen mehrere Urjadniks mit einer 50 Mann starken Schutztruppe an, und abends erschien der Pristaw in Begleitung einiger berittener und einfacher Polizisten auf der „Börse" und forderte die Arbeiter auf, sofort auseinanderzugehen. Vergebens protestierten sie dagegen, dass gerade jetzt, nachdem die Freiheit gewährt worden sei, diese bis dahin von niemand beanstandeten Zusammenkünfte untersagt würden; der Pristaw meinte: „Ich liess euch gewähren, weil ich nicht die Kraft besass, euch auseinanderzujagen," und die Arbeiter, die den Wink verstanden, mussten die Strasse säubern.

Dieser Eingriff in die selbsterworbenen, fast traditionell gewordenen Rechte der „Börse", sowie der neue Ton des Pristaws liessen Böses ahnen. Deshalb wurde jüdischerseits der Beschluss gefasst, zur Organisation einer Selbstwehr zu schreiten. Die Bundisten, die sozialistischen Zionisten und Poale-Zion sowie die Unparteiischen bildeten je eine autonome Selbstwehrabteilung, deren Vertreter in einem gemeinsamen Zentralkomitee vereinigt waren. Die bundistische Gruppe besass 100, die zionistische und unparteiische je 50 Mitglieder. Unter diesen 200 jungen Leuten befanden sich sieben Christen. Die Mittel zur Anschaffung von Waffen hatte die jüdische Bevölkerung aufgebracht.

Am 22. liess man aus dem Dorfe Chalewitschi etwa 70 sozialdemokratische Bauern holen und beauftragte sie, unter der dörflichen Bevölkerung gegen den Pogrom zu agitieren. Sie machten auch den Versuch, aber ohne Erfolg; der Selbstwehr schlossen sie sich nicht an, und mancher von diesen „Organisierten" hat am nächsten Tag seinen plündernden Dorfgenossen tüchtig mitgeholfen.

Am 21. wurde in den Räumen des Semstwoamts auf Initiative eines seiner Mitglieder, K., eine Versammlung von Bürgern zum Zwecke der Agitation gegen einen Pogrom einberufen; am nächsten Tage gab es eine zweite Versammlung, die so stark besucht war, dass man sich gezwungen sah, vom Semstwoamt ins Gymnasium hinüberzuwandern. Der Rechtsanwalt A. und der Semstwoverordnete E. hielten Ansprachen gegen die Veranstaltung eines Pogroms; jüdische Redner wiesen darauf hin, dass die Juden bewaffnet seien und Widerstand leisten würden. Allein die Mehrheit der Versammelten schien einem Pogrom beizustimmen, und im Sinne dieser Mehrheit sprachen Welitschko, Rechts-

anwalt Uspenski, Rechtsanwalt Katschenowky, also Männer aus den sogenannten gebildeten Klassen.

Am Morgen des 23. Oktober waren auf dem Markte gewaltige Bauernmassen erschienen; da jedoch an diesem Tag eine Messe abgehalten wird, so wäre es an sich nicht besonders auffallend gewesen, wenn nicht die unter den Bauern herrschende Aufregung und die grosse Anzahl von mitgebrachten l e e r e n Wagen, deren Anblick unheilverkündend war, sowie das gänzliche Fehlen der Juden deutlich auf die nahe Gefahr hingewiesen hätten. Die Bauern harrten voll Spannung der Dinge, die da kommen sollten. Gegen 11 Uhr erschien auf dem Markte eine Bande von Einheimischen, etwa 50 bis 60 Mann stark, und fiel unter Hurrarufen über die jüdischen Geschäfte her.

Die Polizei zeigte sich nicht als anders geartet denn in anderen Städten und störte die Bande in keiner Weise, so dass in wenigen Minuten mehrere jüdische Läden ausgeplündert waren. Da trat die Selbstwehr hervor, die, fest entschlossen, solange als möglich Opfer an Blut zu vermeiden, bis dahin auf ihrem Sammelpunkte in Ruhe ausgeharrt hatte. Als sie aber sah, dass der Exzess immer verheerender um sich greife, ohne dass die Ordnungswächter auch nur einen Schritt dagegen taten, da traten sie aus ihrer Reserve hervor und gaben eine Salve in die Luft, worauf ein Teil der Plünderer die Flucht ergriff, während der Rest die Plünderung fortsetzte. Nun feuerte die Selbstwehr einige Schüsse direkt auf die Exzedenten und zerstreute und verjagte sie samt den Bauern aus der Stadt.

Daraufhin trat eine Pause ein. Da ertönten plötzlich, wie es heisst, auf Befehl des Isprawniks, alle Kirchenglocken, und eine tausendköpfige Menge, darunter die eben vertriebenen Hooligans und Bauern, deren Abzug aus der Stadt die Polizei verhindert hatte, überfüllte die Strassen. Inzwischen hielt sich die Selbstwehr auf dem Synagogenhof auf. „Unsere berittenen Kundschafter teilten uns mit,“ berichtet ein Mitglied der Selbstwehr, „dass auf der Brückengasse geplündert werde, und so eilten wir dorthin, jedoch zu spät, denn als wir angelangt waren, war die Strasse bereits ausgeplündert. Bei unserem Erscheinen flüchteten die Exzedenten, hielten jedoch hinter der Brücke an, stellten sich daselbst mit einer Nationalflagge auf und begannen auf uns zu schiessen. Einer von uns fiel tot, fünf wurden verwundet. Unsere Reiter teilten uns mit, dass hinter der Brücke auf einer Seite die Polizei, auf der anderen die Hooligans unser im Hinterhalt harren. Wir wandten uns deshalb nach der Stadt zurück. Als wir am Gefängnis vorübergingen, zielten die Soldaten nach uns, feuerten aber nicht. Wir vertrieben nun die Exzedenten von der Tschernigower Strasse, wo der Rechtsanwalt Katschanowsky, ein Gymnasiast und ein Schutzmann auf uns schossen.“

Die Selbstwehr kehrte jetzt zum Polizeihause zurück und liess sich beim Isprawnik anmelden. Statt des Isprawniks kam sein Gehilfe und bat die Selbstwehr, sich zu entfernen und die Verdrängung der Hooligans der Polizei zu überlassen. Die Selbstwehr, die die Polizei auf die Probe stellen wollte, befolgte ihren Rat und zog sich zunächst nach dem Synagogenhof zurück. „Ich hörte,“ erzählt weiter dasselbe Selbstwehrmitglied, „wie die Menge, die etwa 15 Schritte von uns entfernt stand, dem Isprawnik zurief: „Gebt uns doch die Waffen, die ihr uns versprochen habt!“ Von unseren Reitern erfuhren wir, dass das Eisenwarengeschäft von Minken geplündert wurde, und unser

Führer rief: „Kampfabteilung voran!“ Wir traten an, in diesem Augenblick aber wurde ich am Auge und an der Schläfe verwundet und verlor die Besinnung“ . . .

Dreimal hatte schon die Selbstwehr die tausendköpfige Menge verjagt, jedesmal aber kehrten die Exzedenten, von der Polizei begünstigt, in verstärkter Zahl zurück. Nachdem aus den Reihen der Selbstwehr der Bundist David Mstisslawsky getötet war und 15 Verwundete hatten ausscheiden müssen, sah sie sich schliesslich in Anbetracht der Sinnlosigkeit weiteren Widerstandes zum Rückzuge gezwungen und verliess das Kampffeld.

Sich selbst überlassen, überfluteten die Exzedenten alle Strassen und plünderten und raubten wie in einer Ekstase und doch nicht ohne Leitung von aussen, denn jeder neue Anprall, jeder Rückzug vollzog sich nach einem Kommando. „Kleinbürger“ und Hooligans, Bauern und Handwerker, Kaufleute sowie eine Anzahl von „Gebildeten“ und Schülern suchten alle möglichst mehr zu erbeuten und konnten unbehindert ihre Beute nach Hause tragen. Die Schutzmannschaft beteiligte sich offen an dem Raube, und ihre Vorgesetzten hatten nichts dagegen einzuwenden.

Später, in der Nacht, begannen die Exzedenten an verschiedenen Stellen Feuer anzulegen. Nachdem sie die 60 grossen Magazine in den gemauerten Reihen, die drei Holzbudenreihen (66 Läden), fünf Engrosniederlagen und 14 grosse Geschäfte sowie etwa 100 Buden in anderen Stadtteilen gründlich ausgeraubt hatten, krönten sie ihr Werk damit, dass sie die Mehrzahl der Gebäude einäscherten. Auch mehrere Häuser und die Synagoge wurden ein Opfer der Flammen, während die Zahl der geplünderten Wohnungen 500 erreichte. Im ganzen waren zirka 550 Familien, gegen 3000 Personen, dadurch ruiniert.

„Der Pogrom vom 23. Oktober,“ sagt der Delegierte des Moskauer Hilfskomitees, „hat das Bild der Stadt vollkommen verändert, denn die Einwohner von Starodub, die bis dahin als wohlhabend betrachtet werden konnten . . . haben nicht nur ihr Eigentum und ihre Existenzmittel, sondern auch Haus und Obdach verloren. Man muss nicht nur dafür sorgen, dass der geplünderte Krämer etwas Ware bekommt, damit er sein Geschäft wieder aufnehmen kann, sondern auch, dass ihm die Möglichkeit geboten wird, sich wenigstens eine Holzbaracke anstatt seines niedergebrannten Lokales zu bauen.“ So stand es um die Staroduber Juden. Holzbaracken statt stattlicher Häuser waren für sie schon ein Ideal.

Ausser den direkt Betroffenen kamen noch 300 indirekt geschädigte Familien, 1700 Personen, in Betracht, wie Handelsangestellte, Handwerksgesellen, Makler, Kommissionäre, Lehrer, Musikanten usw. Das Moskauer Hilfskomitee registrierte insgesamt 853 direkt und indirekt geschädigte Familien, über zwei Drittel der gesamten jüdischen Bevölkerung von Starodub. Der materielle Schaden der zurzeit wohl 6000—6500 Köpfe zählenden Gemeinde belief sich auf $1^1/_2$ Millionen Rubel.

Die ganze Nacht des 23. Oktober wütete der Pogrom. Die Plünderer hatten sich in eine Wut hineingearbeitet, die mit der Vernichtung und dem Raube des jüdischen Vermögens nicht mehr zu befriedigen war. Wo es ging, misshandelten und verhöhnten sie die Juden, unter denen es in dieser Nacht eine Anzahl Verprügelter und Leichtverletzter gab. Entsetzlich erging es jedoch einem jungen

jüdischen Mädchen, das sich besuchsweise in Starodub aufhielt. Man hatte ihr das Gesicht unter Martern verstümmelt, die Nägel ausgerissen und sie schändlich gefoltert. Sie wurde, obwohl bestialisch zugerichtet, noch lebend ins Krankenhaus gebracht, starb jedoch am nächsten Tage.

Sowohl am Anfange als auch in jedem beliebigen weiteren Stadium wären die Ausschreitungen von den Behörden, die zwar nicht über eine grössere Militärmacht, aber immerhin, die Polizei mit einberechnet, über 100 bewaffnete Männer verfügte, ohne die geringste Anstrengung zu ersticken gewesen. Denn selbst nach 24 stündiger Plünderung in der demoralisierenden Atmosphäre behördlicher Begünstigung und entfesselter Leidenschaften wurden die Exzedenten am nächsten Mittag ohne Anwendung von Gewalt vertrieben, als auf der Bildfläche eine kleine Milizabteilung erschienen war, die sich aus einigen den Juden wohlgesinnten und anderen um ihre eigene Sicherheit besorgten Elementen — darunter, wie böse Zungen behaupten, auch aus solchen, die am Vorabend selbst unter den Exzedenten zu sehen gewesen waren — gebildet hatte; das Erscheinen der christlichen Miliz zum Schutz der Juden hemmte endlich den Eifer der Polizei und verscheuchte die stutzig gewordenen Bauernmassen.

Surasch

Gesamtbevölkerung (1897) 4006, Juden 2398.

Die jüdische Bevölkerung von Surasch zeichnete sich auch vor dem Oktoberpogrom nicht durch besonderen Wohlstand aus. Surasch liegt abseits von den das Gouvernement durchquerenden Eisenbahnlinien, 40 Werst von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, und die jüdischen Handwerker, Händler und Hausierer sind auf den beschränkten Bedarf der städtischen Einwohner und der nächsten Umgegend angewiesen, können daher ein nur sehr bescheidenes Dasein fristen.

Die Beziehungen zu den meist der Klasse der Krons- und Semstwobeamten angehörenden Surascher Christen, sowie zu den benachbarten Bauern beschränkten sich auf den Verkehr im wirtschaftlichen Leben, waren aber bis zum Ausbruch des Krawalls immer friedliche gewesen und liessen bei den Juden nicht den Gedanken an die Möglichkeit eines Pogroms aufkommen. Die lokalen Behörden standen natürlich ganz unter dem Einflusse des reaktionären und judenfeindlichen Regimes des Gouverneurs Chwostow; allein die Bestechlichkeit der Beamten, namentlich der Polizei, der Rettungsanker der Juden in diesem Reiche der Willkür, griff auch hier störend ein, um die Instruktionen der obersten Behörde zugunsten der Juden zu modifizieren. Die darauf basierende Zuversicht der Juden ging so weit, dass sie auch noch dann nichts ahnen mochten, als ringsum in der russischen Gesellschaft alles von dem bevorstehenden Judenpogrom sprach, als bereits ernste Schritte zur entsprechenden Vorbereitung der ländlichen Bevölkerung unternommen worden waren. Von wem diese letzteren Massnahmen ausgingen, bleibt unaufgeklärt, Tatsache aber ist, dass seit einiger Zeit überall auf dem Lande verdächtige Personen aufgetaucht waren,

die die Bauern aufforderten „an den Juden für den Verrat gegen den Zaren Rache zu nehmen". Unbekannte Individuen, als Studenten verkleidet, zeigten den Bauern schwarze Tafeln mit einem Verzeichnis von 70 der Plünderung bestimmten Städten vor; ein anderes, in Beamtenuniform gekleidetes Individuum warf den Bauern vor, dass in ihrer Gegend zu einer Zeit noch alles ruhig bleibe, da in den anderen Städten die Judengeschäfte bereits geplündert seien.

Den Pogromagitatoren wird es hier nicht schwer gefallen sein, die in ihrer Unwissenheit für jeden Einfluss so zugänglichen Bauern für ihren teuflischen Plan zu gewinnen. Man kannte ja die empfindlichste Stelle dieser Leute, ihre Sehnsucht nach Land, ihre Hoffnung, dass der Zar das Land von den Gutsbesitzern nehmen und sie unter seine Bauern verteilen würde. Und nun wird ihnen erklärt, dies alles sei dank den Machinationen der Juden vereitelt, die alle Privilegien und Begünstigungen an sich gerissen hätten, während die Bauern leer ausgehen würden, dass die Juden sich schon gar mit der Absicht trügen, den Zaren zu entthronen und an seiner Stelle einen aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Für die Bauern des Surascher Kreises — wie so vieler anderer — war auch dieses sinnlose Märchen glaubwürdig genug, und so war der Zündstoff geschaffen, und es fehlte nur noch der geringste Funke, damit die verheerende Flamme hell auflodern und ihre Opfer vernichten könnte.

Wie an noch verschiedenen anderen Orten, war es auch hier eine unbedeutende Demonstration, an der, wie versichert wird, weder die gebildeten Kreise noch die Arbeiter, sondern fast ausschliesslich halbwüchsige Jungen teilgenommen hatten, also eine nichtssagende Strassenfeier der Freiheit, die die Explosion des so meisterhaft angesammelten Zündmaterials beschleunigte. Die jüdische Bevölkerung in Surasch hatte ihrerseits alles getan, um die geplante Demonstration zu hintertreiben. Sobald nach der Nachricht von der Gewährung der Oktoberverfassung die Absicht laut wurde, aus diesem Anlass eine Demonstration zu veranstalten, wandten sich die Juden des Orts an den Vizeisprawnik Potemkin mit der Bitte, entweder selbst die Kundgebung zu verhindern oder es ihnen zu überlassen, die Jugend von ihrem Vorhaben zurückzuhalten. Beides hatte der Vizeisprawnik verweigert: hatte er ja vom Gouverneur selbst zugleich mit der Mitteilung, dass „am 17. ein Allerhöchstes Manifest erlassen und die Kabinettsbildung dem Grafen Witte anvertraut" sei, den Befehl erhalten, „etwaige Manifestationen" nicht zu hindern. Da hatte er, mit den Intentionen seiner Vorgesetzten vertraut, es sich gleich ausgelegt, dass *keinerlei* Manifestationen unerlaubt erscheinen, und das Programm seiner ferneren Tätigkeit war für ihn klar . . . Wie überall, kam auch hier noch im letzten Augenblick auch ein persönliches Moment hinzu. Die den Juden so unerwünschte Demonstration kam am 20. zustande; die jüdischen Fleischer machten noch den Versuch, durch Gewalt den demonstrierenden Haufen zu zerstreuen, wurden jedoch selbst *von der Polizei* auseinandergetrieben. Potemkin soll dabei den Fleischern zugerufen haben: „Lasst sie sich doch austoben! Die Unantastbarkeit der Person ist ja verkündet worden." Samt einigen Schutzleuten schloss er sich den Demonstranten, die rote Fahnen mit der Aufschrift „Nieder mit der Selbstherrschaft" trugen, an und begleitete sie selbst dann, als sie in das Semstwoamt und in die städtische Schule einkehrten, um die Einstellung der

Arbeit zu verlangen. Unterwegs musste der Vizeisprawnik viel Unangenehmes über sich ergehen lassen, und Zurufe, wie „nieder mit der Polizei“, „nieder mit Potemkin“, mitanhören. Durch die persönlichen Ausfälle war seine Wut so entbrannt, dass er am nächsten Tag einer Zeugin sagte, man solle sich, nachdem man ihn so beleidigt hätte, im Falle eines Pogroms an ihn gar nicht wenden . . .

Am 21. fand in Surasch eine Messe statt, und Tausende von Bauern versammelten sich auf dem Marktplatze, doch nicht etwa nebst ihren landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die sie sonst zum Verkauf mitzubringen pflegen, sondern zum grössten Teil mit leichtem Fuhrwerk. Die Hetzarbeit begann schon am frühen Morgen. Die stattgehabte Kundgebung war vor den Bauern fürchterlich aufgebauscht und als eine „Begrabung des Zaren und des Reiches selbst“ durch die Juden hingestellt. Immer wieder hörten sie von der durch die Juden zum Nachteil der Bauern erlangten „Preiskurantion“ (Konstitution), wofür nun gleichsam als Aequivalent die Erlaubnis erteilt worden sei, die Juden drei Tage lang zu plündern. Besonders hervorgetan hatten sich dabei der Schutzmann Ljamzew, sowie einige andere Personen, die später die unmittelbaren Anführer des Pogromgesindels wurden die die allesamt unter dem Einfluss eines gewissen Sereda standen, der ein Bureau für unentgeltliche Rechtshilfe in Surasch eingerichtet und bei der Pogromagitation auf dem platten Lande sich grosse Verdienste erworben hatte.

Daneben gab es allerdings auch viele, die, oft aus entfernten Dörfern, nach der Stadt gekommen waren, um wirklich ihre eigenen Angelegenheiten zu erledigen. Wie gross war nun ihr Erstaunen und ihr Unwille, als zur üblichen Zeit die jüdischen Geschäfte nicht geöffnet wurden, und ihnen von eingeweihter Seite der Bescheid zuteil wurde, die Schliessung der Läden sei ein mutwilliger Einfall der Juden, gegen den nichts zu machen sei. Es war natürlich nur ein verwerflicher, wahrhaft provokatorischer Kniff der lokalen Gewalten, um auch die indifferenten Bauern in die nötige Stimmung zu bringen. In Wirklichkeit hatte gerade Potemkin trotz aller Bitten der Juden die Schliessung der Geschäfte für den ganzen Tag schon am Vorabend angeordnet und gegen jede Zuwiderhandlung die Auferlegung einer Geldstrafe angekündigt. Jetzt war er es wiederum, der die Bauern mit der Verheissung tröstete, dass „die Geschäfte sich bald von selbst öffnen würden“, und meinte, dass, nachdem die Juden einen Festtag gehabt hätten, nun auch die Bauern einen solchen haben müssen . . .

An den Branntweinläden bekamen die Bauern eine noch deutlichere Sprache zu hören. „Trinkt, Brüder!“ sagte wiederholt der Schutzmann Ljamzew: „Spart das Geld nicht. Heute feiern wir auf Rechnung der Juden. Gestern haben die Juden gestreikt, heute wollen wir nun streiken,“ und er würzte seine Worte mit der direkten Empfehlung: „Haut die Juden!“ oder mit dem zynischen Aufschrei: „Ach, wie gern möchte ich die Juden mit meinen Füssen zertreten!“

Allerhand Gesindel, aber auch achtbare Bürger, Handwerker, Arbeiter, Steinklopfer gesellten sich zu den Bauern, und nun war die Menge so weit, die Früchte der genossenen Lehren zu ernten. Die Plünderung begann in einer jüdischen Bäckerei und verbreitete sich über die in der Nähe befindlichen Geschäfte. Da erschien aber auf dem Markte die jüdische Selbstwehr, die hier seit dem Sommer 1905 existierte. Damals hatte sich auf die Initiative von einigen sozialisti-

schen Zionisten eine kleine Schar junger Leute, darunter auch Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten (unter diesen ein Christ), zusammengefunden und eine Selbstschutztruppe aus 40 Mann, von welchen allerdings nur die Hälfte mit Revolvern ausgestattet war, gegründet. Diese Gruppe trat nun in Aktion. Die ersten von ihnen abgegebenen Schüsse trieben die Plünderer in die Flucht und jagten ihnen einen solchen Schrecken ein, dass viele durchaus darauf bestanden, nach ihren Dörfern zurückzukehren.

Eine derartige Wendung passte aber keineswegs zu den Absichten des so planmässig vorgehenden Vizeisprawniks. Er griff denn auch in diesem Moment wieder ein, beruhigte und tröstete die Fliehenden, versicherte ihnen, dass die Judenjünglinge nur blind feuerten, und zwang sie förmlich zum Umkehren. So befahl er dem Bauern O., der dabei war, sein Pferd zu spannen, um mit seiner Frau nach Hause zurückzukehren, ausdrücklich, in der Stadt zu bleiben. Andererseits aber suchte er die Tätigkeit der Selbstwehr zu unterbinden, indem er ihr „in ihrem Interesse" zuredete, ihm die Beruhigung der Bauern zu überlassen, die sonst, falls sie „das Schiessen nicht einstellten, alle Juden abschlachten würden". Zur selben Zeit belehrt er auf der anderen Seite die Bauern väterlich: „Nur die russischen Geschäfte nicht anrühren, das weitere ist nicht meine Sache!" oder: „Was, ihr Toren, das wollt ihr mit blossen Händen machen! Nehmt doch Stangen!" Die Leitung des Pogroms war nunmehr ganz und gar in seine Hände übergegangen, und er überwacht die Arbeit mit musterhafter Gewissenhaftigkeit. „Wieso lasst ihr diesen Laden aus? Ist der etwa heilig?" ruft er empört aus. Bei seiner „patriotischen" Wirksamkeit findet er auch eine würdige Stütze in seinem Untergebenen, dem Schutzmann Ljamzew. „Haut, Kameraden!" ruft dieser den Plünderern zu. „Wohin flieht ihr denn? Ihr habt ja das Recht, drei Tage zu plündern. Wir haben den Befehl erhalten," versichert er die noch Zweifelnden und Schwankenden. Selber erschlägt er den Juden Itzkow in Gegenwart seines Vorgesetzten, der befriedigt seine Tat mit den Worten gutheisst: „So ist ihm recht geschehen!" und ihn auffordert, auch weiterhin seine Bravour den Selbstwehrjünglingen gegenüber in gleicher Weise zu betätigen.

Unter dieser sachkundigen Leitung wütete die Menge zwei Tage hindurch. Die Intervalle sowie die räumliche Beschränkung des Pogroms hatte man der Selbstwehr zu verdanken, die mit grosser Selbstaufopferung den ganzen ersten Tag die Fortpflanzung des Pogroms hinderte. Als aber der Abend des 21. kam, waren ihre Reihen so gelichtet, dass sie sich zum Rückzug gezwungen sahen. Denn die Mehrzahl der Tapferen war verwundet und vier von ihnen, der Schmied Welerow, der Fuhrmann Goldin, der Apothekergehilfe Itzkow und der Schüler der Stadtschule Gwosdin, von der Menge und ihren Leitern zu Tode gemartert. Der Rest der Selbstwehr beschloss daher, sich in die Seitengassen zurückzuziehen, um wenigstens die Stadtperipherie noch zu retten. Dies gelang ihnen auch, während der wichtigste Teil der Stadt, sein Mittelpunkt — der Markt und die daran angrenzenden Geschäfte und Häuser der wohlhabenderen Juden — nach tapferer Verteidigung der wütenden Menge überlassen werden musste. Nachdem eine stattliche Anzahl von Geschäften ausgeplündert war, legte die plündernde und exzedierende Masse in der Nacht zum 22. Feuer an und äscherte fast den ganzen Markt, 71 jüdische Läden, ein. Der

folgende Tag, an dem der Zerstörungsprozess seine Fortsetzung nahm, war hauptsächlich der Plünderung der Wohnungen gewidmet, doch verhielt sich jetzt die Menge insofern etwas nachsichtiger, als es einigen gelingen konnte, sich durch Geldgeschenke loszukaufen. Im ganzen aber waren in diesen beiden Tagen mehr als 270 Familien geplündert, zum Teil auch wohlhabende Elemente, die vor dem Pogrom grosse Geschäfte geführt, jetzt aber durch den Pogrom alles verloren hatten. Dieselben Leute, die eben noch viele Handwerker, Fuhrleute, Kommis mit Arbeit zu versehen und eine Masse von armen Leuten und Bettlern zu unterhalten vermocht hatten, wurden selber der Unterstützung bedürftig. Das an den zwei Tagen vernichtete und geraubte Vermögen erreichte in der kleinen Stadt eine halbe Million Rubel.

Vielleicht wäre es noch möglich gewesen, durch unverzügliche Recherchen einen Teil des Geraubten wiederzuerlangen, wenn nicht die fürchterliche Niedergeschlagenheit der Geplünderten und ihre Furcht vor der Möglichkeit einer Wiederholung des Geschehenen derartige Schritte unmöglich gemacht hätten. Jetzt wussten sie ja bereits genau, was sie von der Obrigkeit zu erwarten hätten, denn niemand, auch von den nicht judenfeindlichen Beamten, hatte sich ihrer angenommen. Ja, als am zweiten Pogromtag der Isprawnik Sawwitsch, von seiner Reise zurückgekehrt, es für seine Pflicht erachtete, die Plünderer zu beschwichtigen, wandte er sich, in Gemeinschaft mit dem Militärchef, an sie mit folgenden Worten: „Nun ist genug Mutwille getrieben, jetzt muss man auch zum lieben Gott beten!“, worauf der Hauptanführer die Exzedenten anwies: „Genug, jetzt niemand mehr anrühren!“, und alles begab sich gemeinsam nach der Kirche. Noch mehr vielleicht als durch dieses Betragen der Polizei und die Grausamkeit der niederen Schergen waren die Juden durch den Empfang eingeschüchtert, den der ins Gouv. Tschernigow allerhöchst kommandierte General Dubassow dem Vorsitzenden des Semstwoamts und dem Kreisadelsmarschall Iskritzky bereitet hatte, als sie sich ihm auf der nächsten Eisenbahnstation vorstellten, um ihm über das empörende Betragen der Polizeibeamten zu berichten, die nach ihrer Meinung die Anführung der Exzedenten innehatten. Dubassow antwortete ihnen, die Juden seien Revolutionäre, und solange sie fortfahren werden, den gutgesinnten Teil der Bevölkerung herauszufordern, übernehme er keine Garantie für ihre Sicherheit . . . Dieser Vorfall wirkte so niederschmetternd auf die Juden von Surasch, dass sie während der nächsten Markttage die Bauern, die sich vor den von ihnen Geplünderten offenbar unbehaglich fühlten, selber zu beruhigen begannen und ihnen versicherten, dass sie ihnen ihre Schuld vergeben hätten und keine Haussuchungen vornehmen lassen würden. Da in der Tat die Voruntersuchung äusserst nachlässig geführt, Haussuchungen nicht angestellt wurden, und niemand, nicht einmal die allen bekannten Plünderer, Mörder und Pogromanführer in Haft kamen, so wuchs das Sicherheitsgefühl der Bauern dermassen, dass sie die Beute, die sie aus Furcht vor zu erwartenden Haussuchungen vergraben hatten, wieder an den Tag brachten und, ihrer Straflosigkeit sicher, damit offen Handel trieben. Ein vor dem Pogrom reicher jüdischer Kaufmann erzählte, dass man ihm täglich aus den Dörfern bei ihm geraubte Waren für einen Schundpreis anböte und er stillschweigend diese auch ankaufte.

Der einzige schwache Lichtstrahl in der durch den Pogrom geschaffenen unerträglichen Atmosphäre waren mehrere Fälle rührender Teilnahme seitens einiger christlicher Mitbürger, von denen zwei ihre menschenfreundliche Hilfeleistung teuer bezahlen mussten: der schwer verwundete Arbeiter Daniel Woronkow und ein jüngerer, der mit einer leichteren Wunde davonkam.

Unjetscha

Die kleine, 120 Familien zählende jüdische Bevölkerung hatte in ihrer Mitte Vertreter so gut wie aller jüdischer Parteien: allgemeine Zionisten, Zionisten-Sozialisten (20), Bundisten (30), während die anderthalbmal zahlreichere christliche Einwohnerschaft gar kein Parteileben aufwies und nur unter den Eisenbahnarbeitern einige Sozialdemokraten und unter den Eisenbahnbeamten wenige Anhänger des „Bundes des 17. Oktober" vorhanden waren. Der Pogrom, an dem weder die einheimische Bevölkerung noch die Polizei teilgenommen haben, wurde von etwa tausend Bauern aus den umliegenden Dörfern veranstaltet und ist als Widerhall der grossen Pogrome von Nowosybkow, Klinzy usw. zu betrachten. Erst diese hatten in den Unjetschaer Juden Befürchtungen hervorgerufen, die durch die mündliche Pogrompropaganda des Kaufmanns P. noch verstärkt wurden und die Juden veranlasst hatten, sich an den Pristaw Philipow zu wenden, der jedoch ihre Bitten unbeachtet liess. Es wurde daher auf Initiative der allgemeinen Zionisten am 20. Oktober eine Selbstwehr gegründet, der sich 12 Bundisten und ein Sozialdemokrat (Christ) anschlossen; doch verfügten die 32 Selbstwehrmitglieder nur über 16 Revolver.

Der Pogrom begann am 23. Oktober um 11 Uhr morgens auf dem Marktplatze. Der Selbstwehr gelang es, die Plünderer zum Rückzug zu zwingen. Zwei Stunden standen die feindlichen „Heere" gegeneinander, bis nun die Selbstwehr, da ihr Vorrat an Patronen bald zu Ende war und drei ihrer Mitglieder durch Schüsse und Steine verwundet waren, sich gezwungen sah, das Feld zu räumen. Der Pristaw mit seinen sechs Polizisten bewahrte Neutralität. Und so konnte nun die tausendköpfige Bauernmasse, die mit Brecheisen, Beilen und einigen Revolvern versehen war, endlich an die Plünderung herantreten. Bereits waren 18 jüdische Geschäfte ausgeraubt, und die Plünderer waren eben daran gewesen, an die Ausraubung der jüdischen Wohnungen zu gehen, da erschienen auf Veranlassung des Stationschefs 12 Soldaten aus Nowosybkow, und im Nu waren die Bauern auseinandergetrieben. Sie hatten 23 jüdischen Familien einen Schaden von 12 000 Rubeln zugefügt und aus ihren eigenen Reihen 3 Tote und 30 Verwundete auf dem Schlachtfelde zurückgelassen.

Werkiewka

Gesamtbevölkerung gegen 8000, Juden ca. 50 Familien.

In Werkiewka, einem grossen, 12 Werst von Njeschin entfernten Flecken, wohnen gegen 50 jüdische Familien, die sich meist vom Handel ernähren: gab es doch hier 23 jüdische Läden. Drei bis vier Familien konnten als wohlhabend, nach den lokalen Begriffen sogar als reich gelten, da sie über Kapitalien von 40—50 000 Rubeln

verfügten, aber auch die übrigen Juden litten keine Not. Trotzdem die hiesigen Bauern in der ganzen Gegend als „wilde Tiere", Trunken- und Raufbolde verrufen sind, waren ihre Beziehungen zu den Juden doch recht friedliche, ja einzelne Juden erfreuten sich sogar grossen Ansehens bei ihren bäuerlichen Mitbürgern.

In der letzten Zeit machten sich hier Zeichen einer politisch-radikalen Agrarbewegung bemerkbar. Im Frühling 1905 gab es hier schon eine kleinrussische revolutionäre Organisation, die 500 Mitglieder zählte (darunter trotz ihres ukrainischen Charakters sonderbarerweise auch einige jüngere Juden und Jüdinnen). Wenn die Anhänger dieser Organisation, die „Demokraten", wie man sie hier kurzweg nannte, auch meist junge Leute waren, so verhielt sich doch auch die übrige Bevölkerung ihren Bestrebungen gegenüber sympathisch. Sie führten einen nüchternen ernsten Lebenswandel, hielten im Walde Versammlungen ab und lasen öfters gemeinschaftlich. Die Verhaftung ihres Führers, eines Mitgliedes des allgemeinen russischen Bauernbundes, des Lehrers Gawrilei, und die Befürchtung weiterer Verhaftungen schüchterten die Demokraten ein, und so unterblieben hier an den Oktobertagen Demonstrationen und öffentliche Versammlungen. Nach Verkündung der Verfassung begaben sich die Demokraten nach der Stadt, um den inzwischen auf Verlangen des Volkes hin befreiten Führer zu beglückwünschen und feierlich nach Hause zu führen. In der Stadt fanden sie aber einen ungeheuerlichen Pogrom vor und erfuhren, dass ihr Führer von neuem verhaftet sei.

Die Kunde vom Njeschiner Pogrom drang bald nach Werkiewka. Den dortigen Juden war aber um ihre persönliche Sicherheit nicht bange. Sie erwarteten vielmehr, dass die Werkiewkaer Bauern nach Njeschin ziehen würden, um dort die Exzesse gegen die Juden zu ersticken. Allein es geschah anders. Schon am zweiten und dritten Tage kamen Bauern aus Njeschin mit einer Menge geplünderter Sachen an. Die Habgier erwachte, und am Freitag, den 21., nachdem sich schon vorher einige bedrohliche Symptome gezeigt hatten — so war plötzlich an allen Zäunen und Türen der jüdischen Häuser in grosser Schrift zu lesen: „Ihr werdet verprügelt werden" — brach der Pogrom aus. Gegen vier Uhr mittags machte sich eine tausendköpfige Menge daran, die jüdischen Läden und Wohnungen zu plündern. Der erste Jude, der geplündert werden sollte, ein wohlhabender Mann, flehte die Menge an, von ihm abzulassen, und wollte für die Leute selbst, die ja alle Bekannte waren, und die Kirche Geld geben. Auch der Gemeindeschreiber schloss sich seinen Bitten an. Schon schwankte die Menge, aber da fanden sich einige Agitatoren, die sich mit aufhetzenden Rufen auf den Juden stürzten, so dass er nur wie durch ein Wunder dem Tode entging. Nun gab es keinen Halt mehr. Die Waren wurden weggeschleppt[1]) und die Gebäude demoliert. Besonders wüteten die halbwüchsigen Jungen, die auch Oefen zerbrachen und Dächer sprengten. Sogar eine Dampfmühle wurde mit einer solchen Gründlichkeit demoliert, dass auch von den Maschinen und Kesseln nichts übrig blieb.

Als die Juden sahen, dass ihr Hab und Gut nicht zu retten sei, suchten sie wenigstens ihr Leben ausser Gefahr zu bringen. Die

[1]) Darunter auch solche schwere Sachen, die nur von 10 bis 15 Mann getragen werden konnten.

Christen gewährten ihnen gern Zuflucht, man versteckte sie aber in Kellern, Scheunen und dergl., da es gefährlich erschien, sie in den Wohnungen zu behalten. Merkwürdigerweise beherbergte auch der Hauptanführer der Plünderer einige Juden und war um sie „väterlich" besorgt, ohne dass er sich dafür bezahlen liess.

Am nächsten Tage kam der Isprawnik Fialkowsky, ein bekannter Antisemit und Organisator einer ganzen Reihe von Pogromen, mit 20 Kosaken an. Er hielt an die durch seine Ankunft eingeschüchterte Menge eine Ansprache, in der er ihr für ihre Treue gegen den Zaren dankte und auf sie Gottes Segen herabrief. Darauf verreiste er, und die durch seine Rede begeisterten Plünderer gingen von neuem an die Arbeit. Da alle Juden bereits beraubt und persönlich nicht zu erreichen waren, machte man sich an die „Demokraten". Es begann etwas Entsetzliches. In einigen Stunden wurden 19 Bauernhöfe, die den Demokraten gehörten, demoliert. Widerstand wurde nicht geleistet, und die flehentlichen Bitten und Thränen der Greise und Frauen waren erfolglos. Am Tage darauf wurde ein öffentlicher Gottesdienst abgehalten, wobei die Juden und die des „Demokratismus" verdächtigen Russen gezwungen wurden, den Treueid zu leisten.

„Trotzdem die Juden in Werkiewka keine Toten und Schwerverwundeten zu beklagen haben, bildet doch" — so schreibt unser Gewährsmann im Frühling 1906 — „der Pogrom einen verhängnisvollen Wendepunkt in ihrem Leben. Der Schaden beläuft sich auf über 100 000 Rubel, darunter Verluste einzelner Bewohner im Betrage von 10—20 000 Rubeln. Das Schlimmste aber ist, dass sie an eine Erneuerung ihrer Tätigkeit kaum zu denken wagen. Nur drei kleinere Läden sind bis jetzt wieder eröffnet, dafür sind aber einige grössere christliche Geschäfte entstanden. Von den 50 jüdischen Familien, die in Werkiewka gewohnt haben, sind etwa acht bis zehn am Orte verblieben. Die Auswanderung wird hier als einziger Rettungsanker betrachtet."

Unser Gewährsmann fügt hinzu, dass man auch von der Teilnahme einiger „Demokraten" am Pogrom gesprochen hat. Es gelang ihm aber nicht, diese Tatsache festzustellen. Nachträglich sollen die Beziehungen der Bauern zu den Juden sehr herzliche geworden sein. Einige Bauern gingen sogar so weit, die Juden mit Geld zu unterstützen, um ihnen die Wiederaufrichtung ihrer Geschäfte zu ermöglichen.

Auch in den umliegenden Dörfern Tomaschewka, Bessulowka und Sjanki wurden Juden geplündert. In den beiden ersten Dörfern traten die Bauern den Plünderern entgegen, so dass die Pogrome ein vorzeitiges Ende fanden.

Sonstige Pogrome im Gouvernement Tschernigow

Mit den von uns speziell behandelten 20 Pogromen des Gouvernements Tschernigow ist das Gesamtbild der Vorgänge in diesem Gebiet keineswegs erschöpft. Fielen doch daselbst noch über 300 andere Ortschaften dem Moloch der Pogromwut zum Opfer. Nun handelt es sich zwar bei allen diesen Exzessen fast nur noch um solche Orte, in denen gewöhnlich wenig jüdische Familien ansässig waren oder nur vereinzelte geschädigt wurden, aber erschreckend ist gerade hier die Vorstellung von den seelischen Leiden, welche jene

vereinsamten jüdischen Familien inmitten einer zahlreichen bäuerlichen Bevölkerung auszustehen hatten, wenn erst diese über den langjährigen Nachbar herfiel. Und was sollte noch der betroffene Jude nachher in einem solchen Orte anfangen?

Es gab aber Kreise, in denen fast jedes von einem Juden oder mehreren bewohnte Dorf dem Pogromschicksal anheimfiel. Laut den Angaben des Petersburger Zentralhilfskomitees waren in den fünf am meisten heimgesuchten Kreisen des Gouvernements Tschernigow von den Exzessen betroffen:

im	Kreis	Njeschin	23	Dörfer	und	andere	kleinere	Ortschaften
„	„	Tschernigow	37	„	„	„	„	„
„	„	Gorodnja	48	„	„	„	„	„
„	„	Starodub	52	„	„	„	„	„
„	„	Surasch	107	„	„	„	„	„

Allein also in diesen Kreisen wurden die Juden in 267 Dörfern und anderen kleineren Ortschaften ausgeplündert.

Dem Vertreter des Moskauer Hilfskomitees war es kurze Zeit nach den Exzessen gelungen, über den grösseren Teil der in den Kreisen Starodub und Surasch betroffenen Ortschaften Details zu sammeln. Die in den betreffenden zwei Spezialberichten aufgezählten Namen von 32 Dörfern des Kreises Starodub und von 73 Dörfern des Kreises Surasch seien hier wiedergegeben. Im Kreise Starodub: Grineck (1 Familie beraubt), Wysokoje (1), Schkrabino (3), Tarassowka (3), Sergejewskoje (2), Krapinna (1), Anuschyno (1), Chmelewka (2), Posuditschi (1), Kontusowo (1), Chomutowo (1), Kamen (1), Kukowitzi (1), Mischkowka (1), Litowsk (1), Nischneje (1), Kartuschino (2), Jankowo (1), Lagowatowo (2), Djedowo (1), Bastrowka (1), Grinnieowo (1), Tschubkowitzi (1), Lischischi (14), Rechowo (2), Pawlitschi (4), Naitopowitzi (9), Poskokowo (1), Oskolkowo (1), Chaleiwitzi (5), Kustitschi (2), Medwedewo (3) — insgesamt 69 Familien mit 435 Seelen. Aus dem Surascher Kreise wurden im Moskauer Berichte folgende Dörfer und Flecken genannt: Alisowka (2 Familien), Boldowka (1), Borki (2), Bielowodka (1), Wsikoudebnoje (10), Wladowitschi (2), Weprino (1), Weliki Bor (5), Wisoki Bor (1), Wolowka (1), Gutische (1), Gutakorezkaja (2), Gonscharowo (2), Gnieluscha (2), Danilowka (2), Baschitzi (3), Dobrik (1), Duschatin (2), Dobinowka (2), Zemerdiewka (1), Iwanowka (1), Guznieci (1), Gulagi (10), Krasnosetje (26), Kobischka (1), Krasnowitzi (1), Kositschi (2), Kurilow (1), Kniasch (2), Kislowka (2), Korlowka (1), Lopotni (1), Frumkin (1), Lubenka (2), Ljalitschi (1), Maloudebnoje (7), Makaritschi (1), Miseritschi (1), Michailowka (1), Lotoki (1), Nowo-Nowitzkaja (1), Nescha (1), Nowodrokow (1), Olgowka (1), Orschintsi (1), Okop (2), Obrub (1), Peretin (1), Popowka (1), Priklinzach (1), Polona (1), Peschaniki (2), Pripopowo Gore (1), Petrowskaja Buda (1), Pawlowka (1), Roschni (2), Robtschik (2), Staschinski Ch. (2), Stary Drokow (1), Sinkowka (4), Smilewitschi (1), Sentscha (1), Skatschki (2), Selistschi priudebnom (1), Selistschi prikulagasch (1), Subowitschi (1), Slistsch (1), Teremoschka (1), Tulukowscha (3), Unoschow (4), Tschetowitschi (1), Jalowka (1) — insgesamt 73 Ortschaften mit 157 betroffenen Familien.

Aus der Liste des Zentralhilfskomitees und anderen Quellen seien noch folgende Ortschaften des Gouvernements Tschernigow genannt: Andrejewka (9 Familien geschädigt), Beresnoje (7), Burowka (13), Dubrownoje (2), Gorodnja (9), Iwaschkowka

(10), Kosel (11), Kolpyta (12), Krasilowka (5), Kulikowka (5), Kusseiy (4), Lowin (23), Marowsk (3), Moschnatin (2), Rawos (2), Naidinowka (7), Pebruschin (2), Stolnoje (32), Typitzew (14), Browary (nur ein Pogromversuch, Demolierung eines Hauses), Buda-Gereda, Buriny, Werebjowka, Grusskoje, Rudnja, Jarylawitschi. Ganz besonders arg zu leiden hatten sodann Sednew, wo 244 jüdische Familien den Plünderern anheimfielen, sowie das Städtchen Woronok, wo 51 Familien, beinahe die ganze jüdische Bevölkerung, von den Exzessen betroffen wurden. Wie der „Fraind" (1905, Nr. 252) schreibt, hätten christliche Kleinbürger (Mestschanje) schließlich den Pogrom in Woronok unterdrückt.

Charakteristisch ist die Aussage eines betroffenen Einwohners des genannten Kusseyi: „Einen Pogrom hat es hier früher nie gegeben, aber es geschah oft, dass in Judenhäusern die Fenster eingeschlagen wurden, so bei mir in den letzten zwei Jahren gegen zwanzigmal. Dies pflegte namentlich an Sonntagen und von trunkenen Kerlen zu geschehen, wobei man den Ausruf zu hören vernahm: ‚Haut die Juden, dafür gibt es nichts!' Die Juden hielten es für naturgemäss, gewöhnten sich daran und beschwerten sich darüber nicht, weil sie eine Verschlimmerung der herrschenden Zustände befürchteten." Selbst in diesem Nest war der Exzess nicht ohne Vorbereitung. So berichtet ein anderer Zeuge, dass schon zwei Wochen vorher der Urjadnik Lissenko, ein guter Bekannter, zu ihm gekommen sei, ihm eine gegen die Juden gerichtete Proklamation vorgelesen und dabei bemerkt habe: „Es gibt doch auf der Welt gemeine Kerle, die gegen die Juden trügerische Beschuldigungen ersinnen." Später habe jedoch derselbe Urjadnik anderen, und zwar Christen, den Aufruf vorgelesen.

In diesem Ort suchten die Bauern durch gründliche Vorarbeiten einer etwaigen Bestrafung aus dem Wege zu gehen. So liessen sie drei arme jüdische Familien nach Zertrümmerung ihrer Fensterscheiben in Ruhe, aber unter der Bedingung, dass sie nichts aussagen sollten. Desgleichen wurde laut Beschluss einer Bauernversammlung der christliche Wächter eines jüdischen Geschäfts, der die Plünderung mitangesehen, zu einem Eid gezwungen, dass er in der gerichtlichen Untersuchung die Plünderer nicht verraten würde.

Auch von Swjatskoj (Gesamtbevölkerung gegen 1500, Juden gegen 300), wo 163 Juden einen Schaden von etwa 40 000 Rubeln davontrugen, erfahren wir, dass die Hauptorganisatoren des am 20. Oktober stattgehabten Pogroms mehrere wohlhabende und bekannte Ortseinwohner waren. Als Exzedenten fungierten die zahlreichen einheimischen Aushebungspflichtigen, während fast die gesamte örtliche Bevölkerung durch Plünderungen ihnen sekundierte. Anfangs machten die Exzedenten eine Rundtour über die jüdischen Läden und erpressten Geldsummen von deren Inhabern sowie von einigen Christen. Darauf wurde Sturm geläutet, und der Pogrom brach los, wobei fast ausschliesslich jüdische Habe geplündert wurde.

Was in Beresna sich zugetragen hat, ist oben berichtet worden. Infolge der Beresnaer Ereignisse geriet auch das Kirchenspiel Rogoski in Gefahr. Mit dem lügnerischen Gerücht, dass Juden und Demokraten das Domnitzaer Kloster in Brand gesteckt hätten und die Mönche ausschlachteten, wurden auch nach Rogoski drei Reiter entsandt, um insbesondere die Bewohner dreier umliegenden Meierhöfe, die als reaktionäre Kreaturen bekannt waren und am Beresnaer Pogrom

eifrigst mitgearbeitet hatten, auf die Beine zu bringen. Tatsächlich fanden sich auch bald ganze Banden wohlausgerüsteter Mordgesellen in Rogoski ein, um dem an sie ergangenen Ruf Folge zu leisten, sie beschlossen jedoch, zuerst mit den einheimischen Juden abzurechnen, und zwar zunächst der Familie eines jüdischen Grundbesitzers J. den Garaus zu machen. Diesem Vorhaben traten nun Bauern aus Rogoski nebst dem Starost, am energischsten aber der Geistliche des Ortes, Johann, entgegen; letzterer erschien mehrmals, nicht ohne Gefahr für sich, mit dem Kreuz vor der rasenden Menge und bat sie flehentlich, von ihren Mord- und Raubplänen Abstand zu nehmen. Er versteckte auch in seinem Hause die am meisten gefährdete Familie, bis diese durch die Drohungen der Exzedenten gezwungen wurde, das Haus des Priesters zu verlassen und nach dem Walde zu flüchten. Jedenfalls verdankten die Juden Rogoskis seinem Eingreifen und der von Bauern des Ortes gebildeten Schutztruppe ihre Rettung. Nachdem so die Exzedenten hier drei Tage lang fast völlig erfolglose Versuche zur Ausplünderung der Juden gemacht hatten, begaben sie sich am 27. Oktober nach der nächsten Eisenbahnstation Snowskaja, um hier wenigstens einen richtigen Judenexzess zu veranstalten, aber ein starker Selbstschutz aus etwa 200 Personen trat ihnen entgegen und vereitelte ihre Absichten. Als dabei verschiedene Exzedenten verhaftet wurden, fand man bei ihnen ausser Messern, Aexten und Brecheisen auch mit Petroleum durchtränkte Dochte, was offenbar auf Spuren einer Organisation hinweist.

Auch an manchen anderen Orten des Gouvernements folgten die Bauern den Lockungen der Pogromanstifter nicht. So vertrieben die Bauern von Komarowka 20 zugereiste Pogromler, die auch hier ihrem Handwerk nachzugehen begannen. Ein anderes, wichtigeres Beispiel bieten die entsprechenden Vorgänge der Ortschaft Itschnja. Hier vereinigten sich rechtzeitig die massgebenden Persönlichkeiten des Ortes, mehrere intelligente Kaufleute und die lokalen Geistlichen, darunter der Protoiereus Wassili, und verscheuchten durch beschwichtigendes Zureden das drohende Pogromgespenst aus den Grenzen des Fleckens. Am 26. Oktober fand dann im grossen Saal der Semstwoknabenschule unter dem Vorsitz des Landhauptmanns eine Versammlung von etwa 300 Bürgern des Orts, wo das Allerhöchste Manifest vom 17. Oktober verlesen und kommentiert wurde; verschiedene Redner ermahnten das Volk, keinen Pogrom zu veranstalten, und einer von ihnen, ein christlicher Kaufmann, schlug sogar vor, für den Fall einer Invasion städtischer Hooligans einen Selbstschutz zu organisieren. Auch dieser Vorschlag wurde gutgeheißen, so dass Itschnja dem verbrecherischen Pogromtreiben entging.[1])

[1]) Die Mitteilungen über Rogoski und Snowskaja sind dem Woschod 1905, Nr. 47—48, diejenige über Komarowka und Itschnja der Kiewskaja Gaseta 1905, Nr. 301 und 303, entnommen.

VII.

Gouvernement Kiew

Kiew[1])

Gesamtbevölkerung gegen 450 000, Juden gegen 70 000.

I.

Kiew, die „Mutter der russischen Städte", ist ein Stück offizieller russischer Geschichte, ein Stück Vergangenheit des orthodoxen Glaubens, ist das Herz der russischen Tradition. Schon aus weiter Ferne kündet der Anblick der über die grünbelaubten Hügel hinweg schimmernden und im Dnjepr sich spiegelnden zahllosen Kirchenkuppeln und Kirchenspitzen den Geist der historischen Stadt.

Kindliche Legenden und düstere, auch rohe Ueberlieferungen knüpfen sich an den Ort, seine Schicksale und seine Erlebnisse. Denkmäler und Gräbersteine reden die Sprache eines Jahrtausends. Hier war es, wo das Christentum seinen offiziellen oder, genauer gesagt, seinen äusserlichen Einzug in Russland gehalten hat. Hier war es, wo die Kirche vor über 900 Jahren sich niederliess, um von Kiew als Mittelpunkt über das ganze Land ihr Netz auszuspannen, um durch Ansammlung und Erraffung materieller Besitztümer von unnennbarem Wert zu einer gebieterischen Macht zu werden. Hier war es aber auch, von wo die Gründung des Zarenreiches ihren Anfang nahm und in sich den ersten höfischen Glanz Russlands, wenn auch zunächst in recht primitiver Form, konzentrierte.

Längst allerdings ist die ehemalige Residenz der Grossfürsten aus dem Stamme der Rjuriks von fürstlicher Pracht verlassen, längst ist auch das kirchliche Zentrum verschoben oder über mehrere Brennpunkte verteilt, aber mit den zu Geschichte gewordenen Erinnerungen aus verflossenen Zeiten hat Kiew gar viele spezifische Anschauungen und Verpflichtungen gewissermassen übernommen. Nicht nur offizielle, sondern auch bedeutende inoffizielle Schichten der christlichen Bevölkerung hängen mit kritikloser, fatalistischer Anhänglichkeit an den vererbten Traditionen und wähnen noch immer jenen Faden fortspinnen, jenen Geist fortpflegen zu müssen; es ist gleichsam ein Tribut, den sie der historischen Legende zu zollen sich verpflichtet

---

1) Die Materialien über den Kiewer Pogrom, sowohl die von uns persönlich gesammelten als die aus anderen Quellen (juristische Kommission, verschiedene Komitees, Bericht des Senators Thurau, Presse, Pogromprozess u. a. m.) herausgesuchten, hatten sich zu derartigen Dimensionen aufgetürmt, dass es uns nicht im entferntesten möglich war, sie in der vorliegenden Monographie zu erschöpfen. Indes glaubten wir, in Anbetracht der Fülle des Stoffs dieser Progromdarstellung einen besonders weiten Raum gewähren zu dürfen, zumal da der Kiewer Pogrom eine Reihe von charakteristischen und instruktiven Momenten enthält.

fühlen. Und so ist der wirkliche Geist dieser herrschenden Kreise eingebettet und eingezwängt in Aeusserlichkeiten, von denen sich wohl individuellere und selbstbewusstere Elemente mit Hilfe einer anderen Gebieterin, der allgemeinen Kultur, freizuhalten verstehen und, wie wir später sehen werden, sich auch Geltung zu verschaffen wissen, die jedoch für die Majorität noch immer Sinn und Satzung des Lebens bilden.

Aeusserlich repräsentiert durch eine kilometerlange Lawra, durch zahllose sonstige Kirchen und Kathedralen, Kapellen, Klöster, geweihte Grabstätten, durch eine gewaltige Schar von professionellen und freiwilligen Kultusjüngern, die einen Duft der Heiligkeit verbreiten, gewinnt die auf diese Weise gestützte und aufrechterhaltene lokale Tradition stets neue Nahrung und inneres Gemütsleben durch die Gläubigkeit jener Hunderttausende, die jahraus, jahrein aus allen Teilen des Reiches hierher pilgern, um an dem im ganzen Lande gepriesenen Wallfahrtsorte zu beten und das Lebensideal zu krönen. Ob nun alle diese Wallfahrer das Glück, das sie suchen, die Gesundheit, die seelische Befriedigung bei ihrer Anspruchslosigkeit finden oder nicht, immer bringen sie nach dem „heiligen Kiew" einen Strom von Aberglauben hinein und tragen einen ebensolchen hinaus. Die bei diesem gegenseitigen Austausch geschaffene Atmosphäre, eine Atmosphäre von Weihrauch und Kerzenduft, von Heiligenanbetung und Wunderglauben, umfasst und hypnotisiert grosse Massen und leitet das religiöseste Gemüt vom Zug nach dem Höchsten in das Allerirdischste herab; auf dem Wege vom grössten Problem bis zum kleinsten Symbol bricht die wirkliche Religion, auch wo sie zu keimen beginnt, entzwei, geht abhanden und schwindet im grossen Meer abergläubischer Vorstellungen.

Gewiss! Das Leben der emporkommenden Stadt ist durch die gekennzeichneten Einflüsse nicht erschöpft und unterliegt noch ganz anderen Faktoren, aber jene Erzeugnisse einer im Rückgang begriffenen Weltanschauung lasten schwer auf der geistigen Entwicklung Kiews und sind in entscheidenden Momenten noch immer von massgebender Bedeutung. Dazu kommt noch, dass Kiew bis vor kurzem nur ganz allmählich aus dem Rahmen des ehemaligen Feudalmittelpunktes und Bureaukraticzentrums emporwuchs; noch vor wenigen Dezennien war es vornehmlich eine Winterresidenz der Landmagnaten und ein Brennpunkt der mannigfaltigsten Verwaltungsinstitute und lebte in erster Reihe von dem Militär, von der Festung, von der Beamtenschaft aller Gattungen, sowie den um diese sich gruppierenden adligen Gutsbesitzern. An der allgemeinen industriellen Entwicklung des Landes s c h ö p f e r i s c h nur wenig partizipierend, war es damals auf die genannten, vom Staate und von der Landbevölkerung erhaltenen Bevölkerungsschichten angewiesen und gewährte dem Lande vornehmlich als Abnehmer von Erzeugnissen, als Konsument einen gewissen Nutzen, während zu gleicher Zeit eine beträchtliche Handelsklasse in ihrer lediglich vermittelnden Rolle mit den primitivsten Methoden für sich gewichtige Vorteile aus der Provinz herauszuschlagen verstand.

Selbst bis in die neueste Zeit hat Kiew diesen Charakter nicht völlig abgestreift. Das Leben zwang allerdings gar manche Landmagnaten, aus temporären Geniessern Kiews zu ständigen Ortsinsassen zu werden, die ihre machtgebietenden Beziehungen nicht selten dazu ausnützten, um in das wirtschaftliche Treiben einzugreifen. Doch besass diese

Klasse bei weitem nicht jenes Anpassungsvermögen, wie es der mit der Zeit immer emporkommenden kleinbürgerlichen Handelsklasse bei ihrem Uebergang zur Grossbourgeoisie zu Gebote stand. Denn dank der gewaltigen Ausbreitung des Eisenbahnnetzes um Kiew herum und der enormen Steigerung der Dnjeprnavigation wurde die Stadt allmählich zu einem Handels- und Kapitalsemporium. Ohne die früheren Aufgaben einzubüssen, erweiterte sich Kiews Vermittlerrolle und erhob sich auf ein höheres Niveau. Was in Bialystok, Lodz, Warschau, Moskau, Tula, an der Wolga, im Kaukasus, in Sibirien und an anderen Orten des Reiches und auch im Ausland fabriziert bezw. produziert wird, geht zu einem wesentlichen Teile durch Kiews Handel in zahllose Provinzkanäle. Und diese Rolle, Angebot und Nachfrage zu vermitteln und zu regeln, ist Kiew auch nach einer anderen Seite treu: denn obwohl es selbst bis zur jüngsten Zeit ein verhältnismässig nur sehr beschränktes Fabrikleben in den *eigenen* Mauern aufweist, übt es doch indirekt auf dieses einen ungeheuren Einfluss aus. Durch eine Reihe von Banken und grossen Millionenfirmen beherrscht es mit Hilfe fremder Angebote den Kapitalmarkt und spinnt die Fäden über die Industrie in mehreren Gouvernements aus, wird zu ihrem Regulator. Was gar die Zuckerindustrie anbetrifft, so ist ihr wechselvolles Schicksal völlig im Bann von Kiew. Die Verwaltung von mehreren Dutzend der bedeutendsten Grosszuckerfabriken befindet sich in Kiew, und so wird hier auch über Hausse oder Baisse des Zuckerhandels für das gesamte Reich gebieterisch vorentschieden. Von Kiew geht neben dem Absatz von Handelserzeugnissen sozusagen der Absatz von Machtfaktoren aus. So ist in den letzten Jahrzehnten die Provinz im Südwesten des Reiches immer mehr auf Kiew angewiesen und regelt ihr Leben und ihre Produktionskraft in hohem Masse durch die immer mächtiger werdende, ihre Fangarme weithin ausstreckende „historische Stadt".

II.

An dieser sich noch vollziehenden Metamorphose, dank welcher Kiew im Aufblühen begriffen ist, haben einen sehr wesentlichen Anteil die Juden der Stadt und der umliegenden Gebiete. Durch seine zentrale Lage inmitten des Ansiedlungsrayons und durch seine engen Beziehungen zu den drei von Juden am meisten bewohnten Gouvernements, Kiew, Podolien und Wolhynien, in denen nach der Volkszählung von 1897 1 191 122 Juden ansässig waren, war Kiew eigentlich von jeher dazu prädestiniert, ein jüdischer Mittelpunkt zu werden; die Tatsache, dass weit um den Umkreis von Kiew herum nicht eine einzige Stadt auch nur annähernd an Kiews Bedeutung heranzukommen vermag, dass vielmehr verschiedene Städte in der Nähe von Kiew zu dessen Gunsten im Rückgange sich befinden, musste die Judenmassen noch mehr hierhertreiben. Wenn trotz alledem die jüdische Bevölkerung Kiews beschränkt geblieben und dabei eine ganz eigentümliche Berufszusammensetzung aufweist, so ist es einzig und allein ihrem schweren Kampf um das Wohnrecht zuzuschreiben, der jeden ihrer Schritte bis auf die jüngsten Tage bedingt. So hat es die gesetzgeberische Zuchtwahl fertig gebracht, dass hier einerseits eine stattliche jüdische Grossbourgeoisie, andererseits ein Schwarm von jüdischen Handwerkern die Stadt mit Beschlag belegt hat. Die selbst

für jüdische Verhältnisse abnorme Klassenzusammensetzung ist so recht ein Zeugnis der Kiewer jüdischen Bitternisse.

Uebertrifft doch das Leiden der Kiewer Juden trotz des glanzvollen äusseren Firnisses dasjenige ihrer Brüder durch eine Reihe von quälenden und bedrückenden Nebenerlebnissen! Kiew ist sozusagen auch für die Juden historisch geworden.

Denn wie weit man auch in der Geschichte der Kiewer Juden zurückgreifen mag, stets stößt man auf schweren Druck und spezifischen Jammer. Vielleicht mag zur Zeit, als das Chazarenreich den Süden Russlands beherrschte, von diesem aus mancher Strahl auch ihr Leben beschienen haben. Mit den ersten bestimmten Nachrichten aber, die zu uns über ihr Schicksal dringen, solchen aus dem 12. Jahrhundert, kommt auch die Kunde von einem Pogrom. In einem jener Zeitalter sollen sie sodann aus der Stadt, in der sie wohl mit ihrer Entstehung festen Fuss gefasst haben, gänzlich vertrieben worden sein.

So oft auch im Laufe der Jahrhunderte Juden in Kiew auftauchten und sich heimisch machten, stets schwebte über ihren Köpfen das Damoklesschwert der Verbannung, namentlich gar, als unter Jelissaweta für Kleinrussland die Parole ausging: „Von den Feinden Christi wünsche ich keinen Vorteil.“ Eine kleine Ruhepause trat für die Juden von Kiew am Schlusse des 18. Jahrhunderts ein. Als unter Zar Paul das Wohnrecht der Juden im russischen Reiche einer Regelung unterlag, ward auch das Gouvernement Kiew nebst der Stadt in das den Juden freistehende Territorium aufgenommen, so dass in der Periode von 1794—1827 in Kiew eine jüdische Gemeinde von 452 Seelen sich ansammelte. Aber die Kiewer Kaufleute, denen die Konkurrenz der jüdischen Berufsgenossen verhasst war, ruhten nicht, und brachten es durch Petitionen dahin, dass Kiew im Jahre 1827 aus dem jüdischen Ansiedlungsgebiet ausgeschlossen wurde. Nur eine winzige Anzahl Privilegierter, die für Kronsbauten und ähnliche Zwecke unentbehrlich waren, durfte später in Kiew ansässig sein, während im allgemeinen der Ukas trotz aller Bestechlichkeit, die unter Nikolaus sprichwörtlich war, mit der grössten Strenge gehandhabt wurde und die damaligen Torturen der Juden mannigfach vermehrte.

Unter der liberalen Aera Alexanders II. wurden den Juden auch die Tore Kiews geöffnet, aber unter wesentlichen Beschränkungen. Das Niederlassungsrecht wurde nach und nach mehreren Kategorien gewährt, wie Kaufleuten erster Gilde nebst einer beschränkten Anzahl Angestellter, Handwerkern, unter Nikolaus ausgedienten Soldaten, mit einem Hochschuldiplom versehenen, sowie schliesslich zwecks Assimilierung auch solchen Juden, die ihren Kindern nicht im Cheder, sondern in den öffentlichen Schulen eine Erziehung zuteil werden liessen, welch letztere Kategorie in jener Epoche eine vom Staate bevorrechtete Ausnahme bildete, in späterer Zeit aber durch verschiedene Kommentare ihres Rechtes so gut wie beraubt wurde. Einem Teil der genannten wohnberechtigten Klassen wurde zudem nicht ganz Kiew, sondern nur zwei bestimmte Stadtteile freigestellt, wodurch ein neues Ghetto entstand. Was aber das Gros der anderen Juden betrifft, so wurde ihnen für bestimmte, von der Polizei zu kontrollierende Angelegenheiten ein ganz kurzer Aufenthalt zugestanden.

Im Vergleich zur rigorosen Epoche des ersten Nikolaus waren es Erleichterungen, aber im Laufe der Zeit wurden sie zu einer ständigen Qual und zu einer ständigen Schande für die Kiewer Juden, insbesondere als die Aera der Erlaubnisse der Flut der Beschränkungen und Verfolgungen Platz zu machen begann. Die Innehaltung aller Vorschriften schuf für die schlecht honorierte, halboffiziell auf Bakschisch angewiesene Beamtenschaft eine Quelle ausserordentlicher Revenuen, für die Juden, sowohl für die ganz und halb bevorrechteten als für die drittklassigen, ewigen Verdruss und einen Zustand ständiger Gehetztheit.

Denn Kiew kann von den Juden des ganzen Südwestens auf keinen Fall gemieden werden, eben weil es im Herzen des jüdischen Rayons gelegen ist und alle höchsten Anstalten des Südwestens, die administrativen, militärischen, gerichtlichen, sodann eine Reihe höherer Lehranstalten und Hochschulen konzentriert und, wie oben gekennzeichnet, den Handels- und Gewerbeverkehr beherrscht. Das Leben drängt Hunderttausende nach der Stadt zu ständigem oder zeitweiligem Aufenthalt und stösst die Schranken des Gesetzes um. Da gibt es denn tagtäglich harte Kämpfe seitens der Polizei gegen die „Eindringlinge". Auch der wohnberechtigte Jude hat lästige Widerwärtigkeiten und gar oft kostspielige Scherereien durchzumachen. Wehe aber den ungesetzlich Wohnenden! Für sie ist das Leben in Kiew eine einzige Kette polizeilicher Quälereien, die nicht selten mit tragischen Folgen verknüpft sind. Mögen noch so viele sauer erworbene Rubel in die Taschen der Polizeibeamten fliessen, nie sind sie zu füllen. So versichern Kenner der Verhältnisse, dass die jährliche Einnahme eines Pristaws in jedem der Judenbezirke Kiews auf 20—30 000 Rubel sich beläuft. Um diesen Plackereien zu entgehen, kam es in der rigorosesten Zeit nicht selten vor, dass unbemittelte Leute, die einen ganz geringen Handel trieben oder irgend welchem nichtbevorrechteten, auf Kiew angewiesenen Beruf nachgingen, die Hälfte ihres Einkommens an Gilde (ca. 800 Rubel) bezahlten, um in eine bevorrechtete Kategorie zu gelangen. So schlau sind die Juden! Stets gibt es aber in Kiew gar zu viele der ärmsten und elendesten Juden, die von diesem schlauen Kniff keinen Gebrauch machen und auch ihren erpresserischen Häschern in der Gestalt untergeordneter Beamten nicht Genüge leisten können, die darum erbarmungslos aus der Stadt hinausgejagt werden. Hin und wieder tritt in diesen Verfolgungen ein graduelles Nachlassen, eine mildere Praxis ein, wenn von oben ein ruhigerer Wind weht, wenn die höhere Administration eine weniger judenfeindliche Gesinnung hegt. Dann aber schwillt der Eifer der Behörden mit einem Male wieder an und bewirkt unter den Massen der jüdischen Bevölkerung einen panischen Schrecken; den willkürlichen Deutungen des Gesetzes fallen dann Hunderte jüdischer Familien zum Opfer; ob ein Beruf als Handwerk anerkannt wird oder nicht, davon hängt das Schicksal einer ganzen Schar von Juden ab. Als Beispiel für viele ähnliche sei nur angeführt, dass vor Jahren einige Hundert jüdischer Droschkenkutscher eines schönen Tages haben Kiew verlassen müssen, weil sie als nicht zu den wohnberechtigten Kategorien gehörig erklärt wurden.

Um aber das Gesetz mit aller Konsequenz durchzuführen und den Juden das Dasein zu verbittern, bringt seit Jahr und Tag die Kiewer Bureaukratie ein Mittel zur Anwendung, das sonst nur gegenüber

Landstreichern und Verbrechern geübt zu werden pflegt, das Mittel der ständigen Razzias. Dessen Schrecken sollen einerseits die höhergestellten Beamten von der Wachsamkeit der Untergebenen überzeugen, andererseits unter den Betroffenen die Gebefreudigkeit im allgemeinen fördern. So zahlt der Kiewer Jude der Polizei, auch wenn er von ihr keine Gegenleistung erwartet: mag er noch so gesetzlich wohnen, stets stecken ihm die Schrecken des Oblawas, Razzias, in den Gliedern. Denn wer ist in Kiew frei von Schuld? Bei wem übernachtet nicht einmal ein Angehöriger aus der Provinz entgegen dem Wohnrecht?

Wer so als Fremder in später Nacht oder in frühester Morgenstunde durch die Strassen Kiews wandert und zu seinem Verwundern auf eine von einem starken Polizeikordon umgebene grössere Judengruppe, meist mehrere Dutzend, stösst, der möge es wissen, dass es keine Kriminalverbrecher und, falls nicht die geringste Rassenbeimischung wahrnehmbar ist, auch keine Politischen sind: diese da sind nur in ihrer Eigenschaft als Juden abgewischt worden. Das traurige und widerwärtige Strassenbild ist ein Zeichen, dass in irgend einem Stadtviertel eine erntereiche Oblawa stattgefunden hat, wie sie deren jahraus, jahrein unzählige Male, oft an mehreren Punkten zugleich, wiederkehren. Bis auf den heutigen Tag ist für die geplagteste jüdische Bevölkerung, für alle jene, die mit grosser Mühsal sich irgend einen Tagesverdienst ausfindig machen, Nacht für Nacht die brennendste Frage: wird es heute eine Oblawa, eine Razzia geben, der dann regelmässig ein vierundzwanzigstündiger Aufenthalt, gemeinsam mit rohen Verbrechern, in irgend einem finsteren Polizeiloch und darauf Ausweisung, bezw. Beförderung per Schub und sostige Unannehmlichkeiten auf dem Fusse folgen werden? Denn zu Zeiten wird die Polizei noch eifriger und erfinderischer. Als die Kiewer Bureaukratie zu Beginn des 20. Jahrhunderts merkte, dass alle diese ausgewiesenen Kleinhändler und Kommis, ungelernten Arbeiter und sonstigen Berufsangehörigen, die in den Handwerkerstand nicht rubriziert werden sollen[1]), aber darum doch auf den Kiewer Arbeitsmarkt angewiesen sind, auf anderen Wegen nach der Stadt immer wiederkehren, da liess sie sie für einige Zeit ins Gefängnis sperren und begann die Menschen auf der Strasse am hellen lichten Tage abzufassen, um den Ertappten jegliche Lust zum Betreten des Kiewer Bodens auszutreiben und die heilige Stadt möglichst von Juden zu purgieren.

Alle diese Umstände, die unnachsichtigen Treibjagden auf Juden, das Stadtghetto, wie es selbst in Russland nicht weiter anzutreffen und wohl nur zur Aufrechterhaltung des judenreinen, russischen Aussehens in den heiligeren Teilen Kiews dienen soll, die ständigen Kämpfe der Polizei gegen die Juden und der Juden gegen die Polizei, — all dies hatte sich dazu vereint, um die Kiewer Juden zu minderwertigen Stadtbewohnern zu degradieren. Bei der Administration, die von einer gewissen Stufe ab von den Juden lebt, paarten sich Hass und Verachtung gegen solche Brotgeber und verdichteten sich

[1]) Die Bedrängnisse der Kiewer Handwerker würden ein eigenes Kapitel füllen. Hier ist die Willkür gegenüber ganzen Klassen grenzenlos. Auch genügt es ja für einen Handwerker, dass bei ihm zum drittenmal ein „illegal" übernachtender Jude erwischt werde, damit er selber seines Wohnrechts verlustig gehe.

zu besonders feindlichen Gesinnungen, als es den Anschein hatte, dass die Kiewer Juden sich bald von ihnen emanzipieren würden.

Denn bei den Juden Kiews hatte sich schon seit Jahren ein lebhaftes Bedürfnis nach einer Regeneration des gesamten Lebens fühlbar gemacht und war in den Bildung sowohl nationaler als proletarischer Gruppen zum Ausdruck gekommen. Als der Zionismus aufkam, hatte er in Kiew gar bald eine begeisterte Gemeinde um sich geschart und mit seinen gegen zweitausend organisierten Anhängern das jüdische Leben des Orts zu beherrschen vermocht. Später hatte sich die zionistische Anhängerschaft Kiews in zwei ziemlich gleiche Lager, in ein zione-zionistisches und in ein territorialistisches, gespalten und war sowohl dadurch als durch die Absorbierung aller leistungsfähigen Kräfte seitens der allrussischen Freiheitsbewegung zurückgegangen, aber seine Grundlage, die nationale Tendenz und das nationale Freiheitsstreben, blieb in allen Institutionen ausschlaggebend und drängte, als das Parteileben im ganzen Reiche aufzuspriessen begann, indirekt die Kiewer Judenheit zu stärkerer politischer Betätigung. So fanden die Kadetten schon bei ihrer Entstehung unter den Juden eine politisch vorbereitete Bürgerklasse, die in ihrer überwiegenden Majorität der konstitutionell-demokratischen Partei fast wie einer Selbstverständlichkeit sich anschlossen und ihre Scharen füllten[1]). Daneben hatte der „Bund" mehrere hundert Juden aus studentischen und Arbeiterkreisen um seine Fahne gruppiert, während wohl ebensoviele Anhänger aus der jüdischen Bevölkerung der allgemeinen sozialdemokratischen Partei angehörten. Was hingegen die Poale-Zion und die Zionisten-Sozialisten betrifft, so brachte es jede Gruppe nur auf je 50—60 Mitglieder unter den Studenten, während sie unter der Arbeiterschaft nur durch schwache Organisationen vertreten waren. Alles in allem kann man es getrost sagen, dass die jüdische Einwohnerschaft Kiews unter wirklich freien Verhältnissen ein blühendes politisches Leben entwickeln würde.

III.

In weitem Abstande von dem politischen Bewusstsein der Kiewer jüdischen Massen ist dasjenige der nichtjüdischen, und auch das Bild der Parteidifferenzierung, soweit diese zutage getreten ist, ist ein ganz anderes. Sieht man von den Polen ab, die schon aus nationaler Notwendigkeit mit den freiheitlichen Bestrebungen sympathisieren und, obwohl meist prinzipielle Gegner des Agrarprogramms der Kadetten, bei den Wahlen in fast geschlossenen Reihen für diese oppositionelle Partei stimmen, so lässt sich die Tatsache nicht leugnen, dass die Majorität der nichtjüdischen Kiewer bürgerlichen Elemente nicht im Lager der Freiheitsanhänger zu finden ist. Die Wahlen zur dritten Reichsduma haben den traurigen Beweis dafür erbracht. Sowohl in der ersten Kurie, wo der Reaktionär mit wenigen Stimmen siegte, als in der zweiten, wo der Kadett knapp durchkam, hatten sich die Wähler in zwei fast gleiche Teile geteilt: hie gemässigte Oppo-

[1]) Dass es unter der zahlreichen jüdischen Bourgeoisie auch eine stattliche Anzahl Reaktionäre gibt, wie wäre es anders denkbar? Doch haben sie niemals den Mut gefunden, sich öffentlich auch nur zur Oktobristenpartei zu bekennen, selbst als diese sich durch ihr Auftreten in bezug auf die Judenfrage noch nicht kompromittiert hatte.

sition, dort unverfälschteste Reaktion. Zieht man nun die jüdischen und polnischen Wähler ab, die sicherlich 20—25% aller ausmachen, so ergibt sich das Fazit, dass die russische Wählerschaft Kiews jedenfalls zu fünf Achteln den dunkelsten Tendenzen ihre Huldigung dargebracht hat. Berücksichtigt man allerdings den Umstand, dass eine richtige Wahlpropaganda nur den rückschrittlichen Parteien gestattet, während die Opposition durch die Administration völlig lahmgelegt war, dass ferner unter dem sogenannten allgemeinen Wahlrecht die etwa zehntausend Mann (darunter etwa ein Drittel Organisierter) zählende Arbeiterschaft völlig benachteiligt ist, so wird das Ergebnis erheblich korrigiert, aber es bleibt noch immer die Tatsache bestehen, dass wohl die Hälfte der russischen Bevölkerung Kiews sich vorläufig von der Reaktion ins Schlepptau ziehen lässt. Dabei ist gerade der Charakter der Kiewer Reaktion ein finsterer und für die Kulturentwicklung grosser Reichsteile geradezu gefährlicher[1]). So weit reicht offenbar der Einfluss der Kirche, der monarchistischen Parteien und der Judenhasser. Diese Faktoren sind hier aufs engste mit einander verbrüdert; die Freiheitsfeinde werden in ihrer politischen Wirksamkeit immer konsequente Judenhetzer, und der Judenhass schult andererseits solche Elemente, die sonst teilweise wenigstens für gewisse Freiheiten plädieren würden, zu regelrechten Reaktionären um.

Kiew aber ist von jeher in ausserordentlichem Masse vom Antisemitismus und zwar von heimischem, nicht importiertem durchseucht. Als diese „grosse“ Idee am Schluss der Regierung Alexanders II. aus Westeuropa nach Russland hinüberglitt und grosse Schichten der Residenz mit der Kraft einer originellen Neuerscheinung ergriff, war Kiew schon längst dafür reif. Es hatte darin die umliegenden Provinzen überflügelt und bildete zu einer Zeit, da noch dort völliger Friede herrschte, einen Flammenherd judenhetzerischer Tendenzen, die in dem einflussreichen Lokalblatte „Kiewljanin“ breitgetreten und mit demagogischem Geschimpfe ausgestattet wurden. Während so im benachbarten Tschernigow am Ende der liberalen Aera die Juden sich noch gewissermassen als gleiche Glieder desselben Staates fühlten und selbst am Semstwo sich zeitweilig betätigen konnten, stiessen sie hier auf einen erschreckenden Antagonismus.

Spiegeln sich doch überhaupt die gesamten nationalen Differenzen, die im Südwesten Russlands infolge der historischen Kämpfe traditionell geworden sind und durch die russische Regierung in weitgehendem Masse gepflegt werden, mit besonderer Härte in Kiew wieder. Grossrussen und Polen, z. T. auch Kleinrussen empfinden mit der ganzen Kraft der geschichtlichen Erinnerungen und Hoffnungen den gegenseitigen Abstand, den auch wirtschaftliche Interessen nicht selten erweitern. Mehr als auf allen lastet indes die Zuspitzung des egoistischen Nationalgefühls auf den Juden, die im Wirtschaftskampf oft wie zwischen Mühlsteinen sich befinden. „In unserem Gebiet“,

---

[1]) Professor Iwanow vom Kiewer Polytechnischen Institut erzählte vor Gericht, welchen Verfolgungen diese Hochschule seit ihrer Errichtung ob ihres fortschrittlichen Geistes seitens der Kiewer Reaktionäre ausgesetzt war, und äusserte sich dabei also: „Hier in Kiew gibt es besondere Sittenzensoren. . . Ich würde sie nicht „Rechte“ nennen. Das ist etwas Spezifisches. Ich habe nirgends etwas Aehnliches gesehen. Werden doch bei uns alle aufklärenden und fortschrittlichen Institutionen verfolgt und gelten als aufrührerisch.“

sagte Prof. Iwanow im Kiewer Pogromprozess, „herrscht eine gewisse Geschiedenheit der Bevölkerung. Hier gibt es Eroberer, die sich bemühen, ihre Herrschaft über die Juden als die am meisten unterdrückte Nation kundzutun und sie dies mehr als die anderen fühlen zu lassen.“

Zudem erhielt der Antisemitismus durch die lokale Position der Juden besondere Nahrung. In Kiew hatte sich die Judenheit allmählich und trotz aller Hemmnisse überraschenderweise zu einem erstklassigen wirtschaftlichen und intellektuellen Machtfaktor erhoben. Je mächtiger sie aber wurde, desto hasserfüllter ward die Atmosphäre. Gerade weil in Kiew recht frühzeitig jüdische Fähigkeiten sich geltend machten, richtete sich die Kampfparole gegen sie mit solcher Leidenschaft. Die Erfolge waren schnell sichtbarlich. Mit dem Beginn der achtziger Jahre schliesst sich auch die Universität vor den jüdischen Talenten ab. Bekannt sind die vielen Fälle der Nichtzulassung besonders begabter jüdischer Jünglinge zu einer Professur oder Dozentur, und geradezu aufsehenerregend war es, als noch vor dem Ausbruch der ersten Pogromepidemie einer der hervorragendsten Aerzte, ein äusserst beliebter Lektor und Mann von Weltruf, nur weil er Jude war, vom Professorenkollegium bei der Abstimmung zu Falle gebracht und durch eine absolute Null ersetzt wurde. Sicherlich war dieses Jahrzehnte andauernde Verhalten durch Winke von oben geregelt, aber merkwürdig ist es, dass diese antisemitischen Winke schon zu einer Zeit ohne Widerstreben befolgt wurden, als noch das Universitätsleben sich einer gewissen Autonomie erfreute. Das judenfeindliche System war hier so vorherrschend und wohl infolge gründlicher Durchsiebung so allmächtig, dass Dezennien hindurch (bis zu den letzten 4—5 Jahren) sich kein Kiewer jüdischer Arzt in Kiew zum Doktorexamen meldete, sondern andere Landesuniversitäten zu diesem Zweck aufzusuchen pflegte.

Wenn nun schon die höchste Bildungsstätte zu solchen Gesinnungen der Beschränktheit und Menschenfeindseligkeit sich herabwürdigen liess, um wieviel mehr die sonstigen öffentlichen Institute! Ja, auch in den nichtuniformierten wissenschaftlichen Lokalgesellschaften kam der von der Mehrheit der Universitätsprofessoren sanktionierte und gepflegte Geist des Judenhasses sehr schroff zum Ausdruck. Aengstlich mied die Aerztegesellschaft lange Jahre hindurch die Aufnahme von jüdischen Medizinern, bis unter dem Vorsitz eines liberalen Professors erst in jüngster Zeit diese Schranke fiel. Desgleichen hatte eine andere Korporation, die physikalisch-medizinische, im Jahre der Untersuchung (1906) nach 7—8 jährigem Bestande nicht ein einziges jüdisches Mitglied, ein Prinzip, an dem mehr oder minder noch eine Reihe anderer Korporationen festhielten. Wohl gab es auch Ausnahmen, wie unter den professionellen Gesellschaften liberaler Berufe die juristische, die die Klippe des Antisemitismus zu umgehen verstand, sodann in noch weiterem Masse die literarisch-dramatische oder noch später die pädagogische, beides jüngere Gebilde, die übrigens ob ihres strikten Gegensatzes in ein anderes Kapitel gehören, aber diese Ausnahmen waren nur für bestimmte Schichten massgebend, während ihre Antipoden bis zum Sturm der Freiheitsepoche den herrschenden Verwaltungs- und Gesellschaftsfaktoren unzweifelhaft eine moralische Stütze boten.

In einer solchen Atmosphäre durfte sich der offizielle Antisemitismus schamlos ergehen und öffentlich äussern. Wenige Wochen nach dem Pogrom von 1881 durfte in Kiew ein Staatsanwalt von der Tribüne herab den schwergekränkten Juden zurufen, die westlichen Grenzen seien ihnen offen, und mitten in jener Verfolgungsepoche wagte es der Bürgermeister von Kiew, gegen die Juden Brandreden zu halten, um so der von Neid zerwühlten Kaufmannschaft Genüge zu leisten. Jahraus, jahrein aber konnte die Administration die Juden mit den antisemitischsten Redensarten und Floskeln apostrophieren, jahraus, jahrein durften in der Stadtduma ungestraft Hetzreden gegen die Juden erschallen. Dass ganz im Einklang damit in den verschiedenen gesellschaftlichen Klubs (im Adligen-, im Hausbesitzerklub und in anderen, so selbst im kaufmännischen) die Juden gar keine oder nur äusserst selten Aufnahme fanden, soll nicht besonders hervorgehoben werden. Dies ist eine Geschmackssache. Viel wesentlicher hingegen ist die Tatsache, dass der antisemitische Geist sich sogar aus solchen Institutionen nicht ausschalten liess, zu denen der Mensch nur noch als hilfsbedürftiges, gebrechliches Wesen seine Zuflucht ergreift, nämlich in den Krankenheimen, deren Kiew eine beträchtliche Anzahl besitzt. Dass, von der einen oder anderen äusserst seltenen Ausnahme abgesehen, sowohl in den städtischen als in den privaten Anstalten jüdische Aerzte eine honorierte Anstellung nicht erhalten und selbst als Volontäre nur sehr unwillig geduldet werden, mag vielleicht manchem westeuropäischen Beispiel entlehnt worden und teilweise dadurch zu erklären sein, dass die Kiewer jüdische Aerzteschaft eine Reihe tüchtiger Kräfte hervorgebracht hat. Ein spezifisch Kiewer Gewächs aber ist es, dass fast alle diese Krankenhäuser, Geburtshilfsstationen usw. jüdische K r a n k e überhaupt nicht aufnehmen und zum Teil auch bei der ambulatorischen Behandlung Beschränkungen walten lassen (einzelne z. B. an Juden keine unentgeltlichen Heilmittel austeilen lassen), während die beiden jüdischen Krankenhäuser keinen Unterschied kennen und andererseits für die allgemeinen Institute jüdisches Geld in grandioser Weise gespendet wurde [1]).

Reaktion und Antisemitismus hatten sich so in engster Ver-

---

[1]) Darüber nur ein paar Angaben: Das jüdische Krankenhaus weist unter seinen Bettkranken etwa 10% Christen auf, während in seiner ambulatorischen Behandlung den ca. 9000 Juden etwa 8000 Nichtjuden gegenüberstehen. Die Ausstattung des Spitals für chronische Kinderkranke ist aus den Mitteln eines jüdischen Millionärs erfolgt, desselben, der das allgemeine Bakteryologische Institut ganz und gar errichtet hat.

An alle antisemitischen Gepflogenheiten der Krankenhäuser, die der Jude fatalistisch hinnimmt, knüpfte sich längere Zeit noch eine von den Behörden ausgehende spezielle Demütigung: Zwecks ärztlicher Behandlung darf ein Jude nach Kiew kommen, auch wenn er kein Wohnrecht besitzt. Das jüdische Krankenhaus war aber von der Administration angewiesen, solche Juden nur dann aufzunehmen, wenn sie sich vorher mit einem Zeugnisse eines a n d e r e n Krankenhauses versehen hatten, dass sie wohl klinischer Behandlung bedürfen, dass in dem betreffenden Krankenhaus jedoch kein Platz vorhanden sei. Diese einzigartige Vorschrift, die tatsächlich eine Zeitlang gehandhabt wurde, war nicht nur eine Plage, sondern auch ein Hohn, wenn man bedenkt, dass das betreffende Zeugnis von Instituten ausgestellt werden sollte, die Juden gar nicht aufnehmen. Und dies geschah, damit nur ja nicht ein nicht wohnberechtigter Jude mangels staatlicher Kontrolle eventuell als Kranker in Kiew wohnen sollte. Bis zum Unsinn trieb es darin die Kiewer Obrigkeit, die noch dazu, angeblich um die Bestimmungen über das Wohnrecht der Juden durchführen, d. h. also die Juden ganz besonders bedrängen zu können, willkürlich der jüdischen Korobkasteuer alljährlich 15 000 Rubel für Polizeizwecke zu entnehmen pflegte.

brüderung ein festgefügtes Nest errichtet, den Boden mit Judenhassdünger reichlich versehen und alle gegnerischen Elemente für lange, ja für Dezennien in den Hintergrund gerückt. Wohl gab es Gesellschaftskreise, die solche Zustände verdammten, aber sie hielten sich reserviert und drangen erst dann an die Oberfläche, als die Revolution emporkam und die unterirdisch arbeitenden Freiheitskämpfer Resultate zu erzielen begannen. Hat doch Kiew, das andere Kiew, in der russischen Freiheitsbewegung eine Anzahl wichtiger Geschichtsblätter ausgefüllt. Auf die Dauer hatte es sich dem Ansturm der anderen Welt, der Welt des Wissens und des Forschens, nicht entziehen können. Dieselbe Universität, die sich in ihrer Leitung zum Werkzeug einer despotischen Regierung gebrauchen liess, förderte unbeabsichtigt zivilisatorische Früchte zutage, und die Technische Hochschule, die in den neunziger Jahren gegründet wurde, redete von vornherein die Sprache der Verjüngung. Die These wurde selber zur Antithese. Aus den Mauern dieser Institute drang durch die Jugend ein frischer Hauch in die Lande und fegte manchen Schimmel hinweg. Und wenn schon seit langem aus den Hochschulen ein scharfer Geist der Freiheit in die Bevölkerung strömte, so brachten in den letzten Jahren die etwa zwölftausend Studenten und Studentinnen der Universität, der Technischen Hochschule, der Frauenkurse usw. in ihrer Gesamtheit wahrhafte Kultur und Radikalismus der Gesinnung in die Massen und wirkten, wie es offiziell heisst, destruktiv, in Wirklichkeit umwälzend und schaffend.

Revolutionäre Akte hatte es allerdings bereits vor einer Generation in Kiew gegeben. Schon in den siebziger Jahren hatte ein Teil der studentischen Jugend in Kiew eine Zentrale der revolutionären Bewegung gebildet, zu einer Zeit, da es das Volk nirgends für sich hatte, da die bäuerlichen Massen in ihrer völligen Unwissenheit den Kampf gegen den Zarismus nicht als einen Kampf für sie, sondern als einen für die privilegierten Klassen auffassten oder zumindest als abwartende Zuschauer sich abseits hielten, da sogar die geknechteten Juden solchen Bestrebungen verständnislos gegenüberstanden. Nach mannigfachen Opfern war dieses Freiheitsstreben im Strom der allgemeinen Reaktion ertränkt und erwachte erst am Ende des Jahrhunderts zu neuem Leben. Seitdem aber liess sich die Kiewer Studentenschaft niemals beruhigen und errang immer grössere Erfolge, indem sie immer weitere Kreise der Gesellschaft und der Arbeiter in den Bereich ihrer politischen Gesinnungen hineinzog. Der stärkste Erfolg ihrer stürmischen Aktionen bestand aber darin, dass allmählich viele freiheitlich gesinnte Professoren der Universität und namentlich der Technischen Hochschule aufgerüttelt wurden und der Volkssache, wenn auch in ihrem Sinne, sich anschlossen. Im Herbst 1905 war das intellektuelle Kiew zum grossen Teil revolutioniert, demokratisiert. Mochte auch die Stadtduma trotz der allrussischen freiheitsfordernden Semstwo- und Städtekongresse ihre dissentierenden Anschauungen nach Möglichkeit zur Schau tragen, die öffentliche Meinung war mehr oder minder auf Seiten einer Neuordnung, und vier Tageszeitungen vertraten den Standpunkt der Opposition, während nur eine, wenn auch immer wütender, der Reaktion zu dienen sich bemühte.

IV.

Gerade im Sommer 1905, als schon an vielen Stellen des Reiches, zu Wasser und zu Lande, der Revolutionssturm brauste, schlich in Kiew das politische Leben äusserlich noch träge dahin. Die Hochschulen waren geschlossen, die Studentenmassen fehlten noch, und die Fabrikarbeiterschaft, inwieweit sie auch nach politischen Umgestaltungen strebte, war bei ihrer verhältnismässig geringen Zahl nicht stark oder nicht unternehmend genug, um auf eigene Faust revolutionäre Kundgebungen durchzuführen. Das Revolutionsfeuer glimmte in geheimen Kreisen und geschlossenen Versammlungen, wie zur Zeit der altgewohnten sogenannten „unterirdischen“ Tätigkeit der Freiheitskämpfer, obschon es, von aussen her stets neue Funken empfangend, zu immer stärkerer Glut zu entflammen begann.

Auf der Oberfläche war somit gar nichts wahrzunehmen. Da kam Ende August die den Hochschulen gewährte Autonomie, und im Fluge veränderte sich das Bild. Die Pforten der Universität und des Polytechnischen Instituts öffneten sich, und aus der Provinz strömten viele Tausende freiheitsdürstiger Jünglinge zusammen, die von den ihnen gewährten Rechten einen weit über das beabsichtigte Mass hinausgehenden Gebrauch zu machen nicht verabsäumten. Bis in die schwerfälligsten Bürgerkreise hatte sich der Bevölkerung bald eine Erregung sondergleichen bemächtigt, und das lebende, aufwärtsstrebende Kiew war in einen Taumel von Freiheitssehnsucht versetzt. Die Reaktion, die sonst in Kiew so mächtig gewesen und später wiederum in alter Herrlichkeit aufblühen sollte, lag vorläufig zu Boden, aus tausend Wunden blutend. Der September und der Oktober 1905 bis zum Kulminationspunkt des Manifests waren ganz im Bann beseligender Hoffnungen und eines unbegrenzten Rausches. Die unzähligen Versammlungen der studierenden Jugend und grosser Bürger- und Arbeiterkreise, die vom 7. September bis Mitte Oktober, oft schon von morgens an, die Hörsäle der höchsten Lehrinstitute füllten, waren ein einziger Hymnus auf die Freiheit und ein einziger Fluch dem Despotismus. In scharfen Resolutionen, die zuweilen ein ganzes politisches Programm enthielten, kam die Stimmung der Zehntausende krass zum Ausdruck. In der Studentenschaft selbst — die, nebenbei bemerkt, ob des für die Juden geltenden Prozentsatzes nur zu einem kleinen Bruchteil (nicht über ein Fünftel)[1]) jüdisch ist — wühlten zwar die Kämpfe der verschiedenen Richtungen, aber sie alle trugen in ihrer überwältigenden Mehrheit die Banner der Demokratie und des Sozialismus.

Schon zu Beginn des September wurden einzelne Versuche gemacht, auch ausserhalb der Hochschulen politische Kundgebungen zu veranstalten. Als am 8. September die Konferenz der russischen Psychiater eröffnet wurde, erscholl nach dem Vortrag des Kiewer Psychiatrieprofessors von den Tribünen herab eine politische Rede eines Studenten, worauf ihm ein anderer durch Verlesung einer sozialdemokratischen Proklamation sekundierte, und jemand wandte sich im Namen der Arbeiter an die Versammelten und hob einen mit zwei roten Bändern versehenen Stock empor. Nun folgten die Rufe: „nieder mit der

---

[1]) Nach den Angaben des Professors Rus'sky machten zur Zeit der Oktober-Ereignisse die Juden am Kiewer Polytechnischen Institut etwa 15 % der Gesamtstudentenschaft aus.

Polizei, nieder mit der Alleinherrschaft!", und eine Menge Proklamationen wurde in den Saal hineingeworfen. Ein ähnlicher Vorfall spielte sich am 11. September gleichfalls während der Konferenz der Psychiater ab. Noch turbulenter ging es drei Tage später im literarisch-artistischen Klub zu, wo ein bekannter Schriftsteller W. über den Bulyginschen Dumaentwurf eine Vorlesung hielt und unter ungeheurem Beifall die bestehende Staatsordnung einer schonungslosen Kritik unterwarf. Da erschien der Polizeimeister und erklärte die Versammlung für geschlossen, worauf ein gewaltiger Lärm sich erhob. Es wurde gezischt und geschrien: ,,nieder mit der Polizei!" Charakteristisch für die fieberhafte Stimmung ist es nun, dass der Redner, sonst ein stets zur Mässigung mahnender Sozialist, in diesem Moment, wenn dem offiziellen Bericht zu glauben ist, vorgeschlagen haben soll, über die Frage abzustimmen, ob man der Polizeigewalt weichen oder mit Aufopferung des Lebens mit ihr sofort in einen blutigen Kampf sich einlassen solle, in Erwägung dessen, dass die dargebrachten Opfer ,,der heiligen Sache der Niederwerfung der bestehenden Ordnung zum Nutzen gereichen würden". Nur ein Teil des Publikums sprach sich für den sinnlosen Kampf aus, während die anderen den Saal räumten. Zwischen den im Saal Verbliebenen und der mit blanker Waffe dreinhauenden Polizeigewalt kam es darauf zu unbedeutenden Zusammenstössen, die jedoch in Anbetracht des völlig ungerechtfertigten Anschlags der Polizei auf jegliche Versammlungsfreiheit auch in abseits stehende Gesellschaftsschichten starke Erbitterung hineinbrachten.

Die Freiheitsverkünder zogen sich von nun an auf die Territorien der Universität und des Polytechnikums zurück, ohne jedoch, wie von Professoren versichert wurde, den Unterricht zu hemmen. Die drin abgehaltenen Volksmeetings lockten immer grandiosere Massen aus studentischen wie nichtstudentischen Kreisen, oft 3—5000 Personen, heran, und nicht selten kam es vor, dass zu gleicher Zeit mehrere Versammlungen im Gebäude der Universität tagten, ja dass die Korridore von Menschen überfüllt waren. Pflegte dabei die Universität neben der Studentenschaft mehr das bürgerliche Element, darunter ausnehmend viele Jugendliche und Frauen, zu versammeln, so bestand — nach der Bekundung von Prof. Rus'sky — das Gros der Meetingbesucher im Polytechnischen Institut, abgesehen von Studenten, aus Arbeitern der Fabriken und Eisenbahnwerkstätten. Bei fast allen diesen Gelegenheiten wurde die Propaganda für eine Freiheitsordnung mit übersprudelnder Energie betrieben. Rote Flaggen mit revolutionären Inschriften prangten oft in den Räumen der Versammlungen, Kampfbroschüren wurden verkauft, Flugblätter verteilt, Gelder für die revolutionären Organisationen und zu Zwecken der Bewaffnung gesammelt, manchmal auch ewiges Andenken den gefallenen Helden und andere Freiheitslieder gesungen. Von der Tribüne herab aber flossen — nicht immer gewandte, aber meist sehr stürmische — Freiheitsreden und brachten die Geister in immer stärkere Aufwallung. Und in die Forderungen politischer Freiheit und sozialer Gleichheit mischten sich hie und da auch nationale Klänge hinein. Das Völkergemisch, das in Kiew und um Kiew wohnt, spiegelte sich auch in den nicht selten demonstrativen mehrsprachigen Reden, die von Vertretern verschiedener Nationen gehalten wurden. Russisch, Kleinrussisch, Polnisch, Jüdisch, selbst Grusinisch, — jede Sprache vertrat ihr Recht und

das Recht ihrer Nation auf Antonomie. Auf einem solchen Meeting (vom 29. September), das gegen tausend Studenten, Aerzte, Advokaten, Frauen und selbst Abgesandte anderer Lehranstalten vereinigte, war sogar die Rede von der Wiederherstellung Polens und der Einberufung eines polnischen Landtages in Warschau usw. Dieses Meeting dauerte auch am nächsten Tage an und zog ausserordentlich grosse Menschenmassen herbei, die die Aula, den Vorsaal und die anliegenden Korridore anfüllten. „Nach den Reden und Diskussionen — heisst es im offiziellen Bericht — wurde gemäss dem üblichen Programm von den Anwesenden dem verschiedenen Rektor der Moskauer Universität, Fürsten Trubetzkoi, und dem Kiewer Rechtsanwalt Kupernik, sowie den „Opfern der Regierungswillkür" — allen hingerichteten politischen Verbrechern ewiges Andenken gesungen."

Am 2. und 3. Oktober gab es besonders erregte Meetings, die drei- bezw. fünftausend Personen versammelten. Hatte doch am 1. Oktober die Kiewer Polizei die erste Probe von ihrer Kunst, Unschuldige mit Vorsatz zu treffen, geliefert. Die Beerdigung des erwähnten Rechtsanwalts Kupernik hatte sich zu einer politischen Kundgebung gestaltet; auf dem Wege zum Kirchhof hatte die Menge, unter der Massen der studierenden Jugend sich befanden, die Marseillaise gesungen, auf das Grab waren rote Kränze, darunter eines dem „ehrlichen Bürger" vom Kiewer Komitee der sozialrevolutionären Partei, niedergelegt, worauf revolutionöre Reden gehalten wurden. Ein Teil der Menge hatte sich angeschickt, die Demonstration fortzusetzen, war jedoch von der Polizei ohne Widerstand zerstreut worden. Unwillig über das misslungene Blutbad, hatte nunmehr ein Revieraufseher ohne jeglichen Grund ein jüdisches Mädchen niedergeschossen. Dieser Vorfall erregte die Gemüter aufs äusserste und gab den beiden Meetings eine willkommene Gelegenheit, mit dem ganzen System abzurechnen.

Die Atmosphäre verdichtete sich immer mehr. An den Meetings, die am 5., 7., 8. und 9. Oktober in beiden Hochschulen stattfanden, nahmen auch Soldaten Anteil, und es wurde schon die Frage der Abhaltung eines Volksmeetings auf der Strasse erörtert. Am 9. Oktober wandte sich in einer im Polytechnischen Institut abgehaltenen Versammlung ein ehemaliger Beamter der Südwestbahnenverwaltung, Schlichter (ein Mitglied des lokalen Zentralkomitees der S.-D. und des Eisenbahnverbandes), an die anwesenden Arbeiter mit der Aufforderung zum Generalstreik und erzielte damit eine baldige Wirkung. Am 11. Oktober streikte die Verwaltung der Südwestbahnen und stellte in einer Resolution eine Reihe sowohl ökonomischer als auch politischer Forderungen, darunter die Einrichtung eines gesetzgeberischen Parlaments mit allgemeinem, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechte und ohne Unterschied des Geschlechts, der Religion und Nationalität, auf. Am 11., bezw. 12. Oktober schlossen sich dem Streik auch die Linien Kiew—Poltawa und Kiew—Kursk—Moskau, die Werkstätten der Südwestbahnen, sowie aus Sympathie die südrussische Maschinenbaufabrik an. Die revolutionäre Stimmung wurde noch durch die Nachrichten über den in St. Petersburg tagenden Kongress der Eisenbahndelegierten wesentlich erhöht und kam am 12. Oktober auf einem in der Universität abgehaltenen Meeting, dem auch Delegierte aus der Provinz und gegen 15 Offiziere beiwohnten, zum Ausdruck.

Den Gipfelpunkt erreichten alle diese Kundgebungen vor dem Manifest am 13. Oktober in einem grandiosen Meeting, das gegen

zehntausend Menschen versammelte. Die in der Nacht zuvor erfolgte Verhaftung einiger Leiter des Eisenbahnstreiks war das stärkste Agitationsmittel, und gar viele waren bereit, zum Gefängnis zu gehen und die Verhafteten mit Gewalt zu befreien. Andere schrien, dass sie willens seien, auf die Strasse hinauszugehen und mit der Polizei einen Strauss auszufechten, sie wurden jedoch von den beiden sozialistischen Hauptrednern zurückgehalten. Zu gleicher Zeit tagten ausserdem in verschiedenen Hörsälen zwei andere Versammlungen, von denen eine speziell mit der Abtrennung der Ukraina von Russland und der Bildung eines selbständigen kleinrussischen Reiches — von Lemberg bis Charkow — sich befassten[1]). Zum Schluss vereinigten sich alle Versammelten und ordneten nach Proklamierung des Generalausstandes alle erforderlichen Massnahmen an. Als bei dieser Gelegenheit für „Waffen“ gesammelt wurde, hätten, wie der Bericht der Senatsrevision betont, die Versammelten mit ihren Spenden nicht gekargt, sondern oft Goldstücke und Geldscheine von hohem Wert hineingeworfen, und eine Dame hätte unter dem Eindruck des Momentes ihre Ohrringe abgenommen und in den Sammelhut hineingetan. Zur Durchführung des Generalstreiks wurden dann drei fliegende Abteilungen organisiert; laut dem offiziellen Bericht sollen die Aufgaben dieser Abteilungen gewesen sein: 1. die Durchführung des Streiks in allen Mittelschulen, in den Fabriken, Werken, Werkstätten, Läden, auf der Strassenbahn und überhaupt im Verkehr; 2. der Widerstand gegen Polizei und Militär, wo sich dies als notwendig erweisen sollte; 3. die Erweisung medizinischer Hilfe an die Verwundeten, wozu 40 Kolonnen gebildet worden seien.

An demselben Tage, an dem diese Vorbereitungen getroffen wurden, kam nach der Universitätsaula eine Schar von 300 Mittelschülern und berichtete, dass sie ihre Beschäftigungen unterbrochen hätten. Diese jugendlichen Scharen blieben dann in der Universität, um an der Gruppierung der Kolonnen zur Durchführung des Generalstreiks mitzuwirken.

Die Proklamierung des Generalstreiks und die „drohende Herrschaft“ der Revolutionäre machte die oberste behördliche Leitung kopflos. Der Generalgouverneur Kleigels berief seine Hauptuntergebenen und erklärte ihnen, dass er in Anbetracht des bevorstehenden bewaffneten Aufstandes von 7 Uhr morgens des 14. Oktober seine Machtvollkommenheiten den militärischen Behörden übergebe. Von da ab ward der zeitweilige Militärkommandierende General Karass der Herr der Stadt, während ihm andere höhere Offiziere, wie der Chef der Stadtbeschützung General Drake, der zeitweilige Gouverneur Rafalsky, der General Bessonow zur Seite standen.

Diese Uebergabe der Stadtgewalt an die militärische Macht konnte ebensowenig den Lauf der Ereignisse rückgängig machen, wie die öffentliche Ankündigung des Generals Drake, dass irgend welche Ansammlungen auf den Strassen oder Störungen der öffentlichen Ordnung mit Waffengewalt unterdrückt werden würden.

---

[1]) Diese Einzelheit und mehrere andere sind dem Berichte der Senatsrevision entnommen. Sie maeben den Eindruck der Echtheit, wenn man sich dessen entsinnt, welche phantastischen Ferderungen zu jener Zeit aufgestellt wurden. Haben wir dech auch ven privaten Zuhörern ähnliche Schilderungen gehört. Allerdings ist zu beachten, dass die meisten Diskussionen rein abstrakter Natur waren und keineswegs irgend welebe realen Handlungen bezweckten. Real war nur der geplante Generalausstand.

Am 14. Oktober stand Kiew unter dem Zeichen des Generalstreiks. Viele Läden und Magazine schlossen ihre Pforten, die Mittelschulen hatten ohnehin zum Teil den Unterricht eingestellt, verschiedene Strassenbahnen versagten und die Zeitungen, mit Ausnahme des erzreaktionären „Kiewljanin", hörten auf zu erscheinen und veröffentlichten nur Depeschenabzüge über die Vorgänge innerhalb der russischen Freiheitsbewegung. Der wirtschaftliche Puls Kiews schlug schwach, wie vor einer entscheidenden Krisis. Auf den Strassen bildeten sich kleine erregte Gruppen, in der Universität aber fand an diesem Tage ein permanentes Meeting statt, auf dem die mannigfaltigsten Nuancen der Freiheitsbegeisterung sich Luft machten. Dutzende von Rednern aus den verschiedensten Berufen, die in ihrer Weltanschauung weit auseinandergingen und bei anderer Gelegenheit hart aneinanderstossen würden, waren hier vereint. Ob es gemässigte Reformanhänger oder hitzige Revolutionäre oder gar Verkünder einer sozialen Republik waren, sie alle stimmten darin überein, dass das Alte stürzen müsse, dass die despotische Wirtschaft dem Untergang geweiht und durch eine freiheitliche zu ersetzen sei.

Die Behörden hatten sich jedoch ebenso wie die tollkühnsten Stürmer unter den Revolutionären getäuscht. Von einem bewaffneten Aufstand war keine Rede, konnte auch gar keine Rede sein, da selbst unter den Sozialdemokraten die gemässigte Richtung gegen ein derartiges Unterfangen energisch protestierte und nur friedliche Strassendemonstrationen anerkannte [1]). Das Publikum faßte übrigens alle diese Diskussionen vornehmlich als Ausdruck der real zu verwirklichenden Redefreiheit auf. Populär war nur die Idee des Generalstreiks, gerade weil er am wenigsten mit blutigen Folgen verknüpft zu sein versprach. In der Tat waren die Ausschreitungen, die dabei zutage traten, sehr geringfügig. Wohl wandten hie und da Streikposten gewaltsame Mittel an, nahmen störrischen Trambahnkutschern die Griffe ab oder d r o h t e n mit Bomben, wie im Post- und Telegraphenkontor auf der Wladimirskaja, aber „in den meisten Fällen — muss der offizielle Berichterstatter bekennen — genügte das Erscheinen der Agitatoren, damit die Schulen, Werkstätten und Magazine geschlossen wurden".

Wie populär der Generalausstand war, beweist folgende Einzelheit. In einer ausserordentlichen Versammlung von über hundert Mitgliedern fasste die aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte pädagogische Gesellschaft eine Reihe von Resolutionen, darunter einstimmig: „Alle Unterrichtsanstalten, die mittleren wie niederen, seien solange zu schliessen, als der Schutz der Stadt in den Händen der Militärgewalt verbleibe, da das pädagogische Personal für die Gefahr, der die Schüler auf dem Wege zur Schule ausgesetzt sind, nicht die Verantwortlichkeit übernehmen kann", sowie ferner: „Der Generalstreik als ein wirksames Mittel zur Erringung von Reformen ist von allen derartigen Mitteln das wünschenswerteste." Nachdem festgestellt worden war, dass in diesem Moment der allgemeine Ausstand der Pädagogen und Beamten wegen Nichtvorbereitung undurchführbar sei,

[1]) Professor Rus'sky erzählte vor Gericht über ein Meeting, dem er selber beigewohnt habe. Da sei gerade ein Sozialdemokrat gegen den Versuch eines Volksaufstandes aufgetreten, und überhaupt sei diese Versammlung, die in den Räumen des Polytechnischen Instituts abgehalten wurde, äusserst ruhig verlaufen. Sicherlich waren die meisten Versammlungen von dieser Art.

wurde mit Stimmenmehrheit beschlossen, es als Pflicht zu erachten, mit allen möglichen Mitteln den Generalstreik vorzubereiten und zu fördern. Ein anderes Beispiel: gegen fünfzehn Advokaten stellten an das Kreisgericht die Forderung, die Gerichtsarbeiten zu unterbrechen, da sie bei dem nervösen und aufgeregten Zustand der Bevölkerung die Interessen ihrer Klienten nicht wahrzunehmen vermögen. Dies Ersuchen wurde wohl abgelehnt, es legt aber ein Zeugnis davon ab, bis zu welchen Instanzen man damals mit dem Gedanken des Generalstreiks herantreten durfte.

Die Militärgewalt suchte nun durch repressive Massnahmen dem Generalstreik beizukommen. In der Nacht zum 15. Oktober verhaftete die Schutzabteilung eine Reihe von Sozialdemokraten und Sozialrevolutionären, darunter einen Rechtsanwalt R., der an den Meetings einen ganz besonders starken Anteil genommen hatte. Am 15. Oktober wurden die Haupteingänge zur Universität und zum Polytechnikum von Militär umzingelt, und niemand ausser Studenten fand Einlass, aber im Polytechnikum tagte auch am 16. oder 17. ein Meeting. Auf der Strasse spürte man den Geist des Generalstreiks. Grosse Gruppen von Streikagitatoren drängten immer energischer auf Arbeitswillige ein und suchten durch Ueberredungskunst oder Drohungen alle diejenigen, die sich dem Generalausstand nicht angeschlossen hatten, dazu zu bewegen, andere sammelten Gelder für den Streikfond und ganz vereinzelte gingen selbst zu Gewalttätigkeiten über. Trotz alles Enthusiasmus kam es jedoch nirgends weder an diesem Tage, noch an den beiden folgenden zu schweren Zusammenstössen. Es gab weder bewaffnete Strassendemonstrationen, wie sie von Kleigels angekündigt und von der Militärgewalt ersehnt wurden, noch gar Barrikaden, wie sie in Odessa, Rostow und an anderen Orten an der Tagesordnung waren. Die freiheitlich gesinnte Bevölkerung mit Einschluss der Radikalen zeigten im allgemeinen eine ruhige Besonnenheit und enthielten sich, von einzelnen abgesehen, provokatorischer Ausfälle gegen die Militärposten und wilder Gewaltsamkeit. Allein in das Militär war ein anderer Geist gefahren. Am 16. Oktober klangen die ersten Misstöne hinein. Ohne jeden Anlass begannen Kosaken Passanten auf der Strasse zu misshandeln und erzeugten eine schwüle, ja gefährliche Stimmung, die sich ganz besonders zuspitzte, als eine von dem Privatdozenten Leontowitsch geführte studentische Sanitätsabteilung von fünf Studenten und einer Aerztin, die den Verletzten medizinische Hilfe zu bringen sich anschickte, in Haft genommen wurde.

V.

Aber die Ereignisse überstürzten sich. Schon in der Nacht zum 18. Oktober kannte man in Kiew den Inhalt des Verfassungsmanifestes, so dass des Morgens bei herrlichem Wetter die Strassen von jubelnden Scharen angefüllt waren. Die Stadt hatte ein festliches Aussehen angenommen, die Schulen schlossen in Anbetracht des historischen Momentes offiziell ihre Tore, und Züge auf Züge, von roten Fahnen umflattert, kündeten stolz, dass die Freiheit gekommen sei. Um 9 Uhr morgens entstand vor den Toren der Universität ein improvisiertes Meeting, das bald auch von Flaggen, darunter einer mit der Inschrift „Amnestie!“, geschmückt wurde. Doch schon nach einigen Ansprachen teilten sich die Versammelten. Eine Partie begab sich

nach der Aula der Universität, eine andere, und zwar die grössere, marschierte weiter in die Stadt hinein, zu den Gerichtsgebäuden oder zur Hauptverkehrsader, nach dem Krestschatik zu. Auf dem Wege schlossen sich ihnen Tausende an. Auch vom Polytechnikum, wo sich sowohl alle Professoren als viele Studenten schon des Morgens versammelt und einander freudig beglückwünscht hatten, kam eine grosse Schar von Studenten nebst Lehrern, um an den allgemeinen Demonstrationen zu partizipieren. Noch verhielten sich die Volksmassen passiv. Alle die zusammenströmenden Scharen, die sich teilweise mit den allerseits als unschuldiges Symbol der Freiheit betrachteten roten Bändchen versahen [1]), begingen nicht die geringsten Ungehörigkeiten und benahmen sich selbst der Polizei gegenüber friedfertig und gutmütig. Hie und da zeigte sich wohl auf Seiten des Militärs eine gewisse Neigung, gegen die Strassendemonstrationen vorzugehen, aber sie wurde mit dem Hinweis auf die Ursache der Volkskundgebung noch vor der Aktion oder nach den ersten Zwischenfällen hintangehalten. Als vor dem Hauptgerichtsgebäude eine Soldatenabteilung auf die Menge schoss und drei Personen verletzte, erklärte der schleunigst benachrichtigte Staatsanwalt den Vorfall für ein bedauerliches Missverständnis und sagte eine Untersuchung des Zwischenfalles zu. Andererseits passierte es nicht selten, dass Offiziere, Soldaten und Kosaken rote Tuchstreifen ins Volk schleuderten und den über das Manifest frohlockenden Massen Hurra zuriefen.

Um die Mittagszeit war eine grosse Schar von Demonstranten in die Stadtduma eingedrungen und veranlasste mehrere anwesende Stadtverordnete, den Sitzungssaal zu öffnen und „in Anbetracht des ausserordentlichen Momentes“ mit ihnen gemeinsam eine Volksversammlung abzuhalten. Bei dieser Gelegenheit trat der ganze Gegensatz zwischen denen, die für das Geschenk des Manifestes sich zu Dank verpflichtet fühlten, und den resoluten Kämpfern für eine neue Staatsform zutage. Fanden sich Stadtväter, die, von der Mehrheit ihrer reaktionären Kollegen dissentierend, über die gewährten Freiheiten ihre Befriedigung äusserten, so riefen Vertreter radikaler Parteien zum weiteren Kampf gegen die zusammenstürzende Ordnung, gegen Regierung und Bourgeoisie. Immerhin klang die sonst nicht harmonische Versammlung auf den Antrag des Versammlungsleiters, eines gemässigten konstitutionellen Stadtvaters, in die Wahl einer Deputation aus, die die Freilassung der in Haft befindlichen Politischen erwirken sollte und auch bald von der Staatsanwaltschaft die positivste Erwiderung erhielt; diese war sogar durch Befreiung einer Anzahl Politischer dem Wunsch der Deputation zuvorgekommen. Als aber die eigentümlich zusammengesetzte Abordnung frohgemut zurückkehrte, fand sie nur noch die Spuren einer grausigen Menschenabschlachtung.

---

[1]) Interessant ist die diesbezügliche Aussage des Professors Netschajew, der wie noch andere Kollegen sich selber mit einem roten Bändchen geschmückt hatte, im Kiewer Pogromprozess. „Welche Bedeutung schrieben Sie den roten Bändchen zu?“ wurde er vor Gericht gefragt. „Diese Bändchen waren ein Emblem der Freiheit, die damals erreicht zu sein schien. . .“ „Dachten Sie nicht, dass es ein revolutionäres Emblem sei?“ „Wie kann von Revolution die Rede sein, wenn es nicht einmal Revolver oder Messer gab. . . Wir gingen am Polizeiamt des Boulevardreviers vorbei. Von da kam der ganze Polizeistab auf die Strasse hinaus. Sie spassten mit uns und zeigten nicht die geringsten Feindseligkeiten uns gegenüber. . .“ Und wenige Stunden später!

Vor der Stadtduma war nämlich folgendes passiert. Gegen 2 Uhr mittags hatten sich ungeheure Volksmassen auf dem davor gelegenen Platz angesammelt. Die Tausende waren lawinenartig zu Zehntausenden gewachsen. Vom Balkon des Rathauses, auf dem ein Banner mit der Inschrift „Konstituierende Versammlung" angebracht war, erklangen zum ersten Male in der Geschichte des „heiligen Kiew" freiheitliche Reden an das unten zusammengeströmte Volk, das weniger dem gesprochenen Worte als den eigenen Erlebnissen zujubelte und sich selber oft durch rauschenden Beifall Luft machte. Denn „die Gefühle, von denen alle erfasst waren, hätte kein Redner auszudrücken vermocht". Auch gab es gar mannichfache extravagante Vorkommnisse, die eigentlich sehr friedfertiger Natur waren und nur die verstimmten Bureaukratenseelen zu blutiger Rache herauszufordern vermochten. Ein Redner kam an der Spitze einer Volksmenge zu Pferde geritten, ein anderer (ein bekannter Rechtsanwalt R.) wurde auf Händen getragen[1]), ein dritter stellte sich gegenüber dem Rathaus auf das Verdeck eines Strassenbahnwagens und richtete von dort aus eine Ansprache an das festlich gestimmte Volk. Zahlreiche rote und schwarze Flaggen wehten weithin und erzählten durch ihre Inschriften von Parteiprogrammen oder von den allgemeinen Wünschen der Gesamtgesellschaft: „Fordert Amnestie", „Ewiges Andenken den für die Freiheit gefallenen Kämpfern", „Im Kampfe wirst du dein Recht erringen" waren die beliebtesten Aussprüche. Ein Banner trug die herausfordernde Inschrift „Republik", aber gewissermassen im Gegensatz hierzu zeigten gar viele aus dem Publikum grosse Zeitungsausschnitte mit der in Riesenlettern gedruckten Ueberschrift: „Konstitution"; denn die meisten Versammelten waren gewöhnliche Bürger, zu normalen Zeiten nicht mehr als Spiessbürger, die kaum das Erreichte verarbeitet hatten und oft in Anfällen einer billigen Grossmut selbst Reaktionäre umarmten. Und doch waren sie für einen Moment ganz andere geworden: jener Mann, der an der Spitze einer Volksmenge zu Pferde gekommen war, der bereits oben erwähnte Schlichter, hypnotisierte die Menge derart, dass sie gemäss seiner Aufforderung durch Kniefall für die Freiheit zu kämpfen gelobte und so einen über ihre Kraft gehenden Schwur leistete.

Die Situation wurde unterdes sehr unheimlich. Während der Sieg der Freiheit immer lauter gefeiert wurde, hatten sich stets neue Militärabteilungen, Kosaken, Dragoner, Artilleristen, um die gewaltige Volksmenge herum gelagert und drängten immer mehr das Publikum zusammen. Plötzlich, etwa gegen $^1/_2$5 Uhr, sprengte ohne die geringste Warnung Kavallerie ins Volk, und Salve auf Salve krachte. Endlich hatte auch die Kiewer Bureaukratie gesprochen und in der ihr eigenen Kampfesart die Freiheitsreden beantwortet.

Eine unbeschreibliche Panik hatte sich aller Versammelten, die auf nichts derartiges gefasst und völlig unbewaffnet waren, bemächtigt. Schutzsuchend flogen sie in die benachbarten Höfe und Gebäude oder suchten in die nächsten Strassen zu entrinnen. Doch fürsorglich waren die Wege meist gesperrt. Die Hauswächter, grösstenteils Handlanger und Söldlinge der Polizei, hatten vor den Flüchtigen die Tore meist verriegelt, und auf den Strassen wüteten bereits die

[1]) Diese Einzelheiten sind der dem Kiewer Pogromprozess zugrunde gelegten Anklageschrift entnommen und werden auch durch private Mitteilungen bestätigt.

wohlorganisierten und geschickt verteilten Hooligans. Von der einen Seite flogen noch immer die Schüsse, während von den anderen, aus den Ecken und Schlupfwinkeln, die Knüttel der im Hinterhalt lauernden „Patrioten“ über die Köpfe der Bürger, Demonstranten wie Nichtdemonstranten niedersausten. Selbst aus dem Telegraphenbureau wurden die Flüchtigen gewaltsam hinausgedrängt, und nur wenige Tore öffneten sich den in schlimmster Gefahr Befindlichen. Die Schlacht war ergiebig: man zählte Dutzende von Toten und Verwundeten, darunter auch Frauen, und eine Unmenge Misshandelter und Geschlagener[1]). Nur mit grosser Not und Mühe gelang es den anderen, den Händen ihrer Häscher zu entkommen und auf zahllosen Umwegen eine vorläufige Zufluchtsstätte zu finden. Oft hatten sie dabei weitere Erschiessungsgelegenheiten zu passieren. Denn schon arbeitete das Militär auch anderwärts, so z. B. auf der Bolschaja Wassilkowskaja in dem Momente, als eine tausendköpfige Arbeitermenge mit roten Fahnen noch ahnungslos in der Richtung nach dem Rathause vorbeimarschierte.

Gar schnell hatten Flinten und Knüttel die Strassen von den Freiheitsscharen gesäubert. Die Freude der Jauchzenden war gelähmt, das himmelanstürmende Gefühl der Hoffenden durch listige und rohe Kraft zurückgedrängt und nur der Selbsterhaltungstrieb gewann zunächst die Oberhand und jagte die Menschen wie Spreu nach allen Windrichtungen.

Hatte zu Beginn der Mob gegen Juden wie Intellektuelle in gleicher Weise seine Wut gerichtet, so trat nach einiger Zeit schon bei den Schlägereien eine reinliche Scheidung zwischen den verschiedenen Rassen ein. Das Merkmal der Demokratie war, je mehr die Demonstranten von dem Rathause nach der Pheripherie zu sich entfernten, verschwunden, das Judentum aber leicht zu erkennen. Nur noch Demonstranten, die ihr Bändchen trotzig zur Schau trugen, oder Studenten in Uniform teilten dasselbe Schicksal wie die Juden; zählte doch allein die Gesellschaft zur Erweisung schneller medizinischer Hilfe in ihrer Liste der Toten und Verwundeten (vom 18. bis 21. Oktober) 18 Studenten, von denen wohl die Majorität Nichtjuden waren.

Indes im allgemeinen war die christliche Bevölkerung, wenn sie sich passiv verhielt, noch am Schluss dieses Tages im allgemeinen ausser Gefahr, und auch der verhasste Student brauchte nur seine Mütze wegzuwerfen, um ungefährdet und unbehelligt zu bleiben. In einzelnen Fällen galt bereits unmittelbar nach dem bei der Stadtduma auf das Publikum erfolgten Attentat die Losung: Judengemetzel. Auf dem Andrejewski Spusk hatte die organisierte und im Hinterhalte lauernde Schar von Hooligans als Signalruf die Parole „Blut“, nach deren Erschallen die Passanten und Vorüberfahrenden jämmerlich geschlagen wurden. Ein christlicher Augenzeuge, T. P.., berichtet darüber folgendes: „Als ich gegen Abend des 18. Oktober den Andrejewski-Abhang hinunterging, vernahm ich plötzlich den Ruf „Blut“, worauf mit einem Male wie aus der Erde ein Haufe hervorstürzte und jemand zu schlagen begann. Erstaunt wandte ich mich an zwei etwas

[1]) Ein reaktionär gesinnter Zeuge erzählte vor Gericht, wie er in eine Gruppe von etwa fünfzig Personen hineingeraten sei, die fast durchweg aus Verwundeten bestanden hätte.

abseits stehende Beamte mit der Frage, was hier vorgehe. „Und Sie wissen es noch nicht? Wer sind Sie? ein Russe?“ „Ein Russe“, erwiderte ich. „Nun denn, so gehen Sie, und wenn Sie den Ruf „Blut“ hören, so rennen Sie nicht davon, da man Sie sonst für einen Juden betrachten wird.“ Kaum hatte ich eine kurze Strecke weiter zurückgelegt, als ich von neuem den Ruf „Blut“ vernahm, und wiederum wuchs die Menge wie aus der Erde und wiederum gab es ein Gemetzel vor den Augen der stummen Polizei. Sofort kam mir der Gedanke, dass hier eine Organisation unter der Bezeichnung „Blut“ existiere; denn den ganzen Podol entlang hörte man bald hier, bald dort den Signalruf „Blut“, worauf jedes Mal eine johlende Menge zusammenströmte und einen des Weges kommenden Juden prügelte.“

Diese Strassenschlägereien waren aber nur die Einleitung zu dem ungeheuren Pogrom, dem die Kiewer Judenheit von nun an im Laufe von drei Tagen ausgesetzt war. Schon eine, zwei Stunden nach den Vorgängen vor der Stadtduma begannen auch in verschiedenen Stadtteilen die Plünderungen. Der Mob wandte sich bald in kleinen Gruppen, bald in grosser Menge den von Juden stark bewohnten Quartalen zu und drang einerseits durch Bessarabka und Troitzky Bazar bis nach Demiewki Bazar, andererseits durch Andrejewsky Spusk und Alexandrowskaja nach Nischni Wal, Konstantinowskaja, Woloschskaja, Obolonskaja usw. immer tiefer in die beiden jüdischen Ghettos. Massaker und Raub mischten sich ineinander, und schon eine Stunde nach Beginn des Pogroms standen auf dem Podoler Trödelmarkt die jüdischen Verkaufsbuden in hellen Flammen. Wohl waren sehr bald die städtische und die freiwillige Feuerwehr zur Stelle, aber die Exzedenten hintertrieben die Löscharbeiten. Von da ab gab es keinen Halt mehr. Bis spät nach Mitternacht arbeiteten die Scharen, um am nächsten und übernächsten Tage von frühmorgens bis spät in die Nacht hinein, hie und da auch die Nacht hindurch, die ganze Stadt in ein einziges Räuberlager zu verwandeln.

Vergebens hatte noch in letzter Stunde eine Reihe der angesehensten Bürger der Stadt den Versuch gemacht, von Kiew das Unheil abzuwenden. Die massgebenden Faktoren, der General Karass, der zu jener Zeit vorübergehend das Amt eines Generalgouverneurs innehatte, und der zeitweilige Gouvernementschef Rafalsky, die beiden Männer, von denen das Wohl und Wehe Kiews abhing, waren nicht dazu zu bewegen, von ihrer Amtsgewalt Gebrauch zu machen. Mehrfach wandten sich an sie Deputationen von Professoren, Stadtverordneten, sonstigen stadtbekannten Persönlichkeiten, aber die meisten Abordnungen wurden von Karass nicht einmal empfangen, während draussen die Fenster klirrten, die Sachen in die Luft flogen und Menschenblut floss.

Die betreffenden Männer sahen nun, dass auf die Kiewer Behörden kein Verlass mehr sei, und wandten sich hilfeflehend telegraphisch an Witte. Das eine Telegramm lautete: „Der Rat des Kiewer Polytechnischen Instituts teilt Ihnen mit, dass die Stadt mit Blut begossen ist. Das Militär rast, das Schwarze Hundert ist losgelassen, ein Judenpogrom geht los. Im Namen des öffentlichen Wohles bitten wir Sie, den militärischen Behörden die Gewalt zu nehmen und den verstärkten Schutz aufzuheben. Jede Stunde der Verzögerung droht mit gewaltigem Blutvergiessen. Im Auftrag des Rates: Direktor Tschirwinsky und die Professoren Iwanow, Schindler, Bulgakow, Rus'sky.“

Noch kennzeichnender für die allgemeine Stimmung und für die Spannung in den fortschrittlichen Gesellschaftskreisen ist folgendes Telegramm, gleichfalls an diesem Abend an Witte gerichtet: „Wir Unterzeichnete, Bevollmächtigte des akademischen Ingenieurverbandes, der pädagogischen Gesellschaft, des Verbandes der Rechtsanwälte und anderer bringen zur Kenntnis Eurer Durchlaucht folgendes: Die lokalen höchsten Gewalten erklären, dass das Manifest ihnen offiziell nicht mitgeteilt sei, so dass sie sich danach zu richten nicht verpflichtet fühlen. Kosaken und Dragoner schiessen ohne vorherige Warnung auf die über den Empfang des Manifests jubelnde Menge. Die Toten und Verwundeten sind nach Hunderten. Das Gesetz wird mit Füssen getreten. Die Mitglieder des Schwarzen Hunderts massakrieren die auf dem Podol und an der Universität vorübergehenden Passanten. Es gibt keine Sicherheit mehr. Wir bitten die lokalen Gewalten anzuweisen, dass sie die Raufbolde, die Dragoner und Kosaken im Zaume halten sollen. Soeben erfahren wir, dass mit einem Schlag in der ganzen Stadt ein Pogrom ausgebrochen ist. General Karass hat es abgelehnt, eine Abordnung der Duma, des Polytechnischen Instituts und anderer öffentlichen Organisationen zu empfangen.“

Schon die Erlebnisse dieser Deputation enthüllen in aller Deutlichkeit, mit welcher Konsequenz die Kiewer Machthaber das Zustandekommen der Exzesse ersehnt haben. Nach einem von Litschkow in der Presse veröffentlichten Bericht und zwei protokollarisch aufgenommenen Aussagen des Professors Iwanow und des Kommerzschuldirektors Nollen stellt sich der Gesamtvorgang also dar: Vom Anblick der Scheusslichkeiten erschüttert, fanden sich unmittelbar nach dem Ausbruch der Metzeleien und Plünderungen in der Redaktion der „Kiewskije Otkliki“ zahlreiche gleichgesinnte Männer spontan zusammen. Da war eine Reihe fortschrittlicher Stadtverordneter, die vergebliche Versuche gemacht hatten, in das Rathaus durchzudringen, um eine ausserordentliche Stadtverordnetenversammlung zu erwirken, die überhaupt in das Gebäude nicht hineingelassen wurden; da waren viele Professoren des Polytechnikums und einige von der Universität, Rechtsanwälte u. a. Immer traurigere Botschaften kamen aus den verschiedenen Stadtteilen. Als dann vom Podol gemeldet wurde: „hier ist ein regelrechter Pogrom, es gibt eine Unmenge Opfer, Brandstiftungen haben begonnen“, da sprangen alle auf, und allerseits hiess es: „Man darf nicht mehr zaudern, man muss alles unternehmen, was nur möglich ist.“ Nunmehr begab sich eine Deputation von sechs Professoren (Baschajew, Bulgakow, Schelesnow, Iwanow, Lutschitsky und Rus'sky), fünf Stadtverordneten und sechs anderen Bürgern (darunter Kommerzschuldirektor Nollen) zum Gouverneur und zum Generalgouverneur, die beide im Stabe einer Sitzung der Schutzpolizei beiwohnten. Der Gouverneur wurde zunächst verleugnet, und nur das dringende Verlangen der „Deputation von Stadtverordneten und Professoren“ fand nach mehrmaligen Meldungen, langwierigen gegenseitigen Unterhandlungen und beharrlichen Forderungen in die abgeschlossenen und wie eine Festung abgesperrten, geheimnisvollen Räume Zutritt. Lang, sehr lang war die Besprechung, aber auch erfolglos. Ueber den Verlauf der Besprechung bekundet Professor Iwanow folgendermassen: Als einer der ersten begann Professor Lutschitsky (ein Veteran der Kiewer Liberalen), aber als er die Vorfälle vor der Duma schildern wollte, vermochte

er die Tränen, die ihn drückten, nicht zurückzuhalten, worauf ihn Rus'sky und Schelesnow ablösten. Litschkow erzählte sodann über die panikartige Stimmung in der Stadt und wies darauf hin, dass es mit geringer Kraftanwendung möglich sei, den Wirren vorzubeugen. Der Pogrom sei erst im Entstehen, und noch liesse sich das schwere Verbrechen durch nicht grosse Machtmittel abwehren. Da versetzte der Staatsanwalt des Kreisgerichts, dass er als Jurist keine Mittel zur Abwendung eines Pogroms kenne. Das Gesetz sei in dieser Hinsicht machtlos. Um Plünderei im Moment eines Ueberfalls auf Wohnungen oder Handelsräume anzuhalten, bedürfe es in jedem einzelnen Falle einer von zwei Zeugen unterschriebenen Eingabe; als Vertreter gesetzlicher Ordnung wisse er in dieser schwierigen Sache keinen Rat. Ein anderer Beamter meinte, dass ein Verbot jeglicher Kundgebungen den zu erwartenden Exzessen ein Ende machen würde.

Nun schilderte Professor Bulgakow die friedliche Stimmung, die zunächst den ganzen Tag angedauert habe, wie die Studenten mit dem Militär in freundlichster Weise verkehrt hätten. Er bekräftigte seine Angabe durch eine charakteristische persönliche Beobachtung, und viele aus der Abordnung konnten das gleiche berichten. Der allgemeine Eindruck sei bis vier Uhr folgender gewesen: gewaltige Massen frohlocken über das Manifest, die üblichen Passanten schliessen sich den Jubelnden an oder schauen dem, was vorgehte, mit Neugier zu, und nur ein geringer Teil des Publikums setze sein gewohntes städtisches Leben fort. Bis 4 Uhr seien die Kontremanifestanten auf der Strasse nicht zu bemerken gewesen, oder sie hätten sich sehr ruhig benommen. Da sei plötzlich ohne jeden Anlass das Militär herangestürmt und habe Flüchtige sowohl als Wohnungen zu beschiessen begonnen. So seien, um ein Beispiel anzuführen, die unter der abseits gelegenen Redaktion der „Kiewskije Otkliki" befindlichen Wohnungen unerklärlicherweise beschossen worden, wobei diesem Bombardement beinahe Kinder zum Opfer gefallen wären, die gewöhnlich in dem von Kugeln getroffenen Zimmer sich aufzuhalten pflegen.

Nach längerem Pro und Kontra, wobei der Polizeimeister zugab, dass in den Polizeirevieren Proklamationen verteilt würden, dabei aber meinte, dass sie in „religiösem" Geiste gehalten seien, schlug Gouverneur Rafalsky vor, die Wünsche der Abordnung zu formulieren. um sie dem zeitweiligen Generalgouverneur zu übergeben. Da stellte die Abordnung folgende Punkte auf: 1. Das Militär habe auf die Einwohner nicht zu schiessen. 2. Die Kosaken und Kavalleriesoldaten seien zu polizeilichen Pflichten nicht zu verwenden. 3. Der Judenpogrom sei von morgens ab, und zwar ohne Blutvergiessen, einzustellen. 4. Falls es sich als notwendig erweisen sollte, auf eine exzedierende Masse zu schiessen, so müsse dem eine dreifache Warnung vorangehen.

Rafalsky übermittelte selber alle Propositionen dem Generalgouverneur und kam schon nach wenigen Minuten mit der Antwort, dass alles abschlägig beschieden sei. Was den Punkt bezüglich des Pogroms selber betreffe, so mögen die Petenten ruhig sein, da alle in der Machtsphäre der Administration gelegenen Massnahmen getroffen werden. Im übrigen, meinte er, übertreibe die Abordnung die Befürchtungen, in der Stadt sei es offenbar ruhig; dabei verlas er einen Passus aus einem Bericht des Chefs der Schutz-

abteilung, des Generals Drake, worin nur von einigen verwundeten Soldaten die Rede war, der vielen Toten und Verwundeten aus dem Publikum aber gar nicht erwähnt wurde. Vergebens wiesen die Mitglieder der Abordnung darauf hin, dass einige von ihnen selber eine grössere Anzahl von Leichen auf dem Krestschatik gesehen hätten; der Spruch war gefällt.

Als diese eigenartige Abordnung, die die Behörden an ihre primitivsten Pflichten zu mahnen sich unterfing und in heuchlerischer Weise abgewiesen wurde, aus dem Haus der Mordsanktion hinausging, stürmten ihnen noch drei andere Personen entgegen, die den gleichen Zweck verfolgten. Sie erzählten ihnen von neuen Hiobsbotschaften, und einer von ihnen, ein Fähnrich, drang in sie, in verstärkter Deputation einen nochmaligen Versuch zu machen, um General Karass zur Einstellung der Grausamkeiten, Plünderungen und Mordtaten zu veranlassen. Abermals ging die Abordnung nach Kanossa, sie wurde aber gar nicht zugelassen. Das einzige Ergebnis war, dass der Fähnrich, der in die Gemächer des Stabs eingedrungen war, einen Verweis erhielt.

Empört und zugleich im Gefühl völliger Ohnmacht richteten dann die schnöde abgewiesenen Bürger und Vertreter mehrerer Korporationen jene oben wiedergegebenen Telegramme an Witte.

VI.

Von Witte kam zwar am 19. Oktober eine Antwortdepesche, dass der Pogrom sofort einzustellen sei, aber die Kiewer Administration kümmerte sich darum sehr wenig. Es gab nur eine gewisse Abstufung in den Rollen, welche die verschiedenen Beamten dabei spielten. Der temporäre Generalgouverneur Karass und der zeitweilige Gouverneur Rafalsky liessen andere für sich die Kastanien aus dem Feuer holen. Der Generalgouverneur tat so, als ob er den Pogrom unterdrücken möchte, und forderte den Chef des Stadtschutzes, General Drake, ein paarmal auf, energische Schritte zur Beruhigung der Stadt zu unternehmen, musste es aber mitansehen, wie „wider seinen Willen“ nichts geschah, um den Geist der Zerstörung zu bannen. Er verfuhr recht bureaukratisch, deckte sich durch einen am 19. Oktober erlassenen Aufruf und eine an demselben Tag an Drake ergangene schriftliche Anweisung und mündliche Mahnung. Er gefiel sich, um es kurz zu sagen, in der Rolle der Ohnmacht und Entsagung. Als ob es ihm wirklich schwer gewesen wäre, seine Untergebenen so zu instruieren, dass ein Missverständnis ausgeschlossen gewesen wäre!

Weiter als er, nicht mehr so behutsam ging der General Drake, dem die militärische Beschützung der Stadt unterstand. Um nicht dreinhauen zu müssen, log er sich einfach durch. Am 18. Oktober, nach der ersten Strassenschlacht und der Niedermetzelung einer grossen Zahl ahnungsloser Demonstranten und Zuschauer, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als, wie oben mitgeteilt, seinem Vorgesetzten zu berichten, dass einige S o l d a t e n verwundet worden seien. Selbst der tendenziöse, neben Wahrheiten auch alle lügnerischen Erzählungen über die Missetaten der Juden enthaltende Bericht des Senators Thurau gibt die Anzahl der am Platz vor dem Rathaus betroffenen Opfer auf 7 Tote und 130 Verwundete an, wobei 10 Militärpersonen Hiebe und 5 Soldaten Verwundungen, darunter im ganzen z w e i schwerere, erhalten haben

sollen. Also auch diese Quelle wusste nachträglich von über 120 ermordeten, bezw. verwundeten Privatpersonen zu erzählen, während General Drake diese Tatsache ganz übersehen hatte. So oft in ihn gedrängt wurde, von seiner Macht Gebrauch zu machen, fand er Ausflüchte, sagte Hilfe zu, erwies sich aber als wortbrüchig. „Noch am 18. Oktober abends — berichtet Thuran — hatte L. Brodsky, in Kenntnis gesetzt, dass man die von ihm unterhaltene Handwerkerschule zu demolieren beabsichtige, persönlich den General Drake aufgesucht und ihn gebeten, Massnahmen zu ergreifen, um die Schule zu schützen. Dies wurde ihm auch zugesagt. Am 19. Oktober begann des Morgens die Demolierung der betreffenden Unterrichtsanstalt und dauerte bis zum 20. Oktober (inklusive) an, wobei nicht nur alles zerstört wurde, sondern auch die Möbeltrümmer weggeführt wurden, obwohl der Schulleiter den Schutzchef telephonisch um Hilfe anging [1]).

Erst am 20. Oktober, am dritten Pogromtag, erliess dieser machtvolle General einen Befehl, in dem er das zum Schutz der Stadt befindliche Militär wissen liess, dass es seines Erachtens notwendig sei, zur Unterdrückung der Unruhen die Hooligans und Exzedenten festzunehmen. Er schreibe deswegen vor, „Krawallierende und Plünderer von Häusern, Läden und Wohnungen sowohl auf den Strassen als auf den Märkten durch Militärpatrouillen zu umzingeln und sofort in die Polizeireviere, sowie sonstigen Gewahrsame abzuführen.“ Nachträglich entschuldigte er sein ganzes Tun durch die ganze Zahl des Militärs, ungeachtet dessen, dass er durch die Einstellung des Pogroms Lügen gestraft wurde, unbeachtet sodann des Umstandes, dass Kiew zu allen Zeiten von Militär aller Gattungen (ungefähr 20 000 Mannschaften) geradezu überschwemmt ist.

Allein sein ganzes Betragen verblasst völlig, wenn man die ungeschminkte Pogromlüsternheit des Generalmajors Bessonow damit in Vergleich zieht. Dieser Mann, der mit Drake und Evert in die „Beschützung“ Kiews sich teilte und deswegen Herr zweier wichtiger Stadtteile (des Podol und des Altkiewer Reviers) war, vermochte seine Gesinnung nicht zu verhehlen, gab alle diplomatischen Kunststücke preis und betrachtete den Pogrom wie ein Spezialvergnügen. Als der Wirkliche Staatsrat Moltschanowsky, der Verwalter der Generalgouvernementskanzlei, beim Anblick der in Gegenwart des Generals Bessonow und einer Soldatenkompagnie vor sich gehenden Plünderungen an ihn sich wandte: „Exzellenz, hier findet doch ein Pogrom statt, und es werden keine Massnahmen getroffen. Wie ist es zu verstehen?“ „Was für ein Pogrom? es ist — eine Manifestation!“ „Aber“, meinte jener, „es ist doch keine Manifestation, sondern Raub am hellen lichten Tage.“ „Na“, sagte der General, „warum haben sie das Zarenbild zerrissen?“

Der Vorsitzende des Friedensvermittlerkonseils war Zeuge folgender Szene: Eine Frau hob in Gegenwart Bessonows ein Stück Tuch, das Exzedenten aus einem benachbarten Laden herauswarfen, auf. Der General sprach ironisch: „Ist dies denn Raub? Es ist ja nur Fund!“

Ein lebendiges Bild des Benehmens dieses Generals und zugleich eines Pogrommomentes gibt in seiner Aussage der Fähnrich Sche-

[1]) Der Vandalismus, mit dem diese Schule demoliert wurde, soll einen Schaden von ca. 70 000 Rubeln angestiftet haben.

lichowsky: „In der Nacht zum 19. Oktober um 1 Uhr wurde unser Bataillon angewiesen, nach dem Rathaus zu marschieren, wo wir die Nacht und den ganzen folgenden Tag bis um 7 Uhr abends verblieben. Gegen 7 Uhr morgens zeigten sich auf demPlatze vor dem Rathaus Gruppen einfachen Volks, die dort herumplänkelten und alle auftauchenden Juden verprügelten, so dass bis 8 Uhr etwa acht Misshandelte waren, darunter einer, dem ein Auge ausgeschlagen wurde. Auf dem Platze selbst stand kein Militär, nur das Rathaus war mit einer militärischen Kette und zwei Patrouillen umgeben, die übrigen Soldaten befanden sich innerhalb des Gebäudes, konnten jedoch das Judengemetzel von den Balkonen beobachten. Die Demolierungen der Läden begannen gegen 8 Uhr auf der Kotelnaja, wo ein Schuhwarengeschäft und eine Molkerei ausgeraubt wurden. Dann griff es auf den Rathausplatz hinüber, und Laden nach Laden wurden in konsequenter Reihenfolge geplündert. Nun gingen aus dem Rathaus von den drei Kompagnien anderthalb hinaus, denen befohlen wurde, die Exzedenten wegzujagen. Die Ausführung des Befehls drückte sich darin aus, dass die Soldaten von einer Exzedentengruppe zur anderen gingen und sie auf eine Weile von ihrem Standort vertrieben; sowie die Soldaten weitergegangen waren, kehrten die Pogromler zurück und stürzten sich von neuem auf die Läden. Denn wirksame Mittel, die geeignet wären, die Exzedenten auseinanderzujagen, wurden nicht unternommen.

„Der General Bessonow kam gegen 8 Uhr nach dem Rathause, hielt sich daselbst eine halbe Stunde auf und ging dann auf den Platz hinaus. Gegen 10 Uhr, als bereits eine Reihe von Läden demoliert war, näherte sich ein grosser Haufe von Manifestanten mit Nationalflaggen und dem Kaiserbild. Der General Bessonow nahm die Mütze ab, das Militär schulterte und stellte sich vor der Einfahrt zum Rathaus auf, ja ein Teil vermischte sich mit der Masse der Exzedenten. Die Manifestanten sangen „Rette, o Herr" und schrien „Hurra", aber zugleich ertönten aus ihrer Mitte Pfiffe und lautes Johlen; man hörte Rufe: „Haut die Juden, uns ist die kaiserliche Gunst zuteil geworden, sechs Tage hauen zu dürfen." Später kamen noch andere Prozessionen, die die gleiche Aufnahme fanden. Auf Verlangen der Menge wurde ihr ein Orchester gewährt, das „Gott erhalte den Zaren" und (o Ironie!) „Wie herrlich ist der Herr in Zion" spielte. Gleichzeitig wurden Drohungen gegen die Juden ausgestossen und die ganze Zeit hindurch die Läden geplündert und die jüdischen Passanten schwer verhauen. Einzeln und zerstreut streiften in der Menge die Soldaten herum, mangels bestimmter Instruktionen nicht wissend, wie sie sich benehmen sollten. Bessonow stand unter den Exzedenten und unterhielt sich mit ihnen friedlich und freundschaftlich. Sie riefen ihm Hurra zu und beglückwünschten ihn zu irgend etwas, während ein Hooligan einem der Generäle, den ich nicht recht sehen konnte, die Hände küsste. An anderen Stellen begrüssten die Hooligans Offiziere, hoben sie empor und dankten ihnen mit den Rufen „es lebe die Alleinherrschaft". Gegen 10 Uhr war auch der Polizeimeister herangekommen und hatte B e s s o n o w um Beistand ersucht, worauf der General erwiderte: „I c h w e r d e d o c h a u f d i e U n s r i g e n n i c h t s c h i e s s e n l a s s e n." So ging es bis zum Abend, zu welchem Zeitpunkt alle Läden bereits ausgeplündert waren. Während der ganzen Zeit habe ich nicht ge-

sehen, dass hier irgend jemand vom Militär angehalten oder dass das geraubte Eigentum abgenommen worden wäre. Solange ein Laden noch nicht beraubt war, wurde keine Patrouille hingestellt, dagegen wurden solche an bereits demolierte und ausgeleerte Magazine beordert. Polizei liess sich auf dem Platze überhaupt nicht blicken — ausser dem Polizeimeister und zwei Schutzleuten zu Pferde, die ihn beschützten."

Ein anderer Zeuge, der Veterinärarzt Dalenko, berichtet über diesen Zeitpunkt folgendes: „Am 19. Oktober erzählte mir in Gegenwart des Ingenieurs Bialik und des Studenten Michenow der Schutzmann N 76, der selber voll Daunen war, dass unter seinem Kommando zwei Strassen ausgeplündert worden wären. Derselbe Schutzmann sagte den Plünderern, dass der Zar und Gott es erlaubt hätten. Dies geschah um $9^1/_2$ Uhr morgens. An demselben Tage kam um $10^1/_2$ Uhr morgens vom Kreschtschatik eine patriotische Manifestation und blieb auf dem Rathausplatz stehen. Bessonow befand sich bereits hier. Nun kamen Nowitzky und ein dritter General, der zu Pferde war, hinzu. Alle Generäle gingen an die Menge heran, nahmen die Mützen ab und begrüssten sie. Die Menge schrie „Hurra" und hob General Bessonow hoch. In Reih' und Glied standen vor der Menge etwa ein Bataillon des 168. Regiments, eine Schwadron Dragoner und ein Teil des Asowschen Regiments. Nach etwa 20 Minuten kam das Orchester des 44. Kamtschatkaregiments. Das Orchester begann zu spielen, das Militär schulterte, und unter den Klängen des Hymnus fing die Menge die Läden an der Ecke des Krestschatik und des Rathausplatzes zu demolieren und zu plündern an."

Diese Szene wird noch vervollständigt durch die Bekundung des Unterstaatsanwalts Nikolai Plemjannikow, der damals als Reserveoffizier im Dienste war: Vergebens hatte er, als er im Vorbeigehen den Laden von K. demolieren sah, an die auf dem Platz befindlichen Offiziere die Mahnung zum Einschreiten gerichtet, vergebens selbst den Versuch gemacht, eine beim Laden stehende Patrouille dazu zu bestimmen. Da ging gerade Bessonow den Platz entlang. Erregt stürzt sich auf ihn Plemjannikow mit den Worten: „Exzellenz, Sie sehen doch, was geschieht, das Militär schreitet nicht ein." Da strich Bessonow verächtlich die Schulterklappen des Reservefähnrichs und würdigte ihn nicht einer Antwort, aber abgewandt stiess er die Phrase hervor: „Dass ich zum Schutz der Juden auch nur einen Soldaten geben würde!" Um diese Zeit kam der Polizeimeister Zichotzky und wandte sich mit einer kleinen Abteilung zum Schutz des Ladens von K., aber die Aktionen dieser Abteilung waren so wenig energisch, dass die Menge ihr Werk fortsetzte und über die Gewehre der Soldaten hinweg Steine und dergleichen schleuderte. In diesem Moment erschallt der Zuruf Bessonows: „Oberst, Oberst, was machen Sie dort", worauf er den Polizeimeister unter den Arm nimmt und wegführt.

Der General machte vor niemand — weder vor Christen noch vor Juden — aus seiner Pogrombegeisterung ein Hehl. Als Dr. Ratner, damals Militärarzt, an ihn die persönliche Bitte richtete, seine Wohnung beschützen zu lassen, meinte Bessonow: „Wenn ich wollte, würde der Pogrom im Laufe einer halben Stunde beendet sein, aber die Juden haben einen zu grossen Anteil an der revolutionären Bewegung genommen und verdienen darum den Pogrom." Einem anderen

Petenten erging es ähnlich. Anfangs fand er den General hilfsbereit, als er für das von Juden bewohnte Haus eines Adelsmarschalls um militärischen Schutz ersucht hatte. Diese Unterhandlung wurde durch einen zufällig hinzugekommenen Oberst unterbrochen, und am Schluss war er wieder ablehnend und sagte: „Jetzt, da die Juden sich zum Selbstschutz selber bewaffnen, werde ich nicht einen Finger rühren, um sie zu bewachen. Nunmehr wird erst ein blutiges Gemetzel beginnen."

Die Maxime Bessonows ging dahin, den Pogrom möglichst rein zu erhalten, so dass er, wie mehrfach bezeugt wird, den Exzedenten zuzurufen pflegte: „demolieren dürft Ihr, aber nicht plündern". Er war überhaupt der Abgott der Pogromscharen, die im Laufe der Zeit sich daran gewöhnt hatten, wenn er erschien, nicht wegzulaufen, sondern ihm ins Gesicht „haut die Juden" zu rufen und sein zustimmendes Lachen entgegenzunehmen, um ihm darauf für sein Verhalten Ovationen zu bereiten und auf seine Worte gespannt zu lauschen. Denn der Mann hielt oft kurze, jedoch vielsagende Ansprachen an das Volk, das seine Gesinnungen vertrat. Uber eine solche Szene bekundet laut dem Berichte des Senators Thurau der Chef der Kriminalpolizei aus eigener Beobachtung folgendes: Am 19. Oktober kam gegen 3 Uhr nachmittags mit irgend einem Obersten der General Bessonow, von Kosaken begleitet, auf den Podol herunter und hielt vor einem ausgeraubten Laden inne. Als auf sein Verlangen hin die Exzedenten seine Equipage umringten, wandte er sich an sie mit einer Rede, die auch ein Agent der Kriminalpolizei mitanhörte, die also lautete: „Brüder, ihr habt die Juden ausreichend in ihre Schranken zurückgewiesen. Ihr habt gezeigt, dass das russische Volk für seinen Zaren einzustehen vermag. Es ist genug zu krawallieren: solltet ihr auch morgen exzedieren, so werden wir zur Gewalt greifen müssen." Diese Ansprache beantworteten die Exzedenten mit einem lauten Hurra, und, um keine Zeit zu verlieren, machten sie sich mit um so grösserer Erbitterung an den Raub heran, da sie den General dahin verstanden hatten, dass das Plündern nur bis um 8 Uhr morgens des nächsten Tages gestattet sei. . . . Sie sollten allerdings angenehm enttäuscht werden. Denn auch der 20. Oktober war dem Pogrom voll und ganz geweiht. . .

Eines ist dem General Bessonow nachzusagen: er heuchelte nicht, während des Pogroms wenigstens war er wie aus einem Guss, ein Schwarzhundertler echt und recht. Nicht viele blieben ganz und gar in ihrer Rolle, wenn auch die überwältigende Majorität der Beamten und Militärs den Exzessen durch Rat und Tat Vorschub leisteten. Selbst der dem Pogrom voll und ganz ergebene Polizeimeister Zichotzky blieb sich nicht immer treu. In seinen Kiewer fetten Jahren hatte er sich für die mageren, die eventuell nachkommen würden, reichlich mit materiellen Gütern zu versehen gesucht, indem er den Taschen der notgedrungen spendablen Juden viele Zehntausende von Rubeln entlockt hat [1]). Es war wohl für ihn keine leichte Aufgabe, alle diese von ihm gründlichst ausgebeuteten Juden, mit denen er

1) Senator Thurau erzählt in seinem Revisionsbericht, dass dieser Polizeimeister nach den wenigen Kiewer Dienstjahren dank seinen Bestechungen es so weit gebracht hatte, dass er „für seine Kinder" ein Gut zum Preise von 100 000 Rubeln und ein Haus in Kiew erwarb.

vielfach als Bekannter verkehrte, immer abzuweisen, und so simulierte er in manchen Fällen Hilfsbereitschaft. In Wirklichkeit jedoch fühlte er sich während des Pogroms wie beim Karneval; er tänzelte sich sozusagen durch alle Exzesse durch. Noch des Morgens am 19. Oktober schwankte er, aber als er das ungebundene Treiben Bessonows sah, begann er fast zu glauben, dass er ein Patriot sei. Ja, vielleicht dachte er daran, dass er beinahe infolge der Judenspenden zu Falle gekommen wäre. Denn in letzter Stunde hatte Dragomirow, als er Generalgouverneur von Kiew war, den Augiasstall der Kiewer Polizei von diesem Polizeimeister befreien wollen und es schon beinahe durchgesetzt, als er wegen geschwächter Gesundheit zurücktreten musste und durch Kleigels ersetzt wurde. Zichotzky gewann nun wieder Oberwasser, ward glänzend attestiert und durfte von den Juden weitere Summen erpressen. Jetzt suchte er sein Werk durch glühenden Patriotismus zu krönen. Was Bessonow recht war, durfte er sich auch leisten. Mögen sie es wissen, diese Knauser, die Juden, die, statt Bestechungsgelder zu zahlen, gar Freiheit und Gleichheit wünschten! Niemand sollte ihn bei dieser Gelegenheit überflügeln! Was bedeuteten in seinen Augen die Militärpogromisten! Er hatte ja mit den Pogromscharen weit bessere Fühlung, er kannte die Geheimagenten, die in den Massen wühlten und schnüffelten, nach Taten lechzend.

Der Gutsbesitzer P. A. Timofejewitsch erzählt über eine diesbezügliche Szene: ,,Im Hotel Bristol, wo ich mich befand, vernahm ich einen Lärm von der Troitzky-Kirche her und begab mich dahin. In der Kirche wurde Gottesdienst abgehalten, während die ganze Strasse von Menschen, meist dunklen Gestalten, vollgestaut war. Als die Menge von der Bolschaja Wassilkowskaja nach dem Krestschatik zu sich in Bewegung setzte, fiel ihr ein Jude in die Hände, den die Hooligans in bestialischer Weise zurichteten. Nachdem die Menge die Bearbeitung ihres Opfers erledigt hatte und an das Hotel Bristol herangekommen war, fuhr der Polizeimeister hinzu. Sofort liefen zu ihm zwei Personen aus der Menge heraus. Zichotzky nahm die Mütze ab und grüsste die Menge, die in Hurra ausbrach. Darauf legte er einer der beiden vorgetretenen Personen die Hand auf die Schulter und zeigte ihnen, wohin sie sich wenden sollten, indem er den Ort des Exzessbeginns angab, worauf jener versetzte: ,,Ich weiss, ich weiss, Euer Hochgeboren." Den zweiten nahm er in seinen Wagen und fuhr ihn zu einer anderen Partie Exzedenten, die am Laden von Horenstein und an anderen bereits arbeitete. Nach dem Verhalten Zichotzkys den beiden Personen gegenüber und ihrer militärischen Haltung zu urteilen, waren es in Zivil gekleidete Polizeibeamte."

Ein anderer Zeuge, der Student G. Gustiljow, sah folgendes, wohl die Fortsetzung: ,,Die Menge ging von der Bolschaja Wassilkowskaja nach der Bessarabka. Etwa hundert Meter vor ihr fuhr in einer Equipage der Polizeimeister nebst einem anderen Individuum, das das Publikum als Hauptspion bezeichnete. Beim Laden von B. gingen sie auf den Fahrdamm herunter. Die langsame Demolierung des Ladens dauerte fort, was der Polizeimeister nicht beachtete, indem er mit dem Gesicht zur herannahenden Menge gekehrt stand und sich an dem Zug zu weiden schien, der Flaggen und Zarenbilder trug und unausgesetzt Hurra rief, während von beiden Seiten voranreitende Schutzleute das auf den Bürgersteigen befindliche Publikum die Hüte

abzunehmen und Hurra mitzuschreien hiessen. Nach etwa einer halben Minute rührte sich Zichotzky und ging der Menge entgegen, nahm die Mütze ab und stimmte ein langgezogenes Hurra an. Das Hauptzarenbild wurde vor ihn hingestellt, und es war ein Augenblick, da man annehmen musste, dass er sich der Menge anschliessen würde. Zugleich damit vernahm man das tobende Antworthalloh einer tausendköpfigen Menge, das Klirren der zertrümmerten und herabfallenden Fenster, das Krachen der Rahmen; denn eine Gruppe von Exzedenten war vorausgeeilt und demolierte den Laden von B."

„Als ich — bekundet ein dritter Zeuge, Kotzejewsky, — am zweiten Pogromtage den Bibikowsky-Boulevard entlang ging, sah ich folgendes: Vom Jüdischen Markt fuhr der Polizeimeister, befolgt von zwei Kosaken und von einem etwa zwanzig Schritte entfernten ständigen Begleiter, einem Spion in der Mütze eines Eisenbahnangestellten. Da kamen ihnen in der Richtung zum Markte auf einer Droschke zwei Hooligans entgegen; als sie an Zichotzky heranahten, hoben sie eine Schnur, an der eine Reihe mit Edelsteinen besetzter Ringe herabhing, hoch und schüttelten die Schnur mehrmals, die Ringe dem Polizeimeister zeigend. Als Zichotzky dies sah, lächelte er wohlgemut und grüsste sie militärisch, regelrecht die Hand an den Mützenschirm legend; in diesem Moment bemerkte er, dass ich, mein Bruder Wladislaus und ein Student Kutylowski dies Schauspiel beobachteten, worauf er sich schleunigst abwandte und die Spitzen der Boulevardpappeln mit grösster Aufmerksamkeit zu studieren anfing."

Auch dieser Mann, dessen haarsträubende Bestechungen selbst von dem russischen Regime zuweilen angefochten wurden, auch er sah sich in seiner Sittenreinheit veranlasst, wenn man ihn um Hilfe anging, in seine Antwort die Bemerkung einzuflechten, dass die Juden keinen Schutz verdienten. Sein gesamtes Verhalten charakterisierte auch Senator Thurau also: „Seine Versuche, den Pogrom zu unterdrücken, beschränkten sich gewöhnlich auf Worte, die er an die Plünderer richtete, wie: „gehen Sie auseinander, meine Herren." Darauf achteten jene überhaupt nicht, setzten ihr Werk fort und ermunterten einander: „fürchte nicht, dies sagt er nur zum Spasse", ja zuweilen riefen sie ihm zur Antwort „Hurra" zu. Bei der Demolierung der Villa von Brodsky wandte er sich, wie Wirkl. Staatsrat Moltschanowsky berichtet, an die Exzedenten mit dem gütigen Appell: „Meine Herren, fremdes Eigentum ist unantastbar", worauf er nach der Bekundung eines Friedensrichters die Ordnung mit den Worten wiederherzustellen begann: „nu, genug, lass es sein, geh im Frieden." An mehreren patriotischen Manifestationen nahm Zichotzky persönlichen Anteil. Bei einer solchen Manifestation, auf den Rathausbalkon hinausgehend, schrie jemand: „Haut die Juden, plündere, demoliere." Diese Worte wurden mit Hurrarufen beantwortet, und die Menge schaukelte Zichotzky in die Höhe, um darauf, nach verschiedenen Richtungen in kleine Gruppen sich verteilend, über die jüdischen Läden herzufallen." Soweit das offizielle Bekenntnis!

Zeuge J. G. will sogar folgender unglaublicher Szene beigewohnt haben: „Zwischen 7 und 8 Uhr morgens des 19. Oktober kam der Polizeimeister Zichotzky auf den Podoler Trödelmarkt. Ihn umringten sofort Polizei und Hooligans. Der Polizeimeister fragte: „was gibt es auf Podol?" Der Pristaw sagte: „Da gibt es einen Toten und 20 Ver-

wundete." Darauf meinte Zichotzky: „das ist wenig!"[1]) und fügte hinzu: „mögen sie brechen und vertilgen, aber sich nichts aneignen!" Eine solche Losung des Pogroms unter Raubenthaltsamkeit nahm natürlich kein Plünderer ernst; sie wurde mit Recht nur als ein Ausfluss übersprudelnden Witzes angesehen. Erzählt doch übrigens ein anderer Zeuge, ein Feldscher L., wie er Zichotzky zu Plünderern, die ihn um Erlaubnis zum Exzess angingen, habe sagen hören: „Raubt, raubt, ich erlaube es." Und wie hätte er es auch wagen sollen, jemand die erbetene Plünderungserlaubnis zu versagen, da sein eigener Sohn an der Beraubung eines Juwelenladens sich beteiligte?

Man kann sich nach dem allem nun leicht vorstellen, wie die untergeordneten Militärs und Polizeibeamte gehaust haben. „Das sind nicht Exzesse, das kommt von der Regierung", definierte ein Schutzmann die Vorgänge. „Wir sollten die Exzedenten — rief ein Oberst einem zudringlichen Ordnungsanhänger zu — auseinanderjagen, wo sie mit uns sind?" In diesen beiden lakonischen Sätzen, denen konforme weitere Zeugen anführen, ist die ganze Staatsweisheit der meisten Polizeidiener und Militärchargen enthalten, deren Ergänzung in folgender Bekundung von N. F. drastisch zum Ausdruck kommt: „Ich begegnete am 19. Oktober um 6½ Uhr morgens dem Detektivpolizeiagenten K., mit dem zusammen ich beim Militär gedient hatte. „Siehst du, F., — sagte er zu mir — man hat schon den Trödelmarkt zu demolieren begonnen", worauf ich versetzte: „Wird es denn keinen Schutz geben?" „Nein, die Juden wird man nicht verteidigen." Nach der Ursache dieses Verhaltens befragt, gab er folgende Erläuterung: „Ihr habt doch Freiheit gewollt; nun habt ihr es erreicht. Früher zahltet ihr dem Revieraufseher je 2 Rubel und hattet eure Freiheit. Jetzt aber siehst du, was geworden ist.""

Vom 18. Oktober 1905 nachmittags bis zum 2. Oktober abends war gewöhnlich zwischen Hooligans einerseits, Polizei und Militär andererseits kein Unterschied zu erkennen. Die beiderseitigen Scharen vermengten sich miteinander zu einem einheitlichen Korps. Die disziplinierteren Elemente der Polizei und der Armee stellten nicht selten die Anführer und Lehrer, namentlich wenn sie auf passive oder pogromgegnerische Volksschichten stiessen. Da steht auf Krestschatik eine Gruppe Arbeiter aus der Fabrik von Greter untätig da. Ein General geht an sie heran und fragt sie, warum sie am Freiheitstag gefeiert hätten. Weil eine „gewisse" Konstitution gewährt worden sei, antworten sie, worauf der General erwidert: „Die Konstitution ist für die Juden gewährt, heute aber ist vom Zaren ein Befehl ergangen, dass die ‚russischen Leute sich amüsieren mögen'," wobei er auf den Pogrom hinweist. Dort hält ein anderer Militärvertreter die davonlaufenden Hooligans zurück: „halt, Kinderchen, ihr könnt hauen und zerstören". Schier endlos sind die Erzählungen über die agitatorische und verführerische Wirksamkeit von Polizeibeamten und Militärpersonen. Indes begnügen sie sich gewöhnlich mit dieser Rolle nicht und legen zum Teil auch persönlich Hand an, damit die Sache niemals ins Stocken gerate. Dass verkleidete Schutzleute dienstfertig den Pogrom mitmachen, dass Soldaten in ausserordentlicher Zahl beurlaubt werden,

---

[1]) Uebrigens konnte der Polizeimeister ruhig sein. Der Podol zählte bereits zu jener Zeit weit mehr betroffene Bürger, von den Geplünderten schon gar nicht zu reden, die der Pristaw überhaupt nicht erwähnt.

um ausser Reih und Glied den Exzessen nachgehen zu können, all dies ist selbstverständlich. Allein in solchen Zeiten einer „Umwertung aller Polizeiwerte“ bedarf es wahrlich nicht immer dieser Vorsichtsmassregeln. Gar viele von den Vertretern der Ordnung denken nicht daran, ihre Absichten zu verhehlen. Der Podoler Pristaw Ljastschenko glaubte, seinen Vorgesetzten, den Polizeimeister Zichotzky, und den General Bessonow überbieten zu sollen. Er sowohl als sein Gehilfe Piroschkow leiteten auf ganzen Strecken des Podol in der alleraktivsten Form den Pogrom. Der Zeuge N. Kutzikowitsch bezeugt also: „Am 20. Oktober um 1 Uhr mittags kam ich an die Ecke der Chorewaja und Meschigorskaja und vernahm, wie der Pristaw Ljaschtschenko einem Subjekt in Uniformkleidung befahl, zu jemand hinzugehen und ihm zu sagen, dass die jüdischen Läden ausgeplündert seien, dass es also an der Zeit wäre, eifriger die Wohnungen und die Juden selber vorzunehmen.“ Ein anderer Zeuge hörte, wie dieser Pristaw sich an einen Revieraufseher mit dem Auftrag wandte, er möchte nach dem Schitni Bazar gehen und „kontrollieren, ob die Hooligans an ihren Plätzen wären“. Dieser Pristaw war es, der laut einer im Thurau’schen Berichte angeführten Aussage eines Dr. W. diesem sagte: „Am besten wäre es, alle Juden auszuschlachten. Dann würde niemand erfahren können, wie und was geschehen ist.“

Was die Soldaten anbetrifft, so beteiligten sich selbst solche aus den Patrouillen an den Plünderungen. Hin und wieder trieben sie die Exzedenten fort, um sie dann in anderer Weise heranzulassen. „Die Taktik der Soldaten — erzählt ein Zeuge über einen von ihm beobachteten Punkt — erschien mir hier anfangs seltsam. Wenn sie einmal beschlossen haben, den Laden zu schützen, warum, fragte ich mich staunend, liessen sie die Jalousie des Ladens zerbrechen? Allein die weiteren Schritte der Soldaten erklärten mir alles. Nachdem sie, wie ich schon sagte, die Exzedenten vertrieben und auf dem Trottoir am Laden, um ihn quasi zu schützen, selbst in Positur sich aufgestellt hatten, liessen sie nach und nach je 2—3 Hooligans in ihn hinein, wobei diese, aus dem Laden herauskommend, mit den Soldaten die geplünderten Waren zu teilen pflegten, welche sie unter den Mänteln bewahrten. Als diese aber einen beispiellosen Umfang angenommen hatten und zu wandelnden Warenniederlagen geworden waren, während sie die Gewehre über den Schultern hielten, begannen sie für den Eintritt in den Laden von den Hooligans eine Entschädigung nicht mehr in natura, sondern in Geld zu empfangen. So geschehen am 19. Oktober abends und in der Nacht zum 20., während sie am nächsten Tage den Plünderern völlige Freiheit liessen und die ganze Zeit hindurch nur noch teilnahmslose Zuschauer blieben.“

Wie hätten auch die Soldaten, die doch wahrhaftig nicht Vertreter der Ethik sind, anders handeln sollen, da sie es ja am besten wussten, was erlaubt und was strafbar sei? Sie, die zu Mördern gezüchtet und zu Raubbeschützern gedrillt wurden? Und was hatten sie nicht alles erlebt? Erzählten sie doch, wie selbst Offiziere an zertrümmerte Schaufenster von Juwelierläden herangegangen wären, den mit ihnen spazierenden Mädchen Ringe anprobiert und, falls sie sich als passend erwiesen, dieselben verschenkt hätten. Hätten sie, die trotz all ihrer blutigen Macht in jenen Tagen geplagtesten Menschen, eine solche Gelegenheit verpassen sollen? Da gab es denn überall einen gemeinsamen Hexentanz der Zerstörung: Polizei, Militär und

Hooligans arbeiteten Hand in Hand und mit verständnisinniger Gegenseitigkeit.

Gewiss, man kennt auch Abweichungen von der allgemeinen Regel, aber sie waren weder an Zahl bedeutend, noch von wesentlichem Einfluss auf die Entwicklung und den Gang des Pogroms. Innerhalb der unter sich einigen höheren wie niederen Beamtenschaft waren es gar seltene Ausnahmen, die leicht aufzuzählen wären. So vermochte ein Pristaw nebst seinen Untergebenen den Rayon des Lukjanowsky Bazar trotz mehrfacher heftiger Anstürme der Exzedentenmassen, die hier einmal tausend Mann stark waren, zwei Tage lang zu schützen, ohne einen Tropfen Bluts zu vergiessen. Doch wurden die Motive dieses Verhaltens verschiedentlich kommentiert; manche waren der Ansicht, dass diese Abwehrenergie nur dem in der Nähe gelegenen Gefängnisse zuzuschreiben sei, da die Polizei befürchtet hätte, dass die Hooligans diese Gelegenheit hätten benutzen können, um inhaftierte Kriminalverbrecher, denen viele von ihnen nahe standen, aus dem Gewahrsam zu befreien. Dagegen herrschte keine Meinungsverschiedenheit in bezug auf die Handlungsweise eines Revieraufsehers Ostromenski, der mitten im Zentrum der grausigsten Krawalle, innerhalb des Wassilkowskajararayons, eine beträchtliche Oase schuf und nur mit Hilfe von drei Schutzleuten und mehreren Soldaten ohne Anwendung von Gewalt seinen Bezirk vor dem Schicksal der gesamten Nachbarschaft bewahrte, wofür ihm auch nachher seitens der beschützten Judenschaft in der Oeffentlichkeit grosse Anerkennung gezollt wurde. Solche Fälle energischer Verteidigung der Juden vor Gewalt und Raub waren jedoch, wie Thurau betont, ganz vereinzelte.

Mancher Polizist hätte vielleicht seine Pflicht erfüllt, wenn nicht die gesamte uniformierte Umgebung diese Aufgabe gar zu sehr erschwert hätte. Wer von ihnen gegen den Strom schwimmen wollte, setzte sich selber den Anfeindungen und dem Hass der Kollegen oder der militärischen Schutzabteilungen, die zum Teil ganz vorschriftsmässig zu handeln glaubten, aus. Ueber einige Erlebnisse dieser Art wusste vor dem Kiewer Gericht der Schutzmann Kowaltschuk ein Lied zu singen Er erzählte, wie er, auf der Proresnaja stehend, beim Anblick der beginnenden Exzesse an die Patrouillen mit der Aufforderung herangetreten sei, ihm bei der Unterdrückung der Krawalle Hilfe zu leisten, aber von den Soldaten zurückgewiesen und mit dem Gewehrkolben weggestossen worden wäre. „Als ich mich an einen Unteroffizier mit der Frage wandte, warum die Soldaten die Exzedenten nicht auseinanderjagten, antwortete er mir: „Fort, Hund, dazu habe ich eine Erlaubnis . . .“ Und als ich fragte: „Was für eine Erlaubnis, zeige . . .“, da zeigte er mir als Antwort einen Gewehrkolben.“

Innerhalb der Militärkreise waren die Ausnahmen vielleicht etwas zahlreicher als unter dem Polizeipersonal, wie namentlich aus dem später zu erwähnenden Protestschreiben einer grösseren Gruppe von Offizieren hervorgeht, aber sie waren wohl gegenüber der allgemeinen Parole der Pogrombegeisterung machtlos. Denn gar zu gering sind die realen Abwehrerfolge. Was vermögen auch solch zerstreute Subalternoffiziere in einer derartigen Atmosphäre zu leisten, wenn die höchsten Militärspitzen den Pogrom dulden oder fördern?

VII.

Die Hooligans hatten allerdings neben den offiziellen Führern auch eigene, die das grosse Werk in geregelte Bahnen zu leiten sich bestrebten und die erforderlichen Massen auf die Beine zu bringen wussten. Manche waren schon rechtzeitig vorbereitet worden. Die Tatsache, dass häufig ganze Gruppen gleich gekleidet waren oder gleichartige Stöcke trugen u. dgl. m., lässt keinen Zweifel übrig, dass verschiedene Hände mit Organisationsarbeiten sich befasst hatten [1]). Hie und da fanden sich Leute aus besseren Ständen, die selbst die Bildung von Exzedententrupps in die Hand nahmen. Um ein Beispiel anzuführen, greifen wir die Erzählung eines ehemaligen Studenten Woronin heraus: „Ich ging am 19. Oktober spät abends an die Ecke der Gogolstrasse und Bolschaja Kudrjawskaja heraus. Der Markt war von Soldaten umzingelt, und man liess niemand hinzu. Da kamen zu mir einige anständig gekleidete Leute hinzu end erzählten mir verschiedene Märchen über das Golossejewkloster, dass Juden, mit Kanonen versehen, in einem Walde sich versammelt hätten und morgen die Russen zu hauen beabsichtigen. Sie drangen in mich, eine Gruppe mit ihnen zu bilden und zwecks Plünderung auf den Markt zu marschieren. Sie versicherten mich, dass der Offizier nichts tun und uns durchlassen würde. Es sei nur, meinten sie, mehr Volk vonnöten, da drüben zu wenige seien, so dass sie nicht herangelassen würden.“ Ueber eine andere Szene berichtet der Hausbesitzer Wilhelm Scharlman folgendes: „Am 19. Oktober kamen vor den Korenjowkapark der Kiewer Strassenbahn die Kontrolleure Wassiljew, Laschewsky, Plotnikow und Girke. Beim Park stand eine Gruppe von Hooligans. Die genannten Kontrolleure riefen aus dem Park die darin befindlichen Schaffner und Kutscher heraus und die Hooligans hinzu. Der Kontrolleur Wassiljew stieg dann auf das Brett eines Wagens und redete also zur Menge: „Die Juden haben im Golossejewkloster alle Mönche abgeschlachtet und es selbst verbrannt. Ausserdem kommen jetzt aus Swjatoschin und Pustscha-Woditza 17 000 bewaffnete Juden, welche die gesamte christliche Bevölkerung von Preorka und Korenjowka ausschlachten werden.“ Am Schlusse seiner Rede forderte der Mann die Menge auf, „die Juden zu bestrafen“. Eine ebensolche Ansprache hielten Plotnikow und, wie ich glaube, auch die anderen. Darauf teilte sich die Menge: die Strassenbahnangestellten (unter ihnen gibt der Zeuge siebzehn mit Namen an) rückten nach einer Seite vor und zerstörten einen Kolonialwarenladen im Hause R., die Hooligans gingen nach der anderen Seite und demolierten die Wohnung und den Laden von D.“ Ein anderer Zeuge erzählt, wie er schon am 17. Oktober, noch vor dem Manifest, am hellen lichten Tage an der Sowskaja einen Haufen von etwa 50 Arbeitern stehen sah, in der ein anständig gekleideter Redner auf die Menge einredete: „Uns verkaufen die Juden, das Mütterchen Russland geht zugrunde! Versammelt Euch, um Euch anzuschliessen“, worauf die Menge mit Zurufen: „Wir werden die Juden niedermetzeln“ antwortete.

Dass insbesondere konkurrierende Händler an den Exzessen ihre Freude hatten und sich dabei den Patrioten zuzählten, ist leicht

[1]) Ein Zeuge weiss sogar von einem Fabrikdirektor zu erzählen, der zu Pogromzwecken seine Arbeiter mit Eisenstöcken versehen hätte, doch kann diese Aussage auf einem Missverständnisse beruhen.

verständlich. Noch einige Tage vor dem Pogrom hatte ein Zeuge beobachtet, wie eine ganze Reihe von Kolonialwarenbesitzern das einfache Volk zu aktivem Vorgehen gegen die Juden aufgefordert habe, immer wieder betonend, dass an allem die Juden schuld seien. Auch die Farce des Kiewer Pogromprozesses hatte eine Anzahl solcher Konkurrenzhelden (z. B. einen Buchbindereiinhaber, einen Barbier, einen Winkeladvokaten, einen Esswarenladeninhaber, einen Bäckereibesitzer usw.) an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht. In den nach dem Pogrom gesammelten Zeugenaussagen finden wir sodann unter den Anführern der Banden einen Gerichtsvollzieher, einen Gutsverwalter, einen Beamten des Ministeriums des Innern, sodann Spezialisten im Pogromfach (z. B. einen Mann, der mehrere Städte des Pogromgebietes mit dieser Mission bereist hatte).

Besonders widerlich ist es, wenn wir von Leuten aus den gebildeten Kreisen hören, die nicht als Anführer, sondern als Plünderer mittaten. Eine Abwehrabteilung fasste unter den Plünderern auch einen Mönch, ein paar Gymnasiasten und noch andere gebildet aussehende Männer und Frauen ab. Hie und da wurde in den Plündererreihen auch mancher Lehrer gesehen, und einige Studenten traten die Prinzipien des russischen Studententums mit Füssen. Indes sind erfreulicherweise solche Erscheinungen beim aktiven Pogrom nicht sehr zahlreich gewesen; soweit „Gebildete“ mit dem Pogrom sympathisierten, drückten sich diese Empfindungen in anderer Weise aus.

Die Exzedententrupps, die meist aus 20—40, vielfach aus 100 bis 300 Personen bestanden und nur durch die grossen Manifestationen zu Tausenden emporwuchsen, setzten sich vornehmlich aus Hauswächtern, Portiers, Dienstpersonal, Schülern der Elementarschulen, Händlern und Händlerinnen, Strassenbahnangestellten, zuweilen aus Arbeitern (namentlich Grossrussen), einzelnen Gymnasiasten usw., in erster Reihe jedoch aus dem grossen Tross des Lumpenproletariats zusammen. Auffallend war die Menge der Frauen und Halbwüchslinge, ja Kinder, die die Trupps begleiteten, johlten und raubten. Später kamen auch Massen aus den umliegenden ländlichen Ortschaften, die besonders in den entlegenen Stadtteilen hausten. So erzählt ein Zeuge über ein paar solcher Beobachtungen, darunter: „Auch von Bojarka aus eilte eine Menge bäuerlicher Arbeiter mit Säcken unter den Armen zum Zuge, der um die Mittagszeit nach Kiew abgeht. Als sie jemand fragte: „wohin wollt ihr denn“, antworteten sie alle prompt, sich bekreuzigend: „Für den Glauben, den Zaren und das Vaterland!““

Diese Auffassung war den grossen Massen beigebracht. Dazu diente der äussere Pomp, mit dem die Revolution bekämpft wurde, dazu dienten die verlogenen Gerüchte, mit denen unausgesetzt die Stadt erfüllt wurde. Denn seit dem 18. Oktober abends wanderten unter dem Patronat der Behörden bald hie, bald dort patriotische Manifestationen, die unwissende Bevölkerung einschüchternd und zum Kampf herausfordernd, und schon gleichzeitig mit diesen Strassenkundgebungen pflegte als Begleiterscheinung die Demolierung der Läden an beiden Seiten vor sich zu gehen. Meist pflegten an der Spitze solcher Manifestationen neben Polizeibeamten und mannigfachen Militärchargen auch ein Geistlicher in vollem Ornat oder auch deren zwei zu marschieren, so dass der von Kirchengesängen begleitete Vorgang wie eine kirchliche Prozession aussah. Selbst der

Metropolit verfehlte nicht, dieses Treiben zu fördern. Ein Zeuge, W. Schischko, erzählt diesbezüglich: „Ich ging nunmehr nach der Proresnaja, wo einige jüdische Läden demoliert wurden. An den Exzedenten vorbei ritt der General Drake, den die Menge mit Hurrarufen begrüsste und der die Grüsse höflich erwiderte. Nach einigen Minuten kam diese Strasse entlang in einem Viergespann der Metropolit, der der Menge durch das Fenster der Equipage seinen Segen erteilte. Der Raub dauerte fort.“

Meist nahmen solche Kundgebungen vor den Kirchen und Kathedralen ihren Ausgangspunkt. Es war ein geschicktes Mittel: pogromlüsterne und religiöse Elemente mischten sich zusammen und bildeten so gewaltige Truppen. Sodann war es allen denen, die öffentlich am Pogrom teilzunehemn sich scheuten, unter dem Mantel der Manifestation ermöglicht, das Pogromtreiben mit Eleganz zu stützen. Eine dieser Kundgebungen, die unter Beteiligung des ehemaligen Gendarmeriechefs Nowitzky ihren Anfang nahm, hatte einen sehr dramatischen Verlauf. Am Platze vor der Sophien-Kathedrale wurde gebetet, worauf die Manifestanten, denen eine Reihe von reaktionären Stützen eine besondere Gloriole verliehen, durch die Wladimirskaja bis vor die Redaktion des „Kiewljanin“ marschierten und dort dem Redakteur Pichno, einem Mann mit einer 25 jährigen reaktionären Vergangenheit, Ovationen bereiteten; sie hoben ihn empor und schaukelten ihn auf den Händen. Dann ging der Zug durch den Krestschatik, drang in den Rathaussaal ein und liess den berüchtigten Lehrer Chrapal vom Balkon an die auf dem Platze versammelte Menge eine Hetzrede halten, die den geistreichen Gedanken behandelte, dass in Russland die Freiheit und die Konstitution nur für die Juden vonnöten sei. Dann marschierte der Manifestationszug weiter durch die Stadt, und von beiden Seiten ging die Konkretisierung der gehörten Lehren vor sich.

Manchem Geistlichen schlug doch das Gewissen beim Anblick des vergossenen Blutes und der im Menschen erwachten Bestie. Allein die in diesen Kreisen herrschende Stimmung wird gerade durch die Ansprache eines solchen charakterisiert, der als einer der wenigen den Versuch machte, den Exzessen Einhalt zu tun. Als die Exzedenten auf den Gostinny Dwor sich stürzten, erzählt ein Augenzeuge, „ertönten Kirchenglocken, und aus dem Bratskikloster ging eine Prozession heraus. Der Priester stürzte sich mit dem Kreuz in der Hand zur Menge und sprach laut und in grosser Erregung: „Christen, kommt zu euch, denkt daran, was ihr tut, raubet nicht, tut niemand Gewalt an, ich flehe euch an.“ Die Menge nahm die Mützen ab und wandte sich zur Prozession. Da sang der Chor: „Rette, o Herr, Deine Seelen“, und der Archiereus richtete abermals an die Menge folgende Worte: „Rechtgläubige Christen, lasst ab. Es ist nicht ein christliches Werk, an seinen Feinden Rache zu üben. Ich weiss wohl, dass in euch das nationale Gefühl beleidigt worden ist, aber es ist nicht statthaft, zu vernichten und zu rauben. Lasst uns lieber zu Gott beten. Ich flehe euch auf den Knien an.“ Die Menge hatte also vernommen, dass ihr „nationales Gefühl“ beleidigt sei, dass die Juden ihre Feinde seien. Was wollte nun der Priester von ihr? Dieses Gesindel sollte christlich-grossmütig werden?! Das war doch gar zu naiv! Vielleicht bewunderte die Menge den edlen Gottesmann, der gegen seine „Feinde“ so grossmütig sei, liess sich aber in

ihrer Zerstörungswut weit mehr durch jene Priester leiten, die Strasse nach Strasse durch die von ihnen angeführten Manifestationen aufwühlten und der Raubgier ihre Sanktion erteilten. Nur glaube niemand, dass die Vorgänge etwas von der romantischen Art der Kreuzzüge in sich hatten! Denn nirgends gab es hier solche Wildheit der inneren Begeisterung, welche den Menschen nicht nur die anderen zu vertilgen, sondern auch sich selbst zum Opfer zu bringen bereit macht. Es war ein hässliches, verächtliches Bild.

Neben den Manifestationen kam ein anderes Mittel in grandioser Weise zur Anwendung. Nachdem durch in der Lawra angefertigte und in Massen unter das Volk gebrachte hetzerische Flugblätter „An die russischen Leute" der Hass gegen die Juden entflammt war, begann der Unfug mit der Verbreitung von Gerüchten unter den kritiklosen Massen. Einzelne wirkliche Begebenheiten wurden in ungeheuerlicher Weise aufgebauscht und den Juden in die Schuhe geschoben, andere völlig erfunden. Von allen diesen zum Teil phantastischen Gerüchten beruhte nur die Erzählung von einem zerrissenen Zarenbild, von den am Rathaus abgebrochenen kaiserlichen Initialen und noch ein paar solchen Vorgängen auf Wahrheit. Warum müssen das aber gerade Juden vollbracht haben? Thurau meint in seinem Berichte, dass sowohl Juden als Christen daran schuld gewesen sein mögen. Volle Klarheit dürfte wohl über diesen Punkt nie erreicht werden, seitdem das einseitige Prozessverfahren durch Ausschaltung verschiedener Fragen diese Möglichkeit behoben hat. Soweit aber Tatsächliches bekannt geworden ist, geraten die Beschuldigungen dieser Art völlig ins Schwanken und richten sich nur gegen die provokatorischen Beschuldiger. Besondere Empörung hatte unter den Volksmassen eine Szene hervorgerufen, die auf dem Balkon der Stadtduma sich abgespielt hatte. Da hatte ein Mann ein Zarenporträt durchlocht und seinen Kopf durch den entfernten Zarenkopf durchgesteckt. Wer aber war der Mann, dessen herausfordernde Tat so weite Kreise gegen die Juden aufgebracht hat? Schon sofort nach dem Pogrom stellte der ehemalige Staatsanwaltsgehilfe und gegenwärtige Rechtsanwalt Ulianitzky fest, dass es Waska Grigoriew war, ein übelbeleumdetes Subjekt, das nachher als einer der eifrigsten Exzedentenführer fungierte. In gleichem Sinne hat ein Beamter der Kontrollkammer, Karwowsky, vor Gericht bekundet, dass der Mann, der das Monogramm vor der Universität herabgerissen hat, ein Russe war.

Wenn aber die Geschichten mit den Zarenbildern wenigstens den gekennzeichneten realen Hintergrund hatten, so waren alle jene Gerüchte, dass Tausende von Juden die Christen überfallen, Klöster brandschatzen, Mönche niederhauen, ebenso verlogen wie albern. Was aber glaubte die Masse nicht in diesen Tagen? In einer Vorstadt von Kiew, Solomenka, weckte ein Revieraufseher mit einer solchen Mär die Bürger aus ihrem Mitternachtschlaf, dass sie sich bewaffnen und den Juden Widerstand leisten möchten.

Solche Gerüchte riefen mehrfach in der Kiewer nichtjüdischen Bevölkerung heillosen Schrecken und unbegrenzte „Abwehrstimmung" hervor. „Zum Abend des 19. Oktober — erzählt ein Berichterstatter aus einem bestimmten Stadtteil — war bei uns der Pogrom der Läden wegen „Stoffmangels" beendet. Aber um 11 Uhr abends erschollen auf der Wosdwischenskaja Schüsse. Das Gerücht verbreitet sich, dass diese Schüsse von den Juden herrühren, die angeblich in einer Anzahl von 14 000

Mann nahen, um die Russen abzuschlachten; dann hiess es, dass sie bereits viel Volk auf der Wosdwischenskaja getötet hätten. Sofort wurden in der Wosdwischenskaja und am Andrejewski Sspusk alle Lichter ausgelöscht, und die gesamte Bevölkerung, mit allen möglichen Dingen bewaffnet, eilte auf die Strasse. Es kam Militär, eine Schwadron Dragoner, worauf eine Menge Hooligans zerstreut ward. Von den Juden war natürlich niemand auf der Strasse, und die beruhigten Bürger konnten gegen Mitternacht in ihre Behausungen zurückkehren." Ueber einen ähnlichen Vorfall berichtete in der Stadtverordnetenversammlung eines ihrer Mitglieder, Krschyschkowski, am 21. Oktober: ,,Heute morgens erschienen bei mir die Hausbesitzer Nadeschdin und Owtschinnikow und erzählten mir, dass ihre Mieter in der Malowladimirskaja die ganze Nacht nicht geschlafen hätten. Denn in tiefster Nacht waren Schutzleute in die Häuser gekommen und hatten gerufen: ,,Nehmt Messer und Aexte, überhaupt alles, was euch in die Hand kommt, und geht heraus, um euch zu verteidigen, da die Juden die ganze Bevölkerung niedermetzeln"."

Wie sehr die Polizei bei den Gerüchten meist ihre Hand im Spiele hatte, tritt mit besonderer Evidenz an der Verbreitung des Gerüchts über das Golossejewkloster zutage. Alle andere Märchen von Christenabschlachtungen durch Juden pflegten gewöhnlich nur bestimmte Stadtteile aufzuscheuchen, das Märchen aber von der Niedermetzelung von 500 Mönchen des Golossejewklosters setzte den 20. Oktober hindurch die ganze Stadt in Bewegung. Auch bei vielen dem Pogrom fernstehenden Volkselementen hatte die schreckliche Mär, die wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund ging, Rachegefühle ausgelöst. Und wer hatte das Gerücht verbreitet? Aus dem Pogromprozesse erfahren wir durch den Mund des Sekretärs des Podoler Polizeiamts, dass in diesem Amt in Gegenwart des Polizeipersonals und fremden Publikums eine Depesche mit dem aufhetzenden Inhalt verlesen worden sei.

Am wirksamsten war allerdings das nicht unbegründete Gerücht, dass die Exzesse für drei Tage erlaubt seien. Wer also am 18. und 19. Oktober noch nichts errafft hatte, beeilte sich, das Versäumte am 20. Oktober nachzuholen. Typisch ist die einem Gewährsmann zuteilgewordene Antwort eines Hooligans von diesem Tage. Man fragte ihn, ob die Polizei ihn und seinesgleichen bei der Arbeit störe: ,,Stören tuen sie nicht, aber sie drängen zu grösserer Eile. Endet, sagen sie, endet, Brüderchen, da heute abends Schluss sein muss. Wer heute nicht zu Ende ist, dem wird es schlecht ergehen." ,,Als ein Offizier — erzählt ein Schuster Nakaluschni — mit entblösstem Säbel auf einen Haufen Hooligans losging, hielt ihn ein Schutzmann zurück. Er dürfe nicht stören, rief er ihm zu, da es nur bis um 8 Uhr abends erlaubt sei, zu plündern."

Die Massen empfanden darum ihre Exzesse als offizielle oder wenigsten halboffizielle Taten. Das passive Zuschauen der Soldaten demoralisierte die Plünderer, die oft genug auf Grund verschiedener Vorgänge mit Recht zum Glauben hinneigten, dass das Militär zu ihrer Beschützung postiert werde. Die geschulten Exzedenten redeten in verschiedenen Gruppen die militärisch-polizeiliche Sprache, titulierten sowohl die Polizeibeamten als ihre Anführer mit ,,Euer Hochwohlgeboren" und zeigten sich im Hooligansinne meist wohl diszipliniert. Ueberfiel da eine Bande ein jüdisches Mädchen und begann

es schwer zu misshandeln. Da kam der Anführer, ein Gymnasiast, hinzu und begann auf sie loszuschreien: „Was, hab' ich euch nicht gesagt, dass ihr die Frauen nicht anrühren dürft?“, als der Trupp das Mädchen ohne weiteres losliess.

Stets aber wachte die Polizei darüber, dass ja keine Privatpersonen die Exzedenten von ihrem Tun abbringen möchten. Sonst hätte das Zureden auch auf die verkommenen Plünderer einen Einfluss ausgeübt. Ein Einjährig-Freiwilliger namens Dellert erzählt über einen von ihm selbst erlebten Fall folgendes: „Auf Solomenka (einer Vorstadt) begann am 20. Oktober ein von einem Zigeuner angeführter Haufen Knaben die jüdischen Läden zu demolieren. Ihnen schlossen sich einige Lumpensammler an, während sonst nur noch Frauen zugegen waren, da die Männer einem Meeting beiwohnten. Ich wandte mich an die Menge und redete auf sie ein. Tatsächlich schenkte sie meinen Worten Gehör und liess von der Plünderung ab. Da stürzte auf mich der Polizeiaufseher Smykow zu und schrie mich an: „Was haben Sie, Dellert, hier zu schaffen? Was mischen Sie sich in eine Angelegenheit, die Sie nichts angeht, ein?“ Nunmehr begann es von neuem, und Stimmen wurden laut: „Hört nicht auf den Einjährig-Freiwilligen! Sagen doch sein Wohlgeboren, der Polizeiaufseher, nichts!““ Immer wieder wurden pogromgegnerische Privatpersonen belehrt, dass sie sich um die Vorgänge gar nicht zu kümmern haben. Als auf Krestschatik ein Techniker zu dem Polizeiaufseher Morosow gar zu zudringlich wurde, indem er ihn bat, ihm bei der Abnahme geraubter Sachen behilflich zu sein, da rief jener aus: „Ich rate Ihnen, Verehrtester, die polizeilichen Pflichten abzulegen und mich in Ruhe zu lassen, da sogar von uns jede Verantwortlichkeit genommen ist.“ Wahrlich, dies war eine edle Sprache im Vergleich zu den rohen Antworten, die sonst Leuten, die für die Betroffenen Partei ergriffen, zuteil wurden. Zumeist aber begnügte sich die Kiewer offizielle Welt nicht mit Worten. Wer so unpatriotisch war, dass er seinen Unwillen über den Pogrom nicht verbergen konnte oder gar den Bedrängten zu Hilfe eilte, wurde arg misshandelt, ja bis zu Tode gemartert. Der Satz „à la guerre comme à la guerre“, der doch auch gewisse Prinzipien anerkennt, wurde hier als Schwäche aufgefasst. . .

Und jede neue Heldentat, die unbestraft blieb, versetzte die Massen in einen immer grösseren Taumel. Die Exzedenten hatten mehrere Spelunken, gewöhnlich Restaurants (wie „Weisser Schwan“ oder „Sack“ u. a.), wo sie sich bei Branntwein zum Werk organisierten. Von da aus begaben sie sich in die Stadt, in der zu gleicher Zeit an Dutzenden Punkten gehaust wurde. Es ging nicht ohne künstliche Erregung, nicht ohne Amusement. Manchmal griff Polizei oder Militär ein, um bald nachzulassen und so das Feuer noch mehr zu schüren. Nicht selten bereiteten Militärchefs den Exzedenten riesigen Spass. Zeuge Kotzejowsky beobachtete folgende Szene: Ein Laden wird geplündert. Da marschieren Soldaten durch die Strasse (Besakowskaja). Die Soldaten werden stutzig, aber ihr Anführer lässt sie weitergehen. Gerade als die Plünderer aus der Tür und durch das Fenster herauskommen, ruft der Oberst eine Patrouille heran und stellt sich mit entblösstem Säbel, ebenso wie sein untergeordneter Offizier, vor dem Laden auf. Sowie aber ein Soldat einen Hooligan mit dem Kolben stösst, da versetzt er selber dem Soldaten einen Stoss. Den Hooligans jedoch erlaubt er nicht, durchs Fenster zu schlüpfen, sondern lässt

sie einzig und allein durch die Tür, und zwar immer rechter Hand, sowohl hinein- und hinausgehen, wobei er eine kriegerische Positur annimmt und vor den Vorüberziehenden den Säbel bald schnell hochhebt, bald langsam herunterlässt. War das ein königliches Vergnügen für die Soldaten, Hooligans und Polizei!

Und so ist es fast immer. Wo Exzedenten infolge irgend welcher anscheinenden Gefahr in Panik geraten, da werden sie belehrt, eingeholt, zurückgerufen. Diese Taktik, den Exzedenten hin und wieder einen gewissen Schreck einzujagen, war psychologisch fein ausgeklügelt. Man spielte mit den Exzedenten wie mit Kindern, die nach überwundenem Hindernis um so eifriger werden. Die Habsucht der Plünderer wuchs dabei ins Ungeheure. Wenn ein Juwelierladen zertrümmert wurde, rissen sie sich und zankten um die Beute oft untereinander, oft mit Kosaken und Soldaten. Dann hörte der Spass auf. Aber auch ganz unansehnliche Beuteplätze lockten gewaltige Massen. Als der Trödelmarkt am zweiten Tage frühmorgens geplündert wurde, fanden sich „Tausende ein, die wie Ameisen ihren Raub davontrugen.“ „Die Stadt — sagt Professor Bulgakow — bot im Laufe dieses Tages das Bild einer offenen, ungehinderten Beraubung der jüdischen Bevölkerung, und die Einwohnerschaft befand sich in einem solchen Zustand der Erregung und der Verblendung, in welchem ich sie weder früher noch nachher gesehen habe.“

VIII.

Anfangs glaubten die Juden, dass die Ausschreitungen sich gegen die Freiheit als solche richteten, und hofften, dass mit der Metzelei vor der Duma und in den umliegenden Strassen die Krawalle ein Ende haben würden. Es kam ihnen gar nicht in den Sinn, dass die Gesamtjudenheit ob der verhältnismässig grösseren Beteiligung von Juden an der Befreiungsbewegung spezielle Verfolgungen seitens der ergrimmten Machthaber auszustehen haben würde. In Kiew dachten sie umso weniger daran, als die jüdischen Revolutionäre hier nicht eine so absolute Rolle wie in Odessa oder an anderen Orten spielten. Verschiedene Zeugen der einen wie der anderen Seite behaupteten vor Gericht mit Entschiedenheit, dass die Juden jedenfalls nicht mehr als die Hälfte der Teilnehmer an den verschiedenen Kundgebungen gebildet hatten. Ein Stadtverordneter versicherte sogar in der Stadtdumaversammlung, dass unter den Rednern in und vor dem Rathaus die Juden gar nur ein Fünftel ausgemacht haben. Und da sich die jüdischen Freiheitsjünger keineswegs vereinsamt fühlten, so erschien ihnen sowohl als ihren Brüdern ein Pogrom unmöglich. Zu Anfang der Krawalle waren auch tatsächlich die Unterschiede nicht gross: Tote und Verwundete, Misshandelte und Geschlagene zählten die Juden wie die Nichtjuden in gleicher Weise, letztere vielleicht noch in grösserem Masse. Erst des Abends wurden die Juden dessen gewahr, dass aus dem Blutbad ein Pogrom erzeugt wurde. Jedermann hatte die grösste Wahrscheinlichkeit, intakt zu bleiben, wenn er Nichtjude war. Dem Juden half nichts.

Und ein schweres Fiasko erlitten die Juden mit ihrer Selbstwehr. Sie besassen eine solche eigentlich bereits seit Kischinew. Von der damals starken zionistischen Organisation angeregt, hatte die jüdische Jugend eine beträchtliche Selbstschutzorganisation gegründet.

Für die Pogromleute ein wahrer Schrecken, war sie für die jüdische Einwohnerschaft bis zu den stürmischen Revolutionszeiten ein erhebender Faktor gewesen. Auch die Behörden rechneten mit diesem Ungetüm, dessen Stärke sie trotz aller fein ausgebildeten Spionage ebensowenig kannten, wie sie die gesamte, ausserhalb der Grenzpfähle ihrer Machtbefugnisse gelegene Welt kennen. Verschiedene Gestaltungen durchmachend, hatte der Selbstschutz im Laufe der Zeit alle freiheitlichen Parteien in seinen Aktionskreis hineingezogen und vermochte sich auch dank lokalen Spenden mit Waffen in beträchtlicher Quantität zu versehen. So war in ruhigeren Zeiten geradezu ein ganzes Heer von Selbstwehrjünglingen vorgesehen: Die Sozialdemokraten rechneten auf ca. 1000, die Bundisten auf ca. 300, die Poale-Zionisten auf 200, die Zionisten-Sozialisten auf 250, die Sozialrevolutionäre auf 100 Kämpfer für die Unverletzlichkeit der Person und des Eigentums. Diese Aufstellungen enthielten in jedem Falle und wohl zu jeder Zeit einen hohen Grad von Selbsttäuschung, aber kurz nach Kischinew, als die Kiewér Judenheit, von einer beispiellosen Panik erfasst, mindestens zur Hälfte die Stadt verliess und, an Strohhalme sich anklammernd, nach anderen, ebenso vom Pogrom bedrohten Orten flüchtete, bot die Selbstwehrorganisation eine stramme Korporation, schüchterte durch ihren Mut und ihre Opferbereitschaft die Judenhetzgenossen ein und hintertrieb auch hie und da beginnende Exzesse. Immer wieder sahen die Juden von Kiew, das stets unter dem Pogromstern steht, mit einem gewissen Gefühl der Erleichterung zu dem jugendlichen, kampfbereiten Selbstwehrbund empor. Sie wiegten sich in der Hoffnung, dass, wenn solche Scharen von Studenten und Arbeitern bereit standen, sich für ihr Wohl und Wehe einzusetzen, ihnen kein Leid passieren könne. Und in der Tatsache, dass eine nicht unbeträchtliche Anzahl Christen an der Selbstwehr teilnahm, sahen sie eine moralische Gewähr dafür, dass die christliche Einwohnerschaft jeden Ausbruch eines Teiles der Bevölkerung gegen den andern als eine Niederträchtigkeit und Dummheit betrachten und einen Pogrom unmöglich machen würde.

Da kam der wirkliche Pogrom und machte alle Hoffnungen der Kiewer Juden zuschanden. Selbst wenn die auf dem Papier festgesetzten Ziffern gestimmt hätten, was hätten diese nur in der Verborgenheit geschulten Jünglinge gegenüber den zwanzigtausend Kiewer Soldaten vermocht, deren Flinten gegen den inneren Feind so wirksam waren? In Wirklichkeit mögen es überhaupt nur noch einige hundert Selbstwehrjünglinge gewesen sein, die mit jedem neuen Freiheitssieg ihre Aufgabe für immer überflüssiger hielten und allmählich völlig desorganisiert wurden. Wenn zwei Jahre zuvor ein Pogrom ausgebrochen wäre, so hätte die Kiewer jüdische Selbstwehr in ihrem Blütezustande ein vom Militär geschütztes Massakerunternehmen wohl auch nicht abgewehrt, aber durch strammen Widerstand die moralische Position der Juden gestärkt. Am 18. Oktober 1905 gab es aber nur Splitter und Reste der jüdischen Selbstwehr. Viele Selbstschutzleute gehörten wohl der wenige Tage vor dem Verfassungsmanifest von der Studentenschaft ins Leben gerufenen Miliz an, während die nicht revolutionären Elemente unwillkürlich ausgeschaltet und sich selbst überlassen waren. Auch die Miliz, deren Ziele der Allgemeinheit nicht recht klar waren, bildete eine sehr schwache, in aller Eile zustande gekommene Gruppierung, die mehr Romantisches als Organisatorisches enthielt und

eher ein Abklang der aus den grossen Revolutionsepochen aller Völker überkommenen Stimmung war. Vielleicht hätte sie sich für Barrikadenkämpfe, bei denen jedes dargebrachte Opfer den Feind entmutigt, bei denen jede Niederlage zugleich ein Sieg ist, geeignet, aber für die Defensive in einem auf ein ganz anderes Gebiet verschobenen Kampf war sie gar nicht geschaffen. Allerdings hatte die Miliz als Parole für ihr Dasein den Schutz vor den Ueberfällen der Hooligans und sogar die Aufrechterhaltung der Ordnung, aber all dies war doch mit direkten Kämpfen für die Freiheit gedacht, mit Kämpfen, die erst den Organisationstrieb wachrufen würden.

Statt dessen war ein hässlicher, hinterlistiger, brutaler, die Freiheitsstimmung zersetzender Pogrom. Immerhin machte die Miliz, soweit sie real war, einige Versuche zur Abwendung des Unheils. Die „akademische Legion“ suchte hie und da, mit den Resten der Selbstwehr vereint, in den Lauf der Dinge einzugreifen. Im allgemeinen beschränkte sich jedoch deren Wirksamkeit auf folgendes: Gruppen von Studenten, Arbeitern oder Schülern stellten sich auf den Strassen auf und nahmen den Plünderern die Beute ab, um sie an mehreren Sammelstellen zusammenzulegen [1]). Nicht gefahrlos war dies Unterfangen, da solche Beuteabnehmer nicht selten die Soldatenflinten gegen sich gekehrt sahen. Ferner griffen eizelne zu der Methode, sich in die Scharen der Exzedenten einzudrängen und in äussersten Fällen entsetzliche Pogromtaten zu verhindern. Sie mussten dann gleichsam mittun, um in dieser Rolle auf die Menge einen Einfluss auszuüben und sie von Mord oder anderen Barbareien abzuhalten. Das beliebteste Abwehrmittel bestand jedoch darin, sich in irgendeiner Wohnung in grösseren Trupps zu verbarrikadieren, und von diesen „Zitadellen“ aus die andrängenden Exzedenten durch Waffengewalt zu verscheuchen. Ausserdem fanden sich auch an mehreren Stellen auf der Strasse Gruppen von Kämpfern, die gegen die Exzedentenscharen aggressiv vorgingen.

Mit der Abnahme geraubter Sachen befassten sich hie und da auch Arbeiter (z. B. aus dem Arsenal, Aussage Matiuschenko), vornehmlich aber Studenten aus der akademischen Legion, die gegen 800 Studenten zum Kampf gegen die andrängende Reaktion vereinigt hatte. In dieser Legion, die im allgemeinen mit Stöcken und nur vereinzelten Revolvern bewaffnet war, befanden sich laut Aussage des Studiosus Gene (vor Gericht) vorwiegend Russen und Kaukasier und nur wenige Juden. Aus zahlreichen Bekundungen erfahren wir denn auch, dass solche Gruppen von Studenten, Schülern usw. auf Bolschaja Wladimirskaja, Puschkinskaja, Proresnaja, Podwalnaja, Wosnessenski Spusk und an anderen Punkten den Plünderern ihre erbeuteten Waren entrissen und nach bestimmten Niederlagen brachten. In einer kühnen Schar von Beuteabnehmern befand sich auch der Realschüler Buslow, der vor der Redaktion des „Kiewskoje Slowo“ von den Hooligans erschossen wurde.

Zuweilen gingen solche Trupps auch zur Offensive über. Denn gar leicht und verlockend war es, dieses feige Gesindel in die Flucht zu jagen. Mochte die Menge noch so gross sein, mochte sie auch verkleidete Polizisten, ehemalige Kriminalbeamte und sonstige

[1]) Oft genug hat dann die Soldateska oder die Polizei die so zusammengestoppelten Sachen auf Nimmerwiedersehen zur „Aufbewahrung“ an sich genommen.

patriotische Grössen in ihren Reihen haben, fast stets stob sie vor einem Revolverschuss in heillosem Schrecken auseinander. Vier Studenten (Warun-Sekret und andere) erzählten von einem Schüler der Kunstschule, der mit einem in die Luft abgegebenen Schuss die Menge auseinanderjagte. „Im Nu flogen mehrere hundert Personen nach den verschiedensten Richtungen." Allerdings wurde der Schüler sofort von der sonst untätigen Militärpatrouille verhaftet, so dass die Plünderer mutig zu ihrer früheren Beschäftigung zurückkehrten. Einem anderem, einem Polytechniker, erging es schlimmer: er büsste seine Kühnheit mit dem Tode. Auch hier hatte der Revolverschuss zunächst dieselbe Wirkung ausgeübt, aber die Flüchtigen wurden schliesslich, als sie, sich umschauend, den Polytechniker ganz allein sahen, zu frischem „Mut" entflammt, kehrten zurück und metzelten ihn bestialisch nieder. Wie der oben erwähnte Buslow war auch dieser Polytechniker Christ.

Im allgemeinen genügte schon das Gerücht von herannahenden Studenten, dass die Plünderer wie die Hasenfüsse liefen. So weit ging in Kiew die patriotische Idee nirgends, dass die Hooligans, und seien es die fanatischsten, sich um ihretwillen in den Tod stürzten. Ihnen fehlte selbst jener primitive Grad mutiger Selbstverteidigung, der allen Kämpfenden in der Hitze des Gefechts zu eigen wird, mag die Sache, für die sie kämpfen, auch ungerecht sein. Wenn am letzten Pogromtage hie und da in Kiew die Hooligans sich vom Militär niederschiessen lassen, so geschieht es nicht in der Exaltation. Die Soldaten hatten so oft die Miene ihrer Verteidiger angenommen und doch nur mutwilligen Spass damit getrieben, ohne ihnen etwas zuleide zu tun, dass sie an ernste Flintenschüsse nicht glauben konnten und um Gespenster halber von ihrer Beute nicht ablassen mochten. Waren sie doch im Laufe von drei Tagen daran gewöhnt, dass *ihnen* in allen Nöten militärischer Schutz zuteil werden müsse; denn nicht nur hatten sie jedesmal mit glänzendem Erfolg an das Militär appelliert, wenn ihnen auf ihrem Siegeszuge irgendein Hindernis zustiess, sondern es hatte gewöhnlich des Appells nicht erst bedurft, da das Militär stets und überall wie aus der Erde emporwuchs, so oft der Selbstschutz einen Schuss abgab.

Nur vereinzelt waren die positiven Ergebnisse aller Selbstwehrversuche. So erzählt ein Teilnehmer der Selbstwehr, A. Sch., über einen bestimmten Zeitpunkt: „Gegen 3—4 Uhr nachmittags bildeten sich etwa 5 Gruppen von je 10 Mann. Eine solche Gruppe, aus nur 6—8 Teilnehmern bestehend und nur zur Hälfte bewaffnet, trieb an der Ecke Blagowestschenskaja und Kusnetschnaja eine Menge Hooligans von 2—300 Mann davon. Ebenso erfolgreich waren die Aktionen an anderen Punkten, an denen kein Militär in der Nähe war. Wo solches aber vorhanden war, da schoss es sofort auf die Selbstschützer."

Selbst in der Peripherie der Stadt konnte die Selbstwehr unter diesen Umständen ihrer Aufgabe nicht gerecht werden. In der Vorstadt Demiewka hatte der Pogrom fast zu gleicher Zeit wie in der Stadt begonnen. Gegen 30 Hooligans machten sich an die Demolierung von zwei jüdischen Läden heran. Da bildete sich eine improvisierte jüdische Selbstwehr von etwa ebenso vielen Personen und vertrieb die Exzedenten. Aber nun kam eine Kompagnie Kosaken nebst einem Offizier, erkundigte sich nach dem Zweck der Selbstschutztruppe, drohte den Leuten mit dem Revolver, als sie ihm sagten, dass sie

das Leben und das Eigentum der Einwohner nach ihren Kräften zu schützen suchen würden, und zwang sie, sich aufzulösen, da er selber mit dem Militär die Vorstadt beschützen würde. Kaum waren die Juden auseinandergegangen, als auch die Kosaken sich entfernten, um am nächsten Morgen abermals zu erscheinen und die von neuem versammelte Selbstwehrgruppe in alle Winde zu jagen. In der Nacht war nämlich alles ruhig geblieben. Am 19. morgens jedoch begann auf Demiewka der Exzess mit erneuter Kraft. Zu den Demiewkaer Hooligans gesellten sich bald städtische Scharen, aus drei verschiedenen Richtungen kommend, von der B. Wassilkowskaja, aus einer Fabrik in der Sowskaja und Wursthändler aus derselben Strasse. Selbstwehrjünglinge und kampfungewohnte Bürger, die ihr Eigentum verteidigen wollten, nach Angabe eines Zeugen gegen hundert Leute, taten sich nun zusammen, kamen an den Pogromherd und verjagten mehrmals die Exzedenten. Aber die Kompagnie Kosaken machte allen diesen Erfolgen ein Ende. Von da an begann unter vergnügtem Zuschauen des Isprawnikgehilfen die Ausraubung des Vororts, die sich, wie Polizeiaufseher Dwornikow vor Gericht aussagte, über 14 Strassen ausdehnte.

Wo auch immer die Selbstwehr Versuche machte, die Strasse zu säubern, überall bot sich das gleiche Bild. So war es denn der natürlichste Ausweg, dass einzelne Gruppen sich in Häuser einnisteten und diese zu verteidigen suchten. In ihrer Zurückgezogenheit glaubten sie wenigstens jedesmal eine grössere Anzahl zusammengelaufener Familien vor der Brutalität des Pöbels retten zu können. Doch wehe war es den Schützern wie den Geschützten! In mehreren grossen Gebäuden (wie Blagowestschenskaja 15, M. Wassilkowskaja 36, Schilajnska 1 u. a.) gab es wahre Kämpfe, aber in fast allen diesen Fällen war die Wirkung eine entsetzliche. Wohl wurden die Hooligans stets zurückgetrieben, aber nach einer Weile eröffnete das schleunigst herbeigerufene oder von selbst herbeieilende Militär ein starkes Gewehrfeuer gegen die Häuser. Die Exzedentenmenge fühlte sich nunmehr obenan und richtete unter wütendem Geheul ein Gemetzel an; die Glut dieser Helden entflammte stets, wenn sie sich von Soldaten geschützt sahen. Die Polizei tat noch mit raffiniertem Pogromeifer das ihrige: wenn hie und da ein Hooligan, von den Revolverkugeln der Selbstwehr getroffen, hinfiel, schaffte sie ihn sofort weg, um die anderen nicht abzuschrecken.

Manchmal bildeten bedrohte Juden eine improvisierte „Hausselbstwehr", und errangen auch durch Anwendung einer List momentane Erfolge, die zu dauernden wurden, wenn sie den Ordnungshütern unbekannt blieben.

„Im Hause Chorewaja Nr. 38 — erzählt ein Zeuge — versammelten sich alle Insassen in einer Wohnung. Als die Pogromgesellen in diese Wohnung einzubrechen begannen, erscholl ein blinder Schuss — Patronen besassen die Leute nicht —, und die Belagerten drohten mit Bomben. Die erschreckten Exzedenten liessen sich auf Unterhandlungen ein, und für 100 Rubel kauften sich die Belagerten los."

Der Polizei waren die Selbstwehrversuche nicht unlieb. Denn sie gaben ihr den erwünschten Vorwand, um auch völlig passive Häuser zu beschiessen. Hooligans und Polizeibeamte wetteiferten dabei durch provokatorische Aktionen. Bald versteckte sich ein Hooligan, bald ein verkleideter Polizist auf dem Boden oder sonst irgendwo,

um von da aus einen Schuss auf die Strasse hinaus abzugeben und dann Halloh zu schlagen. In zahlreichen Fällen ist dieses Vorgehen mit aller Bestimmtheit entlarvt worden, ohne allerdings jemand zu beschämen oder zu verwundern. Denn es ging gar häufig auch ohne Provokationsschüsse; die Versicherung eines Hooligans, dass aus einem Hause geschossen worden sei, genügte fast immer sowohl den Polizei- als den Militärvertretern, auf dass ein unheimliches Bombardement auf das bezeichnete Gebäude begann. Und wie oft waren diese „Beschwerden“ bestellte Arbeit!

Infolge aller dieser Beschiessungen geschah es wohl auch, dass in den Massen über die Macht des Selbstschutzes ausserordentlich übertriebene Vorstellungen herrschten und phantastische Gerüchte herumschwirrten. Wo sich ein Dutzend oder ein halbes Dutzend Selbstwehrjünglinge befanden, sprach man in der Masse von hunderten, ja an einer Stelle, wie ein Zeuge berichtet, von tausend. In solchen Fällen pflegte das Militär zuerst zu schiessen, worauf es gemeinsam mit den Exzedenten eindrang und auf die Selbstwehrscharen fahndete, mangels deren oft genug wehrlose Frauen und Kinder geschlagen oder misshandelt wurden.

Aus den mannigfaltigen Erzählungen über solche Provokationsschussszenen sei der Bericht des Fähnrichs Schelichowsky wiedergegeben: „Am 19. Oktober stand ich mit einer Abteilung Soldaten auf der Sophiiskaja. Um diese Zeit sammelte sich um mich eine Menge Hooligans, und ich vernahm hinter dem Rücken einen schwächlichen Schuss aus einem sehr schlechten Revolver, der ohne Zweifel aus der Menge der Hooligans kam, worauf diese mich mit drohendem Geschrei umringten und von mir forderten, das gegenüberliegende Haus zu beschiessen, da von da auf mich gefeuert werde. Ich antwortete: „Kinder, macht, dass ihr fortkommt, da ich sonst auf euch feuern lassen werde.“ Darauf erschollen ein zweiter und ein dritter Schuss von derselben Seite und aus demselben untauglichen Revolver. Eine Kugel streifte mich am Rücken, ohne jedoch auch nur mein Manteltuch zu durchlöchern, — so untauglich war der Revolver. Unter Drohungen verlangten die Hooligans abermals von mir, auf das Haus das Gewehrfeuer zu eröffnen, obwohl von dort aus niemand geschossen hatte. Ich benachrichtigte darauf den in der Nähe befindlichen Bataillonskommandeur von diesem Verlangen der Menge. Auch er meinte, dass in Anbetracht der Verfügung, jedes Haus, aus dem auch nur ein Schuss fallen sollte, zu bombadieren, hier möglicherweise ein solcher Anlass vorliege, doch gelang es mir, ihn vom Gegenteil zu überzeugen, unter dem Hinweis auf die Tatsache, dass auf den Balkonen nur Frauen und Kinder mit Heiligenbildern in den Händen und hilfeflehend standen.“

„Einen anderen Versuch dieser Art — erzählt derselbe Zeuge — erlebte ich am 20. Oktober. Es war an der Ecke Krestschatik und Bibikowsky-Boulevard um 5 Uhr nachmittags. Ein Hooligan schoss auf einen hart an ihm vorübergehenden Passanten und streckte ihn auf der Stelle nieder, worauf er selbst flüchtete. Das sah ein in der Nähe stehender Offizier, und der Hooligan wurde irgendwo festgenommen. Wiederum suchte mich die Menge zu überzeugen, dass ein Student aus dem Hause geschossen hätte. Allein der Offizier, der Augenzeuge des Vorfalls war, widerlegte diese Behauptung.“

Es war aber ein besonderes Glück, wenn ein gerecht fühlender Offizier sich fand. Wie oft passierte gerade das Gegenteil! So berichtet der Gutsbesitzer Timofejewitsch, der in einem von Juden stark frequentierten Hotel logierte: „Physisch ermattet und moralisch niedergeschlagen von den gesehenen empörenden Bildern, kehrte ich nach dem Hotel Bristol zurück, wo ich und mein Verwalter einem Bombardement seitens der Soldaten unter folgenden Umständen unterlag. Ein Soldat von den Patrouillen feuerte ohne irgend welchen Anlass in die Luft, gerade als er eine aus der Kaserne anrückende Kompagnie erblickte. Unmittelbar darauf begann die Kompagnie das Hotel Bristol und die benachbarten Häuser zwanzig Minuten hindurch zu beschiessen. Wir retteten uns dank einem glücklichen Zufall. Als Vorwand für das Bombardement diente der angeblich aus dem Hotel getane Schuss, wohingegen ich kategorisch erkläre und mit meinem Eid zu bekräftigen vermag, dass aus dem Hotel kein Schuss erfolgt ist.“

Mit ausserordentlicher Konsequenz und solidarischer Berechnung verfuhr das Militär gegen das Haus Sokolow, Ecke Schiljanskaja und Wassilkowskaja. Laut Angabe des Wirtes und mehrerer anderer Zeugen geschah die Demolierung dieses Hauses in folgender Reihenfolge: Am 18. Oktober abends und am folgenden Tage wurden nach und nach die Läden in diesem Hause vor den Augen des Militärs zerstört und ausgeraubt. Am 20. drang dann eine Menge von etwa 200 Exzedenten herein, brach die Tore auf und plünderte die Wohnungen aus; die Exzedenten erhielten noch vom Wirte (einem Christen) 32 Rubel, wofür die Dépendance unberührt blieb. Da erfuhr die Menge von einer gegenüber wohnenden Waschfrau, dass der Wirt eine grosse Anzahl Juden bei sich versteckt halte, und sofort lief sie zurück, stürmte die Wohnung des Wirtes, tötete einen Juden und verwundete viele schwer. „Der Kosakenoffizier, der die ganze Zeit hindurch mit seinen Kosaken zugegen war, lehnte es trotz meiner verzweifelten Bitten ab, uns zu Hilfe zu kommen, ohne selbst eine Erklärung für sein Verhalten angeben zu wollen. Während die Dépendance demoliert wurde, schoss das Militär ohne Grund ganze Salven gegen das bereits ausgeraubte Haus von der Wassilkowskaja ab. Die Beschiessung wurde dadurch erklärt, dass jemand angeblich von den Fenstern aus gefeuert hätte, was ich jedoch unbedingt leugne.“ Was der Schiesserei vorangegangen war, erzählte ein Augenzeuge, Wassili Koren, wie folgt: „Wir waren Zeugen folgender Szene an der Ecke der Schiljanskaja und Wassilkowskaja, wo das Haus Sokolow in fürchterlicher Weise demoliert wurde. Während dieses Pogroms kam eine halbe Kompagnie Soldaten, angeführt von einem Offizier, hinzu. Die Hooligans machten dem Offizier irgendeine Mitteilung. Darauf befahl er einem Soldaten, ins Horn zu blasen, und die halbe Kompagnie schulterte die Gewehre, ohne jedoch zu schiessen. Dann sagte der Offizier etwas, was ich nicht verstehen konnte, zu einigen von den Exzedenten. Nun ertönten Pfiffe, und die Hooligans stürzten aus dem Hause. Nachdem dieser Vorgang gegen 20 Minuten gedauert hatte, begann erst die Beschiessung des Hauses. Als ich einem dabeistehenden Arbeiter meine ungewöhnliche Verwunderung über dies Vorgehen des Offiziers ausdrückte, meinte er: „Das ist dafür, dass die Juden aus Pistolen auf unsere Leute geschossen haben.“ Einige Minuten nach dem Bombardement liefen 3 oder 4 Personen aus dem Hause heraus, darunter ein Student. Die Menge stürzte sich über sie, der Student fiel unter

den Schlägen der Hooligans auf den Fahrdamm, erhob sich jedoch und lief auf den gegenüberliegenden Bürgersteig, wo er von der Menge zum zweiten Male fürchterlich geschlagen wurde, so dass sein ganzes Gesicht voll Blut war und er wohl kaum mit dem Leben davonkam."

Ueber die Schlussszene am Hause Sokolow berichtet ein anderer Augenzeuge, Drewnitzky, also: „— — Gegen das Haus wurden sodann einige Salven abgegeben, worauf die Soldaten weggingen, während die Exzedenten sich abermals über das Haus stürzten und bereits die zweite und dritte Etage zu demolieren begannen. Aber nicht lange vermochten sie drin zu hausen; den im Hause Befindlichen war es gelungen, die Exzedenten von neuem auf die Strasse hinauszujagen. Da kam eine frische Soldatenabteilung und begann das Gebäude wiederum zu beschiessen. Als die Salven etwas anhielten, lief aus dem Hause eine Frau heraus, mit einem Tuch umhüllt und mit einem Kinde auf dem Arme. Sie wurde sofort ergriffen und geschlagen; bereits tot brachte man sie nach der Apotheke. Was mit dem Kinde geschehen ist, war nicht festzustellen. Als das grässliche Bild der Ermordung des Weibes zu Ende war, sprang aus demselben Tor ein Mann hervor und wandte sich dem Troitzky Basar zu. Hinter ihm aber lief unter Johlen und Pfeifen die Menge, die ihn auch mitten auf dem Strassendamm erreichte und mit einigen Stangenschlägen über den Kopf tötete. Nach einer Weile kam wiederum aus dem Tore ein Mann gelaufen, der gleichfalls in der Richtung zum Markt floh. Von neuem begann eine entsetzliche Treibjagd und Hetze. Gleich seinem Vorgänger wurde auch dieser Flüchtige mitten in der Strasse abgefasst und arg zugerichtet, aber es fiel nicht leicht, ihm den Garaus zu machen. Der Mann war von herkulischem Körperbau und kämpfte verzweifelt für sein Leben. Mehrmals glückte es ihm, sich aus den Händen der vertierten Menge loszureissen, aber immer wieder wurde er gefasst und misshandelt. Vom Blutverlust erschöpft, fiel der Unglückliche schliesslich zu Boden, worauf sie mit Knütteln und einem Stuhl seinem Leben ein Ende machten. Dies Schreckensbild beobachteten die Soldaten mit der gleichgültigsten Miene."

Die Szenen an einer anderen blutigen Stätte, im Nebenhause Schiljanskaja 3, schlossen gleichfalls mit einem Schiessfinale ab. Hier hatte der Militärarzt Lukjanow über zweihundert flüchtige Juden in seine Wohnung aufgenommen, drei Tage lang in zuvorkommendster Weise bewirtet und nebst zwei anderen Aerzten vor den Angreifern geschützt. In demselben Hause, das fünf Stock hoch ist, hatten sich einige Selbstwehrleute niedergelassen und das Gebäude vor Beraubung zu schützen gesucht. „Nach den ersten Schüssen der Selbstwehr rannten die Hooligans fort, wurden aber durch Infanterie abgelöst, die auf das Haus zwei Salven abgab. Ein Teil der Einwohner dieses Hauses versuchte zu entkommen, aber die herbeigeeilten Kosaken vertrieben sie mit den Nagaikas in den Hof und sperrten das Tor ab. Darauf begab sich das Militär an die Ecke der Strasse und räumte den Hooligans den Platz, die nunmehr hineinstürzten und das Tor schlossen. Von dorther erschollen wieder Revolverschüsse, die das Militär mit Salven zu beantworten begann. Ich habe deren etwa achtzehn gezählt, aber ich glaube zu wenig gezählt zu haben. Nach dieser Schiesserei begann die Ausraubung des Hauses; die Sachen wurden aus den Fenstern und von den Balkonen herunter-

geworfen. Das Militär (Infanterie und Kosaken) stand an der B. Wassilkowskaja und machte keine Versuche zum Schutze. Gegen 1 Uhr zeigte sich auf dem Dache dieses Hauses der letzte Mann der Selbstwehr. Der Offizier bemerkte ihn und eröffnete auf ihn das Feuer, aber offenbar ohne Erfolg; denn nach einiger Zeit liess sich der Mann vom Dache herunter und versuchte sich durch die Menge durchzuschlagen, ohne selber dabei zu schiessen; er wurde jedoch erkannt und vor den Augen des untätigen Militärs buchstäblich in Stücke gerissen.“ (Aussage Georgi Karyschew)[1]).

Das war nun eines der Häuser, aus denen in der äussersten Notwehr auf die Angreifer wirklich geschossen worden war. Hier haben Juden, wie in manchen anderen Häusern, von jenem Recht Gebrauch gemacht, das niemand abgestritten werden kann, von dem Recht der Selbstverteidigung, wenn man von Mordgesellen und Räuberbanden überfallen wird.

Weit zahlreicher waren indes die oben geschilderten Bombardierungen solcher Gebäude, aus denen ein provokatorischer Schuss vorangegangen war oder auch nur a n g e b l i c h ein Schuss gefallen sein sollte. Wozu aber die ganze Komödie vonnöten gewesen sei? Wozu hätten, möchte mancher fragen, die beamteten Pogromhelden sich immer nach einem Vorwand umgesehen, um Mord und Raub zu begehen oder begehen zu lassen? Nun, aus idealistischem Schamgefühl geschah es wahrlich nicht, aber in der richtigen Einsicht, dass jeder Pogrom einer entsprechenden Atmosphäre bedarf. Wo das „patriotische“ Halloh versage, da müsse die Provokation einsetzen. In dem Geschrei nach Rache gewannen blinde Werkzeuge den richtigen Pogromgeschmack, wurden mordscheue Menschen zu Mördern. Und in welche Stimmung mussten erst Soldaten geraten, die ohnehin tagelang ihre Mordgerätschaften in Bereitschaft hielten! Waren sie doch überhaupt seit dem 18. Oktober in einem Zielen.

Dieses Zielen ging dann allerdings nicht selten auch ohne Vorwand, ohne Provokationsschuss, ohne lügnerisches Gerücht in Schiessen über; nur ein paar solcher Fälle seien erwähnt. So erzählt ein Zeuge, Parschukow: „Als die Plünderer aus dem Manufakturladen

---

[1]) Aehnlich, wenn auch weniger grausam, war die Szene am Hause Blagowestschenskaja Nr. 15, wo von 36 Wohnungen 30 jüdische Mieter innehatten. Mehrmals im Laufe des 18. Oktober und in der Nacht zum 20. waren die Exzedenten ans Haus herangekommen, aber jedesmal trieb sie eine Gruppe von einigen Hausinsassen und mehreren christlichen Studenten davon. Dann kamen Dragoner und beschossen das Gebäude. Von Militärkugeln wurde bei dieser Gelegenheit der junge, nicht zur Selbstwehrgruppe gehörige Schapiro tödlich getroffen, gerade als er mit anderen Hausbewohnern nach einem Versteck flüchtete. Nun begann die Demolierung des Hauses.

Wie vorsichtig — und zwar nur in den äussersten Momenten — der Selbstschutz vorzugehen pflegte, geht auch aus diesem Falle hervor. Kurz vor dem Bombardement hatte die Selbstwehrgruppe in der Tat auf die Hooligans einige Schüsse abgegeben, aber erst dann, als diese bereits die Scheiben im vorderen Aufgang zertrümmert hatten. Da riefen sie das Militär, und es ging los. . .

Auch ein Haus Malo-Wassilkowskaja machte die gleichen Erfahrungen, nur mit dem Unterschiede, dass es mit Ausnahme eines kleinen Ladens unversehrt blieb. Sechsmal wurden die Hooligans von einer kleinen Gruppe mutiger Selbstschützer zurückgetrieben. Dabei wurde ein Hooligan getötet, und zwei Exzedenten erhielten Verwundungen. Am 20. Oktober kam jedoch des Vormittags Militär und beschoss das Haus; ausserdem ging ein Polizist in den Haupteingang hinein und streckte mit seiner Flinte den 17 jährigen Edelstein nieder. Die Demolierung des Gebäudes fand jedoch nicht statt.

von B. sich entfernt hatten, gingen der Sohn des Ladeninhabers und der Hausverwalter durch den hinteren Eingang mit Lichtern hinein, um die Stätte zu beschauen. Da eine Jalousie abgerissen war, so konnte man auch draussen sehen, dass drin Männer mit Lichtern herumgingen. Die Kosakenabteilung, statt den Exzedenten nachzujagen, gab nun eine Salve durchs Fenster, wobei der Hausverwalter getötet und mein Vater verwundet wurde. Darauf beendeten die Kosaken und einzelne Soldaten die Demolierung des Ladens." Der Kosak Machlejew tötete einen russischen Studenten, der auf einem Balkon nebst einer friedlichen Gesellschaft die Greueltaten mitansah, und rühmte sich dessen nachträglich in Gegenwart dreier Zeugen. Ebenso wurde, ohne den geringsten Vorwand, ein achtzehnjähriges Mädchen Ita Schur, das in einer Apotheke Verwundeten Hilfe leistete, von einem Kosaken durch einen durch die offene Tür abgegebenen Schuss niedergestreckt.

Ueberhaupt schossen Soldaten und Kosaken so wild und so rücksichtslos um sich herum, dass unter normalen Verhältnissen Tausende von Opfern der Ertrag dieser Bataillen hätten sein müssen. Nicht an den Schützen lag es, dass das Resultat weit hinter ihren Erwartungen zurückblieb. Sie zielten tüchtig auf die Menschen und die Häuser — als Beispiel sei die Erschiessung Zessins, der im vierten Stockwerk sich befand, angeführt —, aber die Zielobjekte hatten sich meist tückischerweise auf allen möglichen Wegen aus ihren ständigen Aufenthaltsorten entfernt. Die beschossenen Gebäude waren grösstenteils von ihren Insassen verlassen, und nicht selten überzeugten sich diese erst nach der Rückkehr aus ihren Verstecken davon, welche Verwüstungen neben staatlich geschützten Räuberhänden militärische Flintenkugeln in ihren Wohnungen angerichtet hatten. Und gar manche Kugel ist als Andenken aufbewahrt worden . . . . . .

IX.

Da der Pogrom, wie dargelegt, mit Metzeleien unter dem demonstrierenden Publikum begonnen hatte, die unterschiedslos gegen Jud wie Nichtjud sich richteten, da sodann auch viele Hooligans von Selbstwehr- oder in den letzten Pogrommomenten von Soldatenkugeln getroffen wurden, so konnte die Kiewer offizielle Welt in summarischen Berichten darauf hinweisen, dass die Kiewer Judenheit an Menschenleben nicht grössere Verluste als ihre christlichen Mitbürger gehabt hat. Sieht man von der bedeutend stärkeren Zahl der jüdischen Verwundeten und Misshandelten ab, so dürfte die Behauptung in bezug auf die Toten zutreffend sein. Allein dies ist die ziffernmässige, nicht die innere Einschätzung der Einbusse an Menschenblut in beiden Lagern. Die Nichtjuden hatten entweder minderwertiges Menschenmaterial, halbe Verbrechernaturen, eingebüsst oder aber Freiheitsanhänger, deren Tod die Geschichte der russischen Freiheitsbewegung bereichert, die Juden hingegen zählten neben einigen direkten Freiheitsopfern eine lange Reihe von Mordtaten und Misshandlungen, die die Juden als solche — und zwar überwiegend nichtrevolutionäre Elemente — traf. Nicht einmal jenes erhebende Gefühl, das in Odessa oder Jekaterinoslaw die gefürchtete Selbstwehr mit ihren kühnen Aktionen hervor-

zurufen vermochte, stand hier den Juden zu Gebote, um die Sinnlosigkeit ihrer Leiden zu mildern.

Insgesamt hatte die Kiewer Judenheit dank ihrer geschickten Kollektivflucht nur 27 Tote und etwa 300 registrierte Verwundete aufzuweisen, aber endlos ist die Summe von Brutalitäten und unheimlichen Erlebnissen, die damit verbunden waren. Die erschreckend lange Dauer der Massakers und Exzesse, die kolossale Ausdehnung des Pogromherdes, die Vereinigung von grenzenloser Grausamkeit und zynischer Demoralisation nebst Lug-, Trug- und Provokationsorgien, die pompöse und ansteckende Heuchelei in Form von „patriotischen" Manifestationen, die lärmende Ausgelassenheit und tierische Freude über den Zerstörungsprozess, die sinnlose, über alle Stadtteile sich erstreckende Vertilgung von grossartigen Werten, die völlige und unverhohlene Auflösung des Staatsprinzips gegenüber den Juden — all dies, in unzähligen konkreten und unvergesslichen Erscheinungen wiederkehrend, verdichtete die Qualen des einzelnen: denn ein jeder hatte in der Fülle der Ereignisse etwas, was ihn niederschmetterte. Die Panik gewann unaufhörlich Nahrung durch die Menge der gelungenen und versuchten Missetaten. Einzelne bestialische Vorgänge haben wir bereits erwähnt, wohingegen wir uns bei unserem Streben, den Pogrom nach seinen sozialen und psychischen Grundlagen zu erkennen, es versagen mussten, das gesamte Register der Kiewer Barbareien aufzuzählen. Es dürfte ausreichend sein, was wir noch zur Charakterisierung der gleichartigen Misshandlungen angeben werden.

„Auf der Alexandrowskaja — erzählt H. — wurde ich von einem Stein getroffen und lief in ein russisches Haus hinein, wo mir die erste Hilfe erwiesen wurde. Nach einer Viertelstunde rannte ich nach Hause. Da brachte mich ein Droschkenkutscher in einen Haufen von ca. 200 Hooligans hinein. Diese zogen mich aus und verprügelten mich. Nachdem sie mir die Lippe zerschnitten und mir zwei Zähne ausgeschlagen hatten, begossen sie mich, der ich über und über von Blut befleckt war, mit Wasser und liessen mich liegen, aber nun kam der Revieraufseher und versetzte mir mit den Füssen einige Schläge." Von einem anderen Misshandelten hören wir: „Ich ging in den Hof herab, wo die Hooligans unter Todesdrohungen von mir Geld verlangten. Da ich keines hatte, so lief ich eine Treppe bis zur dritten Etage hinauf, von wo ich durchs Fenster auf die Stalldächer des nächsten Hofes hinauskletterte. Eine Leiter gab es nicht, so dass man mir ein Seil reichte. Kaum hätte ich dieses erfasst, als ich von den Hooligans vom Dache heruntergeworfen wurde. Ich trug sehr schwere Wunden davon und lag im Spital sieben Wochen." Ein anderes Bild typischer Verrohung bieten die Erlebnisse des kleinen A. M. Ihm war es beim Herannahen der Horden nicht gelungen, samt den anderen Familiengenossen zu flüchten, und er wurde von den Hooligans in seinem Versteck hinter einer Tür entdeckt und auf den Hof hinausgezerrt. Gefragt, ob er Jude oder Christ sei, leugnete er seine Abstammung, aber die an der Schwelle der Nachbarwohnung befindlichen Weiber verrieten ihn. Da schlug ihn ein Hooligan ins Gesicht, während ein anderer aus der Tasche ein Messer zog und ihn zu schlachten drohte, wenn er den Aufenthaltsort der Juden nicht aufdecken würde. Der Junge lehnte es noch immer ab. Da nahm ein Offizier, der die Szene beobachtete, einen Revolver aus der Tasche und drohte den Jungen totzuschiessen, wenn er dem Verlangen der

Hooligans nicht nachkommen würde. Die erwischten Juden, sagte er ihm zu, würden nicht gehauen, sondern nur in Haft genommen werden. Der eingeschüchterte Knabe gab nun nach, worauf zwölf Personen aus ihrem Versteck hervorgeholt und schwersten Misshandlungen unterzogen wurden; so viel bedeutete in diesen Tagen ein Offiziersgelöbnis!

Es gab auch nicht wenige, die eben erst nach schweren Kämpfen heil oder verkrüppelt aus der Mandschurei zurückgekehrt waren und daheim schon die Bitternisse ihres Judendaseins wiederum auszukosten Gelegenheit hatten. Physisch heruntergekommene Krieger aus dem russisch - japanischen Intermezzo, die eben noch ausgezeichnet worden waren und nunmehr von den eigenen Landesgenossen misshandelt werden — welch ein Bild russisch-jüdischen Fatums! Häufiger allerdings geschah es, dass die Familien der zu Hunderten aus Kiew und den Vororten nach dem fernen Osten entsandten jüdischen Familienväter während deren zeitlicher oder ewiger Abwesenheit zu Hause überfallen, geschlagen und gänzlich ruiniert wurden. Die knappen Schilderungen dieser Kategorie sind das ergreifendste Kapitel in den unzähligen Berichten der vielen Tausende Betroffener. Mütter, deren Söhne auf dem Schlachtfelde im fernen Osten ihr Grab gefunden, junge Frauen, die infolge einer verbrecherischen Mandschureischrulle das Witwenlos kennen gelernt haben — ist es nicht an und für sich des Jammers genug? Und nun ohne weiteren Uebergang ihre wilde Hetzerei, ihre unerträgliche Panik, ihre physische, finanzielle und seelische Marter zu Hause! Manche von diesen wollten es darum nicht glauben, dass ihnen, den so schwer am allgemeinen Schicksal Russlands Beteiligten, nach allem Leid und nach aller Trauer gar die „Kampfgenossen" nahetreten könnten, und warteten mit naivem Stumpfsinn ihr Schicksal ab, um dann trotz aller Berufungen auf erfüllte Pflicht und trotz aller Beglaubigungen ihrer Angaben von den „Patrioten" verprügelt, an den Bettelstab gebracht und der Schande preisgegeben zu werden [1]).

Es war gar zu kindisch, im Anblick der ringsherum herrschenden Mordbegeisterung an irgendwelche Rücksichten zu glauben. Einmal lief eine Schar Hooligans drei Studenten nach, um sie zu ermorden. Die Motive waren klar: sie wollten als richtige „Patrioten" das Vaterland von solchen gefährlichen Menschen, wie es nun Studenten sind, befreien. Die Studenten waren aber in einen Hof am Krestschatik hineingelaufen, über einen Zaun gesprungen und ihren Häschern entkommen. In ihrer nur noch mehr gereizten Mordlust erfassten diese sodann den ersten besten Juden, der ihnen in die Hände kam, einen Hausinsassen Mestetschkin, und bearbeiteten ihn so lange, bis er tot war. Selbst als sie dem Manne eine Reihe tödlicher Kopfwunden beigebracht hatten, liessen sie noch immer von ihrem Opfer nicht ab, sondern hieben auf ihn immer weiter ein. Nach einiger Zeit kam dann einer von der Bande, ein hochgewachsener dicker Kerl, heraus und rief dem Pförtner zu: „Geh, nimm ihn fort, da ist schon ein Jüd fertig."

---

[1]) Nur selten hören wir von erfolgreichen Berufungen solcher Mandschureikämpfer oder ihrer Familienmitglieder auf die kriegerischen Verdienste. So berichtet Schl. über sich selbst: „An der Djelowaja wurde ich von einem Schaffner aus einem Strassenbahnwagen herausgeschleppt, geschlagen und ausgeraubt. Nur dank einer im Japankriege erhaltenen Medaille kam ich mit dem Leben davon."

Aehnliche Roheit legten die Exzedenten bei der Ermordung des Bankbeamten Ravinsky an den Tag. Ihn schleppten sie von einer Droschke herunter und misshandelten ihn so lange, bis er wie tot auf den Fahrdamm hinfiel. Den mit Blut und Schmutz befleckten Mann bewarfen dann die Hooligans mit denselben Stöcken, mit denen sie ihn früher mörderisch bearbeitet hatten, und ein zehnjähriger Junge schleuderte einen Kieselstein nach ihm. Schon war die Bande fort, als der Misshandelte sich auf den Händen emporzurichten begann. Ueber diese Lebenszeichen ihres Opfers gerieten die Hooligans in grimmigen Zorn und stürzten sich mit tierischer Raserei abermals über den Unglückseligen, um ihm den letzten Stoss zu versetzen. „Von irgendwelchem Beistand unsererseits — bekunden zwei Zeugen — konnte keine Rede sein. Denn ringsherum waren die Menschen Bestien geworden. Der Kolonialwarenhändler aber, dem wir die entsetzliche Tat mitteilten, meinte: „Was? Noch bedauern möchtet ihr sie?“ Selbst der Leichnam wurde verhöhnt und schliesslich an einen Laternenpfahl geknüpft.“

Ueber einen anderen Akt zynischer Grausamkeit berichtet ein Zeuge also: „Vor den Augen eines Offiziers warfen Hooligans vom Dachboden eine Frau herunter und stürzten sich über einen 73 jährigen Greis. Als dieser den Offizier um Hilfe anflehte, rief er ihm zu: „Ach, du Demokrat!“, und der Greis wurde getötet.“

Von besonderer Tragik ist der Tod eines jüdischen Soldaten. Der Gemeine A. G. ging am 19. Oktober um 3½ Uhr mittags am Nischni Wal entlang und sah folgendes: Man demolierte einen Laden, und die Patrouille schoss auf Befehl des älteren Unteroffiziers in die Luft. Einer der Schützen zielte jedoch auf die Plünderer und streckte zwei von ihnen nieder. Da sprang die Plünderermenge an den Unteroffizier heran und fragte: „Gibt es in deinem Kommando einen jüdischen Soldaten?“ Als jener die Frage bejaht und den Soldaten gezeigt hatte, umringte ihn die Menge und tötete ihn, während die Patrouille zuschaute und das Opfer seinem Schicksal überliess. Dies war die Strafe für das „eigenmächtige Handeln“ des jüdischen Soldaten.

X.

Noch verschiedene andere entsetzliche Bluttaten — von Augenzeugen registrierte oder in engstem Privatkreis bekannt gebliebene — haben die Kiewer Juden in den drei Pogromtagen erlebt, obschon nicht jede den Tod des Opfers oder eine schwere Verkrüppelung zur Folge hatte. Zu den nach vielen Hunderten zählenden Verwundungen und Verprügelungen kamen zahllose Misshandlungen und Verhöhnungen hinzu. Im Vergleich zu Odessa war jedoch das Schicksal der Kiewer Juden nach dieser Richtung hin noch sehr „gelinde“, wie sie selber gern zu betonen pflegten. Dafür hat Kiew in anderer Hinsicht alle übrigen betroffenen russischen Städte überflügelt: der materielle Schaden war immens. Vor Gericht haben die Anwälte der geschädigten Juden Forderungen im Betrage von 10½ Millionen Rubel aufgestellt — eine Summe, die die direkten Verluste vielleicht um einen gewissen Prozentsatz übertrifft, die aber weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, wenn auch der indirekte Schaden mitberücksichtigt

wird[1]). Die mittelbaren Verluste waren in Kiew unberechenbar. Monatelang waren Tausende von jüdischen Handlungsgehilfen, Handwerkern, Vermittlern, Lehrern u. a., die über Nacht auf die Strasse geschleudert waren, jeglicher Beschäftigung beraubt und vergrösserten die Reihen des jüdischen Proletariats. Das Hilfskomitee sah sich ganz besonders in Kiew gezwungen, für die indirekt Geschädigten durch erhebliche Subventionen Sorge zu tragen. Die Gruppen der Handlungsgehilfen, Handwerker, Arbeiter, Lehrer mussten, abgesehen von einmaligen Unterstützungen für direkt erfahrenen Schaden, Spezialgelder zur Dämpfung des durch die hereingebrochene Arbeitslosigkeit entstandenen Elends erhalten. Wenn, um ein Beispiel anzuführen, etwa 900 Handelsangestellte aus der speziellen Arbeitslosensumme Unterstützungen erhalten haben, so geschah es eben in der Erkenntnis, dass diese Leute weit mehr vom Pogrom betroffen wurden, als viele geschädigte Ladeninhaber, denen wenigstens zuweilen ein Teil ihres Hab und Guts verblieben war, die zudem manchmal durch Kredit sich neue Wege zu verschaffen wussten. Die aus ihren Berufen für lange Zeit hinausgeworfenen Handelsangestellten waren ohnehin gröstenteils Proletarier ärgster Art, die in normalen Zeiten mit ihrem Monatsgehalt von zumeist 25—50 Rubeln (oder noch weniger) in den grossstädtischen Verhältnissen einen äusserst schweren Kampf führten und nach dem Pogrom sich über ihre Existenzberechtigung Gedanken machen mochten. Und gar viele von ihnen konnte man, statt bei ihrer ständigen, mehr oder minder geregelten Arbeit, nach dem Pogrom auf dem Trödelmarkt alte Sachen verkaufen sehen. Das Lumpenproletariat wurde durch die Exzesse gezüchtet und stieg trotz aller Subventionen in ungeheurem Masse. Der Hunger pochte an die Türen vieler Tausende Kiewer Juden. Denn das Schicksal der Handlungsgehilfen teilten, wie gesagt, auch erhebliche Teile der Handwerker, Privatlehrer, Vermittler, Lohnarbeiter usw.[2]).

Allerdings sind für die Kiewer Betroffenen grandiose Summen verwendet worden: insgesamt 677 063 Rubel, von denen 25 000 als Garantie für die von 6 Kiewer Banken einer grossen Anzahl von Geschäfts- und Handwerksfirmen im Betrage von 175 616 Rubel gewährten Darlehen zurückblieben. Kiew kann sich indes rühmen, dass weit über die Hälfte der Hilfsmittel, nämlich 372 215 Rubel, von der Kiewer Judenheit (unter Einschluss einer Anzahl Christen) zugeflossen ist, so dass von den aus dem Ausland gesammelten Geldern für Kiew nur etwa 300 000 Rubel benutzt worden sind.

Die Verteilung der Hilfssummen gibt zugleich einen gewissen Ueberblick über die Zusammensetzung der Betroffenen. So wurden

[1]) Der Bericht des Hilfskomitees gibt die Kiewer Verluste mit nur $5^3/_4$ Mill. Rubel an. Diese Angabe widerspricht jedoch den vor Gericht erhobenen Forderungen keineswegs. Das Kiewer Hilfskomitee hat, wie viele andere, nur die Petenten, die es um Hilfe angingen, rubriziert, und in die summarische Berechnung eingeschlossen. Gerade in Kiew gab es Hunderte von Leuten, die trotz des davongetragenen Schadens keine Hilfsgesuche eingereicht haben; neben einzelnen Verschämten waren es meist begüterte Personen, die nicht selten Verluste im Betrage von vielen Zehntausenden hatten. Ist doch diesmal in Kiew eine grosse Anzahl der reichsten jüdischen Magnaten mitbetroffen worden. Es hatte sogar den Anschein, als ob es in Kiew ganz besonders auf die durch ihren Besitz bekannten Firmen abgesehen gewesen sei.

[2]) Der Raum gestattet es uns nicht, die Bilder zu reproduzieren, die wir beim Studium des Stoffs über die materiellen Leiden der Subsidierten — oft unter Schaudern — kennen gelernt haben.

von den gesamten Geldern, die dem Kiewer Unterstützungkomitee zur Verfügung standen, verwendet:

I. zur Subventionierung gegen momentanen Pogromschaden (einschliesslich 8800 Rub. an Darlehen) 505 534,5 Rub.;

II. zur Erleichterung des späteren indirekten Schadens 82 507,8 Rub.;

III. zur Subsidierung infolge des Pogroms arg bedrängter ständiger Wohltätigkeitsinstitute und anderer Anstalten 53 522,5 Rub.;

IV. für geschäftliche und sonstige Ausgaben 10 498,6 Rub.

Sieht man von der nicht in Betracht kommenden Rubrik IV [1]) und von der Garantiesumme im Betrage von 25 000 Rubel ab, so belaufen sich die verteilten Subventionsgelder unter Einschluss der Darlehen im Betrage von 8800 Rubel auf insgesamt 641 564,8 Rubel, von denen jedenfalls nicht weniger als ein Viertel den indirekt Betroffenen zugute kam. Neben den in Rubrik II enthaltenen Summen, die ganz und gar diesem Zweck dienten, ist ein wesentlicher Teil der Rubrik III gleichfalls auf dieses Konto zu setzen und auch ein gewisser Prozentsatz der Rubrik I hinzuzurechnen, da sehr häufig eine völlige Scheidung der Betroffenen in direkt von den Exzessen Heimgesuchte, für die eigentlich die Pogromgelder bestimmt waren, und in mittelbar in Mitleidenschaft Gezogene nicht durchzuführen war.

Allerdings war der indirekte Schaden, der die gesamte jüdische Bevölkerung traf, überhaupt nicht zu reparieren. Er dauerte noch lange, lange an, als die Pogromrechnungen von der jüdischen Philantropie längst ad acta gelegt waren . . .

Einige weitere Details über die oben angegebenen Rubriken beleuchten uns verschiedene Seiten des durch den Pogrom geschaffenen Elends. Die Subventionen der ersten Rubrik wurden — abgesehen von den Darlehen (8800 Rubel), von schneller Hilfe im ersten Augenblick (3146 Rubel), von den Ausgaben in den vier provisorischen Asylen (6799 Rubel) und einer Spezialverteilung (3524,3 Rubel) — also verteilt:

		Zahl der Petenten	Summe der Subventionen (in Rub.)	im Durchschnitt je (in Rub.)
A. Von den subventionierten Petenten des Handelsstandes erhielten	je unter 100 Rub.	980	53.226	54,3
	v. 100—500 „	717	130.575	182,1
	„ 500—1000 „	95	51.320	540,2
	„ 1000—2000 „	19	21.100	1110,5
	insgesamt	1811	256.221	141,5
B. Von den subventionierten Petenten des Handwerkerstandes	je unter 100 Rub.	3328	93.827	28,2
	von 100 Rub. an	144	23 950	166,3
	insgesamt	3472	117.777	33,9
C. Petenten and. Berufe wurd. subventioniert	insgesamt	3150	109.267,1	34,7
Alle drei Kategorien	insgesamt	8433	483.265,1	57,3

[1]) Die Ausgaben in Rubrik IV setzen sich aus Unkosten für Bureauerhaltung (3767,6 Rubel), Juristische Kommission (2600 Rubel), Auffindung und Aufbewahrung geraubter Sachen (1631 Rubel), ein Denkmal für die Ermordeten (2500 Rubel).

Zur Vermeidung von Missverständnissen sei bemerkt, dass die obigen Rubriken in der von uns zusammengestellten Art im Rechenschaftsbericht des Kiewer Hilfskomitees sich nicht vorfinden. Wir haben jedoch die Angaben des offiziellen Berichts benutzt, so dass ein jeder bei genauerem und entsprechendem Vergleich von der Richtigkeit der Rubriken sich leicht überzeugen kann.

8433 vom Pogrom geschädigte Petenten haben also Subventionsgelder erhalten! Rechnet man die Familien der Betroffenen hinzu, so sind es wohl nicht weniger als 30 000 Seelen, die unter den Exzessen gelitten haben. Dass unter den Petenten 3472 (über 41% aller) dem Handwerkerstand Angehörige sich befanden, braucht nicht wunderzunehmen. Ist doch in Kiew die jüdische Bevölkerung an Zahl in erster Reihe eine Handwerkerbevölkerung.

Die Subsidien der zweiten Rubrik zerfallen in folgende Kategorien:

a)	An das Handelsangestelltenkomitee zur Unterstützung Arbeitsloser	30 000 Rub.
b)	An die Handwerkergesellschaft zu Subventionen	8000 ,,
c)	An dieselbe zur Gründung einer Kasse gegenseitigen Kredits	15 000 ,,
d)	An arbeitslose Arbeiter (13 767,80) und an das Komitee zur Unterstützung der arbeitenden Klassen (4500)	18 267,8 ,,
e)	An arbeitslose Lehrer u. dgl.	11 240 ,,

Insgesamt beliefen sich diese Hilfsgelder auf 82 507,8 Rubel, die schon den indirekt Betroffenen galten. Dass schliesslich das Kiewer Hilfskomitee gezwungen war, fast allen jüdischen Instituten und ständigen Wohltätigkeitsanstalten irgendwelche finanzielle Beihilfe zu erweisen, die trotz ihrer verhältnismässigen Winzigkeit doch insgesamt 53 522,5 Rub. ausmachte, entsprang der einfachen Tatsache, dass gar viele, die bis dahin zu geben pflegten, jetzt nehmen mussten; die gewöhnlichen Einnahmequellen waren eben, abgesehen von den reicheren Elementen, versiegt. Für das Schulwesen musste darum das Hilfskomitee 24 222,5 Rubel designieren, während es verschiedene Wohltätigkeitsinstitute und mildtätige Zwecke (darunter Krankenhäuser, Heime, Armenunterstützungsvereine, Volksküchen, Heizmaterialien an Notleidende und sogar noch Subventionen zum Osterfest 1906) mit Beisteuern im Betrage von 29 300 Rubel versah.

Alle Subventionen in ihren verschiedenartigsten Formen haben gleichwohl das Elend, das durch den Pogrom hervorgerufen war, nicht wegschaffen können. Viele Existenzen sind für immer vernichtet, andere haben sich nur unter den schwersten Anstrengungen ganz langsam wieder emporzurichten vermocht. Aber trotzdem hat die Hilfstätigkeit den grinsenden Hunger verscheucht, die Schrecken des kommenden Tages gebannt und der Not gewisse Schranken gesetzt.

XI.

Das Verhalten der nichtjüdischen Gesellschaft, soweit sie dem Pogrom fernstand, gegenüber den Greueltaten war in hohem Masse von den politischen Anschauungen oder der Nationalität des Betreffenden abhängig. Die Polen, von den Kiewer Antisemiten mit den Juden oft in einen Topf geworfen, lebten selber unter dem Druck einer furchtbaren Panik und empfanden daher unwillkürlich gewisse Sympathiegefühle für die Betroffenen. In manchen Einzelheiten (so auch in den Verhandlungen der Stadtverordnetenversammlung) kam es zum Vorschein, wenn uns auch keine bedeutendere Tatsache aus diesem Kapitel bekannt geworden ist. In weit grösserem Masse kam dagegen in den freiheitlichen russischen Schichten die Entrüstung über den Pogrom zur Geltung. Wir haben bereits mehrfach die Abwehr-

versuche der liberalen wie revolutionären Kreise erwähnt: vielfach haben demokratische Männer auf Polizei, Militär und Plünderer — meist erfolglos — einzuwirken gesucht, jugendliche Elemente haben an den schlechtorganisierten Selbstschutzexperimenten teilgenommen[1]), und einzelne von ihnen sind in den Tod gegangen. Das reale Ergebnis war völlig unbedeutend, aber das moralische für die Stimmung von wesentlichen Folgen.

Will man hingegen über das Verhalten des russischen Gesamtbürgertums ein allgemeines Urteil fassen, so lässt sich nur sagen, dass hier die striktesten Gegensätze zum Ausdruck gekommen sind. Die sich bereits bildenden Parteiungen liessen eine einheitliche gesellschaftliche Tendenz nicht aufkommen. Rein ziffernmässig ist naturgemäss die Feststellung, ob die Wagschale der Sympathien für die Opfer die der Antipathien überwog[2]), unmöglich. Uns traten ebensowohl zahlreiche Fälle brutalster Herzlosigkeit und verächtlicher Feigheit einerseits, wie wahrhaften Mitgefühls und herzhafter Hilfsbereitschaft, ja Zuvorkommenheit andererseits entgegen. Nicht selten hören wir von verräterischen Nachbarn, die die Hooligans auf das Vorhandensein von Juden in einem Gebäude hinweisen oder gar den Versteckort enthüllen — manchmal ganz unerwartet für die Betroffenen, die in den Verrätern bis dahin bei ihrer zur Schau getragenen Liebenswürdigkeit kaum solche Gefühle vermutet hätten. Andererseits vernehmen wir von zahlreichen Flüchtlingen, dass sie bei von ihnen gar nicht gekannten Mitbürgern, Nachbarn oder Nichtnachbarn, eine Zufluchtsstätte gefunden haben; und wieviele Gradationen gab es in den Motiven dieser Aufnahme — von Gelderpressungen bis zu selbstloser und sogar mit Gefahren verknüpfter Humanität! Oft war die Behandlung seitens der Asylgewährenden eine so entwürdigende, dass nur die ausserordentliche Gefahr die vom elementaren Selbsterhaltungstrieb gepackten Leute dazu bringen konnte, den so geleisteten Beistand anzunehmen[3]). Da ertrugen es schon die Juden

---

[1]) Manchmal haben auch der Politik fernstehende Elemente gegen die Strassenbrutalitäten Front gemacht. So haben z. B. auf Solomenka ein Diakon, ein Lehrer, mehrere Hausbesitzer zwei jüdische Läden geschützt. Es muss dabei bemerkt werden, dass in dieser Vorstadt auch die Christen in einer gewissen Panik sich befunden haben.

[2]) Wir wollen übrigens bemerken, dass ein nach dieser Richtung zweimal gemachter Anlauf an den Repressalien der Ortsbehörden gescheitert ist. Das erste Mal wurde die Drucklegung der erforderlichen Tausende Enquêtebogen inhibiert, das andere Mal die von auswärts zugeschickten mit Beschlag belegt. Wir bedauern ausserordentlich, dass diese individualisierte Spezialenquête infolge eines solchen Hindernisses nicht zur Durchführung gelangt ist. Zwar hätten auch diese Materialien, namentlich in Anbetracht der sich durchkreuzenden Motive, kein absolutes Urteil über das schwierige völkerpsychologische Problem zugelassen, aber eine Fülle lehrreicher Einzelheiten zutage gefördert. Allerdings glauben wir nicht, dass unsere in der vorliegenden Abhandlung ausgesprochenen Schlussfolgerungen als solche eine wesentliche Korrektur erfahren hätten. Denn was wir hier zum Ausdruck bringen, ist doch nur eine Zusammenfassung zahlloser Detaileindrücke und Einzelberichte aus den mannigfaltigsten Untersuchungen.

[3]) Von zahllosen Beispielen sei folgendes besonders krasse angeführt: Ein Arzt M. liess die Familie eines von ihm früher als „Freund" behandelten Kollegen, als sie zu ihm in der höchsten Not flüchtete, nur in die Küche hinein, um gleich bei dieser Gelegenheit seinen ganzen Judenhass auszuschütten und sie durch diese zarte Behandlung hinauszukomplimentieren. Dies ist geradezu symptomatisch für die Verdichtung und Vergröberung der judenfeindlichen Gesinnungen in diesem Moment.

Handelt es sich aber hier um einen konservativen Vertreter der gebildeten Kreise, so ist uns andererseits ein Fall bekannt geworden, in dem eine liberalisierende Intellek-

am leichtesten, wenn Gasthofbesitzer, wie es vielfach vorkam, Juden nicht aufnahmen oder von christlichen Zimmerbewohnern — in einem der uns bekannt gewordenen Fälle von einem Professor — sich bestimmen liessen, jüdische Flüchtlinge nachträglich hinauszujagen, oder aber, wie manche Privatleute, für das Asyl horrende Summen einkassierten. Geschäft ist Geschäft .... Weit mehr kränkte es die Juden, wenn Leute aus den offiziell gebildeten Kreisen vor Flüchtigen die Tür zuschlugen; wie tief fühlten sie dann den ganzen Abstand von dem eben genossenen Freiheitstriumph! Und es gab doch nicht wenige Fälle, die in dieses Kapitel gehören![1] Den niedrigsten Grad jedoch erreichte jene Gymnasialvorsteherin, die in der grausigen Nacht zum 19. Oktober eine Schar von schutzflehenden Jünglingen und Kindern in das Schulgebäude nicht hineinliess. Sie hatte allerdings einen Kollegen in dem Realschuldirektor, der in einer Versammlung von Schülern seiner Anstalt die an ihn gerichtete Anfrage, ob er im Falle eines erneuten Pogromsausbruchs, der für den nächsten Tag befürchtet wurde, den jüdischen Zöglingen das Schulgebäude als Asyl zur Verfügung stellen würde, mit einem kategorischen Nein beantwortete und zugleich die Bitte der Schüler, über diejenigen Schulgenossen, die am Pogrom sich beteiligt hatten, ein kameradschaftliches Ehrengericht abhalten zu dürfen, glattweg abschlug.

Und es kam auch vor, dass der Hass bis zur äussersten Grausamkeit sich steigerte. Wenn ein bekannter Arzt eine kreissende Jüdin

---

tuelle ein beinahe ähnliches Benehmen an den Tag gelegt hat. Es war eine als „liberal" bekannte Vorsteherin einer Mädchenschule (nicht mit der weiter unten im Texte zu erwähnenden Gymnasialvorsteherin zu verwechseln!), die, wie uns unter genauen Angaben berichtet wurde, eine abgehetzte, aus Frauen und Kindern bestehende Familie unter dem grössten Widerstreben aufnahm und roh behandelte, in der sichtlichen Annahme, dass die Juden während eines Pogroms das Recht auf Feinfühligkeit nicht zu beanspruchen hätten. Wie würden die jüdischen Eltern, die ihre Kinder in die betreffende Schule schicken, erstaunt sein, wenn sie die Einzelheiten dieser „Aufnahme" Schutzsuchender erführen!

[1] Hin und wieder konnte die unmenschliche Haltung auf Konkurrenzmotive zurückgeführt werden. Wenn z. B. die Angestellten einer im Stadtzentrum gelegenen Apotheke alle um ein Asyl flehenden Juden brutal zurückstiessen, so diktierte bei diesen Leuten den glühenden Patriotismus wohl genau dieselbe edle Triebfeder, die die Inhaber von Kolonialwarengeschäften und andere Händler zu eifrigen Agitatoren des Pogroms machte. Allein nicht selten fehlte selbst eine solche „Entschuldigung". Eine der in dieses Kapital gehörenden Scenen sei nach den „Kijewskija Nowesti" wiedergegeben: Am Dienstag, den 18. Oktober, gegen sechs Uhr abends, als der Pogrom auf Podol bereits begonnen hatte, versuchte eine aus Mann, Frau und zwei 8—9 jährigen Kindern bestehende jüdische Familie, sich im Hof des Hauses Chorewaja N. 5, wo die kirchliche Elementarschule sich befindet, zu retten. Kaum war der Mann durch die Pforte des Hauses hineingeschritten, als die Hooligans ihn auf die Strasse schleppten und ihn grausam verprügelten. Die Mutter lief um diese Zeit mit den Kindern die Treppe zur Wohnung des Priesters Lintschewsky hinauf. Doch wehe! Statt einer Zufluchtsstätte erwartete sie neuer Schrecken. Der Seelenhirt kam selber aus der Wohnung heraus und begann die Unglücklichen zu vertreiben. Ungeachtet aller flehentlichen Bitten, ungeachtet des Jammerns der Kinder, blieb er in seinem harten Entschluss unbeugsam. Damit war jedoch der Vorgang noch nicht zu Ende. Mit dem Schrei „Fort, verfluchte Jüdin" jagte er die ihrer Sinne beraubte Mutter nebst den Kindern von der Treppe und klingelte schliesslich den Portier heraus, der sie auf die Strasse herausschleppte, in der gerade Pogromgesellen hausten. Die verhauene und verhöhnte Familie lief nun in der Richtung zur Konstantinowskaja, wo sie in der Terestschenko'schen Handelsschule ein Asyl zu finden hofften. Am Haupteingang der Schule standen vier Diener. Lange redeten die Flüchtlinge auf sie ein, sie mit den Kindern aufzunehmen, bis schliesslich ein Diener darauf einging. Da erschien um diese Zeit im Korridor, wo die Mutter und die Kinder Rettung finden sollten, der Inspektorgehilfe der Handelsschule Lund und suchte sie auf die Strasse hinauszujagen. Er schrie, dass man „Jüdinnen" nicht zu retten brauchte. Und nur dank den Anstrengungen und den Bitten der Wächter gelang es, Herrn Lund zu überzeugen, dass man auch „Jüdinnen" retten darf.

nicht ins Alexander-Krankenhaus aufnehmen wollte, sondern sie während des Pogroms nach dem ,,jüdischen Krankenhaus" verwies und überhaupt anordnete, jüdische Verwundete nicht zuzulassen, so kann dies nur mit dem Verhalten jenes Ingenieurs Posdnjakow verglichen werden, der allen ,,Wärtern" des von ihm erhaltenen Badehauses anbefahl, Pogromflüchtige zurückzuweisen, und vierzig Juden, die in seinem Gebäude Zuflucht gefunden hatten, trotz Kniefalls durch die Hintertür hinausjagte.

Im Gegensatz zu diesen Schimpflichkeiten hören wir von ganz anderen, von natürlich-menschlichen und sogar liebevollen Handlungen gegen die Bedrängten. Wir erfahren von einfachen Leuten, die nicht nur den um Hilfe flehenden Juden ein Asyl gewähren, sondern die Gehetzten selber zu sich rufen und unter grossen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten oder selbst Gefahren bei sich tagelang verbergen. Nicht selten sammelten sich so Dutzende von Juden in christlichen Wohnungen an. Die Kiewer Tageszeitungen veröffentlichten nach dem Pogrom eine Anzahl von Dank- und Anerkennungsschreiben einzelner Juden oder ganzer Gruppen, denen ein Asyl, humane Behandlung, vielfach auch direkter Beistand nichtjüdischerseits zuteil geworden war [1]).

Ebenso gab es im Gegensatz zu den oben erwähnten pogromfreundlichen Pädagogen ganz anders gesinnte, die ihrer Pflichten gegenüber ihren Zöglingen eingedenk waren. Da sind Lehrer (speziell von der Kommerzschule), die zur Vermeidung eines Ueberfalls ihre Schüler selber durch die Stadt führen, da ist der Direktor eines Mädchengymnasiums (im Podoler Rayon), der in völligem Einverständnis mit der Gesamtkorporation des pädagogischen Personals der Anstalt für die vom Pogrom betroffenen Schülerinnen ,,was nur in seinen Kräften stehe, tue", und deshalb die in Drohbriefen sich äussernde Wut der Judenhetzer hervorrufe. Gerade die letzte Tatsache verdient hervorgehoben zu werden, weil sie n i c h t durch politische Erfordernisse

---

[1]) In einem dieser Briefe lesen wir von einem Hauswirt, der zwanzig jüdische Familien zu sich aufgenommen, von panischem Schrecken erfasste Flüchtlinge von der Strasse aufgelesen und noch nach den Excessen fünf Verwundete bei sich beherbergt habe. In einem anderen Briefe wird einem Ingenieur gedankt, der als Verwalter einer ganzen Häusergruppe eine „unermüdliche und energische" Tätigkeit entfaltet habe, um alle in diesen Häusern befindlichen jüdischen Wohnungen und Läden vor Demolierung zu schützen. Die Zuschrift eines Arztes betont den aufopfernden Schutz seines Hauswirts und seines Sohnes, dank denen neun Familien vor dem Pogrom bewahrt wurden. Ferner finden sich Dankschreiben an Lehrer, an mehrere Portiers (an einen im Namen von zwölf Familien, deren Wohnungen er durch geschickte Kniffe vor Demolierung gerettet habe) u. s. w. Ein Portier, der auf die Raubgesellen einredete, dass in dem von ihm bedienten Hause keine Juden vorhanden wären, wurde vom Anführer der Partie ob seiner „Judenfreundlichkeit" niedergeschossen. Mehrfach hören wir auch von Leuten, darunter von Offizieren, die auf der Strasse für die Bedrängten Partei ergriffen und durch ihre Energie einzelne Misshandlungen verhütet haben.

Das grösste Asyl bot wohl die Wohnung des bereits erwähnten Militärarztes Lukjanow, zu dem etwa zweihundert (nach anderen Bekundungen noch mehr) Juden geflüchtet waren. Es wurde bereits betont, wie er drei Tage lang die Flüchtlinge in gastfreundlichster Weise beherbergt und mit zwei Kollegen beschützt hat. Charakteristisch für die Situation ist es, dass er für die Aufgenommenen während deren ganzen Aufenthaltes selber Nahrungsmittel herbeischaffte, weil er weder den Dienstmädchen noch den Burschen traute. Er befürchtete, dass sie die Banden der Hooligans auf das Versteck der Juden aufmerksam machen würden. Ist doch allerseits die Wahrnehmung gemacht worden, dass ein auffallend grosser Teil des Dienstpersonals an den Pogromarbeiten participiert hat. Selbst die bei Juden angestellten Dienstmädchen haben trotz des sonst sehr guten gegenseitigen Verhältnisses nur selten eine wahrhaft liebevolle Teilnahme für ihre bedrängten Herrschaften und in einem sehr bedeutenden Prozentverhältnis einen lebhaften Hang zur Pogrombetätigung bewiesen, der selbst über die übliche Beutesucht hinausging. Vielleicht war die Pogromstimmung der Kollegen und Kolleginnen zu ansteckend!

motiviert wird. Der betreffende Direktor betonte in einem durch die Drohungen hervorgerufenen offenen Schreiben ausdrücklich, dass ihn, wie das gesamte Personal der Schule, nichts veranlassen würde, sein Verhalten zu ändern; ihm seien alle Schülerinnen als Kinder einer einheitlichen Familie gleich teuer, so dass er auch die Versuche, nationale Hetze ins Gymnasium hineinzutragen, mit allen Machtmitteln hintertreiben würde.

Im allgemeinen trat folgende Erscheinung zutage: in Einzelfällen sympathisierten mit betroffenen Juden auch solche Bürger, die in politischer Beziehung zum konservativen Lager gehörten, aber zu irgend welcher gesellschaftlichen Kundgebung oder Parteinahme während des Pogroms oder nach demselben rafften sich doch nur progressive Elemente (bis zu den gegenwärtigen friedlichen Erneuerern einschliesslich) auf. Alle Versuche, den Pogrom als Gesamterscheinung aufzuhalten, gingen eben nur von Vertretern der politischen Opposition aus. Vielleicht waren auch manche Reaktionäre Gegner dieser Barbarei, sie besassen aber nicht den Mut, dagegen Front zu machen, da der Pogrom ausschliesslich als Kontrerevolution b e g o n n e n hatte. Oder aber hatte der politische Opportunismus in ihnen allen die natürlichsten Gefühle ertötet?

Denn unter den mannigfaltigen Wirkungen, die der Kiewer Pogrom hatte, war eine der wesentlichsten die Stimmung, die er erzeugte. Schwankende Gestalten befreiten sich dank den Beweiskräften des Pogroms von ihren liberalisierenden Tendenzen. Eine ganze Reihe von Leuten, die den Mantel nach dem Winde drehen, rückte von der Befreiungsbewegung ab. Ihr Verhalten gegen die Juden war dann manchmal Folge, manchmal aber gerade Ursache ihres politischen Schrittes. Viele schufen sich bei dieser Gelegenheit erst volle Klarheit über die Gefühle, die sie gegen die Juden hegten, und, statt sich zu schämen, grollten sie den Opfern. Andere wiederum, die ihre politischen Gesinnungen unter dem Druck der öffentlichen Meinung erstickt hatten, machten sich nunmehr Luft. Kein Zweifel, der Pogrom hatte einerseits die Menschlichkeitsgefühle infolge der kontrerevolutionären Tendenz verdrängt, andererseits die freiheitliche Atmosphäre mit Judenhasstendenzen durchkreuzt und vergiftet.

Nur so konnte es geschehen, dass erhebliche Arbeitergruppen, die organisierten Kameraden sich angeschlossen und an den Demonstrationen vor dem Rathause teilgenommen hatten, nach einer Weile unter den „patriotischen" Manifestanten sich befanden und so zumindest den Pogromanfang mitmachten. Eben noch hatten sie sich mit dargebotenen roten Bändchen geschmückt, und schon gingen sie mit Hooligans, Polizeispitzeln und „patriotischem" Hurragesindel zusammen [1]).

Ein anderes Beispiel für die erfolgten Metamorphosen sei aus dem bürgerlichen Lager angeführt. Während des Pogroms hatte der damals mit den Pflichten eines Bürgermeisters versehen gewesene Stell-

---

[1]) Trotz der roten Bändchen erachten wir es für ganz unwahrscheinlich, dass diese wandelbaren Gesellen, über die die uns zur Verfügung stehende Bekundung nur die nackte Tatsache anzugeben weiss, zu der organisierten Arbeiterschaft gehört [haben.] Die roten Knopflochbänder waren in diesem Zeitpunkt sehr billig. Es genügt aber zur Kennzeichnung der Umstimmung, wenn Arbeiter, die die grandiose Jubeldemonstration am Rathause mitgemacht hatten, noch an denselben Freiheitstage der finstersten Reaktionskundgebung anheimfielen. Es ist wohl anzunehmen, dass hier die Judenhetzparole ihre Wirkung nicht verfehlt hat.

vertreter Plachow an Witte telegraphiert, dass die höchste lokale Gewalt am 18. Oktober durch harte Massnahmen gegen friedliche Demonstranten unnütze Todesfälle und Verwundungen bewirkt hätte, dass die Nacht und den Morgen des 19. Oktober beispielloser Raub in der Stadt geherrscht habe, „unter völliger Tatenlosigkeit von Polizei und Militär, dessen verschiedene Teile mit den Plünderungen sympathisierten, andere sie förderten"; er hatte schliesslich Witte um sofortige Amtsenthebung des zeitweiligen Generalgouverneurs und des stellvertretenden Gouverneurs gebeten. Sehr freimütig! Als aber der Pogrom zu Ende war, schloss er sich in der ausserordentlichen Versammlung der Stadtduma denen an, die dem Militär für sein Verhalten während des Pogroms den offiziellen Dank aussprachen.

Ja, die Kiewer Stadtduma! Denkwürdig wird der finstere Beschluss der Stadtverwaltung in den Annalen Kiews für immer bleiben. Von 51 versammelten Stadtverordneten stimmten 31 in schamloser Weise für eine Dankkundgebung, die einer Verherrlichung der Ausschreitungen gleichkam und den unausgesetzten Hetzereien des lokalen Blattes „Kiewljanin" sowie der überhandnehmenden Pogrombanden quasi den Stempel der öffentlichen Meinung aufzudrücken ausersehen war. Dies geschah unmittelbar nach dem Pogrom, trotzdem ein Teil der Stadtverordneten die von kontrerevolutionärer Stimmung gepackte Versammlung aufforderte, doch wenigstens etwas abzuwarten, bis das Verhalten der Behörden und Militärgewalten klargestellt sein würde, trotzdem der bekannte Fürst Trubetzkoi in der Stadtverordnetenversammlung ausrief: „Wenn Sie sofort eine Resolution fassen, dem Militär zu danken, so werden Sie damit eine Bombe in die Gesellschaft werfen." Solche Stimmen verhallten ungehört bei der fanatisierten Mehrheit. Im Gegenteil, der Fanatismus machte sich in ungeheuerlichen Aeusserungen Luft. In der zweiten ausserordentlichen Stadtverordnetenversammlung vom 22. Oktober, wohl vierundzwanzig Stunden nach den letzten Pogromtaten, sprach ein Stadtvater Ljubinski zur grossen Zufriedenheit vieler anderer also: „Die Juden benehmen sich herausfordernd, als ob sie die Absicht hätten, an den Christen Rache zu nehmen. Ein solches Betragen der Juden kann aber für sie traurige Folgen haben. Darum ist es notwendig, den Rabbiner zu ersuchen, dass er die Juden in der Synagoge versammle und sie ermahne, von ihrer herausfordernden Haltung zu lassen." Und diesen Zynismus gegenüber einer in schwerster Panik befindlichen Bevölkerung bezeichnete ein anderes Stadtdumamitglied als Balsam für die gequälten Nerven! Oder waren die Leute so schuldbewusst, dass sie die „Hassempfindungen der Betroffenen" fürchteten? Und den Gipfelpunkt erreichte das Verhalten der Stadtdumamajorität, als der Antrag gestellt wurde, den vom Pogrome heimgesuchten Tausenden seitens der Stadt eine Hilfssumme auszusetzen. Heuchlerisch beklagten die Mitglieder der Mehrheit das Schicksal der Opfer, bedauerten aber, dass Kiew nicht reich genug sei (!), um ihnen wirksam zu helfen. Die Rede könne höchstens von einer Beisteuer von 1000 Rubeln sein. Da diese Angelegenheit in der betreffenden Sitzung wegen Beschlussunfähigkeit (wie es heisst, absichtlich) nicht erledigt wurde, so kam die Frage vor die nächste Versammlung. Diesmal zeigten sich alle Redner von der Mehrheit zum allgemeinen Erstaunen sehr freigebig, plädierten für 5000, 10 000, 15 000 Rubel — ganz wie es einer Stadt wie Kiew ziemen würde —, und es fand sich niemand, der dagegen opponiert hätte. In geheimer

Abstimmung fielen jedoch zum abermaligen Erstaunen aller sämtliche Subventionsanträge durch. Jetzt wusste man, was die Reden der Schwarzhundertler bedeutet hatten.

Die Juden Kiews hätten unter solchen Umständen ihr Unglück besonders schwer empfunden, wenn nicht eine Reihe anderer gesellschaftlicher Erscheinungen ihre Qualen wesentlich gemildert hätte. Zwar hing das Damoklesschwert der Pogrome auch fernerhin über ihnen, und die Hetze in Broschüren und mündlichen Vorträgen wurde unentwegt weiter betrieben, bis sie im Jahre 1906 fabelhafte Dimensionen annahm. Einige Monate nach dem Freiheitsmanifest ging von Kiew aus die roheste antisemitische Propaganda aufs Land, im Januar 1906 wurden von hier aus 334 Agenten über die ganze Provinz zu Pogromzwecken entsandt, und Kiew selbst war so vorbereitet, dass hier am 3. Februar 1906 ein neuer Pogrom je nach Bedarf, zu zehn oder zehntausend, arrangiert werden sollte und nur durch die rechtzeitige Aufdeckung des Arrangements abgewendet wurde. In Kiew kam auch im Herbst 1906 der erste Monarchistenkongress zustande, der, etwa 500 Delegierte umfassend, ganz im Fahrwasser der Pogrompropaganda verlief, während zu gleicher Zeit alle freiheitlichen Regungen immer mehr unterdrückt wurden.

Allein neben diesen Erscheinungen, deren Höhepunkt erst nach Monaten erreicht wurde, gab es im Herbst 1905 auch n a c h dem Pogrom in Kiew ganz andere Lebensäusserungen. Damals hatte die freiheitliche Bewegung und damit das Judenrecht in Kiew eine reichhaltige Presse zur Verfügung, die eine scharfe Sprache führte und den Juden einen Trost bot. Von fünf Kiewer Zeitungen kämpften vier („Kijewskaja Gaseta“, „Kijewskija Nowosti“, „Kijewskije Otkliki“ und „Kijewskoje Slowo“) mit der grössten Energie für die Freiheit und gegen die Pogromarbeit. Wohl standen diese Organe, von denen zwei ausgezeichnet redigiert wurden, in nahen geistigen Beziehungen zu Juden, sie waren aber keinesfalls jüdische Blätter, sondern befanden sich in Händen gemischter Gruppen und spiegelten zweifellos die Stimmung der höher stehenden russischen Elemente wieder; die zahllosen Zuschriften von nichtjüdischen Männern und Frauen aller Berufe erwiesen zur Genüge, dass diejenigen Kreise, welche das frevelhafte Regime verdammten, auch über den Pogrom empört waren.

Eine seltene Einmütigkeit trat in jener Epoche in Kiew zutage und äusserte sich im grossen wie im kleinen. Ein Ausdruck dieser Stimmung war unter anderem die Tatsache, dass alle vier progressiven Organe der Stadt für die erste Nummer, die nach den Ereignissen erschien, eine einheitliche Redaktion bildeten und auf Grund der gemeinsamen Materialien die gleiche Schilderung des Vorgefallenen und die gleiche Wertschätzung der erlebten Enttäuschungen und Schrecken gaben. Dieser erste Entrüstungsschrei, der zugleich in vier Blättern an leitender Stelle erschien, war nicht allein ein solidarischer Appell der vereinten freiheitlichen Journalistik Kiews, sondern bildete, nach der Zusammensetzung der Redaktion zu urteilen, zugleich ein Extrakt der Empfindungen, die die gesamte progressive Kiewer Gesellschaft ohne Unterschied der Parteirichtung erfasst hatte. Er war sodann eine Einleitung und eine Richtschnur für die weitere Haltung der fortschrittlichen Presse und ihre scharfe Kritik sowie für die mannigfachen korporativen Kundgebungen. Als Widerspiegelung der ge-

mischten Gefühle einer bereits etwas ins Schwanken geratenen Hoffnung und zornigen Kampfesmutes ist der Appell, der seinem Wesen nach fast einem Dokument gleichkommt, von eigentümlichem Reize. Er lautete: „Statt glühenden Grusses an die aufgehende Sonne bürgerlicher Freiheit, statt glücklicher Minuten über die ersten Schritte auf dem neuen, von allen ehrlichen Männern Russlands so lange ersehnten Pfade — ein Meer von Tränen und Blut, ein unheimlicher Abgrund menschlichen Unglücks und Elends ... Die Schrecken von Baku und Kischinew, Homel und Schitomir, die blutigen Taten der schwarzen Reaktion, die wie eine düstere Wolke und eine grenzenlose Schmach über ganz Russland schweben, haben Kiew erreicht und es mit seiner ganzen Grausamkeit schwer getroffen . . . . Eine der grössten Städte des Südens, die immer von Zehntausenden Soldaten vor dem Umsturz behütet wird, befand sich im Laufe von drei Tagen in den Händen eines Haufens von Hooligans . . . . Sie waren die Herren der Situation, ihren Händen waren Leben und Eigentum der Bürger überlassen. Mit einer selbst im Mittelalter unerhörten Härte plünderten, brandschatzten und mordeten diese Leute, nicht nur ungehemmt, sondern protegiert und geschützt. Es war das gemeinste und schändlichste Bild, das die menschliche Phantasie sich denken kann: Polizeiabteilungen, die die Demolierung des Bürgereigentums ruhig beobachteten, ein freundschaftliches Zusammenarbeiten von Leuten, deren Platz im Gefängnis und in der Katorga ist, mit jenen, die dem Gesetze nach die staatlichen und privaten Interessen streng zu bewachen haben. Wo haben wir in diesen Tagen gelebt — im konstitutionellen Russland oder in der despotischen Türkei, in einem auf „fester Gesetzesgrundlage“ regierten Staate oder in dem von uns durch Jahrhunderte getrennten Asien, wo Satrapen ihr grausames Gericht und ihre blutige Vergeltung auszuüben pflegen?

„Der Pogrom wurde lange vorbereitet und geschickt in Szene gesetzt. Ein endloses Material, das in unseren Händen und in den Händen der Untersuchungskommissionen sich befindet, enthüllt die Sprungfedern dieser höllischen Organisation und nagelt die Hauptschuldigen fest, offenbart die Untätigkeit der Behörden und ihre Förderung des Pogroms. Es wird ganz Russland und der ganzen Welt jene zeigen, die drei Tage hintereinander so viele schwerwiegende Verbrechen sanktioniert haben. Sie stehen voll Schuld nicht nur vor denen, die jetzt auf den Strassen als Bettler herumirren, denen die Teuersten und Nächsten genommen sind, in denen die heiligsten Gefühle geschändet sind, sie stehen voller Schuld nicht nur vor jenen Bürgern, die zwar heil und unbeschädigt geblieben sind, die aber die Angst vor dem Tode und die Schrecken der Anarchie erlebt haben; auch vor der finsteren Masse, deren verbrecherisches Treiben sie hervorgerufen und gefördert haben, indem sie sie vor allen, die sich ihr widersetzen wollten, in Schutz nahmen, tragen sie schwere Schuld, gerade so wie vor den unglücklichen Kindern, die geraubt und geplündert haben, während sie in den Vertretern der Ordnung bei allen Berührungsgelegenheiten Gönner und Beschützer sahen. Voller Schuld stehen sie auch vor der Armee, die sie durch ihr Verhalten demoralisiert, und schliesslich vor dem neuen, sich verjüngenden Russland, das sie mit unauslöschlicher Schande bedeckt haben. Sie haben das Grundgesetz des russischen Reiches verletzt, sie, die der „wirklichen Unantastbarkeit der Person“ die Zerstörung des Eigentums und die Nieder-

schiessung friedlicher Bürger gegenüberstellten. Wollten wir eine Allegorie anwenden, so würden wir sagen: das sind die Zuckungen eines sterbenden Organismus, dessen Herz zu schlagen aufgehört hat, dessen Extremitäten aber noch konvulsivisch zittern.

„In Petersburg erhebt sich die Fahne des freien Russlands, in Kiew aber und in den anderen Provinzstädten sanktioniert die plötzlich überraschte „feste Gewalt“ Pogrom und Anarchie.

„Das Volk, das grosse russische Volk jedoch, das mit den Hooligans und deren Gönnern nichts gemein hat, ist mild und will nicht die Anarchie. Auf das vergossene Blut soll es nicht mit Blut antworten. Aber es erwartet ein strenges Gericht über die Schuldigen.

„Wenn in Russland wirklich ein neues Leben beginnt, wenn bei uns ein echtes Gericht ersteht, wenn das Menschenleben auf den Schutz des Gesetzes rechnen darf, so möge sie, die Schuldigen, die gerichtliche Strafe in aller Strenge treffen. Im Namen der Gerechtigkeit, im Namen des russischen Volkes fordern wir eine strenge und unparteiische Untersuchung über die Handlungsweise der lokalen Administration.“

Dies ist auch der Tenor zahlreicher, von den freiheitlichen Elementen kurz nach dem Pogrom gefassten Resolutionen, denen sicherlich manche Kiewer Bürger auch ungeachtet ihrer politischen Anschauung sich angeschlossen haben. Was Trubetzkoi der Stadtverordnetenversammlung vorausgesagt hatte, traf ein. Wie eine Bombe hatte der dem Militär ausgesprochene Dank der Stadtduma gewirkt; dieser Zynismus im Anblick der Toten und Verwundeten, im Anblick der verwüsteten Tausende von Geschäften und Wohnungen wirkte auf alle feinfühligen Menschen abstossend. In allen Kiewer fortschrittlichen Blättern folgten Protest auf Protest gegen das Verhalten der Militärspitzen, gegen die Brutalität der Behörden, gegen die Pogromgesinnung der Staadtdumamehrheit. Selbst ein Teil der Offiziere konnte die Kiewer Vorkommnisse, die sie selber — wenn sie Pogromgegner waren, gewöhnlich machtlos — mitangesehen hatten, nicht ertragen; so erschien in den „Kiewskije Otkliki“ ein Protestbrief von 34 Offizieren und 2 Militärärzten, denen sich später weitere 7 Offiziere anschlossen. Von anderen Kundgebungen wären vor allem der Protestbrief Kiewer Bürgerinnen mit etwa 150 christlichen Unterschriften zum Teil in der Stadt bekannter Frauen, sodann das Protesttelegramm der pädagogischen Gesellschaft an Witte, die Proteste der Arbeiter der Südwesteisenbahnen, der Studenten des Polytechnischen Instituts u. a. zu nennen. Die Frauen, die sich als zu keiner Partei gehörig bezeichneten, erklärten, dass „sie am Blut der unschuldigen Opfer ersticken“, und richteten in ihrem geharnischten Protest an die Machthaber u. a. die heikle Frage: „Laut welcher Gesetzesvorschrift verfuhren die Offiziere, die gegen ganze Häuser Salven abfeuerten und dann diese Häuser den Exzedenten überliessen?“

Der Vorstand der sehr gemässigten pädagogischen Gesellschaft depeschierte am 24. Oktober also an Witte: „Die Kiewer pädagogische Gesellschaft bringt zur Kenntnis Eurer Durchlaucht, dass das Allerhöchste Manifest vom 17. Oktober einen Ausbruch allgemeinen Jubels hervorgerufen hat. Einige Personen, die in das Rathaus eindrangen,

erlaubten sich taktlose Handlungen.[1]) Anstatt nun die betreffenden Personen zur Verantwortung zu ziehen, beschoss die Administration die jubelnden Volksmassen. Unmittelbar darauf begannen die Hooligans mit der Demolierung der Stadt. Das Militär bombardierte Häuser, aus denen der geringste Versuch irgendwelcher Selbstverteidigung gemacht wurde. Die Zeitung „Kiewljanin" bezeichnet den Pogrom als einen Ausbruch des Volksunwillens. Im Namen der ganzen Gesellschaft protestieren wir gegen eine solche Lüge und sprechen unsere tiefe Ueberzeugung aus, dass die vorgefallenen Ereignisse nur einen Versuch bedeuten, die Durchführung der Freiheiten, die den Zaren mit dem Volke verbinden sollen, im Leben zu erschweren."

Die Meister und Arbeiter der Hauptwerkstätten der Südwesteisenbahnen drückten durch eine Geldsammlung den Betroffenen ihre Sympathien aus und sprachen sich in einer Resolution für die Devise „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" aus.

Noch radikaler, aber auch wärmer gehalten ist die Depesche, welche eine ausserordentliche Studentenversammlung des Polytechnischen Instituts nach Petersburg an das Meeting, das gegen die Pogrome abgehalten wurde, richtete. Sie lautete: „Die versammelten Studierenden des Polytechnischen Instituts senden dem Meeting folgende Erklärung: Die Pogrome gegen die Juden, die von der russischen Regierung im Interesse einer Aufhaltung der revolutionären Volksbewegung organisiert worden sind, haben die arbeitenden jüdischen Massen in eine unerträgliche Situation versetzt. Wir verlangen eine Untersuchung der Pogromorganisation unter Anteilnahme gesellschaftlicher Faktoren, wir verlangen, dass die schuldigen Vertreter der Administration vor Gericht gezogen werden, dass der Schaden auf Kosten der Pogromorganisatoren ersetzt und den Betroffenen unmittelbare Staatshilfe zuteil werde."

Zugleich mit diesen Protesten wurden verschiedene Personen wegen ihrer besonderen Pogromfreundlichkeit gebrandmarkt. Die pädagogische Gesellschaft erklärte in öffentlicher Versammlung das Verhalten des Realschulinspektors Matschenko, der zur Verhetzung durch das Märchen vom Golossejewkloster beigetragen hätte, als eines Pädagogen unwürdig, drückte ihm ihre Missbilligung aus und fasste mit Rücksicht darauf, dass noch andere Lehrer wegen pogromhetzerischer Leistungen

---

[1]) Die taktlosen Handlungen, die hier gemeint sind, beziehen sich wohl auf die Durchlöcherung des Kaiserbildes und Niederreissung der kaiserlichen Initialen am Rathaus. Die pädagogische Gesellschaft konnte aber im Zeitpunkt der Telegrammabsendung noch nicht wissen, dass es ein echter Provokationsakt war. Wir haben bereits oben die diesbezügliche Bekundung des ehemaligen Staatsanwaltsgehilfen angeführt. Eine weitere Bestätigung fand diese Angabe zur Zeit des Pogromprozesses. Der Polytechniker Kotscharjan und der Universitätsstudent Poduschno veröffentlichten zwei offene Briefe, in denen sie bekundeten, dass sie im Rathaus mit eigenen Augen gesehen hätten, wie der berüchtigte Pogromheld Waska Grigoriew das Kaiserbild mit der Faust durchlöchert und dann unter „echtrussischen" Schimpfworten die Stückchen verteilt hätte. Dies aber war nach der beliebten Versicherung der Judenhetzer der „berechtigte" Anlass zur Volksaufwallung und zum Pogrom.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, dass einer der Hauptredner vom Rathausbalkon, Schlichter, gegen den die Bureaukratie die extravagantesten Beschuldigungen erhob, jedenfalls soweit seiner Sinne Herr war, dass er im akutesten Moment der Zarenbildzerreissung das Publikum davor warnte, sich von anwesenden Provokateuren zu irgend welchen Ungehörigkeiten verleiten zu lassen.

Was den Inhalt der Rathausbalkonreden betrifft, so lässt sich nicht eruieren, ob sie „Taktlosigkeiten" enthalten haben. Von einer, der Rede des Rechtsanwalts Ratner, welche der Redner einige Tage nach dem Pogrom veröffentlicht hat, wissen wir allerdings, dass sie über radikale Forderungen nicht hinausging.

in der Oeffentlichkeit schweren Angriffen ausgesetzt waren, eine Resolution, dass jeder der Angeschuldigten sich durch ein öffentliches oder Ehrengericht von solchem Verdacht zu reinigen hätte, widrigenfalls aber von jeder pädagogischen Wirksamkeit fernzuhalten sei. Die Tatsache sodann, dass unter den Danksagern in der Stadtduma auch zwei Professoren, zwei Lehrer, ein Gymnasialdirektor und ein Geistlicher, also „sechs Jugenderzieher“, sich befunden hatten, veranlasste die pädagogische Gesellschaft zu einer Stellungnahme gegen diesen Beschluss. Wenn schon, hiess es in der diesbezüglichen Resolution, der Dank an das Militär ein empörender Akt sei, der das Schwarze Hundert zur Verhöhnung des Unglücks gekränkter friedlicher Bürger herausfordere, so sei die aktive Beteiligung von Lehrern daran eine Erniedrigung sowohl ihrer persönlichen als ihrer professionellen Würde in ihrer Eigenschaft als Leiter und Aufklärer des jungen Geschlechts. Damit hätten sie die Ueberlieferungen der russischen Intelligenz vergessen, die stets dazu verpflichte, in die dunkle Masse Licht hineinzubringen.

Ganz rigoros verfuhr die Universitätsstudentenschaft. Als in einer ihrer Versammlungen der Student Kirillow eine hetzerische Rede hielt, in der er u. a. den Pogrom als Ausfluss des Volksunwillens ob der Verhöhnung des Zarenporträts bezeichnete, schloss ihn die Versammlung unter fast einstimmigem Votum (gegen zwei gegnerische Stimmen und 31 Enthaltungen) aus. Der Verband der Aerzte, der allerdings im Gegensatz zur Medizinischen Gesellschaft zum grossen Teil aus Juden besteht, wies in einer Resolution auf die verwerfliche Handlung des Arztes Turowerow und des Professors der Medizin Rustitzky hin, die in der Stadtduma zu den Danksagern gehört hatten. Gegen einen anderen Mann, der in gleicher Weise gehandelt hatte, den Direktor des vierten Gymnasiums Storoschenko, protestierten in der Presse mit Namensunterschriften 65 ehemalige (meist christliche) Schüler. Dem Pädagogen, der an der Spitze von zwei Lehranstalten sich befand, riefen sie u. a. zu: „Wir sprechen unsere tiefe Ueberzeugung aus, dass Sie bereits in hinreichendem Masse Ihren Beruf als Pädagoge beschmutzt haben; wir denken mit Grauen daran, dass unsere Brüder und jungen Kameraden auch ferner unter Ihrer Obhut geplagt werden könnten. Wir proponieren Ihnen, Ihren Posten zu verlassen, und appellieren gleichzeitig an die ehrlichen Bürger, deren Kinder unter Ihrem Joch noch schmachten, sich unserer gerechten Forderung anzuschliessen. Denn ein Mensch, der keine Achtung geniesst und nicht ein Tropfen moralische Autorität bei seinen Zöglingen besitzt, darf nicht länger an der Spitze einer Unterrichtsanstalt stehen.“

Wenn aber aus den mittleren und höheren Gesellschaftskreisen private oder korporative Stimmen gegen Hetzer und pogromfreundliche Intellektuelle sich erhoben, so richtete sich naturgemäss gegen die gröbere Sorte, gegen die direkt ausführenden Kräfte, eine proletarische Stimme. Wenige Tage nach dem Pogrom fand auf Solomenka eine Versammlung der Südwestbahnarbeiter statt. Auf diesem Meeting wurde der Beschluss gefasst, die sofortige Entlassung solcher Arbeiter zu fordern, bei denen irgendwelche während des Pogroms geraubte Sachen gefunden werden sollten.

Noch eine andere Form einer Stellungnahme gegen den Pogrom kam zu allen gekennzeichneten hinzu: die Sammlung von Hilfsgeldern für die Betroffenen und Beteiligung an den barmherzigen Arbeiten für

die Verwundeten. Aus den gebildeten Bürgerkreisen schlossen sich bekannte Christen der jüdischen Hilfstätigkeit an, in der Studentenschaft zirkulierten Listen u. a. m.

Alle diese Kundgebungen waren für die Juden Kiews wie ein wahres Labsal und liessen sie die gegenteiligen Erscheinungen verschmerzen. Kiew war eine jener wenigen Städte, in denen die Pressfreiheit wenigstens zeitweilig zugelassen wurde, sei es, weil der an die Spitze des Ortes gesetzte Generalgouverneur noch an gewisse Verpflichtungen des Oktobermanifestes glaubte, sei es, weil er als Neuling es nicht gleich mit der Bevölkerung verderben wollte. Jedenfalls galt hier nicht die in Odessa und an anderen Orten ausgegebene Parole der Machthaber, die gesamten Vorgänge, die sich im Anschluss an das historische Oktoberereignis abgespielt hatten, zu vertuschen. Schon aber die freie Aussprache war wie ein Symbol wirklicher Freiheit und möglicher Gleichberechtigung, und aus diesem Symbol wurde reichlich Kapital geschlagen. Jede Brandmarkung der Schuldigen linderte die Wunden, jede öffentliche Sympathieäusserung wurde mit Freuden begrüsst und von den Juden gierig verschlungen. Nur eines vergassen die Juden dabei ganz und gar: in allen diesen Protesten waren sie sozusagen nur Objekt, aber nicht Subjekt. Sieht man von vereinzelten ab, so waren fast alle Auslassungen immer wieder Kundgebungen für die Freiheit, nicht aber für das Geschick der Juden selber[1]). Gewiss! Hier waren die Schicksale der Juden mit denen der Freiheitssache aufs engste verschmolzen, aber dass die ganze Bürde der aus dem Freiheitskampfe entstandenen Grausamkeiten gerade auf die Juden fiel, diese Absonderlichkeit, die aus dem Freiheitskampfe nicht mit zwingender Logik folgte, wurde fast übersehen und veranlasste weder die Nichtjuden noch die Juden — ja diese am allerwenigsten — zu einer ernsten Aussprache oder auch nur zu ernstem Nachdenken. Der Anlass wurde mit dem ursächlichen Zusammenhang völlig verwechselt. Die Grenzen waren verschoben. Nur eine einzige Kundgebung eines Nichtjuden, des Prof. Bulgakow, trug den Stempel des Interesses für die Betroffenen, nicht ob der damit geschädigten Freiheit, sondern um ihrer selbst willen. Von einer höheren Warte aus empfand er zugleich eine gewisse Mitschuld und sprach zu dem jüdischen Volke als solchem, erfasste dessen historischen Schmerz und fühlte sich mitverantwortlich: „Ich — und wir alle — darf nicht die Verantwortung ablehnen, ich habe sie mit meinem Volke zu tragen, das sich durch Gewalttaten und Plünderungen beschimpft und seine Hände mit Blut befleckt hat. Sind doch diese Missetaten von Russen vollführt worden, und zwar in ihrer Eigenschaft als „Russen", folglich als Glieder jenes grossen Volkes, das ich liebe, zu dem zu gehören ich stolz bin, dessen Schande und Fall mich also gleichfalls entehren." Darum bitte er das jüdische Volk, das Messiasvolk, das so viel gelitten, um Vergebung; könne er doch vor Scham, Verwirrung und Schmerz kaum die Augen zu ihm erheben.... Das ganze Schreiben atmet den Geist beleidigter Menschlichkeit und erhebt sich trotz des über-

[1]) Das krasseste Beispiel ist wohl das oben citierte Schreiben gegen den Gymnasialdirektor. Obwohl es zum Teil auch von Juden unterzeichnet ist, geschieht der Tatsache, dass in Kiew ein Judenpogrom stattgefunden hat, überhaupt keine Erwähnung. Immer ist nur die Rede von Raub und Mord, als ob der kontrerevolutionäre Ausbruch nicht wenigstens einen nationalen Nebenanstrich angenommen hätte. Oder handelte es sich hier um eine verschämte und naive Vertuschung der Pogromgrundlage?

schwenglichen Tones über alle epischen und lyrischen Ergüsse der Kiewer Christen und Juden. Denn hier litt der Geschichtserbe mit dem Geschichtserben, der Mensch mit dem Menschen.

XII.

Die damalige Hoffnung der Juden, dass ihre schlimmsten Widersacher, die Urheber und Förderer des Pogroms, die verdiente Strafe treffen würde, sollte gar bald in eine bittere Enttäuschung sich umwandeln. Die „geistige“ Kraft, die die ganze Atmosphäre vergiftet hatte und nach dem Pogrom die gleiche Wirksamkeit fortsetzte, Professor Pichno, ein Mann, der mitten in seiner jahrzehntelangen antisemitischen Hetzarbeit ein paar Jahre aus merkwürdigen Gründen Judenfreundlichkeit geheuchelt hatte, um mit dem anwachsenden Freiheitsstreben einen tollen Frontwechsel durchzumachen und die Sprache eines Kruschewan anzunehmen, dieser Mann wurde bald ein Liebling der Hofsphären, fand die allerhöchste Anerkennung und kam in den Reichsrat. Nicht gar so glänzend entwickelte sich die Karriere der Kiewer Machthaber, aber auch sie traf kein hartes Schicksal. Die Spitzen, wie die Generäle Karass, Drake und selbst Bessonow, blieben unangetastet. Nur der Polizeimeister Zichotzky und ein paar Untergebene wurden auf Veranlassung des Senatsrevisors Thurau als obligate Sündenböcke ihrer Stellungen enthoben, aber auch der Polizeimeister fand bald Verwendung.

Nun kamen schliesslich die Exzedenten selber heran, die nach zwei Jahren für die schweren Verbrechen abgeurteilt wurden. Von 636 zur Zeit des Pogroms Verhafteten waren insgesamt 80 übriggeblieben. In den Dezember- und Januartagen 1907—1908 fand der Prozess, ein Tendenzprozess sans phrase, statt. Vergebens erboten sich die Zivilkläger, zahllose Zeugen zu stellen, die die wichtige Rolle der Behörden beleuchten sollten. Ihre Anträge wurden nacheinander abgelehnt, so dass sie schliesslich aus Pflicht, nicht zwecks irgendwelcher Demonstration, wie sie sich ausdrückten, den Saal verliessen. Drinnen aber wurde die Komödie zu Ende gespielt. Vertreter des „Verbandes des russischen Volkes“ hielten hetzerische Reden, und von den Angeklagten wurden 16 zu kürzeren Gefängnisstrafen verurteilt. So sollte das unerhörte Kiewer Verbrechen geahndet werden: nur 16 Menschen aus dem untergeordneten Pogromgesindel wurden für schuldig befunden. Indes der Gerichtshof begnügte sich damit nicht. Ganz im Geiste des „Verbandes des russischen Volkes“ richtete er an die kaiserliche Gewalt ein Gnadengesuch um Kürzung des Strafmasses für fast alle Verurteilte — dies zu einer Zeit, da für die geringsten terroristischen *Versuche* und Expropriationen im ganzen Reich tagtäglich Dutzende hingerichtet, bezw. zur Zwangsarbeit verbannt werden. So wurde das Verbrechen des Oktober 1905 durch das Verbrechen vom Januar 1908 schamlos ergänzt und zu einer einheitlichen Kette des administrativ und durch Rechtsspruch geheiligten Pogroms verbunden. Die Pogromgesellen, die während der Prozessverhandlungen von einem „echtrussischen“ General ihre Diäten erhielten, feierten triumphierend durch einen Gottesdienst das Resultat des Prozesses: eine der grössten Blasphemien!

Wenige Monate später wurde der Wunsch des Gerichts mehr als erfüllt. Mit Ausnahme von zwei Personen, die eines *anderen*

Verbrechens überführt sind, wurden alle Verurteilten völlig begnadigt und von jeglicher Strafe befreit. Dagegen wurden kurze Zeit zuvor die Offiziere, die ihren Unwillen über das Betragen des Militärs öffentlich zum Ausdruck gebracht hatten, mit empfindlichen Gefängnisstrafen belegt.

Die Kiewer Juden aber wissen es genau, dass sie zu jeder Zeit für einen Pogrom reif sind. Ein Beobachter des Kiewer Pogromprozesses schrieb: „Selten bin ich aus einer Menschenansammlung mit einem so drückenden Eindruck davongegangen, wie gestern aus dem Gerichtssaal, in dem über den Pogromprozess verhandelt wird. Mein erster und tiefster Eindruck war: nein, Pogrome haben noch nicht aufgehört, und wahrlich, es ist unmöglich vorauszusagen, wann sie ein Ende nehmen werden.“ Wer das Kiewer Leben kennt, der weiss, dass dieser fatalistische Ausruf in der „heiligen“ Stadt nicht selten jedem jüdischen Herzen sich entringt, dass er fast zur stehenden Formel geworden ist. Das Bild des Prozesses und der darin aufgetauchten Gestalten hat nur diese Empfindung verdichtet.

Die Tragik eines solchen Daseins vermag der Kiewer Jude aber nur dann zu ertragen, wenn er des Nachdenkens über die Kiewer Möglichkeiten sich enthält.

Bjelaja-Zerkow

Gesamtbevölkerung gegen 50 000, Juden gegen 35 000.

In Bjelaja-Zerkow, wo die Bevölkerung fast zu drei Vierteln jüdisch ist, sollte ein Exzess gegen die Juden ausgeschlossen sein. Dies um so mehr, als das politische Betragen der dortigen Juden den Behörden wahrhaftig nur wenig Anlass zur Unzufriedenheit bieten konnte.

War doch der ausnehmend stark bevölkerte Flecken von den grossen Strömungen des Landes nur wenig berührt worden. Wohl gab es hier Gruppen von Zionisten (ca. 150 Mitglieder), Poale-Zion (ca. 100), des „Jüdischen Arbeiterbundes“ (ca. 200), der Sozialdemokraten (ca. 40 Nichtjuden), aber alle diese Organisationen hatten auf das Leben des wirtschaftlich regen Ortes einen ganz minimalen Einfluss.

Als das „Manifest“ endlich auch in Bjelaja-Zerkow ankam, wusste man bereits, dass in der nahegelegenen Gouvernementsstadt Kiew Raub und Mord an der Tagesordnung seien. Trotz dieses polizeilichen Kommentars der in Aussicht gestellten Freiheiten defilierte doch durch die Strassen des Fleckens ein Demonstrationszug mit roten Fahnen, und um die Mittagszeit fand in der Synagoge ein Meeting statt, bei dem über das Proletariat, die Freiheit u. a. gesprochen wurde.

Die Obrigkeit, die bis dahin, dank den reichlichen Gelegenheitsgaben, mit den Juden in gutem Einvernehmen gelebt hatte, ward nunmehr erbost und beschwörte „den Zorn des Volkes“ herauf. Da gerade Rekrutenaushebung stattfand, so waren um diese Zeit etwa 1300 Bauernjünglinge im Orte zusammengeströmt, die am 20. Oktober in Ausschreitungen sich ergingen, die Fenster und Dächer der jüdischen Häuser mit Steinen bewarfen und schliesslich den Vorort Saretschje ausraubten. Am nächsten Tage schlossen sich den Rekruten

auch Kleinbürger von Bjelaja-Zerkow an, und vereint misshandelten diese Banden die Juden auf der Strasse und drangen auch in zahlreiche Wohnungen ein, in denen sie keinen Widerstand erwarteten.

Zum 22. Oktober sollte jedoch der Hauptangriff erfolgen, und die Juden Bjelaja-Zerkows, die von den Kiewer Greueln die schlimmsten Schilderungen vernommen hatten, erlebten eine schwere Panik. Die Behörden hatten sich trotz aller bisherigen Beschenkungen als verräterisch erwiesen, und die vom „Bund" in letzter Stunde inaugurierte Selbstwehr aus etwa 80 Personen (darunter 10 Christen) war gar nicht in Aktion getreten; auch vermochten diese Selbstwehrleute, die zum grössten Teil aus Halbwüchslingen bestanden — die im Durchschnitt, wie unser Gewährsmann berichtet, das Alter von 16 Jahren repräsentierten —, niemand von der einen oder der anderen Seite zu imponieren. Dies hinderte allerdings die Behörden nicht, viele Selbstwehrjünglinge und andere Personen, die in den Verdacht geraten waren, zum Selbstschutz zu gehören, einzusperren, während die Exzedenten unbehelligt blieben.

So wäre in Bjelaja-Zerkow mit Hilfe der zur Aushebung befindlichen, zu Exzessen geneigten Jünglinge ein blutiger Pogrom ausgebrochen, wenn nicht ein besonderer Umstand dazwischengetreten wäre. Der Kommandeur eines im Orte stationierten Regiments erklärte der lokalen Polizei, dass, falls die Scheusslichkeiten nicht ein Ende nähmen, er auf eigene Faust gegen die Exzesse Massnahmen treffen würde. Andererseits sprach auch die Gräfin, der der Boden des ganzen Ortes gehört, von „ihren Massnahmen". Die Polizei war somit in die Enge getrieben und beschloss, den Pogrom zu hintertreiben. Um jedoch vor anderen Orten nicht blamiert zu werden, griff sie zu folgender Ausflucht: sie veranstaltete eine „Aussöhnung" zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung in Form einer gemeinschaftlichen „patriotischen Manifestation". So zogen am 22. Oktober durch die Strassen des Fleckens gegen 300 Bauern und schrien wütend Hurra, während einige Dutzend zu Tode geängstigter Juden vorsichtigerweise an den Seiten einhergingen und mit beklommener Stimme gleichfalls ihr Hurra ausstiessen. Ihre Befürchtungen, dass die „Aussöhnung" schliesslich in eine Judenschlägerei ausarten und sich zuerst gegen die mitmanifestierenden Juden richten würde, sollten sich indes nicht bewahrheiten. Die Prozession ging zur Synagoge, wo sowohl der orthodoxe Geistliche als der Rabbiner Reden hielten, und die „Aussöhnung" kam zustande. . . . So war das Damoklesschwert der Pogrome auf die Juden von Bjelaja-Zerkow nicht heruntergefallen, sondern blieb bis auf weiteres in der Luft hängen. . .

Die Folgen der Ausschreitungen waren unwesentlich. Neben etwa 15 Verletzten hatten gegen 200 jüdische Familien Verluste im Betrage von 60 000 Rubeln davongetragen. Die Judenheit des Fleckens verzichtete auf die ihr vom Kiewer Komitee angebotene Hilfe und sammelte in eigenem Kreis 8000 Rubel, mit denen der Hauptschaden repariert wurde.

Einige interessante Episoden spielten sich nach dem Exzess von Bjelaja-Zerkow ab. In der Kiewer Zeitung „Kiewskije Otkliki" beschuldigte der Berichterstatter zwei Gymnasiasten mit Namensangabe, einen Sekundaner und einen Oberprimaner, der Anteilnahme am Pogrom. Daraufhin setzten die Schüler des Bjelaja-Zerkower Gymnasiums ein kameradschaftliches Gericht ein, das nach „sorgfältiger Unter-

suchung“ und Analyse der Materialien eine Resolution fasste, wonach der Oberprimaner der Aufhetzung zur Plünderung, der Sekundaner der Kommandierung eines Exzedentenhaufens für überwiesen erklärt wurden. Da der erstere seine Tat zu bereuen vorgab, so kam er mit einem moralischen Tadel davon, wohingegen der Sekundaner als schädliches Mitglied, das die Umgebung demoralisiere, aus der Mitte der Schüler ausgeschlossen wurde.[1])

Ein ähnlicher Vorgang knüpfte sich an das Verhalten des Leiters der staatlichen zweiklassigen Schule, Nedyboschok. Dieser Mann hatte während des Pogroms eine Gruppe von Pogromgesellen aufgehetzt und ihr zugerufen: „Jungens! Haut sie tüchtiger! So ist es ihnen recht, diesen Juden!“ Gegen diese „empörende“ Tatsache wandten sich zwei Kollegen, Fjodorenko und Wassilewskaja, mit einem offenen Brief an die Presse, in dem es also hiess: „Wir, ebenfalls Lehrer der zweiklassigen Schule, halten es für unsere Pflicht, die Richtigkeit der in den Zeitungen mitgeteilten Tatsache zu bekräftigen, da wir mit eigenen Ohren die aufstachelnden Zurufe von Nedyboschok vernommen haben. Da wir eine solche Ausschreitung eines anständigen Menschen und des Lehrerstandes für unwürdig erachten, so können wir nicht umhin, ihm unsere Missbilligung auszudrücken.“

Andererseits machte sich gegen einige „ehrbare Ortseinwohner“, die dem Pogromtreiben sympathisierend gegenüberstanden und auch den Staatsanwalt von irgend welchem Einschreiten gegen die Exzedenten abzubringen suchten, seitens der freiheitlichen jüdischen Bevölkerung ein Boykottstreben geltend. Dieses Mittel richtete sich eine zeitlang gegen meherere Geschäftsinhaber (gegen einen Apotheker, einen Kolonialwarenhändler, einen Bäcker, den Konsumvereinsladen usw.). Es war eben eine Kampfzeit, wenn selbst in Bjelaja-Zerkow ein solcher Geist aufkommen konnte.

Dymer

Vor Oktober 1905 waren in Dymer keine judenfeindlichen Ausschreitungen vorgekommen. Die Lokalbehörden verhielten sich den Juden gegenüber durchaus nicht feindlich. Dasselbe lässt sich von den Beziehungen der Bauern zu den Juden sagen. Wie unter den Christen, so gab es auch unter den Juden keine politischen Parteien, denn die kleine machtlose Organisation des Bundes konnte man nicht als Partei betrachten.

Ueber die nahende Gefahr erfuhren die Dymerer Juden durch ein Telegramm ihrer Stammesbrüder aus dem benachbarten Hostoml, wo bereits am 20. Oktober ein Pogrom ausgebrochen war. In Dymer selbst fanden weder Versammlungen noch Prozessionen noch irgend welche andere Veranstaltungen statt, die einen Anlass zum Pogrom hätten geben können. Immerhin trafen auch hier die Juden ihre Vorbereitungen: sie bezahlten, wie es sich gehörte, die Vertreter der Behörden, versteckten ihre Waren und Habseligkeiten, schenkten den Bauern 100 Rubel *für die Kirche* und versicherten sich der Hilfe der

---

[1]) Die Schlussmitteilung über die Schüleraffäre ist den „Nowosti“ entnommen, in denen sowohl die Namen der Gymnasiasten als der ganze Wortlaut der Resolution wiedergegeben sind.

freiwilligen Feuerwehr, deren meisten Mitglieder Juden waren. In der Nacht vor dem 21. Oktober hielten die Mitglieder dieser Feuerwehr gemeinschaftlich mit dem Urjadnik und anderen Polizisten Wache, und es wäre ihnen wohl gelungen, die Ortschaft zu beschützen, wenn der Urjadnik nicht gegen Morgen ein geheimnisvolles Schreiben vom Pristaw erhalten hätte.

Es ist nicht bekannt geworden, welche Instruktionen oder Mitteilungen in diesem Schreiben enthalten waren, aber unmittelbar nach dem Eintreffen dieses Schriftstücks verliess der Urjadnik seinen Posten. Ihm schlossen sich die übrigen Polizisten, sowie die Bauern an, die an der Bewachung des Orts durch die Feuerwehrleute teilgenommen hatten. Fast zur gleichen Zeit drangen 40 Bauern des Dorfes Litwinowka, die schon am Kiewer Pogrom „mitgewirkt“ und eben Hostoml geplündert hatten, in die Ortschaft. Sie liessen einen Gottesdienst abhalten, und unmittelbar danach machten sie sich daran, jüdische Läden und Wohnungen zu plündern. Sie waren mit Aexten und Stangen bewaffnet und „arbeiteten“ unter der Leitung eines mehrfach vorbestraften Diebes.

Als die Juden sahen, dass sie den Plünderern schutzlos ausgeliefert seien — die Polizei liess sich während der acht- bis zehnstündigen Dauer des Pogroms nicht auf den Strassen zeigen —, hielten sie es für das richtigste, sich zu verstecken. Damit gaben sie manchem Dymerer Bauern die Möglichkeit, sich die Sachen ihrer jüdischen Nachbarn, die gerade geplündert wurden, ungeniert anzueignen. Es muss aber zugegeben werden, dass sich die Ortseinwohner an der Plünderung im allgemeinen nicht beteiligt haben.

Waren so nur wenige Bauern aktiv für die Juden eingetreten, so beherbergten doch viele bereitwillig die um Zuflucht bittenden Juden. Auch willigten sie ein, die Habseligkeiten der jüdischen Nachbarn in Verwahrung zu nehmen.

Der Ortspfarrer empfing die Plünderer mit Brot und Salz und hiess sie auf diese Weise willkommen. Er tat das aber wahrscheinlich aus Angst vor dem Gesindel, denn im Widerspruch zu seiner symbolischen Begrüssung bat er die Leute, auseinanderzugehen.

Der Pogrom ergoss sich ziemlich gleichmässig über alle Teile der Ortschaft, in denen Juden wohnten. Die geplünderten Waren und Habseligkeiten wurden von den Eindringlingen in Karren und Wagen weggeschleppt. Sie wurden von niemandem daran gehindert. Es wurden in Dymer 17 Läden und 140 Wohnungen geplündert, und 160 Familien geschädigt. Die Gesamtverluste beliefen sich auf ca. 30 000 Rubel. Kreditmangel, Arbeitslosigkeit und ein banges Gefühl der allgemeinen Unsicherheit — die üblichen und natürlichen Folgen der Pogrome — traten darauf auch hier hervor.

Hostoml

Die nichtjüdische Bevölkerung des Fleckens Hostoml besteht fast ausschliesslich aus Bauern, bei denen zur Zeit des Pogroms von einem politischen Parteileben nicht die Rede sein konnte. Dasselbe war übrigens bei den Juden der Fall, wenn man vom „Jüdischen Arbeiterbunde“ absieht, und auch diese am Orte einzige Partei hatte es trotz

aller Anstrengungen nur auf 20 Anhänger gebracht, die aber auch kaum eine Ahnung vom Programm und von der Taktik der Partei besassen. Die Beziehungen zwischen den Juden und den Bauern waren stets durchaus friedliche, und da auch die Vertreter der Behörden immer gern und wohlwollend von den Juden Geschenke entgegenzunehmen pflegten, so waren die Juden um ihre Sicherheit unbesorgt. Tatsächlich hatten hier nie Judenhetzen stattgefunden, und bis zum Oktober 1905 hatten sich hier auch keinerlei Zeichen einer diesbezüglichen Agitation bemerkbar gemacht.

Am Morgen des 20. Oktober kamen nach Hostoml aus den benachbarten Dörfern 20 bis 25 Bauern, die bereits beim Kiewer Pogrom „tätig" gewesen waren, und erzählten, der Zar habe dem Volke die Freiheit gegeben, drei Tage hindurch die Juden zu schlagen. Daraufhin wurde ein öffentlicher Gottesdienst abgehalten (trotzdem der Rabbiner den Pfarrer inständig gebeten hatte, davon Abstand zu nehmen), nach dessen Beendigung die Plünderung sofort losging. Da sich die gewährte Frist der Raubfreiheit bereits ihrem Ende näherte — man nahm an, dass der 20. Oktober der dritte und letzte Tag sei — und es noch im benachbarten Flecken Dymer reiche unberührte Beute gab, so machte man die Sache kurz. Immerhin reichten die vier Stunden, die man dem Orte gewidmet hatte, dazu aus, um einige grössere Geschäfte und reichere Wohnungen zu plündern.

Nachdem die auswärtigen Plünderer weggezogen waren, konnten sich die ansässigen Bauern nicht bei dem Gedanken beruhigen, dass sie, denen ja wohl ebenfalls die „Freiheit" gewährt worden sei, bei der ganzen Geschichte leer ausgehen sollten. Da es ihnen aber peinlich war, am hellen Tage die Juden, mit denen sie so gut standen, zu plündern, so versammelten sie sich in einer jüdischen Synagoge, wo sie den Abend erwarteten, um sich dann mit den Rufen „Hurra!", „Haut die Juden!" auf die jüdischen Läden zu stürzen. Das eigentliche Demolieren besorgten fünf bis sechs Burschen, alle übrigen Ortseinwohner befassten sich nur mit dem Plündern der Waren. Einige jüdische Läden wurden von einem besonders eifrigen Anhänger der eigenartig aufgefassten „Freiheit" auch in Brand gesteckt. Die emporzüngelnden Flammen flössten aber den Bauern Furcht ein, das Feuer könnte auf die benachbarten Gebäude hinübergreifen und den ganzen Flecken ohne Rücksicht darauf, wem die Häuser gehörten, vernichten. Die ernüchterte Menge ging dann sofort auseinander.

Am selben Abend wurde auf Anregung einiger Bundisten eine Selbstwehr organisiert, an der etwa 40 Personen, darunter 12 junge gebildetere Bauern, beteiligt waren. Die Selbstwehrleute, obwohl nur mit Stöcken und Knütteln ausgerüstet, beschlossen, jedem weiteren Plünderungsversuch energisch entgegenzutreten.

Leider hatte die Selbstwehr am nächsten Tage wirklich Gelegenheit, in Aktion zu treten. Am 21. kamen nach Hostoml gegen 40 Landleute — meistens waren es Frauen aus den benachbarten deutschen Kolonien — mit vorsorglich mitgebrachten Säcken und machten sich in Gemeinschaft mit den ortsangesessenen Plünderern daran, die noch verschont gebliebenen jüdischen Läden und Wohnungen auszurauben. Da trat ihnen aber die Selbstwehr entgegen, und es entbrannte ein heftiger Kampf. Schliesslich gelang es doch der nur mit Stöcken bewaffneten Selbstwehr, die Plünderer auseinanderzutreiben. So wurde der Pogrom endgültig erstickt.

Die Polizei, d. h. der Pristaw, der Urjadnik und die Schutzleute, dachte nicht im entferntesten daran, den Plünderern entgegenzutreten. Zum Teil befleissigte sie sich ihnen gegenüber einer wohlwollenden Neutralität — so sah sich der Pristaw den Pogrom schmunzelnd an und zeigte dieses lehrreiche Schauspiel seinem Sohne —, zum Teil aber spornte sie die unentschlossenen Plünderer selbst an. Die Juden hatten sich an den Pristaw mit der Bitte gewandt, die Schliessung des dem Fiskus gehörenden Schnapsladens zu veranlassen, damit die Trunkenheit nicht die Bestialität der Plünderer steigern könnte. Der Pristaw versprach es auch, befahl aber bald darauf dem Verkäufer, unter keinen Umständen den Laden vorzeitig zu schliessen.

Der einzige hier vorhandene Vertreter der gebildeten Gesellschaft, ein General und Besitzer eines in der Nähe liegenden Gutes, der übrigens bei den Juden bis dahin als Judenfreund gegolten hatte, gratulierte den Plünderern zu ihrer Haltung. In nicht günstigerem Lichte zeigte sich die Familie des Ortspfarrers. Der Rabbiner versteckte sich mit seiner Familie in der Scheune des Pfarrhauses. Als die Pfarrersfrau davon erfuhr, jagte sie die Bedauernswerten fort. Günstigere Aufnahme fanden jüdische Flüchtlinge bei den unteren Schichten, soweit sie an den Plünderungen nicht teilnahmen; zwar verhielten sich diese Bauern den Vorkommnissen gegenüber auffallend gleichgültig, sie gewährten jedoch den geängstigten Juden gern ein Asyl. Die wenigen Juden, die, anstatt sich in Sicherheit zu bringen, den Versuch gemacht hatten, ihr Hab und Gut zu verteidigen, wurden schrecklich zugerichtet. Einer von diesen, ein alter Schuhmacher, erlag später den hierbei erlittenen Wunden.

Der materielle Schaden belief sich auf ca. 80 000 Rubel. Es sind 26 Läden geplündert worden, von denen zehn nachher in Brand gesteckt wurden, und gegen 50 Wohnungen wurden ausgeraubt. Auch die Synagoge wurde nicht verschont, und die Thorarollen sind bloss deshalb nicht beschädigt worden, weil man sie vorher versteckt hatte. Direkt sind 74 Familien geschädigt. Hinzugerechnet werden muss aber auch der indirekte Schaden; trat doch eine vollständige Stockung des Handels und eine Arbeitslosigkeit ein, die von geradezu furchtbaren Folgen begleitet war.

Obuchow

In Obuchow fanden im Oktober 1905 keinerlei politische Manifestationen statt, die in manchen Orten zum Ausgangspunkt von Pogromen wurden. Auch fehlte es hier, wie es schien, an jedem anderen Anlass zu einer Judenhetze. Als aber ringsherum Pogrome ausbrachen, hielten sich auch die Obuchower Juden für gefährdet und versuchten, ihre Waren und Habseligkeiten in mehr oder minder sicheren Orten, meist bei bekannten Bauern, zu verstecken.

Das waren die einzigen Massregeln, die die Obuchower Juden ergriffen. An eine Selbstwehr dachten sie nicht. Militär gab es in Obuchow nicht. Von dem Vertreter der Ortspolizei, dem Urjadnik, konnte man — und, wie es sich herausstellte, mit Recht — annehmen, dass er alles tun werde, um einen Pogrom zu unterdrücken.

Auch ein grosser Teil der Obuchower Bauern, die sogenannten fiskalischen Bauern — die deshalb so genannt werden, weil sie zur Zeit der Leibeigenschaft dem Fiskus angehört haben — flössten keine Befürchtung ein. Sie sind meist wohlhabend, angesehen, an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnt, und man konnte deshalb annehmen, dass diese Bauern sich hüten würden, jüdische Läden zu plündern, da der Gewinn, der ihnen dabei winkte, doch nur zu gering sein konnte, während die Gefahr, ins Gefängnis zu geraten, zu gross war. Bemerkenswert ist es, dass überhaupt alle alten Bauern, die sich noch des Pogroms, der in Obuchow im Jahre 1881 gewütet hatte, und der darauf erfolgten energischen Bestrafung der Plünderer lebhaft erinnerten, stets jedem Versuch einer Judenhetze energisch entgegentraten. Die Obuchower Juden, die nach Kischinew einige Zeit in ständiger Furcht vor Pogromen lebten, konnten sich von diesem Bestreben der alten Bauern mehrfach überzeugen.

Dagegen hatten die Juden allen Grund, vor denjenigen Obuchower Bauern auf der Hut zu sein, die früher Leibeigene adliger Gutsbesitzer gewesen waren. Bei der Befreiung aus der Leibeigenschaft wurden sie um ihr Land gebracht, sie besassen nichts und verdienten ihr kärgliches Brot meist als Fuhrleute. Diese Beschäftigung führte sie oft nach Kiew, wo sie mit schlechter Gesellschaft in Berührung kamen. Das Gefängnis hatte für sie nicht viel Abschreckendes, während ihnen der Pogrom andererseits mühelosen und verhältnismässig reichlichen Gewinn bringen konnte.

Tatsächlich waren es diese Elemente, die einen Pogrom inszenierten. Am Morgen des 21. Oktober kamen etwa 20 Obuchower Bauern, die gewöhnlich in Kiew als Fuhrleute beschäftigt waren, nach ihrem Heimatsort. Sie hatten an den vorangegangenen Tagen am Kiewer Pogrom tätigen Anteil genommen, und, als der Pogrom in Kiew aufhörte, erinnerten sie sich daran, dass auch in Obuchow etwas Aehnliches veranstaltet werden könnte. In verlockenden Worten schilderten sie ihren Nachbarn ihre Kiewer Erlebnisse. Dann riefen sie: „Haut die Juden!“ und stürzten sich auf die jüdischen Läden. Diesen Plünderern schlossen sich etwa 20—30 andere Ortseinwohner an.

Die meisten Juden beeilten sich, ihre Läden zu schliessen, um sich dann irgendwo zu verstecken. Andere wiederum begannen mit einigen fiskalischen Bauern zu unterhandeln. Sie versprachen ihnen eine Belohnung — es sollen 75 Rubel gewesen sein — für Hilfeleistung. Die Bauern gingen darauf ein, und es gelang ihnen mit Hilfe des Urjadniks, die Plünderer nach zweistündigem Kampfe auseinanderzujagen. Anständig betrug sich dabei der Obuchower Pfarrer. Nicht nur nahm er gerne die fliehenden Juden auf, er verwahrte auch ihre Waren und Habseligkeiten in seinen Räumen.

Immerhin gelang es dem Gesindel, 15 Läden und ebensoviel Wohnungen zu plündern. Die geraubten Sachen wurden weggeschleppt und sorgfältig versteckt. Der Schaden belief sich auf etwa 15 000 Rubel. War diese Summe an und für sich nicht bedeutend, so ist es doch zu bedenken, dass der Pogrom zwar unmittelbar nur 25 Familien geschädigt hat, dass aber die indirekten Folgen des Pogroms, die Arbeits- und Kreditlosigkeit, die gesamte jüdische Bevölkerung Obuchows in allerimpfindlichster Weise getroffen haben.

Tschigirin

Gesamtbevölkerung (1897) 9872, Juden 2921.

Wohl infolge ihrer Abgelegenheit von den Verkehrsstrassen ist die von einer Eisenbahnstation 35 Werst entfernte Kreisstadt Tschigirin ungeachtet ihrer 10 000 Einwohner, von denen gegen 3000 Juden sind, überhaupt in ihrer geistigen Entwicklung weit zurück, so dass von irgend einem politischen Leben erst recht keine Rede sein konnte. Es existierten dort im Herbst 1905 noch keine politischen Parteien, abgesehen von drei nach dem 17. Oktober begründeten, je 25 Mitglieder zählenden, sehr untätigen „Gruppen“ des Verbands „zur Erreichung der Vollberechtigung der Juden“. Die Beziehungen zwischen der jüdischen und der christlichen Bevölkerung waren im allgemeinen friedliche zu nennen; dagegen hatten die Behörden den Juden beständig etwas am Zeuge zu flicken. Nach dem Pogrom im benachbarten Flecken Smjela im Jahre 1904 hatte in Tschigirin eine antisemitische Propaganda begonnen. Die erschreckten Juden hatten sich damals bei den Lokalbehörden loszukaufen gesucht und auch bei der Kiewer Zentralbehörde um Hilfe gebeten. Gouverneur Rafalsky war daraufhin nach Tschigirin gekommen und hatte versprochen, Massregeln zu ergreifen. Dieses „amtliche“ Wort hatte die Juden auch vollständig beruhigt, und nicht einmal der Gedanke an Selbstwehr war bei ihnen aufgetaucht. Wirklich war auch seitdem von Pogromen nicht mehr die Rede gewesen, und erst nach den Oktoberereignissen in Kiew begannen sich Zeichen einer drohenden Gefahr bemerkbar zu machen. In dem Bestreben, hinter den Pogromanstiftern der Nachbarorte nicht zurückzustehen, entfaltete die Schutzmannschaft und das kleinere Beamtentum Tschigirins eine antisemitische Agitation, die besten Erfolg hatte. Allerdings fehlte es hier an äusseren Anlässen zum Pogrom ganz und gar: es gab hier weder Volksversammlungen noch revolutionäre Demonstrationen noch patriotische Kundgebungen. Aber es ging auch so.

Das Signal zum Pogrom mag, ob gewollt oder ungewollt, vom Pfarrer Kowalewsky mit seiner am 24. Oktober von der Kanzel herab gehaltenen Hetzrede — er nennt sie Predigt — über das Thema „Jede Seele möge der Obrigkeit gehorchen“ gegeben worden sein. Unmittelbar nach dieser „Predigt“ stürzten sich die in der Kirche anlässlich des Feiertags versammelt gewesenen Bauern, ca. 300 an Zahl, auf die jüdischen Läden und Wohnungen und plünderten alles, was zu plündern war. Den Bauern, die aus den benachbarten Dörfern herübergekommen waren, schlossen sich Ortseinwohner und Schüler an, während andere Bürger und „gebildete“ Beamte als Zuschauer fungierten. Als Waffen dienten Stöcke und Steine. Organisiert waren die Plünderer nicht: bei allem Ueberfluss an Agitatoren fehlte es an geeigneten Organisatoren.

Mit Ausnahme von einigen Schutzleuten, deren Tätigkeit oben kurz geschildert ist, hat sich weder die Polizei noch das hier vorhanden gewesene Militär — 100 Kosaken — am Pogrom beteiligt. Diese für Russland ganz ungewöhnliche Erscheinung mag darauf zurückzuführen sein, dass die Kosaken, die aus irgend einem Anlass, aber durchaus nicht zur Sicherheit der Juden nach Tschigirin berufen worden waren, die ganze Zeit hindurch von Juden aufs reichlichste verpflegt wurden. Und so geschah es, dass

die Kosaken beim Beginn des Pogroms dem Drängen des Staatsanwalts nachkamen und die Plünderer mit Hilfe ihrer Peitschen und Gewehrkolben auseinanderjagten. Bezeichnenderweise hielten die Plünderer dieses Vorgehen der Soldaten für ein Missverständnis oder für das Resultat der Bestechung der Soldaten durch die Juden und blieben die ganze Nacht hindurch ausserhalb der Stadt versammelt, in der Hoffnung, dass die Kosaken doch schliesslich zur Vernunft kommen würden. Da dies glücklicherweise nicht zutraf, so musste der Pogrom als beendet angesehen werden.

Das Verhalten der russischen „Gesellschaft" war grösstenteils ein indifferentes. Manche gebildete Russen betrachteten den Pogrom als ein interessantes Schauspiel. Zwei „bessere" Familien hatten den traurigen Mut, Juden, die bei ihnen Zuflucht gesucht hatten, auf die Strasse hinauszustossen. Viel besser benahmen sich die einfacheren Leute, diejenigen unter den russischen Kleinbürgern, die sich den Plünderern nicht angeschlossen hatten. Sind sie auch nicht aktiv für die Juden eingetreten, so haben sie doch den Pogrom nicht als Schaustück betrachtet und den hilfesuchenden Juden gern Zuflucht gewährt.

Vom Pogrom wurden alle jüdischen Stadtteile in gleicher Weise betroffen. Die geplünderten Sachen wurden teils von Bauern auf Wagen weggeschafft, teils von den in der Stadt wohnenden Plünderern versteckt. Im ganzen wurden sieben Läden und über 40 Wohnungen ausgeraubt. Die vielen Wohnungen, in denen die Plünderer nur Zeit hatten, die Fenster einzuwerfen, sind dabei nicht mit eingerechnet. Der Gesamtschaden belief sich auf etwa 25 000 Rubel.

Viele Geschäfte mussten nach dem Pogrom eingehen. Der Kredit versiegte vollständig. Trotz seiner unbedeutenden Dimensionen war der Pogrom von traurigen Folgen für die jüdischen Handwerker, Arbeiter und Kommis, die arbeits- und stellenlos wurden.

Uman

Gesamtbevölkerung (1897) 31 016, Juden 17 943.

Die Stadt Uman nimmt in der Geschichte der Judenmetzeleien in Russland eine der ersten Stellen ein. Am Ende des 18. Jahrhunderts, unter der Herrschaft Katharinas II., war Uman der Schauplatz des bedeutsamen historischen Ereignisses des Hajdamaken-Aufstandes, der, unter der Anführung von Gonta und Zelezniak, in einer ungeheueren Judenschlächterei kulminierte. Noch heutzutage wird auf dem Marktplatz der Stadt eine Stelle gezeigt, wo Tausende von Juden, die von Kosakenhand niedergemetzelt wurden, ihr Grab gefunden haben.

Eine ruhige Stadt, die einst im Besitze des polnischen Magnaten Potocki war und einen gewissen Anstrich des Polentums noch bewahrt hat, kannte Uman, dessen Hauptbevölkerung aus Juden (etwa 20 000 = 60%) besteht, nicht den scharfen Antagonismus der jüdischen und christlichen Bevölkerung, folgte nur zögernd und langsam der allgemeinen Entwicklung und Neubildung der politischen und sozialen Ordnung in Russland. Die letzten Jahre brachten jedoch gewissermassen

Bewegung in das Leben der Stadt, und unter dem Einfluss der Agitation von aussen bildeten sich dort revolutionäre Gruppen, meistens sozialdemokratische. Es wurden ein paar Streiks inszeniert, sowie einige politische Manifestationen veranstaltet. Der Erfolg war jedoch nur sehr gering. Die jüdische Bevölkerung verhielt sich zumeist kühl und ablehnend, dagegen änderte die Administration, die früher schlecht und recht mit den Juden in Frieden gelebt hatte, ihre Haltung und rächte sich bei jeder Gelegenheit an der jüdischen Bevölkerung. Sie eröffnete eine Razzia auf die jüdische Jugend und verhaftete viele im Verdacht der revolutionären Gesinnung stehende junge Leute. Die Polizei kam auch hinter die Organisation der Selbstwehr, die sich gleich nach den Pogromen von Homel und Schitomir gebildet hatte, verhaftete manche Führer und beschlagnahmte die Waffen, wodurch die Tätigkeit der Selbstwehr lahmgelegt war. Ueberhaupt hatte die Selbstwehr, die anfangs innerhalb der jüdischen Bevölkerung grosse Sympathien genoss, ein paarmal Pech mit der Waffenzustellung und büsste so ihre Autorität ein. Zur Zeit des Pogroms zählte die Selbstwehr nur etwa 150 Mitglieder, darunter nur sehr wenige Mitglieder revolutionärer Organisationen. Die Sozialdemokraten, auf deren Unterstützung man gerechnet hatte, täuschten in Uman die auf sie gesetzten Hoffnungen; sie blieben ganz passiv.

Die Kunde von der Konstitution machte in Uman einen überraschenden Eindruck. Ein Freudentaumel erfasste die Stadt. Es wurden sofort Meetings einberufen, die zehn bis zwölf Stunden dauerten. Juden, die früher abseits gestanden hatten und sogar etwas konservativ waren, wurden vom Strom der Begeisterung hingerissen, und auch die Christen der Stadt nahmen an der allgemeinen Erregung teil. Es kam vor, dass Juden und Bauern sich umarmten und einander zuriefen: „Wir sind nunmehr Brüder.“ Die revolutionären Parteien veranstalteten ihrerseits einen politischen Streik. Die Behörden waren kopflos und hatten noch keine Instruktionen. Allerdings war der Aerger der Polizei unverkennbar. Als ein einfacher Bürger an einen Pristawgehilfen heranging und von ihm Näheres über die gewährte Konstitution wissen wollte, meinte dieser: „Es wird eine Konstitution geben, wenn der Kater Junge kriegt. Wir werden aber Leute aus 15 Dörfern zusammenrufen, die euch Freiheit geben werden.“

Am 19. fand im Stadttheater ein grosses Meeting statt, wo eine Resolution gefasst wurde, eine Abordnung an den Isprawnik zu schicken und die Befreiung der politischen Häftlinge zu verlangen. Die Abordnung bestand aus sechs Juden und einem Polen. Der Isprawnik versprach, die Bitte zu berücksichtigen und beim Gouverneur sofort deswegen vorstellig zu werden. Unterdessen langte wohl aus Kiew die entsprechende Pogrominstruktion an. Ein unkontrollierbares Gerücht erzählt, dass ein Beamter im besonderen Auftrage nach Uman gekommen wäre und dem Isprawnik den Pogrombefehl übergeben habe. Die Reaktionäre der Stadt waren wie auf ein Zeichen vereinigt; es wurde eine geheime Sitzung einberufen, in der über die gegen die Juden zu ergreifenden Massregeln beraten wurde. Es wurden Stimmen laut, das Theater, wo gerade eine grosse Volksversammlung tagte, in Brand zu stecken. Dieses nach Tomsker Beispiel erfundene Schreckensmittel wurde jedoch auf den Rat der polnischen Grossgrundbesitzer verworfen. Der „Kriegsrat“ begnügte sich mit einem Pogrom.

Das erste Ergebnis der Gouvernementsinstruktion war ein Aufruf

des Isprawniks an die „friedliche“ Bevölkerung, worin er diese aufforderte, die „heiligen Güter“ gegen die Revolutionäre mutig zu verteidigen. Zugleich aber liess er auf dem Hofe des Gymnasiums zwei Mitrailleusen aufstellen und schickte Patrouillen in die Stadt. Andererseits sprach er schon zu den Juden von dem frechen Betragen der jüdischen Jugend, von der Beleidigung Seiner Majestät, von ihren frechen Plänen und seiner Absicht, zu ausserordentlichen Massregeln zu greifen. Vergebens baten einzelne Juden den Isprawnik, doch von solchen „ausserordentlichen“ Massnahmen abzusehen, da sich alles in Frieden beilegen lasse.

Die Polizei begann nun fieberhaft zu arbeiten, um den Pogrom vorzubereiten. Der Geistliche Kudritzki und ein Pristaw reisten in die banachbarten Dörfer, um die Bauern aufzuhetzen und in die Stadt zu rufen.

Am 20. Oktober fand die Generalprobe statt. Es wurde in aller Eile eine „patriotische“ Kundgebung veranstaltet, die hauptsächlich aus „Kleinbürgern“, die zur Reaktion schwören, bestand. Das Kaiserbild voran, gingen sie in den Strassen, an der Spitze ein Inspektor Milowanow und ein Beamter Below, und schrien: „Wartet nur, wir werden euch zeigen, was Freiheit ist.“ Die Juden schickten wieder eine Abordnung an den Isprawnik, dieser aber versicherte, dass alle Massregeln gegen den Pogrom getroffen seien. Am nächsten Tag fand nochmals eine „patriotische“ Manifestation statt. Diesmal nahmen schon Bauern, die aus den umliegenden Dörfern herbeigerufen wurden, daran teil. In der Kirche hielt der schon erwähnte Geistliche Kudritzki eine Hetzrede; nach dem Gottesdienst versammelten sich die „Patrioten“, die unter Polizeischutz und Begleitung von Militärmusik heranmarschierten, auf dem grossen Platze, der die beiden Stadthälften, den sogen. „neuen“ Stadtteil von dem „alten“, äusseren, trennt, und Milowanow hielt eine Brandrede, die in dem Rufe gipfelte: „Schlagt die Juden!“

Alsbald setzte sich der Zug von etwa 300 bis 400 Leuten, die mit Stöcken und Knütteln bewaffnet waren, in Bewegung, und ihre ersten Opfer waren zwei jüdische Schüler, die zufällig auf der Strasse gingen. Den Jungen gelang es mit grosser Not, durch die Flucht ihr Leben zu retten. Sofort stürzten sich die Hooligans auf die jüdischen Häuser und Läden, die sie zertrümmerten und plünderten. Die Polizei stand aneifernd und aktiv fördernd dabei. So z. B. half ein Pristaw Senatorski, die Fensterscheiben im Hause eines jüdischen Juweliers einzuschlagen, er schlug sogar selbst mit seinem Degen den Heringfässern in einem jüdischen Laden den Boden aus. Der Gehilfe des Isprawniks selbst, Radschewski, spornte die Hooligans an und schrie: „Schlagt die Juden — haut sie in Stücke!“ Die Selbstwehr war ausserstande, etwas auszurichten, da sie beinahe ganz waffenlos war und von den Patrouillen auseinandergejagt wurde. So wurden einige Mitglieder der Selbstwehr von den Soldaten ergriffen, vor den Augen des Isprawniks blutig geschlagen und ins Gefängnis abgeführt. Nichtsdestoweniger gelang es der Selbstwehr an manchen Stellen, die Hooligans zu verjagen. An der Plünderung nahmen ausser den Hooligans auch „Amateure“ teil. So eignete sich z. B. ein gewisser Kordjakow, Gerichtsvollzieher am Kreisgericht, viele Sachen aus dem Hause eines reichen Juden an, ohne dass es seiner Laufbahn geschadet

hätte. Auch sonst nahmen „intelligente" Stadtbewohner am Pogrom hie und da Anteil. Um sechs Uhr hörte die Plünderung auf. In den Strassen lagerten Soldaten, die vom kommandierenden Offizier den Befehl erhielten, „nicht einzuschreiten, wenn die Hooligans die Juden bloss schlagen werden, im Falle des Mordens aber ihn zu verständigen". Die Soldaten erfüllten treu den Befehl, und viele Juden wurden in dieser Nacht auf das unmenschlichste geschlagen.

Am nächsten Tag, den 22., verbreitete sich das Gerücht, die Bauern aus den Nachbardörfern zögen in die Stadt und ständen bereits an der Brücke, die zur Stadt führe. Die Perspektive war schrecklich. Der Isprawnik und die sonstigen Spitzen der Behörden riefen die Vertreter der Juden zu sich und „rieten" ihnen, sich mit den Bauern „auszusöhnen" und zu diesem Behuf auch ihrerseits eine „patriotische" Manifestation zu veranstalten. Die angsterfüllten Juden gingen darauf ein, obwohl sie Böses ahnten. Der Rabbiner und einige vornehme Juden schritten nun mit der Thorarolle und dem Kaiserbild entblössten Hauptes zur Brücke, um die Bauern zu empfangen. Als sie bei der Brücke anlangten, bot sich ihnen folgendes Bild: Eine zahllose Masse von Bauern, mit Stöcken und Heugabeln bewaffnet, stand finster drohend vor ihnen, sodann, den Weg versperrend, eine Soldatenabteilung. Als die Bauern die Juden erblickten, gerieten sie in Verwirrung, da sie darauf nicht gefasst waren. Man hörte Rufe, wie „Man hat uns gerufen, jetzt lässt man uns nicht herein!" Auf einmal ertönte ein Schrei: „Die verfluchten Juden halten das Bild des Kaisers!" Das war ein provokatorisches Signal. Die Bauern stürmten die Brücke, der Offizier aber, der die Soldaten befehligte, liess eine Salve abgeben, und drei Bauern blieben auf der Stelle. Der Offizier war ein Armenier. Die Bauern wurden noch mehr ergrimmt, es gelang ihnen, die Kette zu durchbrechen und in die Stadt zu dringen. Ein blutiger Pogrom begann. Drei Juden wurden auf der Strasse ermordet, viele bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen, die Häuser zertrümmert. Der Pöbel wütete. Die Panik der Juden war unbeschreiblich. Wer konnte, flüchtete sich zum Bahnhof. Aber die Kutscher verlangten horrende Preise, und auch die Juden, die sie erschwingen konnten, entgingen den Misshandlungen nicht, denn das Bahnpersonal war hooliganartig und schlug unbarmherzig die flüchtenden Juden. Schliesslich bekam indes die Polizei Angst vor den Bauern, und sie stellte bald den Pogrom ein. Tags darauf kam der Befehl aus Petersburg, dem Pogrom ein Ende zu machen, — und es trat Ruhe ein. Die Polizisten sagten den Bauern, die in die Stadt kommen wollten: „Heute kommt nicht! Es ist nicht mehr wie gestern; wir werden schiessen müssen!"

Der materielle Schaden, den der Pogrom verursachte, war für eine Stadt wie Uman nicht besonders gross. Er betrug 80 000 Rubel. Die Stadtduma spendete für die Geschädigten 2000 Rubel, worauf ihre Kundgebung anlässlich des Pogroms sich beschränkte. Die materiellen Folgen des Pogroms hat die Stadt Uman schnell überwunden. Sie hat nicht einmal auswärtige Hilfe beansprucht, sondern sich mit den an Ort und Stelle gesammelten 12 000 Rubeln und der Dumaspende begnügt.

Die russische Bevölkerung legte meist eine grosse Passivität an den Tag. Dagegen waren auf seiten der nichtrussischen christlichen Gesellschaft weit mehr Fälle von Sympathieäusserungen für die

bedrängten Juden. So vertrieb ein Angestellter des Syndikats landwirtschaftlicher Maschinen, W., durch Flintenschüsse die Hooligans von einer Stelle und rettete sechs Juden. Mehrere polnische Damen suchten den Juden beizustehen; eine von ihnen, S., rettete durch eine List einen Knaben aus den Klauen eines Soldaten, ihre Schwester beteiligte sich an der Sanitätswache usw.

Es ist für die Feigheit der Bauern charakteristisch, dass auf die von der Polizei in Umlauf gebrachte Nachricht, die Juden beabsichtigten an den Bauern der Vororte Rache zu üben, diese sich samt Frauen und Kindern in Angst und Bangen verkrochen und sich nicht zu zeigen wagten. Hätte die Polizei die Selbstwehr nicht entwaffnet, es wäre nie zu einem Pogrom gekommen.

Trotz der eingetretenen Ruhe leben jedoch die Juden in beständiger Angst, da die Polizei in einem fort unter den Bauern wühlt und einen Pogrom immer nach Belieben arrangieren kann.

Sonstige Pogrome im Gouvernement Kiew

Kiew hat hauptsächlich in seiner nächsten Umgebung Schule gemacht. Entferntere Kreise des Gouvernements blieben zum grossen Teil von den Exzessen gänzlich verschont, wohingegen der Kreis Kiew eine sehr grosse Anzahl von Pogromstätten aufweist. Wir nennen ausser den speziell behandelten Ortschaften noch folgende: Gurowstschina, Kopylow, Koroschin, Litwinowka, Mosistschi, Nowye-Petrowtzi, Fassowo, Stawki, Ludwinowka, Kitajew, Wepriki, Rykun, Motyschin, Slitowka, Witatschew, Bolschaja Koraschinowka, Malaja Koraschinowka, Makowistschi, Myschelowka, Horinka, Rubeschowsk, Mirgorki, Ljuschens, Jablonka (alle im Kreise Kiew), Roschew, Ossowtzi (beide im Kreis Radomysl), Malye Lissowtzi (im Kreis Skwira), Fursi, Rakitno, Koschanka, Sidorki, Ostriiki (im Kreis Wassilkow).[1])

Ueber zwei Pogrome in solchen kleinen Nestern erfahren wir von unserem speziellen Berichterstatter folgende Einzelheiten, die wir des Beispiels wegen wiedergegeben:

„In dem am Dnjepr gelegenen Kirchspiel S t a i k i leben zwanzig jüdische Familien, von denen fünf bis sechs Handel treiben, während alle anderen Handwerker sind. Am Donnerstag, den 20. Oktober, kehrten hierher viele ortsansässige, in Kiew als Fuhrleute usw. beschäftigte Bauern heim, die, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, die ganze Tiefe der russischen Konstitution bereits begriffen hatten. Ohne einen speziellen Anlass abzuwarten, überfielen sie gleich nach ihrer Heimkehr mit Unterstützung der einheimischen Bauern die jüdischen Geschäfte. Dies geschah in Gegenwart der örtlichen Polizeigewalt in Person des Urjadniks, der jedoch dagegen nichts einzuwenden hatte. Die Juden versteckten sich bei den ihnen befreundeten Bauern und hielten sich da bis Sonnabend auf. Am 22. traf nämlich eine zweite Bauernpartie aus Kiew ein und begann, da für sie nichts mehr zum Plündern und Rauben übriggeblieben war, die Juden selbst zu suchen. Diese wurden jedoch von ihren bäuerlichen Freunden nach dem auf dem anderen Dnjeprufer gelegenen Flecken Rschischtschew hinüber-

---

[1]) Zusammengestellt aus dem „Kiewljanin", „Kiewskaja Gaseta", „Kiewskije Otkliki", „Jewreiskaja Schisn", „Fraind".

gerudert. Geplündert wurden die acht wohlhabenderen Familien, deren Schaden etwa 6000 Rubel erreichte. Nichts wurde verschont. Die Thorarollen, die bei einem der Geplünderten aufbewahrt zu werden pflegten, verwendeten die praktischen Bauern mit grossem Nutzen, indem sie aus dem Pergament Kindertrommeln anfertigten.

Wie es heisst, sollen einige Juden in Staiki die bei ihren Brüdern geraubten Sachen angekauft und sich so gewissermassen am Pogrom bereichert haben." Dass eine solche traurige Erscheinung zu den seltenen Ausnahmen gehört, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Ueber den leichten Pogrom von Tripolje hören wir folgendes:

„Der ‚Volkszorn', der im Flecken Tripolje zum Ausbruch gelangte, war ziemlich harmloser Natur. Am 20. Oktober erzählten einige aus Kiew heimgekehrte Bauern und Fuhrleute von den dortigen Vorgängen, und da zu dieser Zeit gerade sehr viele junge Leute aus den umliegenden Dörfern nach Tripolje zur Einberufung gekommen waren, beschloss man unverzüglich zum ‚Ausbruch des Volkszorns' zu schreiten. Man ging von Haus zu Haus, schlug Scheiben ein und verlangte Geld. Nicht selten erfolgte allerdings diese Forderung in einer wenig liebenswürdigen Form. Man steckte nämlich durch die eingeschlagenen Scheiben ein Messer und rief: ‚Leg mal das Geld aufs Messer, Jude, oder es ist aus mit dir!' Natürlich gaben die Juden sowohl Geld als in Natura, so dass der harmlose Scherz ihnen doch 3000 Rubel und zwei angstvolle Tage kostete. Schliesslich wurden mehrere der Exzedenten verhaftet. Da erteilte der Isprawnik den Juden den Rat, den Kerlen zu vergeben und ihre Freilassung zu veranlassen; ihnen würde ja so wie so nichts geschehen, es wäre aber besser, dass sie, anstatt zu erfahren, dass solche Verbrechen ungeahndet bleiben, sich den Juden verpflichtet fühlen."

Gingen die Exzesse in verschiedenen Ortschaften direkt von einheimischen Bauern aus, die, bald aus eigener Initiative, bald durch Ankömmlinge oder die Polizei verleitet, an ihren Nachbarn sich versündigten, so gab es doch auch entgegengesetzte Fälle. Als in Ignatowka eine Partie Bauern der Nachbarschaft eindrang, um einen Pogrom zu veranstalten, da vertrieben sie die ortsangesessenen Bauern und liessen einen Pogrom nicht zu (Kiewljanin, 1905, Nr. 95). Ebenso verfuhren die Bauern von Borodjanka (Kiewskije Otkliki, 1905, Nr. 295). In Olschanitzi (Kreis Wassilkow) zeigte die bäuerliche Bevölkerung sogar einen hohen Grad politischer Reife. Der Urjadnik und ein Polizeiwächter wollten nach grossem Muster auch hier einen Judenexzess hervorrufen und hetzten die Bauern dazu, diese jedoch waren darüber empört, versammelten sich und fassten eine Petition ab, in der sie um Entfernung des Urjadniks aus ihrem Kirchspiel baten (Kiewskoje Slowo vom 31. Oktober 1905).

VIII.

Gouvernement Podolien

Balta

Gesamtbevölkerung (1907) 23 363, Juden 13 235.

Balta ist eine Stadt mit einer historischen Tradition — in bezug auf Pogrome. Einer der grössten und schauerlichsten Pogrome aus der Epoche 1881—1882 hat dort stattgefunden. Und aus diesem Grunde ist die Pogromgeschichte von Balta um so interessanter, da sie im kleinen die Geschichte der Pogrome überhaupt veranschaulicht.

In Balta ist, wie in fast allen Städten und Städtchen des südlichen Russlands, die Hauptbevölkerung jüdisch. Die christliche Bevölkerung besteht entweder aus „Kleinbürgern", die zum grössten Teil fanatische „Altgläubige" sind, oder sie gehört zur Beamtenklasse. Diese beiden Gruppen sind durch Erziehung und Ueberlieferung judenfeindlich und konservativ.

Nach dem berüchtigten Pogrom von 1882 herrschte in Balta lange volltändige Ruhe. Zwar war die christliche Gesellschaft — besonders aber die Obrigkeit — den Juden gegenüber voll Hass, doch kam es nie zum offenen Ausbruch. Erst in der jüngsten Zeit, nach den Krawallen von Kischinew, begannen in der Stadt hartnäckige Gerüchte über einen drohenden neuen Pogrom zu zirkulieren. So befürchtete man alljährlich zu Ostern den Ausbruch der Judenhetze. Auch im Frühling 1905 befanden sich die Juden in der gewohnten Angststimmung. Indes nach der Veröffentlichung der „Bulyginschen Konstitution" hörten die Pogromgerüchte auf. Die jüdische Gesellschaft, die nach dem Muster der anderen Städte teils zu der Partei der „K.-D.", teils zu den extremen linken Parteien hinneigte, atmete auf und hoffte nun mit den freiheitlichen Elementen des russischen Volkes in einem geschlossenen Bunde zusammengehen zu können. In der Tat machte sich in Balta auch unter der christlichen Bevölkerung eine liberale Strömung bemerkbar. So gab es z. B. in den lokalen Vereinen der Sozialrevolutionäre einige Christen, und der radikale „Bauernbund" vermochte eine gewisse Propaganda zu entfalten. Auch die Polen, die meistens zur Klasse der Grundbesitzer gehören, betrieben eine lebhafte politische Agitation, die vor allem das Prinzip der Autonomie und das Programm der K.-D. zum Inhalt hatte. Den liberalen Parteien gegenüber stand der Verband der „echt russischen Leute", an dem hauptsächlich die Beamtenschaft, teilweise aber auch die russische „Intelligenz" teilnahm. Diese „echt russischen" Männer entwickelten in Balta eine behördlich gestattete, ja sogar geförderte Propaganda, die in erster Linie auf Bekämpfung aller liberalen und „fremdländischen" Elemente, auf die Erhaltung der ungeschmälerten Autokratie hinarbeitete, einen Judenpogrom aber als Endziel hatte. So erliess der

„Verband der russischen Männer“ eine Proklamation gegen die Polen, worin die russische Bevölkerung auf die Autonomiebestrebungen der Polen aufmerksam gemacht und aufgefordert wurde, mit allen Mitteln gegen die „Feinde und Verräter des Vaterlandes“ zu kämpfen, die „Zerbröckelung“ Russlands nicht zuzulassen. Den Polen gegenüber begnügte sich der „Verband“ jedoch mit einer blossen Proklamation, die zwar viel Lügen und Verleumdungen enthielt, aber zu keinen Gewalttätigkeiten provozierte. Anders verhielt sich der „Verband“ den Juden gegenüber. Hier war von Anfang an die Losung ein Pogrom. Und auf dieses Ziel arbeiteten die Notabeln der Stadt, z. B. der Stadtverordnete O d o l s k i und der Pristaw K o r o p o w, offen und zielbewusst hin. Letzterer benutzte als Agitationsmittel die reaktionäre Zeitung „Denj“, die er den Polizisten und Bauern vorlas. Der einzige Beamte, der diese Bestrebungen nicht teilte, war der Isprawnik Sokolow, der die Pogromgelüste der Polizei im Zaum hielt.

Der 17. Oktober rief auch in Balta Enthusiasmus hervor. Die Freiheit wurde von den Juden mit Begeisterung begrüsst; die extremen Parteien veranstalteten sofort Umzüge und politische Meetings. Am 19. Oktober fand im Stadtklub und auf dem Stadtplatze eine grosse Volksversammlung statt, die, von den Sozialrevolutionären veranstaltet, von vielen Tausenden von Menschen besucht war und ganz friedlich verlief. Aber bereits am folgenden Tage verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, dass die Vorbereitungen zum Pogrom im vollen Gange seien. Man erzählte, dass der Pristaw Koropow mit verschiedenen obskuren Individuen geheimnisvolle Verhandlungen pflege. Am 21. Oktober wurden die Gerüchte noch drohender und besorgniserregender. Merkwürdigerweise war an diesem Tage der humanere Isprawnik Sokolow verreist, und die Pogromanstifter mit Koropow, Odolski und dem Staatsanwaltsgehilfen Daniltschenko an der Spitze hatten volle Bewegungsfreiheit. Am selben Tage brach in der Tat der Pogrom aus.

Die Selbstwehr, die vollständig unvorbereitet und unorganisiert war, liess sich überrumpeln. War sie ja erst am 20. Oktober und am 21. mit Mühe und Not ins Leben gerufen worden. Sie bestand aus 14 Leuten, darunter einem Russen. Die meisten Mitglieder der Selbstwehr gehörten keiner politischen Partei an. Diese kleine improvisierte Schutzwehr, die bloss über elf minderwertige, darunter fünf fast untaugliche, Revolver verfügte, war naturgemäss von vornherein zur Untätigkeit verdammt, so dass die Hooligans um so freieres Spiel hatten.

Der Pogrom nahm seinen Verlauf, wie in den meisten Städten. Er wurde durch eine „patriotisch-russische“ Manifestation eröffnet. Der Geistliche Sergejew hielt in der Kirche eine Rede, worin er seine Gemeinde ermahnte, gegen die Juden loszugehen und ihnen zu zeigen, wie man „patriotische“ Manifestationen mache. Um die Juden in die Mausefalle zu locken, lud der Stadtverordnete Odolski die jüdischen Notabeln ein, auch ihrerseits eine „patriotische“ Manifestation zu veranstalten, was diese auch taten. Um 3 Uhr nachmittags trafen die beiden Manifestationen zusammen: die christliche, bestehend aus etwa 50 Personen — Altgläubigen, Beamten, Städtern und Bauern —, die von Odolski und Koropow angeführt wurde, und die jüdische mit dem Rabbiner an der Spitze und mit Thorarollen in den Händen. Als die beiden Prozessionen einander nahe kamen, rief Odolski: „Haut die Juden!“ Das war das Signal zum Pogrom. Charakteristisch für die

Entstehung des Pogroms ist das von einem Zeugen (Nussin R.) wiedergegebene Gespräch zwischen dem Gendarmerie-Wachtmeister und dem Geistlichen Sergejew. Der Wachtmeister fragte den Popen, ob man bei der „Synagoge anfangen solle". Der Pope antwortete: „Nein, bei der Synagoge kann man nicht." Sie kamen dann überein, dass es „bei der Begegnung geschehe". Und also begab es sich. Auf das gegebene Zeichen von Odolski stürzten sich die Hooligans auf die Juden, rissen ihnen die Thorarollen aus den Händen, schlugen die Juden blutig und traten die Thorarollen mit den Füssen. Diese wandten sich zu wilder Flucht — hinter ihnen die Hooligans, plündernd und schlagend.

Die Exzedenten verteilten sich nunmehr in kleinere Haufen, um desto bequemer die einzelnen Häuser und Geschäfte plündern zu können. Sie waren bloss mit Keulen und Stangen bewaffnet. Diese mangelhafte Bewaffnung, sogar der Feuerwehrleute, die am Pogrom den Hauptanteil hatten, erregte die Unzufriedenheit der um die Hooligans als Zuschauer stehenden Beamten, darunter der Polizei und auch der 50 Kosaken. Einer von den Beamten rief missvergnügt aus: „Aber holt euch doch Waffen. Was kommt ihr mit leeren Händen her!" Die Juden begannen sich aus den Häusern zu wehren. Gleichzeitig griff auch die Selbstwehr ein, der es gelang, die Hooligans von manchen Gassen zurückzuhalten. So genügte es, wenn die Selbstwehr vor einem jüdischen Geschäfte die Drohung ausstiess, dass sie eine Bombe werfen werde, ohne eine solche in Wirklichkeit zu besitzen, auf dass die feige Schar der Pogromler auseinanderstob. An anderen Stellen genügte das blosse Gerücht, dass die Selbstwehr komme, um die Pogrombande in die Flucht zu jagen. Aber die Polizei liess die Selbstwehr nicht in das Zentrum der Stadt, wodurch gerade das reichste Geschäftsviertel den Plünderern preisgegeben wurde. In den Scharmützeln der Selbstwehr und der Hooligans fielen jedoch beiderseits Opfer, und zwar seitens der Juden z w e i: Jechiel Golowanetzki und ein Schuster Markowski, seitens der Hooligans f ü n f. Die meisten jüdischen Häuser und Läden wurden demoliert und ausgeplündert. Die geplünderten Waren wurden von den Feuerwehrleuten und Polizeibeamten vor den Augen der Pristawe Koropow und Datzenko auf eigens zu diesem Zwecke bestellte Fuhren aufgeladen und weggeführt. Viele Waren fand man nachträglich auf der Feuerwehrwache. Da drohten der Pristaw und der Staatsanwaltsgehilfe Daniltschenko den Juden mit einem neuen Pogrom, wenn sie gegen die Feuerwehr eine Klage anstrengen würden. Der Exzess dauerte von 3 Uhr nachmittags am 21. Oktober bis 2 Uhr nachts und begann am nächsten Tag, also am Morgen des 22., wieder. Aber diesmal wurde er durch die Schwadron des 35. Belgoroder Dragonerregiments zum Stillstand gebracht. Der Rittmeister Turkowski, der die Schwadron befehligte, erklärte ausdrücklich, er werde bei jedem Versuche, neue Gewalttätigkeiten zu begehen, die energischsten Massregeln treffen; allerdings fügte er auch hinzu, dass er die jüdische Selbstwehr um keinen Preis dulden würde. Damit nahm der Pogrom ein Ende.

Der im Laufe der zwei Tage angerichtete Schaden war sehr gross. Ausser den Toten gab es auf beiden Seiten sehr viele Verwundete. Jüdischerseits zählte man 58 Verwundete, während die Hooligans etwas mehr zu verzeichnen hatten. Man sieht somit, wie leicht die Juden die Mörderbanden hätten überwältigen und unschädlich machen können, wenn diese nicht von den administrativen Behörden

offen beschützt worden wären. Als darum der Vizegouverneur von Podolien, der sich nach dem Pogrom nach Balta zur „Untersuchung“ der Ereignisse begeben hatte, in einer von den Altgläubigen besuchten Kirche diesen ihre Teilnahme am Pogrom zum Vorwurfe machte, ward ihm von den Altgläubigen der klare Bescheid zuteil, dass sie nicht aus eigenen Stücken, sondern auf Drängen und Rufen des Pristaws Koropow die Sache mitgemacht hätten. Dieser habe sie aufgefordert, „zu helfen und die Christen zu retten“. Selbst an der aktiven Plünderung beteiligten sich die Polizeiorgane. Schutzleute halfen, die Magazine gewaltsam zu öffnen, die geplünderten Waren auf vorher bestellte Wagen zu laden und in Sicherheit abzuführen. Sie, die die Verhältnisse der Juden genau kannten, führten die Plündererbanden von einem Geschäft zum anderen und zeigten ihnen, wo etwas zu holen sei. So rief ein Schutzmann den Plünderern laut zu: „Jetzt kommt zur Bonbonfabrik!“ Auf diese Weise kam es, dass in Balta hauptsächlich das reichere Geschäftsviertel der Stadt, das Zentrum, in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die verhältnismässig enormen Verluste im Betrage einer Million trafen ausser leicht geschädigten etwa 800 Familien schwer. Die Zahl der demolierten und obendrein noch in Brand gesteckten Läden betrug 60; 50 andere wurden rein ausgeplündert, entgingen jedoch den Flammen. Daneben wurden zahlreiche Häuser demoliert und ausgeraubt, und in der Synagoge „nur die Scheiben“ eingeschlagen. Von der christlichen Bevölkerung zeigten nur einige Polen und intelligente Russen ein menschlicheres Gefühl und boten den zufluchtsuchenden Juden in ihren Wohnungen Schutz. Am schändlichsten benahmen sich die russischen Beamten aller Kategorien. Sie stiessen die hilfesuchenden Juden hinaus und gaben sie den Hooligans preis. Es ist hervorzuheben, dass die in Balta wohnhaften Türken, meistens Bäcker, für die Juden eingetreten sind und sie zu schützen gesucht haben. Auch die orthodoxe Geistlichkeit, mit Ausnahme des Oberpriesters (Protoiereus), war offen auf der Seite der Pogrombanden. Der Hass der russischen Beamten ging soweit, dass die Verwaltung des städtischen Spitals, das von Juden erhalten wird, die verwundeten Juden nicht aufnehmen wollte, so dass diese in das überfüllte jüdische Krankenhaus gehen mussten.

Nach dem Pogrom trat in der Stadt Todesstille ein. Sämtliche Geschäftshäuser stellten ihre Zahlungen ein, die Not wuchs von Tag zu Tag, und die verteilten Gelder (bis zum Frühling 1906, da unser Gewährsmann den Ort aufsuchte, waren es im ganzen 56 500 Rubel) vermochten kaum den schwersten Schaden zu heilen. Der Stadtrat war einige Tage nach dem Pogrom zu einer Sitzung zusammengetreten, und die Stadtverordneten glaubten ihre Schuldigkeit getan zu haben, indem sie, ohne ein Wort des Bedauerns mit den Opfern der Pogrome oder eines Protestes den Juden als Almosen 500 Rubel auswarfen, die von diesen abgelehnt wurden. Zu welcher Gemütsroheit die sogenannte Baltaer russische „Intelligenz“ gelangte, beweist folgender Fall. Das Hilfskomitee wandte sich auch an Christen um Spenden für die Opfer des Pogroms. Unter anderem schickte Frau N., die Vertreterin des Hilfskomitees, das Spendenbüchlein an den Adelsmarschall des Bezirks Wojewodski. Am selben Tage erhielt sie das Büchlein mit bubenhaft minimalen Einzeichnungen zurück, wie Zurawski, Isprawnikgehilfe, — 5 Kop., Odolski — ein reicher

Bürger und Rädelsführer des Pogroms — 5 Kop., Dr. Fiebrowski — reicher Gutsbesitzer und Arzt — 13 Kop. usw. Die edlen Herren, die den Pogrom auf ihrem Gewissen hatten, höhnten noch über ihre Opfer. Als jedoch die zynische Tat in der Oeffentlichkeit bekannt wurde, da bereuten einige Zeichner ihr Betragen und baten öffentlich um Verzeihung, indem sie sich dadurch zu rechtfertigen suchten, dass sie zu ihren Handlungen von den anderen Beamten gedrängt worden wären. Die Urheber des Pogroms streckten auch nach geschehener Tat noch lange ihre Waffen nicht. Ja, beinahe wäre drei Wochen nach dem Pogrom ein neuer ausgebrochen, durch die immerwährenden Hetzarbeiten des Pristaws Koropow hervorgerufen, wenn nicht der Isprawnik die Ruhe sofort wiederhergestellt hätte. Die Spuren des Pogroms blieben Monate an der Stadt haften. Elend und beständige Angststimmung, die sich in zielloser Auswanderung Luft machte — waren die Folgen.

Bogopol—Golta—Olviopol [1]

Gesamtbevölkerung ca. 40 000, Juden ca. 15 000.

I.

Gar mancher fremde Wanderer, den der Weg nur wenige Monate nach den Oktoberereignissen an einen berüchtigten Pogromort brachte, mochte verwundert und kopfschüttelnd fragen: Sind jene grauenerregenden Schilderungen, die eine zeitlang die Oeffentlichkeit aufgeregt haben, nicht ungeheuerliche Uebertreibungen gewesen? Denn an den meisten Orten, namentlich aber in den grossen Städten, war gar bald alles wieder vertüncht, aufgefrischt, repariert, und erst ein schärferer Blick konnte trotz aller Reparaturen auch die ä u s s e r e n Spuren der Verwüstungsarbeit herausfinden, wozu eine gründliche Prüfung der Mauern und Fenster und eine Betrachtung des heimgesuchten Ortes nach allen Richtungen hin erforderlich waren; dann mahnten auch den Fremdling in Odessa unbewohnte Strassen, in Jekaterinoslaw von Kugeln durchsiebte Hausmauern, in Kiew prophylaktische Kreuzeszeichen an den Jalousien christlicher Läden in ganzen Strassen oder leerstehende Schulen an ausserordentliche Schrecken, die sich trotz aller nachträglichen Fürsorge der gestrengen Behörden nicht ganz verwischen liessen. Gleichwohl bedeutete es schon für jeden, der nicht Gelegenheit hatte, in das innere Heim der Betroffenen und Leidenden hineinzuschauen, eine gewisse Aufgabe, den äusseren Pogrom zu f i n d e n.

Allein es gab auch eine Kategorie von russischen Orten, wie Kalarasch, Alexandrowsk u. a., von denen selbst der oberflächliche Beobachter noch nach Monaten nicht ohne Gefühle des Grauens scheiden

[1] Bogopol gehört zum Gouv. Podolien, Golta und Olviopol liegen im Gouv. Cherson und zwar in zwei verschiedenen Kreisen (Ananjew und Jelissawetgrad). Die drei Orte, unter denen Bogopol den wichtigsten Platz einnimmt, sind jedoch dermassen miteinander verschmolzen und die ihnen stattgehabten Pogrome sind so miteinander verquickt, dass hier eine Trennung sowohl in der Untersuchung als in der Darstellung unangebracht war.

konnte. Zu ihnen gehört in erster Reihe der Flecken Bogopol nebst den dicht sich anschliessenden Ortschaften Golta und Olviopol. Als wir dorthin im März 1906 kamen, da war noch der Pogrom nicht nur in der Luft, wie sonst überall, sondern noch auf der Strasse, er war sozusagen mit Händen zu greifen und keineswegs verschämt in den Hintergrund getreten. Hunderte niedergebrannter Gebäude und finster hinausstarrender Ruinen taten von der Wucht der Zerstörungswut kund, die fünf Monate zuvor grosse Menschenmassen erfasst hatte und tagelang Ruchlosigkeiten nach Ruchlosigkeiten hatte begehen lassen. Dass das Werk ausgezeichnet organisiert und mit Bedacht ausgeführt worden sein musste, sah man sofort. Die augenfällige Rücksichtnahme auf gewisse Grenzen, hinter denen die christlichen Ortsteile beginnen, und die Erhaltung Nichtjuden gehöriger Gebäude mitten unter eingeäscherten jüdischen lehrten uns ohne weiteres, dass die Naturelemente den grandiosen Feuerbrand nicht hervorgerufen, ja nicht einmal gefördert, sondern einzig und allein dem menschlichen Willen nachgegeben hatten. Und als wir nachforschten, wer hier so meisterlich gehaust hatte, da vernahmen wir die traurige Kunde, dass Männer der Arbeit, zu Hunderten zählend, es gewesen waren, Toren, die ihr ganzes Leben lang ausgebeutet werden und nun auf völlig unbeteiligte Nachbarn sich stürzten, um, wie sie glaubten, das Vaterland zu retten. Befand sich aber das russische Vaterland in Bogopol, Golta und Olviopol in solcher Gefahr? Schauen wir zu!

II.

Die drei Ortschaften Bogopol, Golta und Olviopol beherbergten im Oktober 1905 unter ca. 40 000 Einwohnern etwa 15 000 Juden, die neben vielen Handwerkern eine sehr grosse Anzahl Kaufleute, Händler und Vermittler aufwiesen. Bogopol insbesondere galt als ein wohlhabender Ort, der durch seine Magazine einen Umkreis von mehreren Meilen mit Waren versorgte und durch seinen beträchtlichen Getreidehandel vielen Juden eine auskömmliche Existenz verschaffte und für die Bauern einen wichtigen Absatzpunkt ihrer Produkte bildete.

Alle drei Ortschaften beteiligten sich nur sehr wenig an der politischen Bewegung des Landes. Soweit auch in der Judenheit der öffentliche Sinn rege war, war er bis zur Wahlperiode der innerrussischen Politik abgewandt und richtete sich vornehmlich auf den Zionismus. So gab es hier eine grössere Anzahl im Zionismus tätiger Jünglinge und eine stattliche zionistische Gruppe von ungefähr 300 Mitgliedern (darunter allein aus Golta gegen 150 Schekelzahler). Das wesentlichste Ergebnis ihrer Arbeit waren kulturelle Gründungen, wie musterhafte Schulen und dergleichen; so besass Golta eine vielgelobte hebräische Mädchenschule (mit etwa 300 Schülerinnen), während Bogopol sein nationales Erziehungsstreben in einer grossen Knabenschule verwirklichte. Indes gingen hier wie dort diese und ähnliche Schöpfungen nur von einem beschränkten Kreis aus, während das Gros der jüdischen Bevölkerung im allgemeinen passiv und hauptsächlich auf den Erwerb bedacht war. Ausser den „allgemeinen" Zionisten besass hier keine einzige jüdische Partei, weder der „Bund" noch die Zionisten-Sozialisten, noch selbst die Poale-Zion, irgendwelche Filiale. Dass die Juden auch hier mit der Freiheitsbewegung sympathisierten, war schon durch die Vorherrschaft kulturell-zionistischer

Strebungen bedingt, aber diese Sympathien traten bis zur Wahlkampagne im Jahre 1906 in keiner Aktion hervor.

Jedenfalls herrschte in der jüdischen Bevölkerung eine ganz andere Stimmung als in der christlichen. Diese bildete, von einzelnen Personen abgesehen, in allen drei Ortschaften ein konservatives Konglomerat. Die Bauernreihen waren eine politisch träge Masse, die Arbeiterschaft (in Golta allein ca. 500—600 Mann) ging mit den reaktionären Eisenbahn- und Fabrikbeamten durch dick und dünn, und irgendwelche progressive festgefugte Organisation existierte nicht. Als der „Verband des russischen Volkes“ aufkam, brachte es Bogopol recht früh auf eine Verbandsgruppe, der Geistliche und Beamte angehörten; vorher aber hatte bereits eine selbständige lokale Organisation, die sich „Kontrerevolutionäre monarchistische Gruppe“ nannte, speziell für Golta und Nebenorte eine aufwieglerische Proklamation veröffentlicht und die ohnehin unfreundlichen Beziehungen zu den Juden wesentlich verschärft.

Sind doch diese Ortschaften nur nach und nach in den Bann rabiaten Antisemitismus geraten. Noch in den neunziger Jahren waren die in der lokalen Gesellschaft massgebenden Kreise, die sich um die Eisenbahn- und Postverwaltung gruppieren, von Judenhass frei, aber allmählich hatten sie immer mehr antisemitische Elemente (darunter einen Arzt) aus der Ferne aufgenommen und wurden in ihrer überwältigenden Majorität immer mehr ein Herd antisemitischer Tendenzen, die nicht allein die zahlreichen am Ort befindlichen Maschinisten, Schaffner, Träger usw., sondern auch die in den Eisenbahnwerkstätten beschäftigten Arbeiter (200—300 Mann) ergriffen. Im Laufe eines Jahrzehnts war hier das Verhalten gegen die Juden völlig umgewandelt.

Nur an einer Stätte war eine Zeitlang dieser Geist zurückgetreten, nämlich im Goltaer Auditorium für populäre Vorträge, das auf dem Boden gemeinsamer Beteiligung eine gewisse Annäherung zwischen Juden und Christen hervorgerufen hatte, das aber in Wahrheit schon den Keim anderer Saaten in sich trug; denn nach dem Pogrom wurden die vereinzelten Liberalen verdrängt, und das Auditorium ward zum Tummelplatz reaktionärer Gelüste. Das liberalisierende Auditorium war fast eine ebensolche Selbsttäuschung wie die frühere Versicherung der Sozialdemokraten, dass sie zum 1. Mai 1905 300 Leute zu einer Strassendemonstration auf die Beine bringen könnten. Damals war es infolge bestimmter Warnungen zu einem Versuch gar nicht erst gekommen, jetzt aber, zurzeit der kontrerevolutionären Barbarei, zeigte es sich mit Bestimmtheit, dass ein solcher Versuch glattweg misslungen wäre. Denn trotz seiner verhältnismässig stattlichen Arbeiterschaft kannte Golta ebensowenig wie seine Nachbarorte irgendwelche Kundgebungen für die Freiheit und besass nicht einmal einen richtigen V o r w a n d für einen Pogrom.

Dagegen gab es hier bereits eine Reminiszenz eines gelinden Pogroms aus dem Jahre 1881. Damals hatte diese Seuche Golta angesteckt, aber die unter Glockengeläute ausgebrochenen ernsten Unruhen wurden von Oviopol aus auf Initiative des dortigen Stadthaupts von dreissig Männern nebst dem Pristaw unterdrückt, wofür damals die Einwohner von Olviopol und insbesondere ihr Stadthaupt öffentlich belobt wurden. Seitdem ist Olviopol selber vom Judenhass

gründlich infiziert worden, so dass es den benachbarten Flecken keineswegs nachsteht. Die Metamorphose war ziemlich allgemein.

Bei den herrschenden Stimmungen wussten daher die Juden von Bogopol—Golta—Olviopol ganz genau, dass auch sie der Gefahr eines Pogroms ausgesetzt seien, sie waren aber lange zu irgendwelchen Schutzvorbereitungen überhaupt nicht zu bewegen gewesen, erklärten alle Jünglinge, die derartiges anstrebten, als „Charlatane“ und versicherten, dass sie im Notfall samt und sonders den Angreifern entgegentreten und ihr Hab und Gut schützen würden. Vielleicht waren von den Bogopolern, die ob ihrer Zahl und ihres Reichtums für alle drei Orte massgebend sind, manche noch der Vorgänge während jenes alten Pogroms eingedenk, zu dessen Beginne einige hundert Bogopoler Juden auf Kähnen nach Golta hinüberzurudern versucht hatten, ohne dass allerdings diese Hilfe, „um die Sachlage nicht zu komplizieren“, zugelassen wurde.

Immerhin war dank zweien aus Odessa herbeigeschickten zionistischen „Emissären“ ein Zusammenschluss der Selbstwehrelemente versucht worden, und im Dezember 1904 gab es eine Schutzwehrgruppe, die sich wegen der damaligen häufigen Mobilisierungen grosser Militärmassen nach dem fernen Osten als nützliches Abwehrmittel erwies, dann sogar für einen Moment ausserordentlich wuchs und schliesslich mit dem Nachlassen der Mobilisationen zerfiel[1]). Auch die selbstbewussteren Jünglinge hatten aus Mangel an Waffen und beim ablehnenden Verhalten der wohlhabenderen Juden gegen Spenden zu diesem Zweck ihre Idee nicht verwirklichen können, und so war das jüdische Bogopol zurzeit des Oktobermanifestes unvorbereitet.

III.

Im Gegensatz hierzu hatten sich die Pogromleute ausgezeichnet vorbereitet. Zwar besassen sie, von der genannten kontrerevolutionären Gruppe abgesehen, keine eigentliche Organisation, sie verfügten aber über gelehrige Truppen in den Arbeitern des Eisenbahndepots und der Fabriken. Nachdem die Führer längere Zeit für „literarische“ Belehrung durch den hetzerischen „Denj“ oder die unentgeltlich verteilten „Odessaer Tage“ gesorgt hatten, gingen sie zur regelrechten Organisierung des Pogroms über. Etwa eine Woche vor dem Unheil fanden im Eisenbahndepot, dem Hauptbrennpunkte der Agitation, mehr-

[1]) Nieht uninteressant und wehl aueh für andere Städtc eharakteristisch waren die diesbezügliehen Erlebnisse der Juden ven Gelta-Bogepel-Olviopel während der aufgeregtesten Zeit des russisch-japanisehen Krieges. Jeder Durchzug der zum Kriege einberufenen Soldaten dureh Gelta rief unter den Juden der drei Gemeinden eine starke Panik hervor. Galt dech das begüterte Bogopel als Leekerbissen, an dem die beinahe sicherem Tede entgegengehenden Desperados gern nasehen wellten. Mit der grössten Aufmerksamkeit alle diese Mebilisierungen verfelgend, suchten die Juden, dem Uebel zuverzukemmen. Vor allen Dingen zegen sie Erkundigungen ein, ob die ankemmende Partie zu Gewalttätigkeiten neige, und falls entsprechende Infermatienen einliefen, bereiteten sie die Polizei in angemessener Weise vor, bewirteten die gefürehteten Durchzügler, löschten an den Winterabenden die Laternen aus, um den Reiz und die Habgier der Krieger nieht zu entfaehen, u. s. w. Indes manehe Partien waren zu gewalttätig und dureh die kleinen Mittel allein nieht abzuweisen. Dann diente die Selbstsehützergruppe zu innerer Beruhigung. Einmal kam es aueh zu einem Zusammenstess mit einer Partie Mobilisierter; da eilte die kleine Schar den Bedrehten zu Hilfe, und ihr folgten sehr viele unbeteiligte Begepeler, werauf sie mit wenigen Revelvern und Stöcken die Krieger daventrieben. Um diese Zeit hatte sieh segar ein gresser Selbstschutz ven mehreren hundert Persenen gebildet, der sich aber mit eingetretener Ruhe auflöste.

malige Versammlungen und Beratungen darüber statt, ob ein Judenpogrom zu arrangieren sei oder nicht. Man müsse, meinten die Leute, „die Juden deswegen hauen, weil sie Gleichberechtigung erstrebten, um das Volk zu knechten, und den Zaren abschaffen wollen, um nachher Revolution anzustiften. Man sagte auch, dass aus Jelissawetgrad und Odessa Barfüssler („Bossjaki") anlangen würden, und verschiedene Zahlen wurden angegeben" (Bekundung des Telegraphisten Korablinow). Das Thema entfesselte stürmische Diskussionen. Auch ein beträchtlicher Teil des Eisenbahnpersonals beteiligte sich an ihnen und plädierte mit Feuereifer für einen bejahenden Beschluss. Nur auf vereinzelte Gegner stossend, drang diese Anschauung durch, und die Arbeiter von Golta waren somit verpflichtet. Noblesse oblige!

Die auswärtigen Exzedenten erwartete man schon eigentlich zum Mittwoch, so dass an diesem Abend das Volk am Bahnhof sich ansammelte. Da jedoch niemand kam, so ging man friedlich auseinander. Zum Donnerstag, dem 20. Oktober, wurde sodann der endgültige Zeitpunkt des Pogroms festgesetzt. Dies wussten schon alle, die christlichen Ortsbürger, die Behörden und schliesslich auch die Juden, obschon sie gerade nur ganz ungenügende Informationen besassen. So waren ihnen die Vorgänge im Eisenbahndepot in ihrer Totalität unbekannt geblieben, und nur mannigfache Warnungen und Drohungen liessen sie das heraufziehende Ungewitter erkennen. Bald fand sich ein Restaurateur, bald ein Schaffner, bald ein anderer Eisenbahnbeamter oder sonst jemand, die einzelnen Juden, sei es Nachbarn oder guten Bekannten, die Kunde überbrachten, dass ein Pogrom mit Bestimmtheit ausbrechen würde, die sogar hie und da das Datum nannten und zur Flucht rieten. Auch vernahmen Juden von dunklen Gerüchten, die ob ihrer wilden Verlogenheit nur provokatorische Zwecke verfolgen konnten. Was sollten sie sich sonst denken, wenn die Frau des Goltaer Pristaws die schauerliche Mär verbreitete, die Rabbinersfrau hätte ihr im Auditorium erklärt, dass den Christen nur noch vier Tage zum Leben gewährt seien, wenn ein Güterbetriebsbeamter berichtete, dass die Juden in Jelissawetgrad die Kathedrale in einzelne Steinchen zerlegt hätten? Oder wenn allgemein von Mund zu Mund das alleralbernste Gerücht ging, die Juden hätten den Mikado zum Zaren erwählt? Am 20. Oktober morgens kam noch ein anderes Drohzeichen hinzu: vor jüdischen Häusern lagen Kalkstücke als Merkzeichen.

Und doch waren die Juden von Bogopol—Golta—Olviopol, die ihre „Macht und Grösse" kaum ahnten und sich zu den ihnen am Orte zugeschriebenen historischen Missionen gar nicht berufen fühlten, auch vom Pogrom nicht völlig überzeugt. Da passierte an diesem Tage einem Juden R. folgendes: „Ich war — erzählt er — am 20. Oktober auf dem Bahnhofe Golta. Da hörte ich, wie der Pristaw dem Buffetier der dritten Klasse Grankowsky sagte, er möge Vorratsmittel rechtzeitig einkaufen, da es des Abends einen Pogrom geben würde, so dass man keine Provision würde bekommen können. Ich traute meinen Ohren nicht und fragte nochmals Grankowsky, ob ich richtig gehört hätte. Da er mit „Ja" antwortete, ging ich an den Pristaw heran und fragte: „Ist es wahr, dass es einen Pogrom geben wird, wie Sie Grankowsky gesagt haben?" „Es stimmt." „Was ist nun zu machen?" Darauf meinte der Pristow: „Sagen Sie Ihren Glaubensgenossen, dass

sie Tausende sammeln mögen, dann wird es möglich sein, den Pogrom zu unterdrücken.“ Ich ging nun und erzählte allen, was der Pristaw gesagt hatte.“

Früher als sonst wurde das Eisenbahndepot an diesem Tage geschlossen, und die Arbeiter strömten auf den Bahnsteig hinaus; hier warteten gegen 300 Leute einen bestimmten Abendzug ab, um die Instrukteure zu empfangen. In einigen jüdischen Läden und Wohnungen waren wohl schon bis dahin die Fenster eingeschlagen, aber zu weiteren Exzessen war es nicht gekommen. Dabei hatte sich ein kleiner Zwischenfall ereignet: gegen 7 Uhr abends hatten Exzedenten aus Versehen einen nichtjüdischen Laden zu demolieren begonnen, aber gleich damit aufgehört, als der Ladeninhaber herauskam und sie auf ihr Versehen aufmerksam machte. Der Zwischenfall diente zur Belehrung; denn den Nichtjuden wurde nun anempfohlen, für jeden Fall in ihren Fenstern Heiligenbilder aufzustellen.

Auf dem Perron herrschte eine fieberhafte Stimmung, die durch das gespannte Warten auf die geheimnisvollen Fremdlinge nur noch genährt wurde und sich unverhüllt gegen zufällig herankommende Juden richtete [1]). Eine halbe Stunde vor Ankunft des Passagierzuges kam ein feingekleideter Mann hinzu und ging von Gruppe zu Gruppe, mit den Massen heimlich sich besprechend und das Gespräch stets abbrechend, wenn ein Nichtarbeiter herankam. Alle diese Vorbereitungen geschahen vor Augen der vier ständigen und drei extra herbeizitierten Stationsgendarmen, sowie in Anwesenheit sonstigen Polizeipersonals, aber die Ansammlungen und Hetzereien wurden von niemand gestört. Endlich langte der ersehnte Passagierzug an. Aus dem grossen Agitations- und Exzedententrupp, der sich darin befand und alle Stationen in weitem Umkreise je nach Bedarf mit Hilfskräften versorgte, sprangen in Golta nur zwei Organisatoren heraus, aber sie waren auch vollkommen ausreichend, um mit dem eben genannten Hetzer gemeinschaftlich die Pogromregie zu übernehmen und die Massen in Bewegung zu setzen. Die Arbeiterreihen schnell durchschreitend, wandte sich das Dreigestirn dem Ausgang nach der Stadt zu, die Menge stürzte ihnen unter Hurra nach, und das Zerstörungsarrangement ging los. Die lange genährte und von den lokalen Geistern bis zu diesem Abend zurückgehaltene Pogromflamme loderte hell empor.

An demselben Abend hatten sich in Bogopol in einer Privatwohnung etwa hundert Juden versammelt, um die Sachlage zu beraten. Draussen harrten noch hunderte andere in fürchterlicher Panik. Die Juden wussten schon seit dem Nachmittage, dass das über ihnen schwebende Damoklesschwert unaufhaltsam niedersausen würde, aber sie suchten noch in letzter Minute, nachdem sie schon frühzeitig ihre Geschäfte geschlossen hatten, nach dem rettenden Strohhalm. Die Bogopoler erörterten die Frage, ob sie nach Golta sich begeben sollten, um dort den andrängenden Exzedentenscharen entgegenzutreten, oder ohne Rücksicht auf Golta im eigenen Neste den Ansturm abzuwarten hätten. Alter und Jugend waren untereinander uneinig; die Jugendlichen, darunter ein zionistischer und ein bundistischer Redner, plädierten

[1]) Ein Gewährsmann, der auf dem Bahnhof viel zu schaffen hat, erzählte uns: Am Donnerstag abend sah ich auf dem Perron und im Wartesaal dritter Klasse viele Leute, darunter Schüler, Realgymnasiasten und Eisenbahntechniker. Die Eisenbahnbeamten sind lauter Bekannte von mir, aber niemand wechselte mit mir einen Gruss . . .

in lebhaften Worten für den sofortigen Zug nach Golta. Da kam der Urjadnik des Ortes, ein Pogromgegner, herein und sprach auf die Juden ein, dass sie lieber in ihrem Flecken verbleiben und diesen verteidigen möchten. Seine Worte gefielen den Versammelten, und nur eine kleine Schar entschloss sich, Golta zu Hilfe zu eilen.

Ueber den darauf erfolgten ersten Zusammenstoss erzählt einer der Beteiligten, J. A., also: „Am 20. Oktober ertönten des Abends Alarmpfiffe von den Lokomotiven, begleitet von den Hornsignalen der Weichensteller und dem Glockengeläute der Goltaer Kirche, in das sich furchtbares Hurra und lautes Halloh mischte. Da liefen wir, gegen dreissig Mann, leider völlig unbewaffnet, nach Golta herüber und stiessen auf zwanzig Leute, die einen jüdischen Laden demolierten. Durch einen scharfen Angriff drängten wir sie bis zum Kirchenzaun zurück, wo ein Teil von uns stehen blieb, um die Exzedenten nicht heranzulassen, während ich und mehrere andere die herausgeworfenen Waren sammelten. Noch waren erst vier Läden demoliert, in die wir nun die im Schmutz liegenden Sachen zurücktrugen. Darauf verbarrikadierten wir die Läden mit leeren Kisten, Fässern etc. Kaum waren wir mit dieser Operation fertig geworden, als wir erfuhren, dass der Ananjewer Isprawnik in der Nähe sei. Da liefen wir, mehrere Personen, an ihn heran und baten ihn um Hilfe. Jetzt, meinten wir, da der Exzess noch keine grossen Dimensionen angenommen habe, sei der geeignetste Moment zu dessen Unterdrückung. Darauf erwiderte der Isprawnik, wir möchten lieber von unserem Widerstand ablassen, da er sonst für Bogopol nicht einstehe. „Ich rate euch, nach Hause zu gehen, ich aber werde schon die erforderlichen Massnahmen zur Unterdrückung des Pogroms treffen.“ In diesem Augenblick vernahmen wir grosses Geschrei. Die Exzedenten hatten sich auf einige Leute aus unserer Truppe, die völlig waffenlos vor den Läden standen, gestürzt und sie durch ihre überlegene Zahl zum Zurückweichen gebracht. Da liessen wir den Isprawnik im Stich, liefen zu unserer Truppe, die bereits am Laden von R. stand, und warfen vereint abermals die Pogromler bis zum Kirchenzaun zurück; hier stiessen wir auf neu angelangte Raufbolde, so dass deren Zahl insgesamt etwa fünfzig betrug. Nun gingen wir ein wenig zurück, trugen unter Leitung von Ch. F. die Waren aus dem Laden von D., die Habseligkeiten und eine Nähmaschine aus der Wohnung von L. T., sowie die Verkaufswaren aus den benachbarten Läden und alles Fleisch aus fünf Fleischgeschäften. Indes nur die Hälfte der Waren von D. vermochten wir in einem doppelten Wagentransport über die Brücke nach Bogopol hinüberzuschaffen, während alles andere von den Exzedenten erfasst und verbrannt wurde. Wiederum baten wir, und zwar noch energischer, den Isprawnik um Schutz, worauf er den Zeigefinger erhob und rief: „Ich habe euch schon gesagt, geht nach Hause, sonst kaviere ich nicht für Bogopol. Ihr werdet mit eurem Widerstand es noch schlimmer machen.“ Gerade während dieses Gespräches flackerten die Flammen aus dem Laden von W. und den benachbarten empor. Es wurde hell, so dass wir sehen konnten, wie vier Landpolizisten irgendwelche Gegenstände an die Exzedenten, die immer „mir, mir!“ schrien, verteilten. Der Isprawnik war verschwunden, der Goltaer Urjadnik aber, der von der Brandstätte gelaufen kam, wies auf das Gemeindeamt hin, wo eine gewaltige Menschenmenge stand, und fügte hinzu: „Seht ihr, lauft schnell davon, sonst wird es ein Unglück geben.“ Die

Exzedenten, unter denen viele Landpolizisten herumschnüffelten, fielen nun über uns her und schossen auf uns aus Revolvern, worauf wir uns in der Richtung zu den Fleischbuden zurückziehen mussten."

Der Kampf, von dem die obige Bekundung eine teilweise Schilderung entwirft, dauerte laut den Angaben mehrerer Teilnehmer über drei Stunden, fast bis Mitternacht, und hatte Verwundete beiderseits zur Folge. Trotz der geringen Zahl der Selbstschützer, deren es nach anderen Mitteilungen gar nur zwanzig gab, trotz des Mangels an Waffen und ungeachtet der immer stärker werdenden Menge hätte der Zusammenstoss nach der Versicherung Beteiligter doch noch eine andere Wendung genommen, wenn die Polizei nicht in geradezu verräterischer Weise eingegriffen hätte. Noch am Tage hatte der Isprawnik den um Abwehr des bevorstehenden Pogroms ihn anflehenden Juden stolz erklärt: „Solange ich Isprawnik bin, wird hier nichts passieren", am Abend aber betrog er die Juden mit Hilfe seiner plündernden Polizei. In kurzer Zeit war eine auffallende Metamorphose eingetreten. Eben noch waren die Polizisten mit Feuerwaffen ausgestattet, während die Hooligans nur Brecheisen, Aexte und sonstige Werkzeuge dieser Art besassen; im Nu war das Bild ein anderes, die Hooligans hatten bereits Revolver und die Polizisten nur noch Säbel. Ja, drei Zeugen erklären aufs bestimmteste, selber gesehen zu haben, wie die Landpolizisten an die Exzedenten ihre Pistolen abgeliefert hätten, und selbst der Urjadnik sagte, dass die Exzedenten jenen die Waffen *abgenommen* hätten . . .

Der Isprawnik aber verhöhnte noch dazu die Juden und amüsierte sich am Pogromspass. Als ihm die Botschaft überbracht wurde, dass eine ganze Lädenreihe brenne, meinte er sarkastisch zum Ueberbringer: „Im Hofe ist eine Tonne mit Wasser, löschen Sie doch das Feuer." Er wurde jedoch ernster, als der Brandherd allzunahe an die Kirche heranrückte, und mahnte zur Vorsicht: „Die Kirche kann ja in Flammen aufgehen."

Die ganze Nacht war Golta hellerleuchtet. Der Mob raubte und brandschatzte nach Belieben, Polizisten taten mit, und in der Kanzlei des Pristaws wurden geplünderte Sachen niedergelegt; denn die „patriotische" Pristawfrau hatte gar grossen Gefallen an dem Judengut. Die Juden aber waren aus Golta geflüchtet.

IV.

Gegen 5—6 Uhr morgens trat eine Ruhepause ein, aber schon nach wenigen Stunden sollte die Hauptbataille wiederum beginnen.

Die Juden von Bogopol hatten der grösseren Sicherheit halber die von Golta über den Bug nach Bogopol führende Brücke abgerissen und ebenso die andere Brücke über die Senjucha, die sie mit Olviopol verbindet, auseinanderzunehmen begonnen. Hier stiessen sie aber auf den energischen Widerspruch des Olviopoler Pristaws, des Untersuchungsrichters und des Landhauptmanns, die etwaige weitere Versuche mit Schüssen zu beantworten drohten, andererseits aber gelobten, den Zustrom von Exzedenten aus Olviopol zu verhindern.

Unterdes begannen mannigfaltige Gerüchte die gesamte Bevölkerung von neuem zu beunruhigen. Mit dem Frühzuge waren auch neue Pogromorganisatoren angelangt, darunter ein „fliegender" Matrose, der nebst seinen Genossen den ganzen Weg unsicher gemacht, zahlreiche

Passagiere beraubt und misshandelt, auf den Stationen agitiert und organisiert hatte und schliesslich im Hauptanziehungspunkt gelandet war.

Die Provokationen wirkten jetzt mit unheimlicher Schnelligkeit. Der damalige Auditoriumsbuffetier erzählt über seine Goltaer Beobachtungen von diesem Morgen also: „Des Morgens ging ich auf den Markt hinaus. Alles war ruhig. Im Gebäude, wo die Aushebung der Militärpflichtigen stattfinden sollte, traf man gerade die nötigen Vorbereitungen. Ich vermochte auf dem Markte einen Wagen zu mieten, um die Sachen einer bekannten jüdischen Familie zu mir abführen zu lassen. Kaum hatte ich den Wagen bepackt, als von Bogopol her ein grosser Lärm ausbrach und die ganze Menschenmenge vom Markte aus nach dem Bahnhofe lief, von der Einbildung gejagt, dass die Bogopoler Juden ihnen nachrannten, um sie zu morden. Zugleich ertönten Sturmgeläute und Alarmrufe der Weichensteller und Lokomotiven, denen etwas später die Signalhorne der Privatfabriken folgten. Ich befand mich auf dem Wege, durch den die Meister des Depots und der Fabriken, mit verschiedenen Gerätschaften ausgestattet, liefen und schrien: „Lasst uns gehen, die Unsrigen zu retten!" Der Lokomotivführergehilfe Sajatz trug einen Schraubenmutterschlüssel, gefolgt vom jüngeren Skawronsky, den ich anhielt und umzustimmen suchte. Aber Sajatz schleppte ihn fort." [1])

Was an dunklen Gestalten im ganzen Gebiet vorhanden war, kroch an die Oberfläche, wärmte sich am Feuer der Pogrombegeisterung und hetzte zur Arbeit. Da stand ein Hausbesitzer, der Handelsmann Iwan Litsch, mitten in Golta mit einem mächtigen Knüttelstock und rief flehentlich: „Brüderchen, in Olviopol haben die Juden bereits dreissig Christen ermordet, lasst uns in geschlossenen Reihen eilen, um unseren Brüdern beizustehen."

Das Zentrum der Hetzer und leuchlerischen Gerüchteträger war der Bahnhof. Unaufhörlich läutete die Stationsglocke auf Anordnung des Stationsgehilfen Korenew, eines Finsterlings ersten Ranges, der unmittelbar nach Empfang des Freiheitsmanifestes, wie Telegraphist Korablinow erzählt, im Telegraphenamt ausschrie, dass man die Juden hauen müsse, da sie jetzt die Christen knechten würden. Ueber seine weiteren Beobachtungen bekundet der erwähnte Beamte also: „Wenn auf der Station Alarm ist, haben alle Beamten sich sofort einzufinden. Ich eilte darum dorthin und begegnete auf der Eisenbahnbrücke einer Menge Arbeiter aus den Fabriken, in denen überall Signale zur Unterbrechung der Arbeit erfolgt waren. Die Arbeiter trugen alles mögliche mit sich, neben Hämmern, Stangen, Beilen, Schraubenschlüsseln auch solche Gerätschaften, die sonst nur in den Werkstätten des Depots aufbewahrt zu werden pflegen. Einige hatten auch Gewehre. Dazwischen sah man Bauern mit Heugabeln und Sensen. Ihre Hilfe sei vonnöten, erklärten sie mir, da die Juden in Bogopol und Olviopol bereits einige christliche Familien ausgeschlachtet hätten. Um diese Zeit tönten auch alle Kirchenglocken zum Sturm. Als ich ins Telegraphenamt kam, stürzte der

---

[1]) Auch der Lokomotivführer Metelski schildert eine ähnliche Scene. Am Freitag morgens will er den Versuch gemacht haben, die Arbeiter im Depot zu beruhigen; er habe sie mit dem Hinweis auf das, was sie in der Nacht angestiftet hätten, beschämen wollen. Da kam einer gelaufen und rief: Die Juden massakrieren die Russen. Nun half nichts mehr. Alle stürzten mit Hämmern, Stangen, Schlüsseln fort — nach Bogopol.

Stationschefgehilfe Korenew herein und befahl im Namen des Abteilungschefs Anitschkow den Telegraphenbeamten, nach beiden Seiten hin — nach Kamenny Most, Wradiewka und Podgorodnaja — den Stationsvorstehern zu übermitteln, dass sie in die nächsten Dörfer Leute schicken möchten, die das Volk sammeln sollten, um nach Golta zur Rettung der Station zu kommen, da die Juden die Christen hauen und massakrieren. Der Telegraphist Sajatz übermittelte es nach Wradiewka und Kamenny Most, der Kandidat Bondarenko nach Podgorodnaja. Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, dass die Juden von Paranowka hineingekommen seien und die Bauern niedermetzelten."

Ueberhaupt wurden mit besonderer Vorliebe auf dem Bahnhofe die Gerüchte ausgestreut, wie denn am Freitag die Propaganda schon ganz offen von Bahnbeamten betrieben wurde. Der Depotchef Feljanowitsch rief zu den Leuten: „Nehmt Instrumente und geht nach Bogopol zur Verteidigung, da die Juden uns berauben wollen." Der Kassierer der Güterbetriebsverwaltung Wratschinsky wandte sich an die Verlader mit den Worten: „Was steht ihr? Nehmt Waffen und eilt nach Bogopol!", und den Kommentar dazu gab der Telegraphenkontrolleur Bolgarski in der schönen Anweisung: „Geht nach Bogopol und wärmt euch tüchtig."

Auch auf die privaten Fabriken dehnten die Bahnbeamten durch Helfershelfer ihre provokatorische Propaganda aus. „Am Freitag — erzählt ein Zeuge — waren wir in der Fabrik von Fatz bei der Arbeit. Da kamen plötzlich 10 Eisenbahnbeamte gelaufen und brachten die Nachricht, dass die Juden aus Bogopol nach Golta hinübergelaufen seien und eine Christenmetzelei begonnen hätten. Ein jeder ergriff, was er konnte, und eilte nach Hause." So war überall die Luft mit Provokationen geladen. Von den Bauern Goltas erzählt der Ingenieur Ussow, dass sie den von ihnen bewohnten Ortsteil ringsherum mit einem „Piquet" kampfbereiter Scharen umgaben und eine Wache von 50 Personen auf der Eisenbahnbrücke aufstellten, die den ganzen Tag über den bevorstehenden Angriff seitens der Juden abwarteten. Sie zweifelten nicht einen Augenblick, dass es einen Kampf auf Leben und Tod geben würde.

Während so auf dem Bahnhof immer weiter agitiert wurde, während immer neue Massen in Bewegung gesetzt wurden, hatte der Sturm auf Bogopol schon längst begonnen. Da das Hauptkontigent der Exzedenten aus Golta stammte, so stiess diese Aufgabe auf Schwierigkeiten. Nachdem die Brücke Golta-Bogopol abgerissen und auch ein Teil der Brücke Olviopol-Bogopol demoliert war, betrachteten sich die Bogopoler wie in einer „Festung", deren „Erstürmung" in der Tat nicht ohne Blutvergiessen verlief. Gegen zweihundert Juden hatten sich angesammelt, aber nur sehr wenige waren bewaffnet. Mit ihnen stand zu Pferde der Ortsurjadnik, der es mit seiner Pflicht ernst nahm. Vom Bahnhof aus aber wanderten grosse Massen, die auf einem weiten Umwege die Eisenbahnbrücke passierten und in Olviopol ankamen, von wo aus sie in Bogopol einzudringen strebten. Unter den etwa tausend Versammelten befanden sich zwar nur 50—60 Aktive, aber diese waren mit Feuerwaffen, einzelne selbst mit Flinten ausgestattet. So konnten sie, ohne sich der geringsten Gefahr auszusetzen, von einer Olviopoler Anhöhe über die Brücke hinweg auf die Juden schiessen und mehrere von ihnen verwunden. Die jüdische Selbstverteidigung ohne Waffen war eine Sinnlosigkeit. Nachdem auch

das Pferd des Urjadniks verletzt war, stob die improvisierte Selbstwehr im Anblick der immer anschwellenden Pogrommassen (von denen besonders rabiate auch in Kähnen heranfuhren, um mit ihren ausgezeichneten Waffen die Schützer ganz wehrlos zu machen) auseinander.

Je mehr die Juden sich zurückzogen, desto leichter wurde der Zugang aus Golta. Bald stellten die Goltaer Exzedenten, mit denen sich der Haupttelegraphist aus Wradiewka hervortat, die Brücke wieder her, so dass von nun an Partien nach Partien ungehindert passieren konnten. Im ganzen hatte der Kampf immerhin ca. 2 Stunden gedauert.

Während dieses Kampfes wurden auch einige Juden, die den Fluss passieren wollten, getötet, bezw. schwer verwundet. M. G. berichtet: „Am Freitag sah ich um 10 Uhr morgens, wie einige Personen bei der Brücke über den Bug herüberschwimmen wollten. Ich sah, wie der Polizist (Dessjatski) Sewastian Schewtschenko auf die Schwimmenden schoss, und ein Kollege, der mit mir gut bekannt ist, auch auf mich schoss.“ Wie ein anderer Gewährsmann erzählt, hätte sich die Familie M. nebst dem jungen Kogan gegen 10 Uhr in einem Kahn hinüberbegeben wollen. Kaum hätten sie ans Ufer angelegt, als der Schaffner Ossatiuk hinzugesprungen wäre und Kogan mehrmals mit irgendeinem Gegenstand über den Kopf geschlagen hätte, so dass er hinfiel. Nun liefen noch andere Schaffner hinzu und stellten auf Kogan die Flaggen herauf. Zugleich verwundeten sie den jungen M., so dass er ins Wasser fiel.

Als die Exzedenten den Boden von Bogopol betraten, überzeugten sie sich zunächst gründlichst, ob nicht irgedwo freiwillige Selbstschützer verborgen wären. Dann aber ging die Arbeit ungestört von statten. Haus nach Haus, Geschäft nach Geschäft wurde gemächlich niedergebrannt — immer mit genauer Berechnung, dass der Schaden nur Juden treffen sollte (ein Beispiel: das jüdische Gebäude, in dem der staatliche Branntweinmonopolladen sich befand, wurde erst, nachdem die Raufbolde den Branntwein hinausgetragen hatten, angesteckt). Waffen und Instrumente hatten die Räuber in Hülle und Fülle — sowohl aus dem Depot als aus den geplünderten Geschäften. Doch auch von auswärts war dafür gesorgt. Die Exzedenten besassen, wie der Bogopoler Ortsurjadnik Salensky bezeugte, ganz neue Messer, wie sie am Orte nicht vorzufinden sind, und die prächtigen Nussbaumkolben an manchen Gewehren liessen den fremden Ursprung erkennen. Vor allem aber waren Pyroxilinkugelchen und -Fläschchen von den auswärtigen Organisatoren mitgebracht und im Depot verteilt worden. Denn nur so konnten die endlosen Brandstiftungen ausgeführt werden. Meist taten die Anführer die Häuser bespritzen und dann Kugelchen hineinwerfen, worauf ein lauter Knall, wie aus einer Pistole, zu erschallen pflegte; dann flammte es hell, gleich „elektrischem Lichte“ (Ausdruck des Postverwalters) auf, und das Haus verfiel schnell dem Feuer.[1])

---

[1]) Eine Zeugin! Stepina will bei einem Exzedenten eine specielle Vorrichtung, ein Gummirohr mit einer Kugel an der Spitze, gesehen haben. Mit diesem „Pulverisator“ hätte der Betreffende die Häuser bespritzt.

Manchmal gingen die Brandstifter zuerst in die Baulichkeiten hinein und sprangen gleichzeitig mit der Explosion heraus. Die Häuser stürzten dann im Nu um. Nicht immer aber gelang es den Kerlen, mit der Arbeit so schnell fertig zu werden. Ein grosses, besonders stark gebautes Haus machte ihnen bei der herrschenden Windstille lange zu schaffen. Als die Brandstiftung schliesslich zustande kam, riefen sie unter grossem Halloh laut und ermunternd aus: „Nun ist Port Arthur gefallen!“

Wo wie hier die Organisierung solch lange Zeit vor dem Pogrom in Anspruch genommen hatte, da waren auch die Folgen auf Schritt und Tritt erkennbar. Die Organisatoren hatten sich auch nicht in den Hintergrund begeben, sondern arbeiteten mit, regelten fast bis zu Ende den Verlauf der Exzesse, hatten Vorreiter, gaben ihre Parolen[1]) aus und feuerten an, wenn die Arbeit in Stillstand geriet. Einer der Organisatoren ging mit zwei Bildern des Kaisers und der Kaiserin voran und blieb bei jedem Hause stehen, das ganz oder teilweise der Vernichtung anheimfallen sollte; denn es gab eine reinliche Scheidung zwischen den jüdischen Häusern, die verbrannt werden mussten, und den von Juden bewohnten, die nur dem Raub geweiht waren. Mehrere der Anführer waren zugereiste „intelligente" Personen, unter denen sich besonders einer hervortat, der eine Karte aller zu Pogromen verurteilten Orte führte; das Gros dieser Leute bildeten jedoch einheimische Elemente aus dem Eisenbahnpersonal, von denen manche auf jegliche Weise ihre Gesichter unkenntlich gemacht hatten. Andere Organisatoren waren wie zu einem Maskenball gekleidet, trugen lange weisse Röcke oder phantastische Kleider, einer hatte sich sogar mit „echt-russischer" Blasphemie einen Talles und Tefillin umgezogen, und die Massen gefielen sich gleichfalls in Absonderlichkeiten, tanzten, sprangen, liefen, berauschten sich und feierten Orgien. Rezidivisten und lichtscheues Gesindel gesellten sich zu den Patrioten und gaben oft die Richtung, den Weg an. Einer, ein Führer, läutete immer an einen Teller, und die Menge schrie: „Da ist euch Mikado, Mikado fliegt durch den Schornstein!" Wer durfte noch zweifeln, dass hier das Vaterland gerettet werde?

Am Freitag galt das patriotische Tun hauptsächlich dem Flecken Bogopol, ohne dass Golta gänzlich ausser Acht gelassen worden wäre. Abends wandte sich die Aufmerksamkeit der Staatsretter wiederum Golta zu, vor allem aber kam jetzt Olviopol an die Reihe. Dort hatte seinem Versprechen gemäss auf der von Bogopol führenden Brücke der Pristaw gestanden und die anstürmenden Hooligans abzuwehren gesucht. Des Abends war eine grosse Partie von etwa 100 Arbeitern unter Führung eines der am Donnerstag zugereisten Pogromorganisatoren herangekommen; der Führer, der Frauenkleider und eine Frauenkopfbedeckung angelegt hatte, trug über der Brust einen roten Lappen, unter dem Gürtel eine Pistole, in einer Hand eine Brechstange, in der anderen einen hochgespannten Schirm und läutete mit einer Glocke und rief: „Haut den Mikado!" An der Brücke forderten die Exzedenten vom Pristaw, ihnen den Weg zu räumen. Der Pristaw aber kam ihnen nach russischer Sitte mit Salz und Brot entgegen und vermochte sie durch begütigende Worte so zu beeinflussen, dass sie schworen, Olviopol in Ruhe zu lassen, und umkehrten. Später drang indes eine zweite Partie auf anderem Wege, durch die Eisenbahnbrücke durch, obwohl diese von vier zwecks „Beschützung der Station" hingestellten Soldaten bewacht war.

In der nun folgenden Nacht hauste der Pogrom an allen drei Orten zugleich, bis in den frühen Morgen hinein. Dann trat eine etwa sechsstündige Pause ein. Am Sonnabend nahmen die Exzesse

[1]) U. a. ein drastisches Beispiel: An einen Juden wandte sich ein gutmütiger Exzedent: „Gib mir zu essen, so wirst du unberührt bleiben". Dann nannte er ihm die Losung, „Michael", mit der der Jude sich aus allen Nöten half. Auch andere ähnliche Beispiele wurden uns genannt.

mit erneuter Kraft ihre Fortsetzung: von 11 Uhr vormittags bis zum Abend in Olviopol, von zwei Uhr mittags bis zur Mitternacht nach Bogopol unter schweren Misshandlungen sich fortsetzend und in Golta in der Nacht abschliessend.

V.

Das Verhalten der Polizei während der Pogrome in Golta—Bogopol—Olviopol ist bereits mehrmals gekennzeichnet oder gestreift worden. Völlige Einhelligkeit herrschte, wie wir bereits gesehen haben, in Golta. In Einklang damit stand die Losung des Militärs, das immerzu nach der Station requiriert wurde.[1]) Vergebens wurden die Militärspitzen von Juden angefleht, gegen die Exzedenten vorzugehen: „Aber bitte sehr — meinte der Offizier — wir würden euch gern Billets erster Klasse geben, nur fahrt weg.“

Dagegen gab es in Bogopol und Olviopol unter den Behörden ein paar Leute, die aufrichtig einen Pogrom verdammten, aber machtlos waren. Denn was vermochte der schon genannte Ortsurjadnik in Bogopol auszurichten, wenn die Vorgesetzten ihn schmählich im Stich liessen und den Pogrom sogar förderten? Der Wolostschreiber Melnitzky berichtet also: „Am Freitag kamen wir, der Isprawnik des Kreises, zu dem Bogopol gehört, der Pristaw und ich, um 4 Uhr aus Jusefpol nach Bogopol. Der Isprawnik und der Pristaw gingen dann nach dem Wolostamt, schickten nach dem Urjadnik und setzten sich zum Thee. Weder am Freitag noch am Sonnabend fuhren sie in den Flecken hinüber, und ich, der ich die ganze Zeit bei ihnen war, kann bezeugen, dass sie nicht nur keine Massregeln getroffen, sondern darüber nicht einmal gesprochen haben. Dabei hätten sie zehn Dessjatskis (Landpolizisten), zehn Personen von der Eskorte, gegen zwölf Schutzleute, sodann schliesslich zehn Bauern, die der Friedensvermittler zum Schutz des Fleckens zitiert hatte, zur Verfügung haben können. Als wir aus Jusefpol abreisten, setzte mich die Langsamkeit des Isprawniks und des Pristaws in Erstaunen, während der Friedensvermittler zur Eile drängte. Ohne in den Flecken herunterzugehen, legte sich der Isprawnik schlafen. Am Sonnabend schickte ich in seinem Auftrag zwei Depeschen an den Gouverneur und an den Isprawnikgehilfen bezüglich Zusendung von Militär. Als ich vom Postamt zurückkehrte, standen für den Isprawnik und den Pristaw ein Viergespann, für den Urjadnik ein Dreigespann bereit; denn diesem (das war der uns bekannte Pogromgegner Salensky) hatte der Isprawnik erklärt, dass er unbedingt in Anbetracht der ihm drohenden Gefahr Bogopol verlassen müsse. Bei seiner Abreise stiess der Isprawnik auf mehrere Juden, die ihn um Schutz baten; er aber antwortete ihnen, dass er bald zurückkehren würde. Als der Friedensvermittler den Wolostältesten aufforderte, Massregeln zur Unterdrückung der Unruhen zu treffen, rief der Isprawnik dazwischen, dass dies nicht seine Sache wäre; ihn gingen nur Bauernangelegenheiten an.“ So hatte der Isprawnik alle Schutzversuche nicht zugelassen und selbst den einzigen behördlichen Pogromgegner von weiteren Unternehmungen ausgeschaltet.

---

[1]) Wie Telegraphist Korablinow bekundete, kamen in der Nacht zum Freitag per Extrazug aus Jelissawetgrad 30 Soldaten, am Freitag aus Birsula 45 Mann, in der folgenden Nacht abermals per Extrazug eine halbe Kompanie und am Sonnabend noch 30 Kosaken — alles zur „Beschützung der Station“.

Etwas mehr als der Bogopoler Ortsurjadnik, aber auch nicht allzuviel konnte der Olviopoler Pristaw leisten; auch er war kein Pogromanhänger und hatte sogar im Sommer vor den Exzessen in seiner Weise die Juden in der Synagoge ermahnt, ihren christlichen Mitbürgern möglichst „aus dem Wege zu gehen“, um so mit ihnen in grösstem Einvernehmen zu leben. Am Pogromfreitag stand er vor den Exzedenten auf den Knien, um sie von Olviopol abzuhalten. Da kam ein Schutzmann mit einem Zettelchen, worauf der Pristaw verschwand. Nachher sagte er, wie uns versichert wurde, dass er ein Rechtfertigungsdokument besitze . . .

So haben überall die pogromwilligen Behörden die störrischen Beamten unschädlich gemacht und in ihrer Gesamtheit den Pogrom von Bogopol—Golta—Olviopol gründlich gefördert. Die Organisation des ungeheuerlichen Verbrechens ist allerdings nicht ihnen, sondern einzig und allein den schwarzen Gesellen zuzuschreiben. Unter den Hunderten, die als Beamte oder Arbeiter um die Eisenbahnstation und ihren Betrieb sich gruppieren, zählte man nur vereinzelte Personen, die die Scheusslichkeiten verdammten. Das Wort des Frachtabteilungskassierers Wratschinsky: „Das Manifest des 17. Oktober entfacht geradezu den leidenschaftlichen Wunsch, sich am jüdischen Blut zu laben“ war nur ein Aufschrei von Dutzenden seiner Kollegen. Bald als Aktive, bald als Anführer, bald in irgendeiner anderen Rolle wirkten so zahlreiche Stationsverwaltungsbeamte, Lokomotivführer und ihre Gehilfen, Telegraphenbeamte, Kassierer, Kontrolleure, Schaffner, Heizer, Meister des Depots und Arbeiter, Träger usw., manche dieser Pogromhelden zusammen mit ihren Frauen.[1]) Die zahlreichen Hooligans im Eisenbahnpersonal Goltas brauchten eigentlich der auswärtigen organisatorischen Hilfskräfte kaum noch. Wie geschickt hatten sie es eingefädelt, dass sie durch ein Diensttelegramm nach allen Seiten die Lügenbotschaft verbreiteten, die Juden massakrieren die Christen. Nicht als ob in Golta ein Mangel an Plünderern herrschte, aber das Imponderabile der Rachsucht liess sich so am leichtesten heraufbeschwören. In welcher Aufregung über die grausigen Nachrichten befanden sich schon die Stationsvorsteher von Podgorodnaja, Senjucha, Bondurka, Wradiewka und weitere Kollegen! Wie musste sich erst diese Stimmung den Massen mitteilen!

Einzelne Stationsvorsteher, wie derjenige von Wradiewka, ahnten wohl den Trick. So berichtet der letztgenannte Stationschef, S. Wesselowsky: „Am Freitag kam im Namen „behördlicher Personen“ eine dienstliche Zuschrift aus Golta, in der es hiess: Angestellte sollen nach den nahegelegenen Dörfern entsandt werden, die den Bauern eiligst zu erklären hätten, dass sie nach Golta fahren sollten, da die Juden die Russen ausschlachteten. Ich fragte an, wer die obrigkeitlichen Personen wären, worauf mir die Antwort zuteil wurde: „Anitschkow (Abteilungschef) und andere.“ Und wer sind Sie? fragte

---

[1]) Bei verschiedenen Aktionen werden genannt: Der Stationschefgehilfe Korenew, der Depotvorsteher Feljanowitsch, der Kassierer der Frachtabteilung Wratschinsky (nebst Frau) und sein Gehilfe Maksimenko (nobst Frau), der Telegraphenkontrolleur Bolgarsky, die Telegraphisten Nemerowsky und Sajatz nobst einem Kollegen aus Wradiewka, der Reserveagent Pikowsky, die Lokomotivführer Iwanow, Mitruschewsky, Sajatz, Polstschikow nebst oinem Gonossen aus Wradiewka, die Lokomotivführergehilfen Sudsinowitsch nnd Berlin, der den Mikado karrikierte, Kontrollour Granowsky, der Kontorbeamto Skawronsky, ein Foldscher und eino Feldseherin der Station, verschiedone Schaffner.

ich weiter. Sajatz! (Telegraphist), lautete die Antwort. Ich legte das Telegramm beiseite. Diensttelegramme zeichnen sich von anderen durch besondere Eile aus und werden in ein spezielles Journal notiert. Dies Diensttelegramm ging von Station zu Station. . . . .“

Nicht alle Stationsvorsteher erkannten jedoch die Provokation, wie der angeführte Beamte, der überhaupt das Treiben zu hemmen suchte, auf seiner Station Juden vor den Misshandlungen aus einem Zuge nachlaufender Seminaristen rettete, und die Ortschaft Wradiewka am 23. Oktober durch ein geschicktes Manöver vor einem bereits im Entstehen begriffenen Pogrom bewahrte.

Andere Stationsvorsteher erkannten nicht die an sie ergangene unheimliche Zumutung und waren geneigt, blind zu handeln. Ueber ein diesbezügliches Erlebnis erzählt ein Zeuge Z. Kr.: „Freitag morgens fuhr ich unweit Senjuchin Brod. Da vernahm ich Sturmgeläute, wie bei Feuerausbruch. Als ich nach der Station Senjucha kam, fragte mich der Stationschef, was in Golta vorgehe. Auf meine Antwort, dass dort ein Pogrom wüte, rief er aus: „Was sagen Sie? Ich habe aus der Station Podgorodnaja eine Nachricht erhalten, dass die Juden in Golta 200 Christen niedergemetzelt hätten. Man fordert von mir, dass ich die Bauern aus der Umgegend sammle und zum Schutze schicke.“ Ich riet ihm, sich mit dem Olviopoler Stationschef der Sekundärbahn in Verbindung zu setzen. Er tat es und erhielt die Antwort, der an ihn ergangenen Aufforderung keine Folge zu leisten.“ Unterdes aber hatte die Nachricht in Senjuchin Brod wie der Blitz eingeschlagen. Als Bahnangestellte mit der grausigen Mär von den Christenniedermetzelungen kamen, sammelte der Starost das Volk, während der Pope Kostetzki sich mit einer Flagge nahte, einen Revolver zeigte und die Versammelten folgendermassen apostrophierte: „Womit werdet ihr euch verteidigen? Die Juden schlachten die Russen ab, ihr aber wollt mit nackten Händen kommen? Nehmt ein jeder, was er kann, und bewaffnet euch.“ Die Bauern begaben sich nunmehr zum Teil zu Fuss direkt nach Bogopol, zum Teil nach der Station Senjucha, wo ein Extrazug aus drei Wagen für sie bereitstand. Stundenlang harrte diese Partie aus, bis der Stationschef, der, wie erwähnt, schon längst richtige Informationen erhalten hatte, die zusammengetrommelten Bauern heimschickte.

Jeder derartige Zwischenfall, mochte er selbst so wie hier ablaufen, stärkte die Pogromelemente. Denn ringsherum herrschte auf den Stationen eine unbeschreibliche Aufregung. Jüdische Flüchtlinge und Exzedentenscharen reisten hin und her, und satanische Hetzjagden spielten sich auf den Bahnhöfen und in den Wagen ab. Namentlich am Freitag, den 21. Oktober, wollten die Metzeleien und Misshandlungen kein Ende nehmen. So ging auch an diesem Tage ein Diensttelegramm von Station zu Station, von Birsula bis Jelissawetgrad, mit der Ankündigung des fliegenden Pogroms, und es hing gar oft von der Tatkraft und dem Willen der benachrichtigten Stationsbeamten ab, ob die wüsten Pogromszenen überhandnahmen oder erstickt wurden. In Wradiewka z. B. hintertrieb der Stationschef die Bestialitäten, während in Scherebkowo eine arge Schlägerei vor sich ging, an der mehrere „gebildete Leute“ aus dem angelangten Zuge, Seminaristen und ein Mann in einer Matrosenjacke, teilnahmen. Auch nach Golta kam die erwähnte Dienstdepesche, wurde aber vom Gen-

darmen Jarowitzky, der sie entgegennahm, gar nicht beachtet! Dann trafen die Pogromhelden ein und gingen ungestört und vor aller Augen ans Werk.

VI.

Am Sonntag, den 23. Oktober, hörte der Pogrom auf, nachdem schon in der Nacht zuvor der Schluss von der Eisenbahnstation aus signalisiert war. „Zwischen 12 und 1 Uhr nachts“ — hören wir vom Zeugen A. N. und mehreren anderen — „ertönten Pfiffe aus dem Eisenbahndepot, denen alle Schaffnerhorne sich anschlossen, worauf die Kirchenglocken zu läuten begannen. Dies war offenbar ein Zeichen, auf das hin die Exzedenten nach einem bestimmten Orte — nach dem Kirchplatz — sich zu versammeln hätten. Einige Minuten später strömten die Exzedenten, die noch Bogopol brandschatzten, auf dem Platze zusammen. Von der Seite, woher sie kamen, ertönte der Ruf ‚Hilfe‘. Als die andere Partie fragte, was die Rufe bedeuteten, erwiderten jene: ‚Schneller hierher, die Juden schlachten die Unsrigen aus.‘ Dann folgten mehrfache Flintenschüsse. Damit jedoch, wie sie sich ausdrückten, die Versammelten es hell haben sollten, zündeten sie die in der Nähe befindlichen Fleischbuden und eine Eisenwarenniederlage an.“

Das war aber schon das von der lokalen Organisationszentrale angesagte offizielle Ende. Unheimlich, wie er begonnen, endete auch der Judenpogrom — unter schrillen Pfiffen und langdauernden Sturmsignalen. Allerdings fühlten sich die Unruhestifter, zu denen auch ständige Verbrecher gehörten, in ihrer Rolle so behaglich, dass sie keine Neigung verspürten, das Spiel aufzugeben. Viele waren ausser Rand und Band geraten, und gar manche unter ihnen glaubten im Anblick der untätigen Polizei, dass alle Ordnung für immer geschwunden sei. Ein berüchtigter Recidivist, der während des Pogroms zu einer Autorität geworden war, meinte: „Nun haben wir es den Juden heimgegeben, jetzt kommen die Herren an die Reihe“, und diese Aeusserung fand auch einigen Beifall. In einzelnen christlichen Häusern (so auch beim Untersuchungsrichter) wurden bereits die Scheiben eingeschlagen; vergebens schrie eine „Herrin“ den Exzedenten zu: „Wir sind doch keine Juden, wir sind doch Russen!“ . . . Mochten nun diese Fälle nur vereinzelt und nicht von ernster Bedeutung sein, der begüterteren und mittleren Klassen bemächtigte sich sofort eine entsetzliche Panik. Zunächst schoben sie den Juden die Schuld zu, erklärten, dass es ein Racheackt der Juden sei, die die Exzedenten gemietet hätten. Dann aber kamen wohl die Einsichtigeren zur Besinnung, und über Nacht trat ein Umschwung ein.

Am Sonntag vormittag hatten die Juden bereits alle Eigentumsverfechter auf ihrer Seite, auf seiten der Ordnung. Auch ehemalige Pogromorganisatoren machten sich daran, für Ruhe zu sorgen und die Geister, die sie gerufen hatten, zu bannen. In Golta fand ein S'chod statt, auf dem der bereits genannte Afonin, ein eifriger Pogromfeind, zur Bildung einer Miliz zum Schutze Bogopols aufforderte. Endlich wurde auch das Manifest des 17. Oktober verlesen, und dieses Manifest bedeutete hier überhaupt die erste politische Kundgebung. Der Dorfälteste richtete etwas verspätet beruhigende Worte ans Volk, und der Pristaw berichtete, dass der Gouverneur, wie er habe wissen lassen, Militär zuschicke, vorläufig aber die

Bildung einer Selbstwehr gestatte. Und eine Partie von etwa hundert Mann — denen sich übrigens die Depotarbeiter nicht anschliessen wollten — ging nach Bogopol, um Frieden zu stiften. Als aber die Olviopoler Einwohner (Nichtjuden) die herannahende Menge erblickten, glaubten sie, dass der Zerstörungsakt seine Fortsetzung nehme und sich gegen sie richte. Darum begegneten sie den Friedensstiftern feindselig, schossen auf sie und konnten nur mit Mühe vermittelst weisser Flaggen aufgeklärt und beruhigt werden. Danach schlossen sie sich selber mit ihrem dem Pogrom ohnehin abgeneigten Pristaw dem Zuge an. Vereint gingen sie durch den ganzen Flecken Bogopol, suchten einige Juden heraus und verkündeten die Friedensära. Ja, Wagen wurden abgeschickt, um die Juden aus den Goltaer Verstecken, vom jüdischen Friedhof und sonstigen Asylen zu holen. Der Pogrom war abgetan und erledigt. — — —

VII.

Das Schlachtfeld von Bogopol-Golta-Olviopol wies eine beträchtliche Anzahl Toter oder nachträglich ihren Wunden Erlegener auf. Allein in Bogopol waren es dreizehn Juden, die laut den Komiteeangaben 46 Waisen hinterliessen. Mehrere Synagogen (in Bogopol eine Synagoge und vier Beth-Hamidrasche) wurden niedergebrannt, 85 Thorarollen entweiht und zerrissen. Etwa zehntausend Juden erlitten in den drei Orten einen Schaden von beinahe drei Millionen Rubel. Das am meisten heimgesuchte Bogopol zählte 196 eingeäscherte Häuser, 127 niedergebrannte Läden und Magazine und ausserdem beraubte 203 Häuser und zwei Läden — mit einem Gesamtschaden von zwei Millionen Rubel. Auch mehrere Frauenschändungen, von denen die Oeffentlichkeit allerdings nichts erfuhr, und unzählige Misshandlungen und Verhöhnungen hatten stattgefunden.

Während dieser Schreckenszeit konnten die Juden von Bogopol-Golta-Olviopol so recht das Verhalten ihrer Mitbürger prüfen. Bei diesen tagelangen Kämpfen und Zerstörungsarbeiten trat die Natur eines jeden klar hervor. Sie sahen sich insbesondere in Golta von einer Welt des Hasses umringt. Was half es ihnen, dass die besseren und freiheitlichen Elemente, so weit sie hier existierten, mit ihnen mitfühlten, wenn sie hier so schwach und nichtssagend waren? Neben der Eisenbahnbeamtenschaft und den Eisenbahnarbeitern (unter denen es übrigens kaum ein halbes Dutzend sozialistisch Organisierter gab) traten noch andere judenfresserische Elemente in Aktion, so auffallend viele Schüler: wurden doch zwölf Zöglinge der in der Nähe gelegenen landwirtschaftlichen Schule von Migia wegen Anteilnahme am Pogrom ausgeschlossen. Auch die Geistlichkeit zeigte sich für das Pogromtreiben reif. In Bogopol lehnte sie es ab, durch eine kirchliche Prozession die plündernden Massen von ihrem verwerflichen Tun abzubringen, angeblich, um nicht in den Exzedenten den Anschein zu erwecken, dass sie den Pogrom segne. Als ob es kein Mittel gegeben hätte, sich dem Mob verständlich zu machen! In Golta brachte es ein Pope über sich, die Menge zu „belehren“, aber nur darüber, dass es sündhaft sei, Mehl in den Schmutz zu werfen. . . . Sein Kollege hingegen zeigte seinen Sinn deutlicher, indem er einer jüdischen Familie die Aufnahme in sein Haus versagte.

Auf weit mehr Mitleid und Mitgefühl stiessen die Juden bei

den Bauern mehrerer Ortschaften, mit denen sie in verhältnismässig gutem Einvernehmen lebten. Wenn viele von den Bauern später behaupteten, sie seien durch einen angeblichen Zarenukas getäuscht worden, so beweist das mindestens, dass sie ihrer Taten sich schämten, während die anderen Pogromanstifter nunmehr einen noch wütenderen Hass zur Schau trugen. Ueber die Bogopoler Bauern äussert sich der obenerwähnte Wolostschreiber also: „Ich verwalte hier seit drei Jahren das Amt eines Wolostschreibers und habe stets mit den Bauern und den Juden des Fleckens Bogopol zu tun. So kann ich denn bezeugen, dass die Bauern gegen die Juden niemals irgendwelchen Hass gehegt, sondern ihnen gegenüber wie zu ihren Dorfgenossen sich verhalten haben. Wenn es nicht die verdächtigen Handlungen seitens der Polizei gegeben hätte, die vor den Augen der Bauern offensichtlich untätig war, und diese damit zum Raube anregte und in ihnen die Ueberzeugung erweckte, dass der Pogrom erlaubt sei, wenn dies nicht gewesen wäre, so hätte man sich auf die Bauern behufs Herstellung der Ordnung geradezu stützen können.“ Gewiss! An den Plünderungen beteiligten sie sich in ausserordentlichem Masse, und wenn die ganze Zeit hindurch geraubt, „auf Kähnen die Beute hinübertransportiert und sortiert“ wurde, wenn am Sonnabend die Massen „wie Heuschrecken“ über den Rest des jüdischen Gutes herfielen, so kommt es wohl im wesentlichen auf das Konto der Bauern. Aber am ehesten fanden die Juden doch noch bei Bauern ein Asyl, während von der sonstigen Bevölkerung, ausser Hauswirten, nur vereinzelte den Juden ein temporäres Heim gewährten oder gar um ihr Schicksal sich kümmerten[1]). Die Bauern betrachteten zum Teil die Situation zugleich vom wirtschaftlichen Standpunkt und schlugen aus der Not der Betroffenen Kapital. Am schlimmsten Pogromtage kamen viele Bauern aus benachbarten Dörfern mit ihren Wagen und führten jüdische Flüchtlinge zu sich, liessen sich aber dabei stattliche, nicht selten (namentlich in Boguslawtschik und Stanislawtschik) ungeheuerliche Entschädigungssummen bezahlen. Es war eine bäuerliche Art der Pogromausbeutung, aber wie dankbar waren ihnen die Juden auch dafür! Selbst bei diesen Gelegenheiten trat nicht selten ein beträchtlicher Grad von bäuerlicher Gutmütigkeit zutage. Zudem fanden sich auch solche Bauern, die für gewährte Gastfreundschaft auf keinen Fall irgendwelche Entlohnung annehmen wollten. Es kam auch vor, dass Bauern eines Dorfes nicht nur Juden aufnahmen, sondern sie zugleich schützten und herbeigekommene Exzedenten vertrieben, dass sodann Asylgewährer aus eigener Einzelkraft die Angreifer abwiesen. Ueberblickt man die mannigfaltigen Aeusserungen der Bauernseelen gegenüber den Juden, so lässt sich für ganze Gemeinden das Gesamturteil fällen, dass in ihnen neben den durch hypnotisierende Einflüsse hervorgerufenen Pogromstimmungen und Spezialreizen doch ein mensch-

---

[1]) Da wäre besonders die energische Handlungsweise des Auditoriumsbuffetiers Afonin zu erwähnen, der in jeder Weise dem Pogrom zu steuern suchte und unter Lebensgefahr eine grössere Anzahl Juden im Auditorium beherbergte. Sodann wäre der Lehrer zu erwähnen, der 70—80 an den Krawallen teilnehmende Schüler auseinanderjagte und drei jüdischen Familien ein Asyl gewährte. Auch ein ehemaliger Lokomotivführer verbarg zwölf jüdische Familien, ein Gutsbesitzer nahm zu sich eine grössere Anzahl Juden auf, und ein anderer Ortseinwohner sorgte speciell für bedrohte jüdische Kinder, führte sie in Kähnen weg und brachte mit ihnen am andern Ufer zwei Tage zu. Hunderte von Juden fanden sodann im Oekonomiehof ein Asyl, aber dieses Asyl schloss sich zeitweilig vor den Flüchtigen zu.

licher Kern zu finden war. Dass daneben auch vielfach rohe und von Hass zeugende Taten zu konstatieren waren, dass einzelne Dörfer (z. B. Migia) samt und sonders plünderten, dass andere sogar eine Asylgewährung seitens ihrer Mitglieder nicht duldeten, beweist nur, dass die Gefühle nicht überall gleichmässig waren. Unser Urteil gilt eben für einen bedeutenden Teil der Bauernschaft, und wird nicht allein durch Privatmeinungen und zahlreiche Einzelberichte, sondern auch durch die bei 89 betroffenen jüdischen Familien vorgenommene Rundfrage nach ihren Erlebnissen vollauf bestätigt. Und selbst diejenigen Bauern, die den Juden Hilfe und Zuflucht versagten, waren keinesfalls durchweg antisemitisch gesinnt. Ihre häufige Erwiderung, dass sie aus Furcht vor der Rache der Exzedenten keine Juden aufnehmen können, zeugte zwar nicht von Edelmut oder von überquellender Liebe, war aber meist wohl begründet. Denn als die Raserei des Pogroms um sich gegriffen hatte, liessen die blutdürstigen Exzedenten tatsächlich solche Drohungen auf Schritt und Tritt erschallen und manchmal auch in reale Leistungen umsetzen. In Golta aber gab auch die Polizei ihre Sanktion zu dieser Grausamkeit und schüchterte selber die Leute ein. Darum geschah es zuweilen, dass Juden aus den Asylen nachträglich an die Luft gesetzt wurden.

Am schwersten fiel es unter solchen Umständen denjenigen Juden, die aus den Ortschaften nicht mehr zu flüchten vermochten, eine Zufluchtsstätte zu finden. Die üblichen Verstecke, die Keller und Böden, mussten im Anblick der unaufhörlichen Brandstiftungen gemieden werden. Von Haus zu Haus liefen dann die Unglücklichen, bis sie einen Tropfen Mitleids fanden. Aus Bogopol wurden mehrere hundert Personen in den an der Peripherie gelegenen Oekonomiehof hineingelassen, wo sie sich aber am Sonnabend von den andrängenden Exzedenten umringt sahen und nur durch grosse Geldsummen (insgesamt etwa 20 000 Rubel) loskaufen konnten, wie denn die Gelderpressungen überhaupt eine nicht unwesentliche Rolle spielten. Gegen fünfhundert Personen hatten sich auch im jüdischen Krankenhaus angesammelt und weilten hier von Freitag morgen bis Sonnabend morgen; dann verbreitete sich aber das Gerücht, dass auch diese „Zitadelle“ in Brand gesteckt werden würde, worauf eine allgemeine Flucht begann. Nur sechzig Männer blieben zurück, die viermal die Exzedenten zurücktrieben, um zuletzt, ihre Ohnmacht einsehend, nur durch eine Geldsumme sich loszukaufen. Ein paar Nebenstrassen wurden schliesslich mit Hilfe von interessierten Bauern vor den Pogromanstürmen mit Erfolg beschützt. Sonst aber gerieten alle Ortsteile in die Hände der Plünderer und Räuber.

Wer daher konnte, flüchtete hinaus, ziellos, planlos. Die Juden von Bogopol—Golta—Olviopol zerstreuten sich über die ganze Umgegend. Am besten erging es denen, die nach Tschaussowo gelangten; denn etwa fünfhundert Juden fanden hier — insbesondere beim alten Geschlecht — vom Freitag morgen an eine sehr freundliche Aufnahme. Während drüben Menschenhände das Judenhab sengten, wurde hier für die Flüchtigen Brot gesammelt, und am Sonntag standen der Dorfälteste nebst einer Schar Bauern am Dorfende auf Wacht, um keinen Exzedenten hereinzulassen, wobei sie zur Statuierung eines Exempels den einzigen Plünderer aus ihrem Dorfe bei seiner Heimkehr verprügelten.

Hunderte andere Juden flohen in die Steppe, in die Wälder,

auf den Friedhof, nur weit weg von den Menschen! Aber auch hier drohte ihnen immer Todesgefahr, lähmte panischer Schreck ihre von Hunger und Kälte erstarrten Leiber. Dann liefen sie weiter, und manche gerieten ihren Peinigern in die Hände, wanden sich von neuem durch, um als Geschlagene und Verhöhnte das bischen Leben zu retten. Wo die physische Qual aufhörte, da begann die moralische. Nur die atavistische Zähigkeit liess diese Geplagten, die oft „wie Tiere“ stöhnten, aus diesem eigenartigen Daseinskampfe als eigenartige Sieger hervorgehen.

VIII.

Kurz nach dem Pogrom beschloss die Bauerngemeinde in Golta (eine der antisemitischsten), bei der Regierung um Ausweisung aller Juden aus ihrem Neste nachzukommen. Eine Versammlung von etwa 60 Olviopoler Bauern fasste einen gleichen Beschluss.

Noch nach Monaten pflegten die Arbeiter zu sagen: Warum baut ihr euch wieder an? Man wird doch sowieso euer Hab von neuem demolieren.

Die Juden von Bogopol—Golta—Olivopol aber, die anfangs zum grössten Teil geflüchtet waren, hatten in ihrer Mehrheit bald den Weg nach Bogopol—Golta—Olviopol zurückgefunden. Mit bedeutenden Subventionen, die an allen drei Orten etwa 290 000 Rubel betrugen, versehen, hatten sie sich in ihre Ruinen, in ihre Keller verkrochen und versuchten, auf der Asche neue Fundamente zu errichten. Doch glaubten sie selber kaum an das, was sie taten. So aber wollte es der Allbezwinger Leben, der von den Juden so sehr verehrte Allbezwinger.

Mohilew in Podolien.

Gesamtbevölkerung (1897) 22 315, Juden 12 344.

Hat der Pogrom in Mohilew auch verhältnismässig wenig Opfer an Blut und Gut gefordert, so ist er doch reich an Einzelheiten, die ein grelles Licht auf das Verhalten der Behörden und eines Teils der russischen Gesellschaft werfen und somit für die Erklärung der Entstehung der Pogrome auch in anderen Teilen Russlands wertvoll sind.

Mohilew zählt jetzt gegen 30 000 Einwohner, von denen etwa 60% Juden und nur etwa 25% Russen, die übrigen Polen sind.

Wie in vielen anderen Orten, steht auch hier der Pogrom mit den politischen Ereignissen in Zusammenhang. Die Gärung, die ganz Russland erfasste, musste sich auch in Mohilew bemerkbar machen. Auch hier zeigte sich die jüdische Bevölkerung politisch viel reifer als die russische, die sich meist indifferent verhielt. Der Versuch, eine konstitutionell-demokratische Partei zu gründen, musste an diesem Indifferentismus scheitern, da sich unter den russischen Einwohnern Mohilews kaum 40 Mitglieder fanden. Unter den Sozialdemokraten, deren es vor dem Pogrom 150 gab, bildeten die Russen kaum 10%. Aber auch zur Bildung einer konservativen Partei konnte man sich hier nicht aufschwingen, obgleich es in der russischen Gesellschaft an dazu geeigneten Elementen sicherlich nicht fehlte.

Soweit jüdische Organisationen in Betracht kommen, musste — früher wenigstens — der reine Zionismus an erster Stelle genannt werden, da er hier durch ca. 300 Anhänger vertreten war. Später sank diese Zahl durch verschiedene ungünstige Umstände auf die Hälfte herab. Eine dominierende Stellung nahm nach dem Pogrom der Poalezionismus ein, der etwa 150 anstatt der früheren 50 Mitglieder zählte. Dieses Wachstum ist allerdings wohl weniger auf Kosten des allgemeinen Zionismus, als auf die der Sozialdemokratie vor sich gegangen, die nach dem Pogrom zwei Drittel ihrer Mitglieder verloren hatte. Zugleich mit dem Poalezionismus erstarkte der Bund, der früher nur einige wenige, später aber 50 Mitglieder zählte. Auch die sozialrevolutionäre Partei hatte einen Zuwachs zu verzeichnen. Im allgemeinen nahmen nach dem Pogrom die nationalen radikalen Parteien an Stärke zu.

Zur Zeit des allrussischen Generalstreiks, im Oktober 1905, war die Sozialdemokratie die bei weitem stärkste radikale Partei in Mohilew. Sie leitete auch die Demonstrationen, die anlässlich der damaligen bedeutsamen politischen Ereignisse veranstaltet wurden. Besonders imposant gestaltete sich eine Versammlung unter freiem Himmel, die am 20. Oktober abgehalten wurde, als das Manifest, das alle Freiheiten verhiess, zur Kenntnis der Mohilewer Einwohner gelangte. Vor einer zweitausendköpfigen Menge wurden begeisterte Reden gehalten, in denen das Volk aufgefordert wurde, den Kampf um die Freiheit fortzusetzen. An diese Versammlung schloss sich ein Umzug mit vielen roten Fahnen an, von denen manche revolutionäre Inschriften trugen. Die Redner forderten die Menge auf, sich ruhig zu verhalten, und dieser Aufforderung wurde auch in vollem Masse Folge geleistet. Nicht einmal Lieder wurden angestimmt. Nur einem Soldaten wurde infolge einer von der Menge missverstandenen Geste der Säbel abgenommen, der darauf von einem Jungen in der Prozession in feierlich-komischer Weise getragen wurde.

Das Hauptkontingent der Versammelten bildeten Juden, meist junge Leute nud sogar viele Kinder. Infolgedessen machte die Demonstration nach aussen hin den Eindruck einer jüdischen Veranstaltung, obgleich die nationale Frage in keiner Rede oder sonstigen Aeusserung berührt wurde.

Merkwürdig verhielt sich an diesem Tage die Polizei. Nachdem sie einen Tag vorher einige junge Leute wegen freimütiger Aeusserungen kurzerhand arretiert hatte, die dann nur dank dem Eintreten des Bürgermeisters Chlopow in Freiheit gesetzt wurden, liess sie am 20. Oktober allerlei Demonstrationen zu, machte keinen Versuch, den Umzug zu stören, und glänzte meist durch ihre Abwesenheit. Damals erklärte man sich dieses Verhalten der Polizei damit, dass derartige Demonstrationen nach dem Erscheinen des Manifests als durchaus gesetzlich betrachtet werden. Manche mögen nur in diesem Glauben an der Versammlung teilgenommen haben. Später allerdings musste man zu einer anderen Erklärung greifen: Die Polizei konnte nicht einschreiten, weil sie viel zu sehr von einer anderen komplizierten Arbeit, von der Organisation des Pogroms, in Anspruch genommen war.

Wussten die Juden an diesem Tage noch nichts Bestimmtes von dem, was ihnen bevorstand, so begannen sie doch schon Pogrombefürchtungen zu hegen. Am nächsten Tage wurden diese Ahnungen durch verschiedene Vorkommnisse verstärkt. Dr. Michalski traf morgens

einen gewissen Chasselew und sagte ihm, es werde etwas Schlimmes geschehen, er möge doch die Juden darauf vorbereiten. Hier und da sah man kleine Häuflein Hooligans, die mit Brecheisen bewaffnet waren. Es mag wohl auch einzelnen Juden von der Sitzung zu Ohren gekommen sein, die im Rathaus stattgefunden hatte; an dieser Sitzung hatten einige notorische Reaktionäre teilgenommen, und hier war über die bevorstehende patriotische, richtiger antijüdische Manifestation beraten worden. Es wurden dann beim Isprawnik Schritte gemacht, um ihn zur Abbestellung dieser Manifestation zu bewegen. Er lehnte jedoch diesen Vorschlag glattweg ab. Der Bürgermeister Chlopow, den man gleichfalls auf die drohenden Zeichen aufmerksam machte, meinte, bei der Menge Militär und Polizei, die in Mohilew zur Verfügung stände, wäre ein Pogrom ein Ding der Unmöglichkeit.

Gegen drei Uhr nachmittags fand nun die geplante patriotische Prozession statt, an der neben Offizieren, Beamten und ausgeputzten Damen auch allerlei heruntergekommenes Gesindel, mit Knütteln und Brechstangen bewaffnete und mit Säcken versehene Hooligans teilnahmen. Vorangetragen wurde das Zarenbild vom Bürgermeister. Der Kanzleischreiber Gumowski entriss ihm aber das Bild mit den Worten: „Du gehst mit Juden um, du bist ein Feind des Zaren und unwürdig, sein Bild zu tragen.“ Er soll ihn dabei auch geschlagen haben. Die Prozession schritt dann weiter unter Hurrarufen, in die sich das Klirren des Glases aus den eingeworfenen Fenstern mischte, und kehrte gegen sechs Uhr nach dem Domplatz zurück. Dann erst begann der eigentliche Pogrom.

Eine aus etwa 100 Personen bestehende Menge bewegte sich vom Zentrum der Stadt an der Wladimirskaja Strasse, brach in die am Wege liegenden Läden mit Hilfe von Eisenstangen und Knütteln ein, zertrümmerte die Fenster, demolierte die Ladeneinrichtungen und plünderte, was es zu plündern gab. Die Kerntruppe der Plünderer bestand aus etwa 30 Kleinbürgern aus der Stadt und aus der Vorstadt Njemye. Ihnen schlossen sich Handwerker, Gesellen und andere Liebhaber eines leichten Gewinnes an. Geleitet wurde der Raub von dem Nadsiratel (Polizeikommissar) Lissowski, dem Brandmajor, dem Buchhalter Golumbewski, dem Lehrer Betaki, dem Stationsvorsteher Woltschanetz und einigen anderen Mitgliedern der sogenannten gebildeten Gesellschaft. Der Rolle des Stadtrats Chadji und des Untersuchungsrichters Beklemischew soll noch später Erwähnung geschehen.

Die Polizei und das Militär sahen diesem Treiben ruhig zu, ohne den Plünderern entgegenzutreten, was um so begreiflicher ist, als Beamte an der Spitze der Plünderer standen und manche Soldaten sich selbst am Raub beteiligten. Die Juden flohen meist, um ihr Leben zu retten. An einer Stelle jedoch fiel ein blinder Schuss, der die Plünderer erschreckte und sie in die Flucht jagte. Nach einiger Zeit kamen aber Soldaten und feuerten nach dem Rufe: „Rechtgläubige, tretet ab!“ Schüsse ab, durch die sechs nach übereinstimmenden Berichten an dem früher gefallenen blinden Schusse gänzlich unbeteiligte Juden schwer verwundet wurden. Einer von den am schwersten Verwundeten, ein gewisser Bernstein, wurde auf dem Transport nach dem Krankenhause von dem Wagen geschleppt und in bestialischer Weise misshandelt. Er erlag am nächsten Tage seinen Verletzungen. Ein Freund, der für ihn eintreten wollte, wurde nur durch zufällige Intervention eines Beamten gerettet. Seine Schilderung der Misshandlung

des schwer verwundeten Bernstein muss auch den abgestumpftesten Menschen mit Entsetzen erfüllen.

Dass es der Polizei ein Leichtes gewesen wäre, den Pogrom zu unterdrücken, unterliegt wohl keinem Zweifel. Der Nadsiratel Roschtschakowski erklärte, dass er in seinem Revier keine Krawalle zulassen werde, und das genügte, um den Pogrom an der Grenze seines Reviers aufzuhalten. Ein Ladeninhaber bezahlte die Patrouille, und letztere verhinderte die Plünderung seines Ladens. Die Polizei wollte aber nicht eingreifen. Der Pogrom war, wenn nicht direkt von ihr, so doch wohl mit ihrem Wissen organisiert. Die am Tage vorher im Rathaus abgehaltene Versammlung der Reaktionäre, die Warnung des Dr. Michalski, die Rolle, die der Brandmajor und der Nadsiratel Lissowsky beim Pogrom und bei dessen Vorbereitung gespielt haben, — all dies lässt eine planmässige Organisation erkennen, und zwar eine Organisation, die der Polizei unmöglich unbekannt bleiben konnte. Der Brandmajor holte die Plünderer und zeigte ihnen dann, welche Läden sie zu demolieren haben. Dasselbe tat der in Zivil verkleidete Lissowsky, der vom Pferde herab die Plünderer kommandierte. Der Untersuchungsrichter Beklemischew, der gerade am 21. Oktober einer jüdischen Fleischersfrau eine Rechnung zu bezahlen hatte, wollte es durchaus nicht tun, weil man ja — wie seine Frau sagte — die Juden so wie so erschlagen werde und sie doch das Geld gut brauchen könnte. Später labte sich Beklemischew an Weintrauben, die vor seinen Augen aus einem Obstladen geraubt wurden, und schickte einen weiteren Korb dieser Trauben seiner gutherzigen Frau. — Der Stadtrat Chadji liess die Arbeiter, die an einem von ihm geleiteten städtischen Bau arbeiteten, holen, damit sie an der Prozession und dann am Pogrom teilnehmen könnten. — Als ein Augenzeuge auf die Plünderer einwirken wollte, fragte jeder von ihnen einzeln ganz erstaunt: „Ist es denn nicht gestattet, die Fenster einzuwerfen?“ Als derselbe einem Polizeibeamten Vorhaltungen darüber machte, dass er die Plünderung eines benachbarten Hauses zuliesse, entschuldigte sich dieser damit, dass er nicht gewusst hätte, dass es ein christliches Haus wäre. Es handelte sich also bloss um einen Irrtum. Wenn es ein jüdisches Haus gewesen wäre, wäre danach die Plünderung eine blosse Pflichterfüllung gewesen. — Ein Offizier Orjechow antwortete auf ähnliche Vorhaltungen höhnisch: „Was wollen Sie denn! Dem Volke ist doch die Freiheit geschenkt worden.“

Alle diese Tatsachen werden von vielen Augenzeugen übereinstimmend bestätigt. Angesichts dieser Haltung der Vertreter verschiedener Behörden ergab sich die jüdische Bevölkerung Mohilews einer stumpfen Resignation. Auch die Geschädigten und Verwundeten machten sich keinerlei Illusionen über den Ausgang einer etwaigen gerichtlichen Untersuchung und verzichteten darauf, die Schuldigen, die auch nachher die Gefürchteten sind, blosszustellen. Die Juden von Mohilew waren schon zufrieden, dass die Sache nicht noch schlimmer abgelaufen war.

Wapnjarka

Gesamtbevölkerung 1500, Juden 300.

Am 20. Oktober früh telegraphierte der Gendarmerieoffizier aus Schmerinka an den Stationsvorsteher von Wapnjarka: „Im Zuge No. 14 (IV. Kl.) befinden sich etwa 300 Arbeiter, die Birsula geplündert und drei Juden verwundet haben. Ersuche um Massnahmen zum Schutze der Eisenbahnstation und der Fahrgäste.“ Ob auch darin der Passus enthalten war, dass die Juden davon in Kenntnis gesetzt werden sollten, oder nicht, der Stationsvorsteher hatte jedenfalls davon keine Notiz genommen, und die Juden blieben völlig ahnungslos.

Pogromgerüchte waren allerdings im Umlauf, aber dies war nichts Neues mehr während der letzten Jahre, und bis jetzt hatte noch immer ein Geldgeschenk an den Urjadnik die Gefahr unfehlbar abgewandt. Böses hatte man ja eigentlich nur von Ankömmlingen zu befürchten, denn dass die örtlichen Einwohner, alles gute Nachbarn und Bekannte, einem etwas zufügen könnten, war wohl kaum anzunehmen.

Diesmal hatte jedoch der Urjadnik, der es mit seinen ohne jede Scheu vorgehenden städtischen Kollegen und Vorgesetzten an Mut nicht aufzunehmen vermochte, sobald er den Inhalt des oben angeführten Telegramms erfahren hatte, es vorgezogen, sich aus dem Spiel zu ziehen. Er verliess schon des Morgens den Flecken und überliess seine Schutzbefohlenen ihrem Schicksal.

Gegen fünf Uhr kam der Zug No. 14 an. Statt ihn, wie es auf anderen Stationen geschah, nur ein bis zwei Minuten halten zu lassen, liess man hier etwa 150 Arbeiter aussteigen, die gleich darauf Wapnjarka überfluteten und zu plündern begannen. Durch den Lärm angelockt, eilten bald zahlreiche Bauern aus dem Ort und der Umgegend herbei und bildeten zusammen mit vielen Eisenbahnarbeitern die Arrièregarde der tapferen Ankömmlinge. Unter wildem Geschrei ging man, mit Beilen, Brecheisen und Eisenbahninstrumenten bewaffnet, von Laden zu Laden, zerbrach die Schlösser und vernichtete die Waren. Am Raube beteiligten sich von den im Orte Ansässigen fast nur Frauen und Kinder, die Auswärtigen erwiesen sich als völlig uneigennützig, suchten bloss die jüdischen Habseligkeiten zu vernichten oder die aus der Umgegend herbeigeeilten Bauern zum Raube anzustacheln. Nach etwa einer Stunde mussten sie das Feld den Einheimischen ganz überlassen, um selbst die Fahrt mit dem noch immer ihrer harrenden Zuge fortzusetzen. Nunmehr tauchte endlich der tapfere Urjadnik wiederum auf der Bildfläche auf und beschleunigte die Wiederherstellung der Ordnung. Doch war in den paar Stunden der kleinen jüdischen Bevölkerung bereits ein Schaden von 40 000 Rubeln zugefügt. Die Eisenbahnbeamten hatten ihrerseits viel dazu beigetragen. Während sonst das Eingangstor zum Güterbahnhof bereits um drei Uhr geschlossen zu werden pflegt, hielt man es an diesem Tag bis sechs Uhr offen, um die Expedierung der Beute zu fördern. Bei dem Stationsgendarm sowie bei manchem Eisenbahnbeamten und desgleichen beim Postbeamten fand man nach dem Pogrom geraubte Sachen.

Alle Vergehen der untergeordneten Beamten erscheinen indes als ganz unwesentlich im Vergleich zum Verhalten ihres Chefs, des Stationsvorstehers. Es ist bereits oben berichtet worden, wie er die wichtige Depesche unterschlagen hat. Die ganze Tiefe seiner Pogromgesinnung tritt erst in folgender Tatsache an den Tag. Als der dienst-

führende Beamte der Station Kryschopol auf Veranlassung eines Juden P. aus Wapnjarka an ihn eine Anfrage betreffs der dortigen Lage richtete, bekam er folgenden trügerischen Bescheid: Die Plünderer hätten versucht, in den Ort einzudringen, seien jedoch von ihm zurückgehalten, da er mit 200 Eisenbahnarbeitern die Station umringt und niemand nach Wapnjarka hereingelassen habe. Daher sei „alles ruhig". Diese Antwort leistete er sich zu einer Zeit, da die Exzedenten mit wildem Lärm die jüdischen Wohnungen und Geschäfte plünderten.

Unvorbereitet, wie sie waren, konnten die Juden selbst keinen Widerstand leisten. Sie suchten sich zu verstecken und fanden bei dem an der Eisenbahn angestellten medizinischen Personal Zuflucht und Schutz. Ein Eisenbahnbeamter von ganz anderer Gesinnung als seine oben gekennzeichneten Kollegen, der Betriebskontrolleur Bessjadowsky, erschien mit 25 Soldaten, hielt die noch am Orte befindlichen Exedenten an und verfolgte sodann die ca. 400 auf der Fahrt begriffenen Arbeiter, die unterwegs arge Ausschreitungen begingen, unermüdlich. Er erreichte sie schliesslich auf einer Station und verhaftete viele, darunter auch den Anführer, der, wie man erzählte, bereits drei Juden ermordet, einen in Stücke geschnitten und auf dem Wege aus dem Fenster geworfen hatte. Der Held zeigte sich indes über seine Verhaftung aufrichtig empört und warf Bessjadowsky Verrat gegen Kaiser und Vaterland vor.

Der im Vergleich zu anderen so harmlose, für die kleine jüdische Bevölkerung von Wapnjarka doch ziemlich empfindliche Pogrom gewinnt durch eine unerwartete Schlussepisode eine recht komische Pointe. Am 22. langte gegen Abend eine Frau an und berichtete, dass auf dem Wege von Tultschin her 400 Juden sich befänden, die im Begriffe seien, für den Pogrom Rache zu nehmen. Der Eindruck war überwältigend. Samt Frauen und Kindern verliessen die Bauern mit dem Popen an ihrer Spitze den Ort und verbrachten die Nacht in panischem Schrecken auf dem Felde. Der Vorsteher des Eisenbahndepots liess 50 Lanzen für die Arbeiter anfertigen. Auch in den umliegenden Dörfern zitterte man vor der nahenden Rache. Bei dieser Erinnerung — erzählt unser Gewährsmann — vergisst der Jude von Wapnjarka die von ihm selbst erlebten grausigen Stunden. Sein Gesicht verwandelt sich, seine Augen leuchten. „Wenn auch nur einen Tag lang," sagt er begeistert, „immerhin haben sie doch dasjenige empfunden, was wir so oft erleben und empfinden. Sie haben vor uns gezittert, in der Flucht ihre Rettung gesucht."

Winniza

Gesamtbevölkerung über 30 000, Juden gegen 10 000.

Das Interesse, das uns der Pogrom in Winniza bietet, ist weniger durch die Zahl der Opfer und den Umfang der Verwüstungen als durch das scharfe Hervortreten der Rolle bedingt, die gewisse Elemente bei Inszenierung und bei der aktiven und passiven Unterstützung des Pogroms gespielt haben. Einige (selbstverständlich christliche) höhere Beamte und Offiziere haben ihre Erlebnisse und Beobachtungen während des Pogroms in Winniza zu Protokoll gebracht, und diese uns vorliegenden schriftlichen Schilderungen sind in hohem Masse geeignet,

den Gang der Ereignisse der Oktobertage in Winniza durch eine Fülle von Tatsachen aus eigenster, durch nichts gehemmter Anschauung zu beleuchten und die treibenden Kräfte genau zu kennzeichnen.

Die Winnizaer Juden mussten wohl das Gefühl gehabt haben, von einer ihnen feindlich gesinnten konservativen Gesellschaft umgeben zu sein. Die Stadtverordnetenversammlung war in ihrer Majorität reaktionär-antisemitisch. Die Versuche, in Winniza eine konstitutionell-demokratische Partei zu bilden, waren gänzlich erfolglos geblieben. Dagegen bestand hier bereits vor dem Pogrom eine Organisation von etwa 40 Hooligans. Man konnte aber die Hoffnung hegen, dass die Erfolge der Befreiungsbewegung sowohl die Lage der Juden als auch ihre Beziehungen zu den christlichen Nachbarn bessern würden. Es ist daher die Freude begreiflich, mit der die Juden das Manifest vom 17. Oktober begrüssten. In der am Morgen des 18. Oktober anlässlich dieses Manifestes im Winnizaer Volkshause veranstalteten Versammlung bildeten die Juden den Hauptteil der Besucher. Dieser Versammlung schloss sich ein feierlicher Umzug mit roten Fahnen durch die Stadt an.

Bereits am selben Tage wurde bekannt, dass einige Antisemiten die Versammlung und den Umzug agitatorisch zur Inszenierung eines Pogroms ausnutzten. Es wurde darauf von Juden und einigen Russen beschlossen, am nächsten Tage im Volkshause eine Versammlung einzuberufen, in der den Verleumdungen der Antisemiten entgegengetreten und der aufgehetzte Teil der russischen Bevölkerung versöhnlich gestimmt werden sollte. Die „Arbeit" der Antisemiten ging aber so energisch vor sich, dass die Abhaltung dieser Versammlung nicht mehr möglich war.

Den Haupttrumpf der Hetzer bildete die Tatsache, dass während der Versammlung im Volkshause die Büste des Zaren zerschlagen worden war. Es ist auch nicht die Spur eines Beweises dafür erbracht worden, dass es ein Jude getan hatte. Das Wahrscheinliche ist, dass die Büste im Gedränge angestossen und unwillkürlich zu Fall gebracht wurde. Der Artilleriehauptmann P. sagt darüber folgendes: „Es war mir schon oft aufgefallen, dass die Büste des Kaisers unsicher stand, und ich befürchtete, dass sie auch bei mässigem Andrange der Menge von der Säule herabstürzen könnte." Der Bankdirektor L. sagte dasselbe aus. Die Hetzer wussten das natürlich ebensogut, es hinderte sie aber nicht, die zerbrochene Büste für ihre Zwecke zu benutzen. J. T. Fjodorow, ein Beamter der Branntweinregie, teilte im Volke die Scherben aus und sagte dabei, das wären die Knochen des Zaren, dessen Büste die Juden zerschlagen hätten.

Eine weitere, auch anderwärts mit Erfolg benutzte Mär war die von dem zu erwartenden Ueberfall der Juden. In Gegenwart des Pristaws und der Schutzleute erzählte der Lehrer Leschtschenko den Bauern und vielen Soldaten, dass abends 3000 Juden kommen würden, um die Christen zu töten. Man müsse ihnen daher zuvorkommen und sie schlagen und plündern.

Mit diesen und vielen anderen Erfindungen wurde an allen Ecken und Enden eifrig gearbeitet. Der Aufseher der Chausseearbeiten, Kuschnir, forderte die Arbeiter auf, die Arbeit zu verlassen und nach Winniza „zum Amüsement" zu gehen, um dort die Juden abzuschlachten. Der christliche Student W. J. erzählt folgendes: „Am

Abend des 20. Oktober sass ich beim Geistlichen des Dorfes Stary Gorod mit zwei anderen Dorfeinwohnern. Der Geistliche P. J. Wikul hatte uns eingeladen, um über Massregeln gegen den drohenden Pogrom, über den schon überall gesprochen wurde, zu beraten . . . Da wurde die Ankunft zweier Bauern gemeldet, die angaben, ein dringendes Anliegen an den Pfarrer zu haben. Als sie vorgelassen wurden, sagte der eine: „Geben Sie uns einen Rat, Väterchen. Man hat uns gesagt, dass morgen im städtischen Dom ein Gottesdienst und danach auf dem Platze Parade abgehalten werden wird. Nach der Parade soll man dann gegen die Juden losschlagen. Man hat uns aufgefordert, in möglichst grosser Anzahl nach der Stadt zu kommen. Wir wollten aber vorher Ihren Rat hören." Auf unsere Frage, wer sie zu diesen grässlichen Taten aufgefordert hätte, nannten sie den Gendarmerieunteroffizier Rosumowski und den Pristawgehilfen Gashenko."

Wir stossen damit auf die Rolle der Beamtenschaft bei der Inszenierung des Pogroms. Ueber dieses Thema könnte geradezu eine ausführliche Abhandlung geschrieben werden, schon soweit es sich um Winniza handelt. Wir müssen uns jedoch mit Rücksicht auf die zahllosen anderen Orte, die über gleiche Erfahrungen zu berichten haben, bescheiden, nur einiges über den Gang des Pogroms selbst und die Schuldigen wiederzugeben.

Bereits am Abend des 20. Oktober versammelte sich unweit des Volkshauses, wohin zu den erwähnten friedlichen Zwecken eine Versammlung einberufen worden war, ein Häuflein Hooligans, die alle vorübergehenden oder vorüberfahrenden Juden prügelten und beraubten. Bei der völligen Passivität der Polizei gelang es dem Gesindel, einige Läden und Wohnungen auszuplündern. Das war aber nur ein Vorspiel zu dem eigentlichen Pogrom, der auf den nächsten Tag angesetzt worden war.

Ueber einige Erlebnisse während dieses Vorspiels lässt sich der Offizier O. in seinen Schilderungen also aus: „Ich stand neben dem Volkshause, als Bauern an mich herantraten und ihren Unwillen darüber äusserten, dass die Juden rote Fahnen trügen und das Porträt zerrissen hätten.[1]) Diese Bauern wohnen hier in Samostje. Ich erklärte ihnen, dass über die Juden, falls sie schuldig seien, Gericht gehalten werden würde, dass aber niemand eigenmächtig richten dürfe. Alsdann hörte ich, dass in einigen Häusern eine Demolierung begonnen habe, dass Fensterscheiben zerschlagen werden usw. Ich begab mich nach der Seite, von wo der Lärm kam; ich fand die Plünderer bei ihrer Tätigkeit, als ich mich ihnen aber näherte, liefen sie davon. In diesem Augenblick kam der Isprawnik Kotljarewsky mit Herrn Losinsky an; ich wandte mich an ersteren mit der Aufforderung, eine zu seiner Verfügung stehende Infanteriepatrouille nach dem Hause zu beordern, das der Stelle, an der wir uns befanden, gegenüber lag und in dem gerade eine Plünderung vor sich ging. Er liess mein Gesuch aber unbeachtet, und der Pogrom nahm seinen Fortgang, obgleich dem Isprawnik Militär zur Verfügung stand. Die Polizei verharrte überhaupt in völliger Untätigkeit. Als an uns, d. h. an dem Isprawnik und dem Pristaw des zweiten Reviers, Haufen mit Pfählen, Eisenstangen

[1]) An dieser Erfindung spürt man schon die agitatorische Tätigkeit der Polizei und des Schwarzen Hunderts.

und Holzstücken bewaffneter Leute vorbeipassierten, wurden sie weder vom Isprawnik noch von Wesselowsky angehalten oder auseinandergejagt. Obwohl Herr Losinsky, der bei uns stand, erklärte, dass diese Massregel im Hinblick auf die den Juden von dieser Bande drohende Gefahr notwendig sei, beschränkte sich der Isprawnik lediglich darauf, sie zu bitten, nach Hause zu gehen. Fünf bis zehn Minuten später ertönte von der Stelle, wohin sich diese Schar begeben hatte, Geschrei und Klirren zerbrochener Glasscheiben. Ausserdem bemerkte ich an demselben Abend einen Bauer, Iwan Panfilow, der wegen seines erregten Zustandes von Schutzleuten irgend wohin gebracht wurde. Als ich diesen Mann am andern Tage in Freiheit sah, befahl ich einem Schutzmann, ihn zum Pristaw des zweiten Reviers zu befördern. Der Schutzmann führte ihn, nachdem er sich zuerst geweigert hatte, meinem Befehl nachzukommen, endlich nach dem Polizeiamt ab, doch wurde er, obgleich ich zweimal durch einen Feuerwehrmann nachfragen liess, ob er verhaftet sei, von dort bald wieder freigelassen. Dieser Panfilow war, wie fast alle übrigen Plünderer, halb betrunken."

Ein anderer Zeuge, ein Stabskapitän, bekundet über das Verhalten der Polizei zu diesem Zeitpunkt folgendes: „Ich war Zeuge, wie die Polizei in mehreren Fällen einzelne auf frischer Tat ertappte Plünderer freiliess und ihnen nicht einmal die Knüttel, mit denen sie bewaffnet waren, abnahm. So wurde ein Mann freigelassen, der zehn Schritte vom Isprawnik entfernt den Versuch machte, eine Scheibe einzuschlagen. Drei- bis viermal hatte ich zu beobachten Gelegenheit, wie Schutzleute mit Hooligans und einer Infanteriepatrouille leise plauderten; als ich hinzutrat, hörten sie sofort zu sprechen auf, und die Hooligans machten sich aus dem Staube. Von vier bis fünf Bauern, die von mir persönlich festgenommen wurden, wurde nur einer der Polizei überliefert; die andern verschwanden fast vor meinen Augen wie Dunst aus den Händen der Schutzleute und Patrouille."

Die bereits am 20. begonnenen Plünderungen und die in der Stadt kursierenden Gerüchte veranlassten einige Personen, den Isprawnik und andere Vertreter der Obrigkeit zu bitten, die für den nächsten Tag geplante patriotische Manifestation aufzuschieben. Das blieb aber unbeachtet. Am 21. Oktober wurde im Dom ein Gottesdienst abgehalten, worauf ein Umzug durch die Stadt veranstaltet wurde. Am Umzug nahmen der Korpskommandeur General Schmidt, der Isprawnik und viel Militär und Polizei teil. Gleichzeitig mit diesem Umzug brach der Pogrom aus. Eine verhältnismässig kleine Schar von Plünderern (man schätzt ihre Anzahl auf 30 bis 40) war schon früh auf dem Domplatz versammelt und begann, mit Knüppeln und mitgebrachten Eisenstangen bewaffnet, sofort nach Beendigung des Gottesdienstes ihre Zerstörungsarbeit. Zum Teil gingen die Plünderer der Prozession voran, zum Teil folgten sie ihr. In der Potschtowaja, einer der Hauptstrassen, wurden die grossen Geschäfte vor den Augen der Polizei und des Militärs demoliert. Der ursprünglichen Schar der Plünderer schlossen sich allmählich viele Bauern, verkleidete Schutzleute, Soldaten, die gerade dienstfrei waren, Feuerwehrleute usw. an. Die Führer feuerten die Menge mit den Rufen an: „Haut die Juden!", „Da habt ihr die Freiheit!"

Wie die patriotische Manifestation in einen Pogrom überging, hören wir vom Offizier S.: „Etwa um 12 Uhr kam am Hotel eine

patriotische Manifestation vorüber. Voran gingen die Vertreter der Zivil- und Militärbehörde, und hinter ihnen zog sich eine lange Reihe Militär. Angesichts dieses Schauspiels verwarf ich jede Befürchtung in betreff der Möglichkeit eines Pogroms. Unter solchen Umständen, vor den Augen der Behörde und des Militärs, war ein Pogrom nicht denkbar. Aber das Unmögliche trat ein: Als der Zug umkehrte und seine Spitze sich dem Hotel gegenüber befand, flogen in die vis-à-vis gelegene jüdische Waschanstalt Steine, ertönte das Klirren eingeschlagener Glasscheiben, worauf die Menge lärmend und brüllend vorwärts stürmte. Ich legte Mantel und Säbel an und begab mich rasch auf die Strasse. Gegenüber dem Eingange befand sich zu dieser Zeit Parkmilitär, das den Zug schloss. Hier wusste man schon, dass der Pogrom begonnen hatte; es wurde davon gesprochen, dass Militär geschickt und dem Unfug ein Ende gemacht werden müsse, ohne Befehl der Vorgesetzten konnte aber niemand etwas dazu tun. Ich ging durch die Potschtowaja dem Dom zu. Ein Teil der Läden war demoliert. Die Polizei sah teilnahmslos zu, wie an ihr und dem Militär das geplünderte Gut vorbeigetragen wurde. Die Frechheit der Plünderer ging so weit, dass sie mitten auf der Strasse, vor aller Augen, ihre Beute aus den Taschen in Säcke umlegten. Einen solchen Hooligan arretierte ein Gendarmerieleutnant erst nach erfolgtem dringenden Ersuchen seitens der Umstehenden. Der Gehilfe des Pristaws antwortete auf das Ersuchen, Verhaftungen vorzunehmen, entweder mit Schweigen oder mit den Worten: ‚Ich kann nichts tun'."

Angesichts des positiven Verhaltens der Behörden machte die jüdische Selbstwehr den schwachen Versuch, in Aktion zu treten. Die Winnizaer Selbstwehr hatte sich schon viel früher gebildet und soll bis 300 Mitglieder (darunter 10 Christen) gezählt haben, die wohl alle Sozialdemokraten, Bundisten und Poalezionisten gewesen waren [1]). Ihre Bewaffnung war äusserst mangelhaft: es gab nur 20 meist schlechte Revolver. Von der Existenz der Selbstwehr wussten alle, natürlich auch die Behörden. Der General Schmidt soll gesagt haben, er habe nichts gegen eine Selbstwehr, nur dürfe sie keine Feuerwaffen gebrauchen. Als aber die Situation ernst wurde, machte man es der Selbstwehr unmöglich, ihre Aufgabe zu erfüllen. Eine Abteilung wurde von Soldaten überhaupt nicht zum Schauplatz des Pogroms zugelassen. Die andere Abteilung der Selbstwehr wollte versuchen, den Plünderern einen Teil der geraubten Sachen abzunehmen. Zu diesem Zwecke stellte sie sich an der Brücke auf. Unglücklicherweise fiel dort auf nicht ganz aufgeklärte Weise ein Revolverschuss [2]). Sofort wurde die Selbstwehr von einer gegenüberstehenden Kompagnie Soldaten beschossen; vier Mitglieder der Selbstwehr wurden getötet und 13 verwundet. Nach diesem grässlichen Ereignis konnte die Selbstwehr nichts mehr unternehmen.

Von anderen Schritten, die die Juden zu ihrer Rettung unternahmen, ist die Absendung einer Deputation an den Korpskommandeur

---

[1]) Nach unseren Erkundigungen gab es in Winniza gegen 200 Bundisten und etwa 100 Poalezionisten. Die etwa 70 Mann starke Gruppe des Verbandes zur Erreichung der Vollberechtigung der Juden kommt bei der Bildung der Selbstwehr wohl kaum in Betracht.

[2]) Sicher ist es, dass dieser Schuss nicht von der Selbstwehr abgegeben wurde. Es war fest vereinbart worden, dass niemand ohne Befehl schiessen solle. Wahrscheinlich ist es, dass den Schuss irgend eine der Selbstwehr nicht angehörende Person abfeuerte, die sich bedroht glaubte.

zu erwähnen. Bereits vor dem Empfang dieser Deputation, an der übrigens auch einige Russen teilnahmen, hatte General Schmidt den strikten Befehl erteilt, den Pogrom zu unterdrücken, was auch prompt und leicht ausgeführt wurde.

Es ist anzunehmen, dass der Korpskommandeur nur deshalb diese Massregel nicht früher getroffen hatte, weil er allen Grund zu glauben hatte, die Polizei würde mit Hilfe des ihr schon vorher in überreicher Menge zur Verfügung gestellten Militärs den Pogrom mit Leichtigkeit unterdrücken können. Somit wäre aber auch General Schmidt der einzige Vertreter der Behörde, der keine Schuld am Pogrom trüge. Das verbrecherische, „echt russische" Verhalten der Polizei und eines Teils des Militärs, wie es durch die Aussagen der bereits erwähnten höheren Beamten und Offiziere geschildert wird, deren Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit über jeden Zweifel erhaben ist, soll nur noch durch einige Angaben aus der Fülle der gleichartigen Bekundungen näher gekennzeichnet werden.

Der höhere Steuerbeamte G. führt den Pogrom auf folgende Ursachen zurück: „1. Passive Begünstigung des Pogroms seitens der Polizei und einiger Offiziere; 2. Organisation des Pogroms durch das „Schwarze Hundert" mit Wissen und vielleicht unter direkter Mitwirkung der Polizei; 3. direkte und indirekte Einwirkung einiger Personen aus der sogenannten Gesellschaft." Berücksichtigen wir, dass auch die sogenannte Gesellschaft zum grossen Teil aus Beamten besteht, so wird es klar, welch verhängnisvolle Rolle die Polizei und die Beamtenschaft im Winnizaer Pogrom gespielt haben.

An der Spitze der Winnizaer Polizei steht der Isprawnik (Landrat), der, wie wir gesehen haben, den Pogrom leicht hätte abwenden können, wenn er am Abend des 20. Oktober die vor dem Volkshause versammelten Rädelsführer verhaftet hätte. Der Landschaftsbeamte L. berichtet darüber: „Ich bat den Isprawnik . . ., diese Leute verhaften oder rekognoszieren oder wenigstens entwaffnen zu lassen. Niemand achtete aber auf meine Bitte. Als unfreiwilliger Zeuge der Plünderungen und Gewalttätigkeiten, die an diesem Abend während drei Stunden vor sich gingen, gewann ich die Ueberzeugung, dass . . . die Bevölkerung Winnizas vollständig schutzlos und der Willkür von 20 bis 30 Raufbolden preisgegeben war, und dass dieses Verhalten der Polizei und des Militärs mit Notwendigkeit einen Pogrom für den nächsten Tag bedingte." Als dann L. im Verein mit einigen anderen Herren einen Aufschub der geplanten patriotischen Manifestation erwirken wollte, schlug ihm dies der Isprawnik rundweg ab.

Von seinen Beobachtungen am Tage des eigentlichen Pogroms berichtet der erwähnte Landschaftsbeamte u. a. folgendes: „Bezeichnend ist es, dass die ganze Obrigkeit, die Polizei und das Militär sich mit der Prozession nach der Realschule begaben, die an einem dem Geschäftsviertel entgegengesetzten Ende der Stadt gelegen ist, und damit diese bedrohten Geschäftsviertel ganz den Plünderern überliessen. Man könnte denken" — sagt dann weiter der Zeuge —, „dass den Plünderern nach vorheriger Verabredung mit den Behörden das Recht zum Plündern erteilt worden sei. Es unterlig für mich keinem Zweifel, dass es keinen Pogrom gegeben hätte, dass nicht ein Fenster zerbrochen worden wäre, wenn die Behörden aufrichtig gewünscht hätten, der Bevölkerung beizustehen."

Der Dirigent des Domchors, der an der Prozession teilnahm,

erzählt, wie ruhig der Isprawnik den Plünderungen zugesehen hat. „Erst als die Chorknaben vor Aufregung zu weinen anfingen, und ich mich mit der Bitte an ihn wandte, etwas zur Beruhigung der Kinder zu tun, ging er in der Richtung nach der Potschtowaja hin.“

Der früher erwähnte Herr G. sagt: „Die Zahl der Plünderer war durchaus nicht gross. Bei einigem guten Willen hätte man mit ihnen in zehn Minuten fertig werden und den Pogrom unterdrücken können. Aber dieser gute Wille fehlte ebensowohl bei der Polizei wie bei den Soldaten.“

Wie sollte auch der Wille zur Unterdrückung des Pogroms bei Personen zu suchen sein, die nicht nur auf den Ausbruch des Pogroms vorbereitet waren, sondern sich auch auf das zu erwartende Ereignis ausserordentlich freuten? Der Bankdirektor L. erzählt: „Am Abend des 20. Oktober besuchte ich den Gehilfen des Isprawnik, Herrn Golossow, der an diesem Tage den Isprawnik vertrat . . . Er sagte mir, dass am nächsten Tage viele Bauern aus der Umgegend zur Veranstaltung einer patriotischen Manifestation erwartet werden, und dass nach der Manifestation ein Pogrom stattfinden werde, den die Polizei nicht zu verhindern imstande sein würde. Er persönlich sei übrigens der Meinung, dass den Juden ganz recht geschähe.“ Das Programm war, wie man sieht, gut entworfen.

Die Rolle, die die anderen höheren Polizeibeamten beim Pogrom gespielt haben, ist noch unzweideutiger als die des Isprawniks und seines Gehilfen. Der bereits erwähnte Beamte G. sagt aus: „Mir wurde erzählt, dass der Pristawgehilfe Gashenko die Steinklopfer aufgefordert hatte, die Juden totzuschlagen . . . Ich traf am Tage des Pogroms den Gashenko, der einen Haufen Waren (ein Stück Stoff, einen Wecker usw.) schleppte. Als er mich erblickte, kehrte er um und tat, als ob er die Sachen nach der Polizei tragen wollte.“

In einer notariell beglaubigten Aussage erzählt die Bauersfrau L.: „In meiner Gegenwart sagte der Pristaw Wesselowski unter Lachen: ‚Meine Herren, plündern und zertrümmern darf man wohl, nur muss es ohne Gepolter geschehen.‘ Daraufhin sah er ruhig zu, wie der greise Jude Marianowsky und Esther und Aron Magidowitsch ausgeplündert wurden. Auf das Flehen und Weinen der Opfer antwortete er mit einem Lachen . . . Als dieser Pristaw nach dem Pogrom eine Haussuchung bei einer Frau vornahm, schlug diese nach ihm und rief: „Du hast doch selbst gelehrt, dass man Leute auszuplündern hat. Wie kommst du jetzt dazu, Haussuchungen vorzunehmen?“ Wesselowski entschuldigte sich damit, dass er nur erlaubt hätte, Sachen zu zertrümmern und zu vernichten, aber nicht gestattet hätte, Sachen mitzunehmen. Das habe ich alles gesehen und gehört . . . Es wurde mir auch von Bauern erzählt, dass W. an die Dorfverwaltungen geschrieben hatte, man möge Leute nach der Stadt hinausschicken, um die Juden zu schlagen.“

Ziemlich dasselbe wird von diesen und anderen einwandsfreien Zeugen auch über die anderen höheren und niederen Polizeibeamten berichtet. Zum Teil waren sie Anstifter des Pogroms, zum Teil suchten sie, so viel wie möglich von der Beute zu erhaschen, zum Teil benahmen sie sich wie vergnügte Zuschauer.

Das Verhalten des Militärs war nicht wesentlich anders als das der Polizei. Waren auch viele anständige Offiziere von den Leistungen der

Polizei so angeekelt, dass sie als deren freiwillige Ankläger auftraten, so fanden sich doch andererseits im Offizierskorps auch solche Elemente, die sich offen auf die Seite der Plünderer stellten. Als Kapitän Noskow von dem Juden K. um Hilfe angegangen wurde, schrie er laut hinaus: „Mag man nur mehr von euch abschlachten, wir haben die Erlaubnis dazu.“ Gerade an solchen Offizieren nahmen sich die Soldaten gern ein Beispiel und „arbeiteten“ fleissig in den Reihen der Plünderer.

Die russische „Gesellschaft“ schützte sich während des Pogroms dadurch, dass die Wohnungen durch Kreuze und Heiligenbilder als christliche markiert wurden. Zuflucht suchende Juden wurden vielfach zurückgewiesen. Ein General wies dem jüdischen Besitzer seines Hauses einen Pferdestall als Aufenthaltsort an, jagte ihn aber schliesslich auch von dort hinaus.

Ueber die Opfer an Menschenleben haben wir bei der Schilderung der Rolle der Selbstwehr berichtet. Vielleicht noch entsetzlicher als diese Morde ist die Missetat, deren Opfer eine verheiratete Jüdin wurde. Die Frau hatte sich bei einer Bäuerin versteckt; diese benachrichtigte sofort einige Burschen, welche herbeieilten, der Jüdin das Geld abnahmen und sie vor den Augen ihrer Kinder vergewaltigten. Angesichts solcher Scheusslichkeiten kommt der materielle Schaden, der auf etwa 80 000 Rubel geschätzt wird, nur wenig in Betracht, obgleich dadurch gerade viele kleine Existenzen ganz ruiniert wurden. Es sind ca. 20 grosse und viele kleine Läden und Buden geplündert worden. Die andauernden materiellen Folgen des Pogroms, die Kredit- und Arbeitslosigkeit, waren in Winniza ebenso fühlbar wie in den anderen Städten, die von ähnlichem Unglück betroffen worden sind.

Auf Veranlassung des Korpskommandeurs wurde nach dem Pogrom eine patriotische Versammlung zum Zwecke der Versöhnung beider Nationalitäten abgehalten. Daran nahmen Vertreter der jüdischen Bourgeoisie, Beamte und Bauern teil. Dabei ging es hoch her: es wurden Reden gehalten, und viele Anwesende tauschten Versöhnungsküsse aus.

Sonstige Pogrome im Gouvernement Podolien

Während die Gouvernementsstadt Kamenetz-Podolsk selber nur unwesentliche Ausschreitungen zutage förderte, die sich auf Schlägereien, Steinwürfe und derartige Vorgänge beschränkten, gab es innerhalb des Gouvernements ausser den bereits behandelten Pogromen noch eine Reihe von zum Teil erheblichen Krawallen.

Vor allem ist der Pogrom von Schmerinka zu nennen, der zwei Tote, eine beträchtliche Feuersbrunst und grosse Verluste zur Folge hatte: 79 Familien wurden laut dem Komiteebericht um 347 000 Rubel geschädigt. Die Juden des Ortes flüchteten in Massen nach dem Bahnhof, aber auch hier gab es arge Metzeleien. Kurze Zeit nach dem Pogrom, am 6. November, tagte gerade in Schmerinka eine Konferenz von Vertretern der Meister, Arbeiter und Angestellten der Südwestbahnen, die eine Kommission von 18 Personen zur Organisierung eines Berufsverbandes einsetzte und sie zugleich beauftragte, die An-

teilnahme einiger Eisenbahnbeamten an den Judenpogromen von „Bobrinskaja", „Schmerinka", „Birsula", „Rasdelnaja", „Polonnoje" u. a. Orten, sowie an den Judenmassacres in den Zügen gründlichst zu untersuchen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung, die ein kameradschaftliches Gericht über die Schuldigen bezweckte, sind uns nicht bekannt geworden und dürften wohl auch durch die baldigen Verfolgungen des freiheitlich gesinnten Teiles des Eisenbahnpersonals vereitelt worden sein, während ihnen in jenem ersten Moment nach dem Oktober-Manifest selbst der Chef der Südwestbahnverwaltung, Chischnjakow, bei ihrem Vorhaben eine offizielle Förderung hatte zuteil werden lassen.

Von weiteren 30 Pogromorten nennt das Hilfskomitee folgende: Berschad (108 Familien, 46 000 Rubel Schaden), Bilitzeny, Golowanewsk, Konetzpol (74 Familien, 18 380 Rubel Schaden, 2 Tote), Krutye (5 Familien, 1 Toter), Lubomirka (19 Familien), Meschirow (37 Familien), Nestoitowo (9 Familien, 2000 Rubel Schaden), Okny (230 Familien, 55 000 Rubel Schaden, 2 Tote), Pjatkowska (5 Familien, 1 Toter), Woljarka (82 Familien, 22 400 Rubel Schaden), Woroschilowka (150 Familien, 40 000 Rubel Schaden).

IX.

Pogrome in anderen Gouvernements des Ansiedlungsrayons

Miropol (Gouv. Wolhynien)

Im Flecken Miropol hatte die Politik mitsamt ihren Differenzierungen im Herbst 1905 noch keinen festen Fuss gefasst. Von einer richtigen Parteiorganisation unter den Juden oder unter den Nichtjuden war fast keine Rede. Es existierten wohl organisierte Gruppen von Zionisten und „Bundisten", sie übten aber auf das Gesamtleben des Orts nur eine geringe Wirkung aus. Ebensowenig konnte man von bestimmten Beziehungen zwischen der jüdischen und der christlichen Bevölkerung sprechen. Die Berührungspunkte waren so geringe, dass Reibungen oder Annäherungen kaum möglich waren. Zu der Behörde aber hatten die Juden ihr patriarchalisches, vom Alter geheiligtes Bakschischverhältnis bewahrt.

Aus all diesen Gründen durfte man annehmen, dass Miropol einem Pogrom entgehen würde. Und doch kam er. Aber er ging etwas anders als sonstwo vor sich. Zunächst schien Miropol in das Pogromterritorium nicht aufgenommen worden zu sein, und die traurigen Oktobertage, die Tage vom 18. bis 23., verstrichen in aller Ruhe. Natürlich verhielten sich auch die Juden von Miropol mäuschenstill. Aber ganz verschont sollte auch dieses ruhige Nest nicht bleiben. Und als man den Pogrom schon gar nicht mehr erwarten sollte, brach er los. Am 23. Oktober, dem offiziellen Schlusstermin der Pogrome, fand in Miropol Rekrutenaushebung statt, ein Ereignis, das immer und überall im jüdischen Ansiedlungsrayon mit einer erheblichen Gefahr für die Bürger der betreffenden Stadt verbunden ist. Um jeder Eventualität vorzubeugen, kam an diesem Tag nach Miropol aus dem benachbarten Städtchen Romanowo, wo der „Bund" Hunderte von Mitgliedern gezählt haben soll, eine Abteilung der Selbstwehr, die jedoch der Sache der Juden nicht nützte, sondern sogar, wie die Miropoler versichern, durch ihr Verhalten eine gewisse Erregung in den Flecken hineinbrachte.

Der Pogrom begann noch am 23. Oktober. Den nächsten Anlass dazu bot irgendeine Ausschreitung eines besoffenen Rekruten. Sofort war auch die Selbstwehr bei der Hand und feuerte einige Schüsse in die Luft ab. Die Rekruten gerieten nunmehr erst recht in Wut und begannen jetzt, förmlich und nach allen Regeln, Pogrom zu machen. Obwohl keine Organisation zu merken war, ging doch die „Arbeit" ganz regelmässig vonstatten. Den Rekruten schlossen sich bald die aus den Dörfern gekommenen Bauern an, so dass das ganze Städtchen von Plünderern erfüllt war. Auch die deutschen Siedler aus der Umgegend haben, wie gerichtlich nachgewiesen wurde, an

der Plünderung teilgenommen. Die Plünderer fanden bald ihre natürlichen Leiter, nämlich den örtlichen Pristaw und den Dorfschulzen aus dem benachbarten Tschartoryji. Der Pristaw kommandierte selbst den Ueberfall und die Demolierung der Synagoge. Sein Eifer ging so weit, dass er ein Stück Holz aus dem Hofzaun erbrach und die Scheiben der Synagoge damit einschlug. Seinem Beispiel folgte der genannte Dorfschulze. Natürlich blieben die übrigen Teilnehmer des Pogroms nicht hinter der Obrigkeit zurück. Auf diese Weise fiel auch hier, wo offenbar von einem regelrecht vorbereiteten Exzess nicht die Rede sein kann, der Polizei in letzter Stunde die leitende Stelle und die Hauptschuld am Pogrom zu.

Nur acht Stunden dauerte der Pogrom in Miropol und hörte unerwarteterweise in derselben Nacht auf, aber diese wenigen Stunden hatten genügt, um einen grossen Teil der jüdischen Geschäfte zu demolieren, zahlreiche jüdische Häuser auszuplündern und die Hälfte der jüdischen Familien (127 von 240) wesentlich zu schädigen, ja einzelne an den Bettelstab zu bringen. Der materielle Schaden belief sich auf 54 000 Rubel. Verluste an Menschenleben gab es nicht, da sich alle Juden versteckt hielten und den Hooligans keine Gegenwehr leisteten. Den wesentlichsten Vorteil aber hatten die Miropoler Juden von dem Umstand, dass der Flecken zur Zeit des Pogroms kein Militär beherbergte. Und in der Tat, das nach der Beendigung des Pogroms requirierte Militär nahm gleich eine solch bedrohliche Haltung den Juden gegenüber ein, dass diese das Aeusserste zu befürchten hatten. Die Soldaten erklärten den Bauern ganz einfach, sie würden sie am Plündern und Massakrieren nicht hindern. Aber sie kamen mit ihren Hetzereien offenbar zu spät. Der Pogrom hatte sein offizielles Ende genommen.

Minsk

Gesamtbevölkerung (1897) 90 879, Juden 49 957.

(Laut einem offiziellen Bericht.)

Das Minsker Blutbad hat zwar einen richtigen Pogrom nicht gezeitigt, und ist nur ein „reiner“, von dem Bureaukratie und dem Militär hinterlistig ausgeführter kontrerevolutionärer Akt von ungeheuerlicher Brutalität. Trotzdem gehört er in unsere Gesamtberichterstattung hinein, nicht nur deshalb, weil die Betroffenen zu drei Vierteln Juden waren, sondern auch darum, weil es für die bureaukratischen Kreise galt, möglichst viel n i c h t revolutionäre Juden zusammenzubringen und gegen sie die Macht ihrer Flinten zu richten. Hunderte von Zeugen bekunden, wie provokatorisch die untergeordneten Polizeibeamten speziell den Juden versichert haben, dass sie sich ruhig zur Demonstration für die errungene Freiheit begeben mögen; nunmehr seien andere Zeiten gekommen, und dem friedlichen Bürger sei es gestattet, an Versammlungen teilzunehmen. Das getäuschte Vertrauen hat zweiundvierzig Juden und fünfzehn Nichtjuden, meist völlig passiven Teilnehmern, das Leben gekostet, und offiziell 132, inoffiziell mehrere hundert Verwundete zur Folge gehabt.

Mit welcher Ruchlosigkeit die Behörden in Minsk gewirtschaftet

haben, ergibt sich schon aus dem Bericht, den der Minsker Kreisgerichts-Staatsanwalt an den Kammergerichts-Staatsanwalt von Wilna gerichtet hat; darin konnte er natürlicherweise den Sachverhalt selbst, nicht jedoch die Hintermänner charakterisieren. So wird die Rolle des Gouverneurs Kurlow, eines der Hauptschuldigen, kaum berührt, aber die Schilderung der Vorgänge am Ort des Blutbades selbst ist ebenso für jene Sturm- und Drangzeit wie für die Wildheit der Militärfaktoren kennzeichnend.

Der Bericht, der auf Grund „von 300 Aussagen verhörter Personen abgefasst" sei, schildert die Vorgänge folgendermassen:

„Am 18. Oktober d. Js. begann gegen 11 Uhr morgens auf dem Platze vor dem Bahnhof Minsk, Libau—Romny—Station, eine vornehmlich aus Eisenbahnbeamten bestehende Menge sich anzusammeln, um ein Meeting abzuhalten. Der auf dem Bahnhof anwesende Chef der Eisenbahn-Gendarmerieverwaltung, Oberst von Wildemann-Kloppmann, fuhr darauf zum Gouverneur Kurlow, um sich zu erkundigen, wie er in diesem Falle zu handeln habe. Der Gouverneur empfing ihn nicht, während der Kanzleichef Sarin ihm erklärte, dass er ruhig sein könne, da die Versammlung der Eisenbahnbeamten nicht am Libau—Romny-, sondern am Moskau—Brest-Bahnhof gestattet sei. Zurückgekehrt erklärte nunmehr von Wildemann den Versammelten, dass er weder im Bahnhof noch vor demselben die Versammlung zuzulassen vermöge. Fast um die gleiche Zeit, um 12 Uhr mittags, kam auf den Bahnhof der Chef der Libau—Romny-Eisenbahn, Ingenieur Moschkow, der mit sich einen Abzug des erst jetzt vom Gouverneur zur Veröffentlichung freigegebenen Allerhöchsten Manifests brachte und dem ständigen Versammlungsvorsitzenden der Eisenbahnangestellten, Schaba, übergab, sowie dem Obersten von Wildemann mitteilte, dass der Gouverneur die Zusammenkunft am Libau—Romny-Bahnhof gestattet hätte. Da der Oberst sich trotzdem weigerte, die Versammlung ohne schriftliche Erlaubnis des Gouverneurs zuzulassen, so fuhr Schaba zu diesem und kehrte mit der Nachricht zurück, dass die schriftliche Genehmigung sofort geschickt werden würde. Nach wenigen Minuten brachte in der Tat ein Kosak ein offizielles Schreiben des Gouverneurs an Wildemann; darin hiess es, dass der Gouverneur in der dritten Klasse des Libau—Romny-Bahnhofs die Abhaltung einer Versammlung der Eisenbahnangestellten gestatte, und gemäss Ukas vom 12. Oktober den Obersten von Wildemann mit der Aufsicht über die Ordnung der Versammlung beauftrage.

„Nunmehr wurde die vor dem Bahnhof auf Posten stehende Wache der 12. Kompagnie des Oksker Infanterieregiments in das Gebäude entfernt, und in die offenen Türen des Wartesaals dritter Klasse strömte die auf dem Platze versammelte Menge. Da Wildemann fast niemand von den Eisenbahnangestellten persönlich kannte, so gestattete er die Zulassung aller, mit Ausnahme von Schülern. Er stellte sich selbst an die Eingangstür und hielt einen Schüler der lokalen Kommerzschule zurück. Er wurde indes nebst diesem vom allgemeinen Strom in den Saal hineingezogen, wo jemand aus dem Publikum ihm von hinten mit einem Stock einen Schlag auf den Kopf versetzte. Auf sein Geschrei hin kam sofort eine Patrouille herein, aber im Saal erhob sich ein solcher Lärm, dass die Patrouille abziehen musste. Mit ihr ging auch von Wildemann.

„Da der Saal dritter Klasse nur einen kleinen Teil der Versammelten fassen konnte, so wurde beschlossen, das Meeting auf dem Platze unter freiem Himmel abzuhalten. Auf einen aus dem Wartesaal hinausgetragenen grossen Tisch stieg der Versammlungsvorsitzende Schaba und verlas das Manifest. Darauf wurde laut Vorschlag des Eisenbahnagenten Gamsagurdi beschlossen, den Gouverneur um Freilassung der politischen Häftlinge zu ersuchen, zu welchem Zwecke eine Abordnung von zwölf Personen gewählt wurde. Diese Deputation setzte sich aus dem Versammlungsvorsitzenden, einigen Rechtsanwälten, dem Direktor der lokalen Kommerzbank, dem Bürgermeisterstellvertreter u. a. zusammen. Nachdem sich die Abordnung in den Räumen des Magistrats versammelt hatte, begab sie sich, von einer auf dem Wege sich immer mehr ansammelnden Menge begleitet, zum Hause des Gouverneurs, wurde jedoch von der das Gebäude bewachenden Militärpatrouille nicht hereingelassen. In der Menge nahm man eine freudige Erregung wahr, die so stark war, dass viele zu der auf dem Platze befindlichen Kosakenstreifwache hinzugingen, den Kosaken die Hände drückten, sie zur Allerhöchsten Gnade beglückwünschten und sie versicherten, dass sie alle ehemaligen Kränkungen vergessen hätten. Als der Gouverneur auf dem Balkon erschien, begrüsste ihn die Menge mit Hurrazurufen. Darauf befahl er, die Abordnung vorzulassen, wobei sie zwischen zwei im Vorraume postierten Kosakenreihen durchzugehen hatte, die bei ihrem Eintritt die Gewehre luden. Gegenüber der Bitte der Deputation erklärte der Gouverneur, dass er nur die auf seine Anordnung hin administrativ Eingesperrten aus eigener Machtvollkommenheit auf freien Fuss setzen dürfe, und dass er sofort eine diesbezügliche Verfügung treffen würde. Als die Deputierten dagegen Einspruch erhoben, dass die Kosaken bei ihrem Eintritt die Gewehre geladen hätten, meinte er lächelnd: Woher könne man es wissen, ob sie die Flinten geladen oder entladen hätten?

„Vom Gouverneur ging die Abordnung zum Staatsanwalt des Kreisgerichts, während die Menge vor das Gefängnis zog, und vor dem Gefängnisgebäude den Gefängnischef und zwei Polizeibeamte, die den Gouverneursbefehl auf Freilassung der administrativ in Haft befindlichen Politischen gebracht hatten, mit Hurra hochhob und schaukelte. Von hier marschierte die Menge unter Absingung der Marseillaise zum Bahnhof. Die Ordnung wurde von den Zugteilnehmern selber aufrechterhalten; die Marseillaise singend, baten sie die Vorübergehenden höflich, die Hüte abzunehmen.

„Die auf dem Bahnhofsplatze verbliebene Menge benahm sich in Abwesenheit der Deputierten wohlanständig und hörte sich die von verschiedenen Rednern in ziemlich gemässigtem Tone gehaltenen Reden an. Die Rückkehr der Deputierten, die etwas früher als die mit Flaggen nachkommende Menge angelangt waren, rief Ovationen hervor. Der Versammlungsvorsitzende Schaba wurde auf Händen zur Tribüne getragen. Als der Zug mit den roten Fahnen, in dem einige Freigelassene auf Händen getragen wurden, vor dem Bahnhof ankam, erreichte der Enthusiasmus der Menge die äusserste Grenze: man schrie „Hurra“, „Es lebe die Freiheit“, winkte mit Tüchern, warf die Mützen in die Luft, und Leute, die einander nicht kannten, beglückwünschten und küssten einander. Die Freigelassenen stellte man auf die Tribüne und zeigte sie dem Volke. Darauf stiegen wiederum Redner auf die Tribüne und hielten Ansprachen, die zwar

extreme Anschauungen zum Ausdruck brachten, aber laut dem Zeugnis von Offizieren der auf dem Bahnhof postierten Militärpatrouille einen völlig akademischen Charakter trugen. In einem Teile der Menge, die der Bahnhofseinfahrt näher stand und vornehmlich aus Eisenbahnangestellten zusammengesetzt war, ertönten Rufe: „Nieder mit den roten Fahnen!“, worauf zur Antwort ein anderer Teil der Menge „Nieder mit dem schwarzen Hundert, nieder mit der Autokratie, nieder mit der Polizei!“ schrie. Unterdes wuchs die Masse schnell an, sich immer durch die Menge Neugieriger verstärkend, die gekommen waren, um das erste Volksmeeting zu sehen. Am Ende des Platzes standen viele Droschken mit Damen und ganzen Familien nebst Kindern. Da die Menge immer mehr zur Bahnhofseinfahrt drängte, so führte der Kommandeur der im Bahnhofsgebäude befindlichen 12. Kompagnie, Kapitän Putschkowsky, einen Teil seiner Soldaten vor die Einfahrt heraus, aber die Menge, sobald sie Soldaten mit Gewehren erblickt hatte, erhob ein grosses Geschrei und forderte die Entfernung des Militärs. Kapitän Putschkowsky befahl sodann den Soldaten, nach rückwärts zurückzutreten, ging selbst vor und sprach beruhigend zur Menge: „Meine Herren, stiller, damit alles ohne Blut ablaufe.“ Dabei breitete er seine Hände aus und verneigte sich, als ob er die Menge begrüsste. Da geriet diese in jubelnde Freude, Dutzende von Händen hoben mit einem Male Putschkowsky empor und schaukelten ihn mit dem Rufe: „Hurra, es lebe die Armee.“ Darauf trug man ihn zur Tribüne, auf dem Wege tauschten viele mit ihm Küsse aus, und ein Jude küsste ihm sogar die Hand. Auf der Tribüne wurde er unter eine rote Flagge gestellt, die ein daselbst stehendes Mädchen mit aufgelöstem Haar hochhielt. Während Kapitän Putschkowsky getragen wurde, hatte jemand sein Schwert aus der Scheide gezogen, darauf ein Stück rotes Tuch aufgehisst und in der Menge herumgetragen.

„Einen anderen Offizier der 12. Kompagnie, Leutnant Bjeljawsky, der sofort nach dem Kapitän Putschkowsky herauskam, hatte man gleichfalls hochgehoben, zur Tribüne getragen und daselbst unmittelbar neben Putschkowsky gestellt. Hier reichten die Offiziere einander die Hände und küssten einander. Noch zwei andere Offiziere, die Fähnriche Anjuchin und Ptschjolin, die sich zufällig auf dem Platze befanden, fasste die Menge ebenfalls und trug sie auf Händen zur Tribüne. Sie alle wurden später behutsam zur Bahnhofseinfahrt zurückgebracht. Auch drei Soldaten, die in der Menge als Neugierige standen, wurden hochgehoben und mit Hochrufen geschaukelt. Zu den vor der Bahnhofseinfahrt stehenden Wachposten gingen viele aus der Menge hinzu und redeten ihnen zu, die Gewehre abzulegen und der Menge sich anzuschliessen, da die Offiziere sich bereits mit dem Volke verbrüdert hätten.

„Alles, was hier vorging, schien den Chef der lokalen Abteilung der Eisenbahngendarmerieverwaltung, Oberstleutnant Martschenko, ausserordentlich aufzubringen. Denn er lief fortwährend mit einem Revolver in der Hand und einem zornentstellten Gesicht aus dem Wartesaal erster Klasse zur Einfahrt heraus und befahl selbst den Soldaten der zwölften Kompagnie, wie einige von ihnen bezeugen, auf die Menge zu schiessen. Diese weigerten sich jedoch mangels Instruktionen seitens ihres direkten Kommandos, dem Befehle nachzukommen. Unterdes kam Oberst von Wildemann, der während des

Meetings mit einem jener Passagiere, die infolge der Verkehrseinstellung auf dem Bahnhofe wohnten, in der ersten Klasse zu Mittag gespeist hatte, zur Einfahrt heraus, wo die Menge dichtgedrängt stand. Einer von den ihm zunächst Stehenden, ein anständig gekleideter Mann, wie sich nachher herausstellte, ein Künstler der Kaiserlichen Theater namens Kusnetzow (auf der Szene Wladimirow), von der Menge gedrängt, stiess ihn. Da fasste ihn der Oberst an der Brust, schleppte ihn in den Saal erster Klasse und befahl den Gendarmen, ihn in Haft zu nehmen. Dieser Vorfall rief auf Seiten der Menge schreckliche Entrüstung hervor. Es verbreitete sich das Gerücht, dass einer der Offiziere, die auf der Tribüne gestanden hatten, in Haft genommen worden wäre. Die Menge begann in das Bahnhofsgebäude zu stürmen, um den Inhaftierten zu befreien. Dabei zerbrachen viele durch ihre Stöcke und Schirme die Scheiben in den Eingangstüren und Fenstern des Bahnhofs. Damals wurde auch mit einer Stange, die von einer roten Flagge herrührte, offenbar zufällig, die Laterne bei der Einfahrt zertrümmert. Das Zerbrechen der Scheiben dauerte gegen zehn Minuten, als aber der Fähnrich Anjuchin nebst Kusnetzow-Wladimirow zur Einfahrt herauskam und erklärte, dass der Verhaftete freigelassen sei, begann sich die Menge allmählich zu beruhigen. Kusnetzow-Wladimirow wurde hochgehoben und zur Tribüne hinaufgetragen.

,,Unterdessen hatte von Wildemann den Gouverneur telephonisch benachrichtigt, dass die Menge gewaltsam in den Bahnhof eindringe, und dass sie durch keine Massnahmen zu beruhigen sei. Persönlich erhielt er darauf vom Gouverneur, bei dem um diese Zeit Gäste zu Mittag geladen waren, keine Antwort, aber der Polizeimeister Norow erteilte ihm zunächst im Namen des Gouverneurs den Rat, nötigenfalls das ihm zur Verfügung stehende Militär in Aktion zu setzen; am Schlusse sagte er ihm, dass er nach Belieben verfahren möge. Da übersandte von Wildemann an Oberstleutnant Kurganowitsch, der mit fünf Kompagnien zur Zeit des Ausstandes den Bahnhof und die Baulichkeiten der Libau—Romnyer Eisenbahn bewacht hatte, den Befehl, eine Kompagnie vor den Bahnhof zu bringen. Kurganowitsch kam mit anderthalb Kompagnien, stellte die zweite Kompagnie auf der rechten Seite des Platzes beim Bahnhofsgebäude mit voller Front zur Menge auf, führte die halbe erste Kompagnie zum Bahnsteig und postierte sie mit der Front zum Wartesaal erster Klasse und zur Gepäckabteilung, worauf er sich an Wildemann betreffs Instruktionen wandte. Dieser erklärte ihm, dass alle Massnahmen erschöpft seien, und dass er ihm nunmehr die ganze Machtvollkommenheit übergebe. Wildemann hatte dabei nicht angegeben, welche Massnahmen zur Beruhigung der Menge getroffen worden waren, und Kurganowitsch hielt es nicht mit der Disziplin vereinbar, ihn danach zu fragen, doch bat er den Obersten, ihm einen Rat zu erteilen, wie er mit dem Militär vorgehen solle, worauf er die Antwort erhielt: ,,Das ist Ihre Sache.“ Ohne Kenntnis darüber, dass im Saal dritter Klasse eine Versammlung gestattet sei, und in der Annahme, dass das Verweilen der Menge in dem vom Militär behüteten Bahnhof nicht zugelassen werden dürfe, befahl Kurganowitsch der halben ersten Kompagnie, den Wartesaal erster Klasse vom Publikum zu reinigen, und der zweiten Kompagnie, die Menge vom Platze zu entfernen, wobei er sie angewiesen haben will, nur mit den Bajonetten und Kolben vorzugehen.

Die Gewehre der ersten Kompagnie wurden auf Befehl und in Gegenwart des Kompagniechefs, Stabskapitäns Sapassow, die der zweiten in Gegenwart von Kurganowitsch geladen.

„Während dieser Vorbereitungen wurde das durch den Zwischenfall Kusnetzow-Wladimirow unterbrochene Meeting auf dem Platze fortgesetzt. Als letzter bestieg Schaba die Tribüne und erklärte, dass sie, die Delegierten, vor dem Gouverneur die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ordnung übernommen hätten, und dass der Gouverneur unter dieser Bedingung darein eingewilligt hätte, die Kosaken und die Polizei fortzunehmen. Mit der Aufforderung, sich friedlich nach der Stadt zu begeben, schloss er sodann die Versammlung. Viele wandten sich nun vom Platze aus nach der Michailowskaja. Inzwischen hatte der Kommandeur der zweiten Kompagnie, Kapitän Byschewski, seine Soldaten als Kette an den Rand des Platzes postiert und Patrouillen aus je zwei Gemeinen vorgeschickt, die, an die äussersten Reihen der Menge herangekommen, mit den Bajonetten zu fuchteln begannen, während er selbst, nachdem er zuvor „Feuer!" kommandiert hatte, an die Schlussreihe der noch immer zahlreichen und lärmenden Menge etwa zehn Schritt hin- und zurückging und leise sagte: „Gehen Sie, meine Herren, auseinander, da sofort geschossen werden wird." Er tat es offenbar nur zur Erfüllung einer Formalität, da viele, an denen Byschewski vorüberging, auf seine Worte hin sich nicht einmal umwandten. Unmittelbar darauf, in demselben Moment, da Schaba von der Tribüne herunterstieg, ging Byschewski, wie von vielen Zeugen bekundet wird, schnell an seine Kompagnie heran, und, mit der Hand winkend, kommandierte er: „Kompagnie, Feuer!" Es erfolgte eine Salve, darauf eine zweite und dann wiederholtes Schiessen. Die Menge, in der viele nicht einmal die Anwesenheit von Militär argwöhnten, erstarrte für einen Augenblick, um sich sodann vom Bahnhofe nach verschiedenen Richtungen zu stürzen, die Fallenden drückend und tretend. Bei der ersten Salve schoss ein Teil der Soldaten in die Luft, während der andere, wie durch Zeugenaussagen festgestellt ist, auf die Menge feuerte. Viele hatten sich gleich bei den ersten Schüssen auf die Erde gelegt, aber auch auf die am Boden Liegenden wurden die Schüsse abgegeben, was aus der Richtung der Wunden bei einigen Getöteten und Verwundeten erhellt. Kapitän Putschkowsky, den die Menge nach Schluss des Meetings abermals unter Hurrarufen hochgehoben hatte, wurde nach den ersten Salven zu Boden geworfen und lief an die Soldaten der zweiten Kompagnie unter deren Salven heran, mit den Händen fuchtelnd und schreiend, dass sie das Schiessen unterlassen möchten. Fast gleichzeitig mit den Salven der zweiten Kompagnie krachten auch solche aus der Gepäckabteilung durch die Fenster, sowie schliesslich von dem Bahnsteig des Bahnhofs aus, durch den Wartesaal erster Klasse und zwar ebenfalls durch die Fenster hindurch, nach dem Platze. Was die zwölfte Kompagnie anbetrifft, so hatte sie sich, nachdem sie von ihren zur Tribüne getragenen Offizieren verlassen und von der während des Scheibeneinwerfens in die Gepäckabteilung eingedrungenen Menge gedrängt war, verteilt. Bei den ersten Schüssen hatte sich ein Teil nach dem Bahnsteig durchgeschlagen und sich der dort befindlichen halben Kompagnie angeschlossen, ein Teil legte sich in der Gepäckabteilung auf den Boden, um sich vor den Kugeln, die vom Bahnsteig durch diesen Raum flogen, zu retten, während

drei Gemeine sich hinter dem Verschlag versteckten und auf die Menschen, die sich innerhalb des Türgestells vor der Einfahrt zusammengedrängt hatten, zu schiessen begannen. Durch einen dieser Schüsse wurde der Rechtsanwalt Steblin-Kamjonsky getötet. — — Das wiederholte Schiessen dauerte von 5—10 Minuten. Nach den ersten Salven verödete der Platz im Nu, es blieben nur Getötete und Verwundete, aber auch später flogen einzelne Schüsse auf die isolierten Gestalten, die durch den Platz rannten; es wurde auf Verwundete, die sich zu erheben versuchten, sowie auf alle diejenigen, die zur Rettung der Verwundeten herankamen, gefeuert. Die Gemeinen der ersten Kompagnie, die vom Bahnhofsgebäude bis ans Ende des Bahnsteigs abgeführt worden waren, feuerten von dort auf den linken Teil des Platzes Einzelschüsse ab und schickten sich an, auf einen Mann, der aus dem Abort herausgerannt war, zu schiessen, aber dem Mann kam es in den Sinn, sich zu bekreuzigen, worauf Soldaten an ihn heranliefen und verlangten, dass er sein Leibeskreuz zeigen möchte. Die Gemeinen dieser Kompagnie schossen, noch ehe der Offizier sie zurückzuhalten vermochte, ausserdem einige Personen nieder, die unter der Treppe des Aborts sich zusammengedrückt hatten. Einzelne Soldaten, die bei den Eisenbahnbauten auf verschiedenen Posten standen, feuerten auf die Leute, die sich vom Platze zu retten suchten. Einer von ihnen durchstach einer Person, die auf die Eisenbahnschienen heraufgelaufen war, ein Bein, ein anderer war im Begriff, einen Studenten, der aus dem Fenster des Bahnhofs auf den Bahnsteig gesprungen war, mit dem Bajonett hochzuheben, und nur der laute Zuruf eines Zeugen: „Unterstehe dich nicht, ihn anzurühren!" hatte den Soldaten einen Augenblick aufgehalten und den Bedrohten gerettet.

„Laut den Angaben eines Zeugen, die zum Teil durch die Bekundung des Fähnrichs Ogorodnikow bekräftigt worden sind, hat ausser den Soldaten auf die Menge auch ein Gendarmerieunteroffizier geschossen, dessen Persönlichkeit bislang nicht festgestellt worden ist. Die überwiegende Mehrheit der auf dem Platze weilenden Menge hatte sich nach den ersten Schüssen auf die Michailowskaja gestürzt. Ein Teil der Flüchtigen versteckte sich in den Höfen und Wohnungen in dieser Strasse; die übrigen aber, die weiterrannten, stiessen an der Ecke neben dem 4. Polizeirevier auf einige Schutzleute, von denen zwei oder drei auf die Flüchtigen losschossen. Ein Schutzmann Jakubowitsch, den im Laufe der Untersuchung viele Augenzeugen erkannt haben, hat durch die von ihm abgegebenen Schüsse vier Personen, darunter den Rechtsanwaltsgehilfen Jentis, getötet. Nach den Angaben einiger Zeugen hätte um diese Zeit beim Polizeirevier der zeitweilig als Pristaw fungierende Pristawgehilfe Bernatzky gestanden und den Schutzleuten ein Zeichen zum Schiessen gegeben.

„Dieser Bernatzky hat, wie durch die Bekundungen mehrerer Zeugen festgestellt ist, zu Beginn des Meetings, als die Menge vor dem Bahnhof sich ansammelte, gesagt: „Nitschewo, sollen die Juden sich belustigen, wir werden ihnen bald die Kehle verstopfen." Als Militär nach dem Bahnhof requiriert wurde, meinte Oberstleutnant Martschenko: „Man muss den Juden eine Lektion erteilen," eine Redensart, die auch Stabskapitän Sapassow gebrauchte, indem er seiner halben Kompagnie befahl, die Gewehre zu laden. Zwei absolut glaubwürdige Zeugen haben ausgesagt, dass, als sie am 18. Oktober abends

auf den Bahnhof kamen und den dort befindlichen Generalstabsobersten Wassiljew um die Erlaubnis angingen, zwecks Feststellung, ob unter den Verwundeten ihre Söhne, Studenten, sich befänden, den Empfangsraum aufsuchen zu dürfen, da habe er erwidert: „Diese Studenten sind schlimmer als Juden, man muss sie hauen."

„Die Gesamtzahl der Getöteten und der an den Wunden Verstorbenen übersteigt fünfzig, die der Verwundeten ist etwa hundert. Auf Grund der Leichenobduktionen und der Besichtigung der Verwundeten ist festgestellt, dass die überwältigende Mehrheit durch Flintenkugeln am Genick, am Rücken und überhaupt an hinteren Körperteilen verwundet worden ist. Unter den Getöteten und Verwundeten befinden sich je zwei von Revolvern polizeilichen Modells Getroffene.

„Ueberhaupt hat die Voruntersuchung ergeben, dass aus der Menge nicht geschossen worden ist, und dass gegen das Militär keine gewaltsamen Handlungen vorgenommen worden sind, dass ferner die Menge bei den ersten Salven vom Platz zu flüchten begann."

Rjetschiza, Gouv. Minsk.

Gesamtbevölkerung (1897) 9280, Juden 5334.

Zwei Stunden von Homel gelegen, befindet sich Rjetschiza ganz unter dem Einflusse dieser Stadt. Kein Wunder nun, dass das Beispiel des Homeler Pogroms in Rjetschiza, wenn auch viel später, Nachahmer und Nacheiferer fand. Die christliche Bevölkerung von Rjetschiza ist ziemlich wohlhabend und trägt keinen akuten Judenhass zur Schau. Dagegen sind die „Intellektuellen" unter den Christen förmliche Hooligans und Judenhetzer der schlimmsten Sorte. Diese waren es auch, die eine „patriotische Liga" ins Leben riefen, deren Hauptbeschäftigung die Verhetzung der Bevölkerung gegen die Juden ist. Die Rädelführer der Liga war der Ortsgeistliche M o s c h a r o w s k i , der sowohl in Privatgesprächen als auch in seinen Kanzelreden offen die „Ermordung sämtlicher Juden" predigte, ferner der Zivilingenieur Kusnetzow und selbstverständlich auch die Vertreter der Zivil- und Militärbehörde, wie der Polizeiaufseher Artemjew, der Militärkommandant Skworzow usw. Dagegen war der Isprawnik der Stadt, Schitnikow, ein redlicher und dem kämpfenden Antisemitismus abholder Mensch, der aber schliesslich gegen die höheren Befehle machtlos war. Bereits einige Tage vor dem Pogrom ging der Militärkommandant den Isprawnik um die Erlaubnis, 230 Leute unter den christlichen Bürgern mit Soldatenflinten zu bewaffnen, an. Der Isprawnik, der genau wusste, was der Kommandant damit bezwecke, schlug die Bitte ab. Nichtsdestoweniger teilte der Kommandant 100 Gewehre unter den Leuten aus, so dass die Hooligans mit Soldatenflinten versehen waren. Als die jüdische Bevölkerung davon Wind bekam, wandte sie sich an den Isprawnik, der sie beruhigte und Massregeln zu ergreifen versprach. Einige Zionisten-Sozialisten wollten den Kommandanten überlisten, indem sie sich als Hooligans verkleideten und bei der Verteilung der Gewehre sich einfanden. Sie wurden jedoch erkannt und unter Schlägen verjagt.

Bereits am 20. Juni fand der erste Pogromversuch statt. Nachdem von der Kanzel und durch den Kirchendiener hektographierte Aufrufe verteilt waren, in denen es hiess: „Wie lange sollen wir noch warten? Ist es nicht an der Zeit, diese bösen Feinde (die Juden) im heiligen Russland zu vertilgen? usw.," versuchten die Hooligans, geleitet vom Polizeiaufseher Artemjew, einen Pogrom zu veranstalten. Aber sie waren noch nicht genügend vorbereitet. Am 23. Oktober nachmittags begann der eigentliche Pogrom. Ein speziell herbeigekommener Agitator aus Nowosybkow hielt vor der Kirche eine Rede, in der er das Volk zum Pogrom aufforderte. Daraufhin stürzten sich einige christliche Burschen auf die jüdischen Geschäfte und begannen sie zu plündern. Der Pogrom wurde stärker, als die mit Soldatenflinten versehenen Hooligans unter Anführung des Gendarmerie-Unteroffiziers Boritschewski und des oben genannten Artemjew herankamen. Bei der Demolierung und Plünderung der Geschäfte eiferte besonders energisch Artemjew, der in einer Schuhwarenhandlung mit seinem Degen die Gummischuhe zerhieb und sonstige Zerstörungsarbeit leistete. Der Pogrom währte blos einige Stunden, um jedoch am nächsten Tag, den 24., mit erneuter Gewalt anzubrechen. Diesmal gab es viele Menschenopfer. Als nämlich das Gerücht vom Pogrom in Rjetschiza nach Homel gelangt war, begaben sich 22 junge Leute von der Homeler Selbstwehr nach Rjetschiza, wohin sie am 24. vormittags anlangten. Die Nachricht von ihrer Ankunft verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt. Gleich nach ihrer Abfahrt von Homel verständigte der dortige Bahnhofsgendarm die Behörden von Rjetschiza, dass bewaffnete jüdische Jünglinge auf der Hinreise seien. Sofort wurde die Meldung von der Polizei an die zuständige Behörde, an die Pogromorganisation, übermittelt, und diese beschloss, an der Selbstwehr ein Blutbad zu veranstalten. Eine Bande von Hooligans, mit Flinten und Revolvern bewaffnet, unter ihnen auch einige Soldaten, begaben sich unter der Führung des Ingenieurs Kusnetzow in die Nähe des Bahnhofs, wo sie sich in den Hinterhalt legten.

Die 22 jungen Leute von der Selbstwehr kamen an, aber nur 18 stiegen aus, die übrigen vier reisten gleich zurück. Da keine Droschken in der Nähe des Bahnhofs waren, teilten sich die Selbstwehrmänner in zwei Gruppen und gingen zu Fuss nach der Stadt. Kaum waren sie einige Schritte vom Bahnhof entfernt, als die Hooligans aus dem Versteck sie mit einer Salve empfingen. Einige junge Männer blieben tot auf der Stelle, die anderen, durch den unerwarteten Angriff wirr gemacht, warfen ihre Waffen weg und wollten sich durch die Flucht retten. Aber die Hooligans stürzten nun aus dem Hinterhalt hervor, und ein unmenschliches Massaker begann.

Mit Flintenkolben und Bajonetten schlugen sie auf die jungen Männer, die Flüchtigen holten sie ein und streckten durch Kolbenschläge nieder, die Verwundeten traten sie mit den Füssen, stachen mit den Bajonetten und höhnten sie dabei: „Da habt ihr Gleichberechtigung! Da habt ihr Freiheit!" Die Polizei kam endlich herbei hinderte aber die Hooligans an ihrer blutigen Arbeit nicht. Die verstümmelten Leichen wurden endlich auf einen Wagen geladen und samt den Verwundeten in das Polizeigebäude abgeführt. Die Verwundeten wurden sowohl auf dem Wege als auf der Polizeiwache selbst noch weiter geschlagen. Als einer der zu Tode Gemarterten noch Kraft hatte, sich ein wenig zu erheben, schlug ein Hooligan mit

einem Stemmeisen vor den Augen der Polizei auf ihn ein und machte seinen Qualen ein Ende. Die Verwundeten, elf an der Zahl, wurden im kalten schmutzigen Zimmer der Polizeiwache auf den Boden gelegt, wo sie 24 Stunden ohne ärztliche Hilfe und ohne Nahrung lagen. Als sie Wasser verlangten, wurde es ihnen von den Polizisten verweigert. Am Abend kam der städtische Arzt, der die Verwundeten nur flüchtig untersuchte und die Wunden nicht einmal waschen liess, wodurch natürlich viele sofort Wundfieber bekamen. Die Bitten der Juden, die Kranken nach dem Homeler Spital bringen zu lassen, wurden abgelehnt, da diese „wegen des Ueberfalls auf die Christen" in Haft seien. Erst später gelang es, die Verwundeten in das Spital zu bringen.

Mit dieser schauererregenden Metzelei endete der Pogrom. Ausser den sechs getöteten Jünglingen von der Selbstwehr[1]) wurde noch ein alter Jude durch einen Hieb auf den Kopf ermordet, als er in betrunkenem Zustande auf der Strasse: „nieder!" rief. Der tragische Tod der aufopferungsfreudigen Jünglinge hat auf die Hooligans keinen Eindruck gemacht. Sie erzählten dem Untersuchungsrichter, der die Untersuchung in höchst parteiischer Weise führte, sie wollten den „Homeler Demokraten" eine Lektion erteilen, und waren über den Erfolg sehr zufrieden. Der materielle Schaden der betroffenen 40 Familien betrug 30 bis 40 000 Rubel.

Orscha, Gouv. Mohilew.

Gesamtbevölkerung ca. 14 000, Juden ca. 7000.

I.

Wenn das, was in Orscha sich zugetragen hat, nicht gerade in den Oktobertagen passiert wäre, der Name Orscha würde nicht weniger wie Kischinew, Odessa, Bialystok, Sjedletz auf allen Lippen sein. So aber ist der Ort, an dem eine grausige Katastrophe nach der anderen sich abgespielt hat, einer der vielen geblieben, die in der langen Reihe von Pogromstätten aufgezählt werden. Die Nichtbeteiligten, selbst jene, die von den Schrecknissen Orschas manch grauenerregende Erzählung gelesen oder gehört haben, wissen kaum mehr etwas davon, haben es schon vergessen. Die Orschaer Juden jedoch werden noch in späteren Zeiten, auch dann noch, wenn man die jetzigen Kämpfe von der Warte der Geschichte betrachten wird, ihren Enkeln erzählen können, dass sie mit eigenen Augen die Bestie im Menschen, nicht in irgend einem, sondern in vielen tausenden sie umgebenden Menschen gesehen haben. Und was bedeuteten für sie die einzelnen, die, erschüttert, mit ihnen mitfühlten, gegenüber den Tausenden, die auf jeden beliebigen Wink hin ganze Gruppen von Juden abschlachteten!

In Orscha gab es tagelang Mord und Mord, von gewaltigen Menschenhaufen sanktioniert und unter fast offizieller Führung der Polizeibehörden vollbracht, am hellen Tage, ohne Leidenschaft. Nicht die Zahl der Gemordeten aber ist es, was die Tragik der Orschaer

---

[1]) Unter den getöteten Selbstwehrjünglingen Usin, Diskant, Stradaletz (Pseudonym), Rappaport, Pos und Wilensky waren die ersten drei Bundisten, der vierte ein Sozialrevolutionär, während die Parteizugehörigkeit der beiden letzten nicht bekannt ist.

Ereignisse bildet, sondern die Art, in der gemordet wurde, die Leichtigkeit, mit der es geschah; die psychologischen Vorgänge, die da zutage treten, wirken geradezu erschreckend. Nicht einmal gegen wilde Tiere, deren man sich entledigen will, geht man so vor. Wie Wahnsinnige manchmal Möbelstücke in ihrer Wut zertrümmern, so töteten die nichtberuflichen Mörder die Juden, sie zerhieben und zerhackten sie, sie machten sie mit Revolver- und Flintenschüssen, gewöhnlich jedoch mit zahllosen stumpfen Geräten nieder und metzelten einzelne stundenlang in den Tod hinein, bis die Körper der meist jugendlichen Juden nach einem Ausdruck des dortigen Bürgermeisters „buchstäblich eine unförmliche Masse“ bildeten. Dann waren sie wenigstens sicher, dass in diesen Körpern kein Leben mehr stecke. War die Tat gelungen, so weideten sie sich am grässlichen Anblick, jauchzten, tobten, wieherten vor Lust und prahlten mit ihren Leistungen. Die Menge tat ihr Werk wie in Hypnose und gelangte zum potenzierten Lustmord.

Dass die Menschen zu solch kollektivem Verbrechen sich erniedrigen können, die Menschheit in sich zu schänden vermögen, ist ja nicht in Orscha zum erstenmal erwiesen worden. Aber immer müssen es doch äussere Anlässe sein, die eine solche Wirkung hervorrufen, und deren gab es in Orscha zur Genüge. Gewiss, alle diese Bauernmassen begehen ihre Schandtaten nicht gegen ihren Willen, aber auch nicht aus eigener Initiative. Mehr als irgendwo hat die Macht, die sich zur Veranstaltung von Pogromen berufen fühlt, die Polizei, am Werke gearbeitet, vor, am und nach dem Pogrome gearbeitet.

Wodurch erklärt sich aber das fast beispiellos grausame, schamlos solidarische Verhalten der Orschaer Polizei, die ihre Taten in offener Gemeinsamkeit und geschlossener Reihe vollbrachte? Gab es hier nicht eine notgedrungene Abwehr oder irgend ein Prinzip, das in ihr zu fanatischer Raserei ausartete? Gar mancher wird sagen, auch die Polizeibehörden von Orscha beständen ja aus Menschen; wenn sie also sich zu solchen barbarischen Akten haben hinreissen lassen, so müssen doch ihre Diener durch extravagante Herausforderungen in einen solchen Zustand einer immensen Wut versetzt worden sein. Man möge nur zusehen, ob nicht das Betragen der Juden so aufreizender Natur gewesen ist, dass die Kontrerevolution mit nicht zu hemmender Macht alle Schranken habe durchbrechen müssen!

Der Fernstehende wird logischerweise a priori zu solchen Schlussfolgerungen gelangen; allein hier versagt die Deduktion, die durch die Wirklichkeit Lügen gestraft wird. Man mag noch so kühl die Sachlage beurteilen, es gibt kein anderes Urteil: in Orscha sassen Banditen und Mörder, wohl berechnende Mörder, am Polizeiruder, und Tausende stupider, noch nicht zur Menschlichkeit gelangter Bauern, denen die Juden fremd und verhasst sind, vollführten alle Grausamkeiten, die der Polizei und ihnen zu Gebote standen. Da wir bei der Schilderung der Tatsachen unwillkürlich zugleich richten, so suchten wir in den zahllosen Aussagen nach irgend welchen Momenten, die zwar nicht eine Rechtfertigung der Mördertaten bieten, aber wenigstens, sagen wir, dramatisch, seelisch erklärlicher machen könnten. Wir haben aber nur brutales Machtbewusstsein, keinen Fanatismus ausser dem Fanatismus des Machtbewusstseins erblickt. Wahrlich, was die Juden in Orscha, s o w e i t es sich selbst um ihre revolutionären oder ultrarevolutionären Bestandteile handelt, taten, klang gewiss nicht wie ein Harmoniegesang menschlicher Eintracht, mahnte an den gewaltigen

Kampf, der auf beiden Halbkugeln der Erde Arbeit und Kapital gegeneinander treibt, mahnte an das bald ein Jahrhundert alte Ringen aller unterjochten Völker Russlands gegen die herrschenden Gewalten, war indes von den Taten der Pogromanstifter, sowohl der Bureaukratie als ihrer gehorsamen Truppen, gerade so entfernt, wie hehre Kultur von listiger Barbarei.

Was die Revolutionäre in Orscha „versündigt" haben, ist eigentlich selbst nach polizeilichen Begriffen auch unter gewöhnlichen Umständen durch einige Gefängnisstrafen zu ahnden. Nach harten, unglaublichen Opfern und fast hoffnungslosen Kämpfen hatte die Freiheit scheinbar offiziell gesiegt. Ihre Jünger in Orscha wähnten nun, dass sie die Sieger seien, und verlangten von den Besiegten, der Bureaukratie, dass sie diese Tatsache anerkennen möchte. Die Anhänger der Freiheit wollten ihren Sieg allen ad oculos führen, durch Strassendemonstration an die tragische, harte Vergangenheit und hoffnungsvolle Zukunft anknüpfen, und verlangten von den Besiegten, dass sie durch Hutabnehmen vor den Fahnen der internationalen Verbrüderung, sowie durch Freigebung der Kampfgenossen, deren ferneres Schmachten im Kerker ein Anachronismus, eine Verständnislosigkeit der Bureaukratie sei, den Gefühlen der Sieger Rechnung tragen sollten. Hin und wieder waren sie wohl auch zu stürmisch, ja herausfordernd in ihrem überschäumenden Sieges- und Freudentaumel und überschritten die Grenzen des polizeilichen Anstandes, im allgemeinen jedoch trugen ihre Strassendemonstrationen einen friedlichen und festlichen Charakter. Empfand indes die Polizei einige Vorkommnisse und Kundgebungen, wie die revolutionären Inschriften oder das Veranlassen des Hutabnehmens vor den roten Fahnen, als groben Unfug, so konnte sie mit Leichtigkeit alle diese „Ausschreitungen" unterdrücken. Statt dessen griff sie zum Mittel des Pogroms und veranstaltete das schauerliche Gemetzel. Denn sie war einfach blutgierig und sehnte sich danach, Menschenqualen zu beobachten.

II.

Das Blutbad von Orscha ist so ungeheuerlich, dass wir uns nicht versagen wollen, die Einzelheiten in ihrer Reihenfolge wiederzugeben, und vor allem das ganze „Sündenregister" der Juden von Orscha aufzurollen. Von zahlreichen Zeugen abgesehen, hat über die ersten Orschaer Vorgänge in schlichten und höchst vorsichtigen Worten ein Mann berichtet, der seiner Geburt und seiner im Mohilewer Geistlichenseminar stattgehabten Erziehung nach den Kreisen nahestand, aus denen die Bureaukrataie sich rekrutiert, der sogar mit einem Pristaw verschwägert ist — nämlich der damalige Bürgermeister Stratanowitsch. Was er da in einem Spezialbericht, sowie in seiner Aussage vor dem Untersuchungsrichter erzählt, gibt ein anschauliches, selbsterlebtes Bild von den Vorstadien des Pogroms und dessen Ausbruch, so dass wir zunächst die tatsächlichen Mitteilungen dieses authentischen Berichterstatters unserer Schilderung zugrunde legen.

Das Manifest des 17. Oktober wurde zuerst, nämlich am 18. mittags, auf dem Bahnhof bekannt. Sofort wurde der Generalstreik aufgehoben, es fand ein feierlicher Gottesdienst statt, und vier Züge wurden abgelassen. „Alle waren froh gestimmt, an irgend welchen Rassenhass dachte jetzt niemand: Christen und Juden küssten einander." Abends fand auf der Station im Feuerwehrdepot eine Liebhabervorstellung statt,

wobei unter dem Publikum eine Menge Juden zugegen war. An demselben Abend fand auf der Strasse, vor dem Klub und dem Polizeigebäude eine stürmische Versammlung statt. Da stand auf der einen Seite eine halbe Kompagnie Soldaten, während auf dem entgegengesetzten Bürgersteig eine Menge jugendlicher Juden sich aufhielt. Die Polizei hatte Militär kommen lassen, um die Versammelten auseinanderzutreiben; die Soldaten schickten sich schon an, auf die Versammlung zu feuern, da wurden sie daran durch den zufällig herangekommenen Bürgermeister gehindert, der ihnen sagte, dass nach der Allerhöchsten Freiheitsverkündigung auf friedliche Bürger nicht mehr geschossen werden dürfte.

Dieses Vorgehen des Bürgermeisters übte auf die jüdische Jugend eine solche Wirkung aus, dass ein Teil derselben an den gemässigten Mann heranging und ihn aufforderte, mit ihnen zusammen sich an der morgigen Freiheitsdemonstration zu beteiligen, was jedoch der Bürgermeister mit dem Hinweis auf die Verschiedenheit in dem Programm seiner Partei, der liberalen, und in dem der sozialdemokratischen, zu der sich die Auffordernden bekannten, ablehnte.

Die Stadt hatte unterdes ein festliches Aussehen bekommen. „Ohne Befehl der Polizei" begannen die Häuser zu flaggen, ja auch der Magistrat hisste die Nationalflagge.

Am 19. früh morgens suchte der Bürgermeister den Geistlichen Petraschin, der in Abwesenheit des Protoiereus Maslow die Pflichten des Kathedralepriors innehatte, zu bewegen, dass er mitsamt der anderen Geistlichkeit auf dem Platze vor der Kathedrale einen Gottesdienst abhielte, was Petraschin versprach, woraufhin der Bürgermeister folgende Bekanntmachung erliess: „Die Bewohner der Stadt werden hiermit in Kenntnis gesetzt, dass heute um 1 Uhr mittags anlässlich der Verleihung der Bürgerrechte auf dem Domplatze ein Volksgottesdienst abgehalten werden wird."

Als der Festgottesdienst jedoch beginnen sollte, da waren bereits die Geistlichen anderen Sinnes. Der erwähnte Petraschin und sein Kollege waren aufgeregt, wiesen darauf hin, dass durch die Reformen ihre Stellung verschlimmert werde, und weigerten sich unter scharfen Ausdrücken. die Gebete zu sprechen, mit der formellen Begründung, dass sie vom Bischof keine diesbezügliche Verordnung erhalten hätten. Darauf wurde eine Depesche an den Bischof abgeschickt, der unverzüglich die Verordnung traf, den Volksgottesdienst abzuhalten.

Dem Festgottesdienste wohnten Tausende bei, eine Menge Christen, Lehrer und Schüler der städtischen Schule, des Mädchengymnasiums, sowie Beamte, während die Polizei gar nicht vertreten war. Auch die Orschaer freiwillige Feuerwehr kam und veranstaltete eine Parade. Die Menge war höchst erregt, hob nach russischer Art zum Zeichen der Auszeichnung unter Hurrarufen den Bürgermeister und den Stadtrichter Wolkow, sang den nationalen Hymnus „Gott hüte den Zaren" und lärmte in fröhlicher Weise.

Nach Schluss des Gottesdienstes und der Parade wurden alle anwesenden Stadtverordneten, die Magistratsangestellten und die Mitglieder der städtischen Feuerwehr vom Stadthaupt nach dem Sitzungssaal der Stadtduma eingeladen, um daselbst bei Trank und Speise die Frage zu erörtern, wie dieser Tag in Orscha zu verewigen sei, doch fanden sich zu wenig Stadtverordnete ein, als dass eine

Entscheidung über diese Frage getroffen werden könnte.[1]) Hingegen liess sich die Feuerwehr sehr wohl durch den Stadtrichter Wolkow traktieren und war bald in eine aussergewöhnliche Stimmung geraten, die meisten waren etwas betrunken, sangen die Marseillaise und tanzten.

Noch vor oder zu Beginn der gottesdienstlichen Zeremonie waren jüdische Sozialisten, Bundisten und andere, mit roten Fahnen, auf dem Platze erschienen, denen sich gegen zweitausend Personen, vorwiegend Juden, anschlossen. Auf den Fahnen waren die Inschriften zu lesen: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch", „Nieder mit der Alleinherrschaft", „Es lebe die sozialdemokratische Republik", „Ehre den Kämpfern, die für die Freiheit gefallen sind", „Fluch dem Zarismus", sodann war auch ein Transparent der Poale-Zion mit einer hebräischen Aufschrift und dem Emblem des Zionismus.[2]) Die sozialistischen Demonstranten aller Parteischattierungen waren des Sieges der Freiheit völlig sicher und bedauerten bloss, dass nicht sie allein obenan sein werden. Als sie des Bürgermeisters ansichtig wurden, rief jemand: „Da ist ein Liberaler!", und ein anderer meinte: „Nunmehr werden die Liberalen die Früchte der durch das Blut von Proletariern errungenen Freiheit geniessen," worauf der Bürgermeister einwarf: „Die Proletarier haben in der Tat in der Freiheitsbewegung eine grosse Rolle gespielt, aber ein Teil des Verdienstes gebührt auch den Liberalen.[3])

Die Menge schlug nun die Richtung nach dem Gefängnisse ein, um die Befreiung der politischen Gefangenen zu fordern. Einer der Gefangenen ging gerade auf dem Gefängnishofe spazieren und wurde daher unverzüglich ohne jede Anwendung von Gewalt befreit. Vom Gefängnisse nahm die Menge ihren Weg nach dem Polizeigewahrsam und verlangte, dass die vom Gouverneur administrativ Verhafteten in Freiheit gesetzt würden. „Die Führer der Menge gaben Gazkewitsch, dem Gehilfen des Isprawniks (Landrats), ihr Wort, dass sie, falls die Amnestie nicht verkündet werden würde, die Befreiten zurückgeben würden." Daraufhin wurden die Gefangenen freigelassen. Nun begab sich die Menge abermals nach dem Gefängnisse und verlangte die Befreiung noch eines Politischen. Dieses Mal weigerte sich die Gefängnisbehörde schon, den letzten Gefangenen herauszugeben, und die Sozialisten, aufs äusserste erregt, schrien, dass sie den letzten Politischen gewaltsam befreien würden. In diesem Augenblicke erschien in der Menge der Bürgermeister und setzte aus-

---

[1]) Schon diese Tatsache ist höchst auffallend und wird erst durch das spätere Verhalten der Stadträte völlig aufgeklärt.

[2]) Ueber die Parteidifferenzierung in Orscha im Winter 1905/06 berichtet unser Gewährsmann folgendes: In den russischen gebildeten Kreisen schienen vor dem Pogrom gewisse Neigungen zum Liberalismus sich geltend zu machen, doch gab es keine Organisation. Die Sozialdemokratie verfügte über 65 Mitglieder in der Stadt und etwa 100 Genossen (Russen) in der dicht bei der Stadt gelegenen Baransker Nägelfabrik, während die Sozialrevolutionäre nur im Kreis Anhänger zählten. Bei den Juden gab es eine seit dem ersten Kongress bestehende zionistische Gruppe, etwa 25 Zionisten-Sozialisten, gegen 200 Poale-Zion (Autonomisten), gegen 200 organisierte Bundisten sowie eine Gruppe des „Verbandes zur Erreichung der Vollberechtigung der Juden". In der Stadt Orscha war, wie man sieht, das politische Leben stark entwickelt.

[3]) Diese Antwort ist typisch. Ueberall fühlten sich zu jener Zeit die Liberalen in Russland ein wenig bei Seite geschoben. Ihre Verdienste waren nicht so sichtbar, und ihre Vertreter fühlten sich gerade in den ersten Stunden nach Gewährung des Oktobermanifestes wie Anhängsel der Freiheitsbewegung. Welche Anerkennung für die proletarischen Parteien ist gerade in der Antwort des Bürgermeisters enthalten!

einander, dass Anwendung von Gewalt unzweifelhaft Menschenopfer im Gefolge haben würde, dass die ersten Tage der Freiheit nicht durch unschuldig vergossenes Blut verdüstert werden dürften, und dass man ja die Befreiung auf legalem Wege durchsetzen könnte, wenn man sich an den Staatsanwaltsgehilfen wenden wollte, der den Gefangenen aller Wahrscheinlichkeit nach in Freiheit setzen würde. Die demonstrierenden Sozialisten waren damit einverstanden. Einige ihrer Führer suchten den Staatsanwaltsgehilfen Gussarewitsch auf, um die Befreiung der Inhaftierten zu bewirken, während die Menge, äusserst gespannt, eine Viertelstunde die Antwort abzuwarten sich bereit erklärte. Gussarewitsch handelte im Sinne des Manifests und liess den Gefangenen sofort in Freiheit setzen. Diese Tat des Staatsanwaltsgehilfen wurde darauf sofort in einem Telegramm gewürdigt, das Stratanowitsch und ein jüdischer Advokat an dessen Vorgesetzten, den Staatsanwalt, richteten. „Die Bürger der Stadt Orscha — depeschierten sie — sind Ihrem Gehilfen Gussarewitsch sehr dankbar, dass dank seiner taktvollen Verfügung der berühmte Tag durch nichts verdunkelt worden ist."

Vom Gefängnisse zogen die Demonstranten nach dem Rathause, baten den Bürgermeister heraus, brachten ihm stürmische Ovationen dar und hoben ihn in die Höhe. Fast den ganzen Tag zogen die Demonstranten durch die Stadt, die Marseillaise wurde gespielt, Arbeiterlieder wurden gesungen. Als der Gendarmerieleutnant Banin an den roten Fahnen der Sozialisten vorüberging, wurde er veranlasst, die Mütze vor den Fahnen abzunehmen. Desgleichen wurden in einigen Fällen Bauern und Kleinbürger von den Demonstranten gezwungen, vor den roten Fahnen die Mützen zu ziehen. Dadurch wurde die bäuerliche Bevölkerung, die in der Stadt Orscha die Minderheit bildet, sehr aufgebracht.

Am Abend des 19. fand wieder eine Versammlung vor dem Klub statt, wobei die Vertreter aller sozialistischen Parteien sehr viele Reden hielten. Man sprach immer wieder darüber, dass die Freiheit nicht gegeben, sondern genommen sei; das Verhalten der Zuhörer war die ganze Zeit hindurch ruhig und friedlich. Am Schlusse des Meetings forderten die Demonstranten die Liberalen auf, mit ihnen am folgenden Tag zusammen zu gehen, worauf der Bürgermeister kategorisch erklärte, dass kein Liberaler unter der roten Fahne gehen würde, und dass die auf einer der Fahnen prangende Inschrift „Tod dem Zarismus" vernichtet werden müsste.

Am 20. gaben die jüdischen Sozialisten auf Verlangen der jüdischen Bevölkerung das Versprechen ab, keine weiteren Demonstrationen zu veranstalten. Es rückten aber die Arbeiter der Baransker Nägelfabrik (Christen) mit roten Fahnen an, worauf ihnen die jüdische Jugend mit roten Transparenten und Musik auf dem Domplatze entgegenkam, wobei jedoch die Inschrift „Tod dem Zarismus" verschwunden war. Es hatten sich gegen dreihundert Arbeiter eingefunden, während eine tausendköpfige Menge sie umringte. Wiederum gab es vor den vereinigten Volksmassen eine Stunde hindurch Reden. Der Tag verging unter lärmenden Kundgebungen, die Polizei hielt sich fern, und abgesehen davon, dass die demonstrierende Menge mehrmals die Vorübergehenden vor den roten Bannern die Mützen zu ziehen zwang, wurde nirgends die Ordnung gestört.

Dass diese Befehle wohl nur in ganz seltenen Fällen mit Ge-

walt verbunden gewesen sein können, beweist die Bekundung, die Stratanowitsch vor dem Untersuchungsrichter tat. „Die christliche Bevölkerung, insbesondere die Priester, sagten mir, dass die Demonstranten die Christen mit Gewalt zwingen, die Mützen abzunehmen, ja sie sogar direkt eigenhändig von den Köpfen herunterschlügen. Um diese Erzählungen zu kontrollieren, beobachtete ich die Strassendemonstration, als sie durch die Petersburger Strasse ihren Weg nahm; trotzdem jedoch auf dem Wege viele Bauern angetroffen wurden, die ihre Mützen nicht abgenommen hatten, wurde dazu niemand gezwungen."

Abends traf der Gehilfe des Mohilewer Polizeimeisters Misgailo mit irgend einem Auftrage vom Gouverneur Klingenberg in Orscha ein. „Seine Ankunft rief unter der zum überwiegend grösseren Teil keiner Partei angehörenden friedlichen jüdischen Bevölkerung eine Panik hervor." In der Stadt ging das Gerücht um, es werde eine patriotische Manifestation stattfinden und man werde die Juden schlagen.

Die Stimmung war schon ohnehin die richtige Pogromstimmung. So erzählt darüber Stratanowitsch: „Am 20. Oktober um 7 Uhr abends kamen in den Magistrat mehrere Kleinbürger von Orscha (Boboryko, Tomaschewitsch u. a.), alle in trunkenem Zustand, und sagten, dass sie auf meine Anordnung hingekommen seien, um die Juden zu hauen. Da sie sehr betrunken waren, so dass ich von ihnen nichts herauszubekommen vermochte, so fuhr ich mit ihnen zusammen nach der Brücke, wo laut ihren Angaben ihre Genossen sich aufhielten. Auf der Brücke fand ich etwa 50—70 Menschen, die jenseits des Dnjepr wohnen; auch diese waren alle besoffen, sie beschimpften mich mit den schmutzigsten Ausdrücken, sagten, dass ich den Juden 500 Rubel gegeben hätte, und verlangten, dass ich sie selber sofort nach der Stadt führen sollte, um „die Juden zu hauen". In besonders frecher Weise drängte auf mich der Telegraphenbeamte Kurjanow ein, der übrigens nüchtern war. Ich suchte die Menge zu beruhigen und begab mich bei der ersten Möglichkeit fort.

„Gegen 10 Uhr ging ich nach dem Polizeiamt, um mit den Polizeibeamten über die Erregung der jenseits des Dnjepr wohnhaften Ortseinwohner gegen die jüdische Bevölkerung mich zu besprechen. Dort fand ich den Gehilfen des Mohilewer Polizeimeisters, Misgailo, den Isprawnikgehilfen Gatzkewitsch und den Kapitän Baranow. Dieser begann vor mir zu klagen, dass die Juden das patriotische Gefühl seiner Soldaten beleidigen; er könne darum keine Garantie leisten, dass die Soldaten im Falle eines Ausbruchs von Unruhen die Juden nicht hauen werden. Ich verwies ihn darauf, dass die Soldaten bereits Gewalttätigkeiten gegen die Juden begehen, brachte den Fall Alper vor, dem Soldaten Schläge versetzt und den Hut abgenommen hatten, und bat ihn, die Angelegenheit zu prüfen. Da sagte der Polizeimeistergehilfe Misgailo zu mir in brüskem Ton: „Was für Aufreizungen werden da bei Ihnen gemacht? Die Einwohner der Stadt Orscha haben an den Gouverneur ein Telegramm geschickt, worin sie erklären, dass sie die Scheusslichkeiten der Demokraten nicht mehr zu dulden vermögen. Sie werden Massregeln ergreifen, dass morgen keine Demonstrationen stattfinden sollen; morgen wird es eine patriotische Manifestation geben," worauf ich ihm riet, dass er selber mit den Demokraten reden möchte."

Die Worte des Misgailo waren nur ein Widerhall dessen, was

draussen vorbereitet wurde. Denn die Vorbereitungen zu entzetzlichen Gewalttaten waren bereits im Gange.

Scharen von Bauern, zum grössten Teil mit zu Zimmerarbeiten unbrauchbaren Aexten an langen neuen Stielen ausgerüstet, strömten aus den umliegenden Dörfern in die Stadt. Darunter gab es auch mit Gewehren Bewaffnete. Am 21. zählte der Bürgermeister um 10 Uhr morgens auf dem Feuerwehrhofe gegen 40 Bauern, die sämtlich bewaffnet waren. Auf die Frage, wozu sie gekommen seien, antworteten sie: „Wir sind von der Dorfverwaltung geschickt; wer nicht kommt, wird bestraft. Wir werden das tun, was man uns befehlen wird.“ Das waren Bauern aus den Dörfern Chorberowo und Andrejewstschina. Ein anderer Haufe aus Pivtschalowo sagte auf der Strasse dem Bürgermeister, dass ein Dessjatsky (untergeordneter Polizist) ihnen befohlen hätte, nach der Stadt bewaffnet zu kommen, „da die Juden meutern“. Vergebens wiesen die Juden die Polizei mehrmals auf diese Vorgänge hin.

Die Panik wurde immer fürchterlicher. Um 12 Uhr mittags kamen die Bewohner des jenseits des Dnjepr gelegenen Stadtteils, darunter viele Betrunkene, mit dem Bilde des Kaisers, einem Kreuz und Kirchenfahnen herbeigezogen. Vor der Kathedrale redete Sinitzki, ein Polizeischreiber, zum Volke und hetzte es gegen die Juden auf. Gegen seine Agitation suchte der Magistratssekretär Front zu machen, indem er meinte, es sei möglich, eine patriotische Manifestation zu veranstalten, aber es sei nicht angängig, zu Gewalttaten aufzureizen.

Um 1 Uhr wurde auf einem freien Platz Gottesdienst abgehalten, wobei indes das Allerhöchste Manifest nicht verlesen wurde. Der Protoiereus Maslow hielt eine Predigt, in der er nichts über die Freiheiten sagte, dagegen auf „die an rechtgläubigen Leuten verübten Gewalttaten“ hinwies und die Christen aufforderte, am nächsten Tage, am 22. Oktober, die Heimat retten zu kommen, gleichwie vor dreihundert Jahren das Bild der Kasaner Gottesmutter, zu deren Ehren der 22. gefeiert wird, die Heimat von Fremdlingen gerettet habe. Die Menge war fürchterlich erregt. Schon vor dem Gottesdienste waren einige Personen misshandelt worden, weil sie nicht die Mützen abgenommen hatten. Der Isprawnik hatte den Bürgermeister, nachdem er ihn zur Anteilnahme an der Manifestation in gebieterischer Weise zitiert hatte, vor der Menge in den gemeinsten Ausdrücken insultiert. Darauf hörte man beständig die Rufe: „Es lebe der Absolutismus!“, „Nieder mit dem Bürgermeister. Er hat die Stadt an die Juden verkauft.“ Ganz besonders erregt kreischten zwei Klassendamen eines Gymnasiums: „Nieder mit dem Bürgermeister!“ Der gemässigte Bürgermeister war für sie das Symbol der Revolution geworden.

Nach Schluss des Gottesdienstes gab eine Kompagnie Soldaten einen blinden Schuss ab, und die Manifestation begab sich in folgender Ordnung zu der drei Kilometer von der Stadt entfernten Bahnstation Orscha: Vorangetragen wurden einige Nationalfahnen, die von auf dem Wege liegenden Häusern abgerissen worden waren, dahinter wurden Kreuz und Kirchenfahnen und drei Bilder des Kaisers getragen, dann folgte der Isprawnik, umgeben von den niederen Polizeibeamten, Kanzleivorstehern und Schreibern der Polizeibehörde, und hinter ihnen ging ein Geistlicher im Ornat und mit einem Kreuz in der Hand. Während des ganzen Weges wurde die Volkshymne gesungen, oder es wurde ge-

rufen: „Es lebe der Absolutismus, es lebe die Polizei, es lebe der Isprawnik!“ Später hörte man noch: „Es leben die Polizeibeamten Ignatjew und Sirin!“ Als der gegen seinen Willen in diese Gesellschaft hineingeratene Bürgermeister diesen Zug verlassen wollte, hielten ihn einige Hooligans mit Gewalt zurück: „Der Isprawnik bittet Sie zu bleiben.“ Dieselben Hooligans zwangen ihn, das Bild des Kaisers zu tragen. Auf dem Marktplatze gab eine Kompagnie Soldaten, die den Zug schloss, abermals eine Salve ab. Jetzt begannen die Bauern zu untersuchen, ob die jüdischen Läden geschlossen wären; auf schreckliche Weise schlugen sie den greisen Juden Wassermann, den der Gendarmerieleutnant Banin buchstäblich den Händen der Wüteriche entriss. Als der Zug an der römisch-katholischen Kirche vorbeikam, trat der katholische Pfarrer im Ornat und mit dem Kreuze heraus. Der Isprawnik forderte ihn auf, sich der Manifestation anzuschliessen, und befahl, die Kirchenfahnen aus der Kirche zu holen. Dieser Vorfall wird namentlich dadurch bemerkenswert, dass es seit 1863 verboten ist, die Fahnen aus der katholischen Kirche hinauszutragen. Als sich die Manifestation dem Bahnhofe näherte, ertönte (wie man sagt, auf Anordnung des Depotvorstehers Kramolsky) ein alarmierender Pfiff aus dem Eisenbahndepot, und dem Zuge entgegen kamen mit Zangen, Hämmern, Feilen bewaffnete Schlosser. Man schrie: „Haut die Juden!“ Auf dem Bahnhofe wurde Gottesdienst abgehalten, und der Zug nahm in derselben Ordnung, in Begleitung des Geistlichen mit dem Kreuze, den Weg zurück zur Stadt. Der Isprawnik Wissotzky blieb am Bahnhofsbüffet und verlangte Champagner. So lustig war bereits die Stimmung. Der Zug selbst aber gelangte gar bald nach der Stadt zurück. Fast konnte man schon annehmen, dass das befürchtete Unheil die Orschaer Juden nicht treffen würde. Denn, von einigen in jüdischen Häusern zertrümmerten Fenstern abgesehen, schien die Manifestation verhältnismässig ruhig ablaufen zu sollen. Da kam der Schlussakkord der „patriotischen“ Kundgebung, und dieser Schlussakkord war der Beginn des Pogroms, ein rasender Beginn.

III.

Schon der Bericht über die Vorgeschichte der Orschaer Blutorgien, dem, was Tatsächliches anbelangt, die Mitteilungen und Aussagen des wohlinformierten Bürgermeisters zugrunde liegen, zeigt uns zur Evidenz, in welch planmässiger Art die Orschaer Bureaukratie bis zu ihren höchsten Spitzen an den Vorbereitungen zu den folgenden Mordtaten und Exzessen gearbeitet hat. Alles war wohldurchdacht. Man liess zunächst die Kundgebungen für die Freiheit drei Tage lang ungestört zu, um so zwecks Aufstachelung der Bauern den zur Legendenbildung erforderlichen Stoff zu erlangen. Die Orschaer Polizei, die mit Kulturmitteln und parlamentarischen Kundgebungen nicht umzugehen verstand, war willens, dem freiheitlichen Treiben in ihrer Weise beizukommen und der Orschaer „Revolution“ mit einem Male den Garaus zu machen. Sollen doch die Demonstranten drei Tage ihr Fest feiern, dann werde „ihr“ Fest, das Fest der Polizei und der Patrioten, beginnen, wie die Polizeivertreter sich immer wieder äusserten. Damit jedoch der Kreuzzug sicherer losgehe, damit die provokatorische Mühe nicht umsonst gewesen sei, werden nach der Stadt Orscha aus der ganzen Umgegend die Bauern zusammengetrommelt und mit fanatischen Reden aufgehetzt.

In diesem Stadium zeichnet sich ganz besonders der Schreiber Sinitzky aus. Am 21. Oktober, also am ersten Pogromtage, hielt er bei der Kathedrale vor versammeltem Volk die erste aufreizende Rede, in der er, wie mehrere Zeugen berichten, unter anderem ausführte: ,,Brüder, jetzt sind die Juden und die Polen aufrührerisch geworden und wollen das ganze Land in ihre Hände nehmen. Ihr werdet nunmehr bei den Juden und den Polen, wie während der Leibeigenschaft, den Schmutz tragen müssen. Die Juden wollen, dass der Zar einer von ihnen sei, dass die Isprawniks und Pristawe aus den ihrigen genommen werden. So ist nun für uns die Zeit gekommen, unsere Sache zu vertreten, da wir sonst in ihre Hände geraten werden. Jetzt geht überall eine Metzelei von Juden vor sich. Wir müssen sie hauen und zerren, bis kein einziger Jude mehr übrig bleibt.“ Diese Sprache war klar und bündig, so dass die Bauern nunmehr genau wussten, weshalb sie berufen worden waren, und auch den Nichteingeweihten unter ihnen musste verständlich werden, warum sie zum Gebete mit Aexten und jeglichen Waffen sich einzufinden hatten.

Durch Wort und Gebet waren sie gründlich vorbereitet. Ein Vertreter der Geistlichkeit und ein Vertreter der Beamtenschaft hatten in gleicher Weise an ihren patriotischen Eifer appelliert, jener die an sie gestellten Forderungen in Popenart nur angedeutet, dieser des Verständnisses halber roh formuliert. Sprach jener versteckt und von Defensive, so hatte dieser zu grausiger Offensive, zur Ausschlachtung, Instückereissung der Juden aufgefordert. Und als die Manifestation abschliessen sollte, da spielte sich die erste entsetzliche Tragödie ab: die Ermordung der Familie Cheifitz, die an der Peripherie der Stadt wohnte. Diese Familie hatte aus einem ganz besonderen Grunde den Zorn vieler Nichtjuden erweckt. Das Haupt der Familie hatte sich während des Japanerkrieges in Charbin mit Lieferungen für die Regierung befasst und einige Summen mitgebracht. Alles erinnerte hier an die schmerzlichen Niederlagen und an die Zeit, da zwischen den Knute- und Kulturpatrioten eine deutliche Differenzierung sich ausgebildet hatte. Die Reichtümer, die die Leute im fernen Osten erworben hatten, waren zudem in der Volksphantasie ins ungeheure gewachsen, so dass die Ausraubung einer solchen Familie ungemein verlockend erscheinen musste. Allerdings sollte die Menge schmählich getäuscht werden; denn der Hauptbeuteanteil fiel nicht in ihre Hände.

Charakteristisch für den Patriotismus der Hetzer und Bureaukraten ist es aber, dass sie, die Vaterlandsretter, gerade diese Familie zum Gemetzel ausgewählt haben. Nicht die Revolutionäre, sondern die Geldmenschen kamen heran. Es wird steif und fest behauptet, dass der Pristaw Modsolewsky und der Schreiber Sinitzky sich die Gelder, die sich bei der Familie Cheifitz vorfanden, selber angeeignet haben. Der Zeuge S. P. erzählt vor dem Untersuchungsrichter über den Beginn dieser Schreckenstat folgendes: ,,Als die Menge zum Hause Cheifitz gelangte, wo die Fensterläden geschlossen waren, hörte ich genau, wie der Pristaw Modsolewsky, der mit dem Aufseher Rakowsky und dem Schreiber Sinitzky allen voranging, schrie: ,,Halt!“ Dann sagte Modsolewsky: ,,Da ist unser Blut von Charbin, da nehmt!“ Dabei machte er eine Handbewegung und wies auf das Haus von Cheifitz hin. Ich behaupte mit Entschiedenheit, dass, ehe die Menge vor dem Hause Cheifitz stehen geblieben war, kein Jude am Hause zugegen war. Die Menge umringte das Gebäude, begann den Zaun zu demolieren und

stürmte unter Hurrarufen in den Hof hinein. Gleich darauf vernahm ich eine Menge von Flintenschüssen." Zu diesem Akt wurden die Soldaten verwendet, die von drei Seiten, in Reihen aufgestellt, das Haus bombardierten. Laut Bekundung eines anderen Zeugen, L. Ch., sind diesen Salven drei Pistolenschüsse vorangegangen. Es steht nicht fest, ob es ein provokatorisches Manöver gewesen ist — behauptet doch der früher genannte Zeuge, dass weder vom Hofe von Cheifitz noch vom Zaune Schüsse erfolgt seien —, aber wenn tatsächlich die Familie Cheifitz in der ärgsten Bedrängnis, in einem Moment, da eine gewaltige Menge nebst der Polizei ihr Haus zu stürmen begann, im Angesicht des sicher drohenden Todes zur Notwehr gegriffen hat, so dürfte wohl niemand in dieser Tatsache auch nur mildernde Umstände für die Schuldbeladenen herausfinden. Dass es hier galt, ein aufrührerisches Nest zu vernichten, dürfte selbst die verbrecherische Orschaer Polizei nicht behaupten. Wurden ja übrigens neben den jungen Leuten auch ein Greis von 67 Jahren und dessen etwa gleichaltrige Frau sowie die Köchin erschlagen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Polizeibeamten in Orscha das heilige Werk der Kontrerevolution zuvörderst zu einem Raubmord ausgenutzt haben. Wie es im Hause Cheifitz zugegangen ist, erzählt weiter der Zeuge L. Ch., dem es gelungen war, sich so zu verstecken, dass er ungesehen die Vorgänge mitanhören und teilweise mitansehen konnte. „Nachdem die Menge in den Hof hineingegangen war — berichtet er —, vernahm ich von dort her eine flehentliche weibliche Stimme, sodann Gestöhn und Jammern der Kinder. Später, nach einer gewissen Spanne Zeit, hörte ich, den Stimmen und den Bewegungen nach zu urteilen, dass die Menge weiter der Stadt zu sich begab. Als sie bereits eine beträchtliche Strecke zurückgelegt hatte, hörte ich deutlich den lauten Zuruf: „Mach zu Ende!" Aus der Stimme schloss ich, dass es der Pristaw Modsolewsky war. Auf den Zuruf erfolgte die Antwort: „Zu Befehl, Euer Wohlgeboren." Um mich jedoch davon zu überzeugen, wen man mit Wohlgeboren bezeichnete, erhob ich mich ein wenig und sah, wie der Pristaw Modsolewsky, den Mantel aufgeknöpft, vom Hause Cheifitz davonlief, und mit ihm drei Bauern, die ich nicht unterscheiden konnte, rannten." . . . Zwei Stunden hatte der Sturm auf das Haus Cheifitz gedauert, alles wurde zertrümmert und ausgeraubt. Acht Tote, darunter sechs in blühendem Alter — dies war das Resultat, um dessen Ausführung, namentlich aber um dessen Vollendung, selbst als die Menge fort war, Modsolewsky sich so sehr bemühte. Ein christlicher Junge erzählte, wie man eines der Opfer von hinter dem Ofen hervorgeschleppt hatte, um ihm den Garaus zu machen. Neben Modsolewsky, der sich eigenhändig bei der Arbeit bewährte, befanden sich auch der Polizeiaufseher Rakowsky und dessen Schreiber Sinitzky, zahlreiche Polizeibeamte, sowie eine tausendköpfige Menge. Im Hause wurden die Menschen trotz aller Bitten und alles Jammerns mit Revolvern, Piken, Eisenstangen gemordet, draussen aber wurde immer weiter gebetet, ein Priester hielt den Gottesdienst ab und ein Musikorchester spielte dazu die Nationalhymne [1]).

Die Menge fühlte sich indes durch die Leistungen im Hause Cheifitz

[1]) „Die Getöteten — erzählt Stratanowitsch — waren auf bestialische Weise verstümmelt. Sie hatten viele Schuss- und Stichwunden. Alles das ging vor den Augen des Geistlichen vor. Von Polizeibeamten wohnten dem der Isprawnikgehilfe Gazkewitsch, der Gehilfe des Mohilewer Polizeimeisters Misgailo und der Orschaer Pristaw Modsolewsky bei."

nicht befriedigt. Das Geld war ihr nicht in die Hände geraten. Was hatte sie also davon? Dazu war es nötig gewesen, sie aus allen Dörfern zusammenzurufen? Zur Hinschlachtung einer Judenfamilie besass die Polizei nebst dem Militär keine Kraft? Am 21. gegen 6 Uhr waren darum etwa hundert Bauern vor dem Polizeiamt versammelt und forderten Arbeit, weitere Arbeit. „Was sollen wir jetzt tun und von wem sollen wir beginnen?" drangen sie in die Polizeibeamten, die auf der Terrasse standen. Hier waren sie, die bereits bewährten Helden, Modsolewsky und Sinitzky, nebst dem Isprawnik. Da rief einer von den Beamten, es heisst Wissotsky: „Kinder, jetzt ist es dunkel, so darf man nichts unternehmen, da die Juden uns Widerstand leisten werden, und auch die Unseren werden darunter leiden. Geht denn jetzt heim, wer es aber weit hat, möge in die Polizei gehen, um dort zu übernachten. Morgen kommt alle wieder." Die Menge war unwillig über den Aufschub und rief: „Nieder mit der Polizei! Sie ist von den Juden bestochen", gehorchte jedoch den Anweisungen. Die Polizei schien zu dieser Zeit tatsächlich vor den Demokraten noch eine gewisse Angst gehegt zu haben. Denn als die Menge vom Hause Cheifitz nach der Stadt sich begeben wollte, da hatte sie Modsolewsky gewarnt, nicht durch die Chaussee, sondern durch das Feld zu gehen, da n u n m e h r die Chaussee mit Rücksicht auf die Demokraten nicht ungefährlich sei.

Die Polizei wusste nämlich, dass die Juden am Tage vorher, als ein Gerücht verbreitet wurde, dass die Insassen von jenseits des Dnjepr nach Orscha sich begeben, um einen Pogrom zu veranstalten, sich in der Synagoge versammelt hatten, um in Anbetracht der drohenden Gefahr die schon vorher vorbereitete Schutzwehr zu organisieren. Die Vertreter der vier radikalen Ortsparteien nebst den Unparteiischen hatten bereits genau die Anzahl der von jeder Partei zu stellenden Jünglinge (von den Poale-Zion 60, den Z.-S. 20, dem Bund 60, der Iskra 40, darunter 5 Russen) festgesetzt und sich vorgenommen, den Pogromlern entgegenzutreten, aber erst dann, wenn sie wirklich in die Stadt kommen sollten. Es war darum von der Polizei ein wohlüberlegter Beschluss, wenn sie ihre Mordtruppen erst mit den nötigen Waffen auszurüsten willens war.

Um ihrer Sache sicherer zu sein, hatte die Polizei unter den S o l d a t e n für die Judenverfolgung speziell agitiert. Schon am 20. abends hatte sie darin eine besondere Energie entwickelt. So hörte Zeuge G. die Polizeibeamten Ignatiew und Sirin am 20. abends zu den Soldaten also reden: „Der jüdische Gott, der Bürgermeister Stratanowitsch, hat sie in der Duma versammelt, und dort sprechen sie über die Judenrechte, dass sie früher alle beraubt gewesen seien, nun aber sowohl Moskau als Petersburg in ihre Hände bekommen hätten. Daraufhin müssen wir den Juden als echt russische Menschen eine Antwort zuteil werden lassen und ihnen zeigen, dass es für sie in Russland keinen Platz gibt." Diese Worte hatten eine solche Wirkung, dass ein Soldat schon damals, also noch vor dem offiziellen Pogrom, wie der Zeuge hinzufügt, ihm sofort mit dem Kolben einen Stoss versetzte und sagte: „Geh, ich werde dir das Recht und Moskau und Petersburg zeigen." So hatte die Polizei alle Elemente, die ihr für ihre Pläne nötig waren, gründlich vorbereitet.

Mit welcher Gründlichkeit dann die Polizei am 21. unter dem Volke und dann mit Hilfe des Volkes gearbeitet hat, wissen wir schon. Unter dem Zeichen des Mordes war bereits die ganze Stimmung. Am

22. Oktober nahmen die Scharen der Bauern noch zu. Der Bürgermeister teilte dem Gouverneur Klingenberg telegraphisch mit, dass die Polizei die Menge gegen die Juden aufhetzte, und sandte an den Bischof Stefan folgende Depesche: „Gestern ist in Gegenwart der Geistlichkeit während der Kirchenprozession eine Judenfamilie getötet worden. Der Protoiereus Maslow veranstaltet heute aufs neue eine Kirchenprozession. Es wird ein Gemetzel geben.“ „Der Beamte, der die Depesche entgegennahm, ging zunächst zum Telegraphenchef und kam erst nach 20 Minuten zurück,“ erzählt Stratanowitsch.

Allein von der Gouvernementverwaltung, die ja oft ihre Feindseligkeit gegen die Juden und zudem eine erstaunliche Borniertheit an den Tag gelegt hatte, kam, wie wir später sehen werden, eine sehr zweideutige Hilfe. Ebensowenig war die örtliche Polizei zu bewegen, dass sie die mit Aexten, Knütteln und Gewehren bewaffneten Bauern zerstreute und aus der Stadt entfernte. An jeden Strohhalm suchten sich die verzweifelten Juden zu klammern. Wenn es nicht gar zu tragisch wäre, könnte die Naivität, mit der die Juden diese Behörden immer wieder um Schutz anflehten, komisch wirken. Sie verlangten von den Pogromisten, dass sie gegen die Pogromisten vorgingen. Namentlich in Orscha war diese Erscheinung auffällig, da ja hier die Polizei aus ihrer Mordarbeit gar kein Hehl machte. Als der Isprawnik von einem Juden befragt wurde, wieso er unter dem in Orscha herrschenden „verstärkten Schutz“ eine Ansammlung von bewaffneten Bauern zulasse, meinte er, in die Enge getrieben: „Um das jüdische Blut ist es nicht schade.“[1])

Unter solchen Umständen, bei der vor nichts zurückschreckenden Entschlossenheit der Polizei und ihren Anfällen wollüstiger Grausamkeit, war die Leistungsfähigkeit der Selbstwehr von vornherein auf ein Nichts herabgedrückt. Wohl versuchte sie, als die Plünderungen losgingen, die Exzedenten in vereinzelten Fällen zu stören, doch war dies nur selten möglich, da im allgemeinen die Bauernmassen nicht nur von der Polizei bewaffnet, sondern auch von ihr und dem Militär umgeben waren. Orscha zählte aber einen beträchtlichen Polizeistab, einen Isprawnik, einen Vizeisprawnik, einen Pristaw, zwei Polizeiaufseher und 20 Schutzleute, sowie zwei Kompagnien Soldaten. Für die Selbstwehr gab es demnach nur eine Aufgabe, solche Plünderer aufzuspüren, die, von dem grossen Tross entfernt, sich verliefen und auf eigene Faust oder in der Dunkelheit der Nacht arbeiteten. Nur drei oder vier solcher Fälle gab es während der Exzesstage, und es gelang ihr einmal, zwei Strassengevierte zu retten. War doch die Absicht der Bureaukratie übrigens, ausser im Falle Cheifitz, weniger auf Raub als auf Mord gerichtet.

Eine besonders günstige Gelegenheit bot sich ihr am 22. Die Juden hatten in ihrer Not auch die umliegenden Ortschaften von den Gefahren, die sie bedrohten, benachrichtigt und ihre Brüder um Beistand gebeten. Aus Schklow, Kopys und Dubrowna, lauter Punkten mit erheblichen proletarischen Organisationen, die also über einen hohen Grad von selbstbewusstem Mut und von Opferwilligkeit verfügten, langten bald einige Hilfskräfte, lauter junge Selbstwehrmänner, an. Doch die Polizei war rechtzeitig gewarnt worden. Schon am 21. war um 12 Uhr nachts auf der Polizei vom Kopyser Urjadnik die tele-

[1]) Diese Einzelheit entnehmen wir dem vertrauenerweckenden Bericht des „Wos'chod“.

graphische Mitteilung (durch portofreies Telegramm) eingegangen, dass aus Kopys Arbeiter abreisten, um den Juden zu Hilfe zu kommen. Dies Geheimnis hatte die Polizei der Menge verraten und zugleich sowohl an der Peripherie der Stadt als am Bahnhof Kundschafter aufgestellt, so dass die Ankömmlinge, die Kopyser ausgenommen, zum grössten Teile in eine Falle gerieten.

Am Sonnabend, gegen zwei Uhr mittags, kam eine Abteilung von 12 Personen aus Schklow nach Orscha. „Kaum waren die Jünglinge" — berichtet der Wos'chod[1]) — „einige Schritte von der Bahnhofsstation entfernt, als hinter ihnen eine gewaltige Menge von Bauern und Eisenbahnarbeitern hervorstürzte. Sie schrien: „Haut die Demokraten! Haut die Juden!" Die Schklower jungen Leute erkannten die tödliche Gefahr und rannten nach den verschiedensten Richtungen: fünf durchs Feld, fünf durch den Wald und zwei die Chaussee entlang. Das wilde Geschrei der Verfolger ertönte als schallendes Echo weithin, aber niemand von den Gendarmen, Schutzleuten oder Eskortesoldaten, deren es auf dem Bahnhofe viele gab, rührte sich vom Fleck, um die Mörder anzuhalten. Die zwei Jünglinge, die die Chaussee entlang gelaufen waren, wurden von Schutzleuten festgenommen und nach der Station zurückgebracht, wo die Weichensteller und Bauern über sie herfielen und sie bestialisch zuzurichten begannen. Vergebens hatten sie um Hilfe gefleht, vergebens sich an den Stationschef, an den Gendarmerierittmeister um Beistand gewandt. Man schlug sie mit Hämmern und Knütteln. Dreimal hatten sie sich aus den Händen der rasend gewordenen Menge herausgerissen, dreimal im Zimmer des Gendarmerierittmeisters eine Zuflucht gesucht, immer wieder wurden sie gleich Hunden herausgeworfen, und die Martern begannen von neuem. Einen von ihnen, Otliwankin, schlug man immer wieder mit dem Kopf an die Wand, dem anderen, einem Setzer, verstümmelte man Kopf und Beine mit Hämmern. Von drei Uhr nachmittags bis zehn Uhr abends schlug man sie, bis ihnen der auf den Bahnhof angelangte Misgailo einen Schutz von zwei Soldaten gewährte. Wie sie am Leben geblieben, vermögen die jungen Leute nicht zu fassen. Einige Mal waren sie bewusstlos geworden, aber man brachte sie immer wieder zur Besinnung. Sie waren dem Wahnsinn nahe, als sie erfuhren, dass fünf von ihren Kameraden barbarisch ermordet seien. Zuerst kam ein Gendarm gelaufen und verkündete der Menge, dass bereits drei Demokraten getötet seien; dann kam ein zweiter Gendarm und rief froh aus: „Nun, Gott sei Dank, man hat alle fünf getötet!" Und diese ungeheuerlichen Schreckenstaten, die sinnlosen Orgien, vollzogen sich am Bahnhof, wo um eben dieselbe Zeit bei seinem Freunde der extra zur Unterdrückung des Orschaer Pogroms entsandte Vizegouverneur Ladyschensky schmauste und eine zur Beschützung der Orschaer Einwohner kommandierte Schwadron Dragoner sich ordnete. Von zwei bis zehn Uhr weilte der Vizegouverneur selbst bei seinem Bahnhofsfreund, und die Schwadron Dragoner verblieb dort ebenfalls von drei bis acht Uhr abends."

Die fünf Schklower Jünglinge wurden in der Nähe des Bahnhofs von einer mit Gewehren bewaffneten Menge unter unsäglichen Martern getötet. Zwar kam ein Gendarm nebst einigen Soldaten an den

---

[1]) Die Haupttatsachen werden auch anderweitig bestätigt, aber einige Einzelheiten dieses Passus im Wos'chod bieten doch ein besonderes Interesse.

Ort des Entsetzens, weil ein falsches Gerücht ausgestreut worden war, dass die Juden einen Christen ermordet hätten, und verblieben an Ort und Stelle bei der Metzelei, sie griffen aber nicht ein. Sie hörten sich im Gegenteil die Prahlereien der Mörder, die jubelnd wieherten, immer wieder „es lebe die Selbstherrschaft" schrien und sich ihrer Mordtaten rühmten, vergnügt an und schauten dem Schauspiel zu. Nach vollbrachter Tat beraubten die Mörder ihre Opfer und verhöhnten die Leichen in schändlicher Weise. Die Köpfe der Gemordeten waren, wie der Bürgermeister sich nachher in seiner Schilderung ausdrückte, buchstäblich zu formlosen Massen zugerichtet[1]).

Nicht weniger grässlich ging es am anderen Ende der Stadt, in der sogenannten Wystawka, am Witebsker Weg, zu, wohin eine Abteilung der Dubrownaer Selbstwehr, 23 Mann stark, per Boot gekommen war. Ueber ihre Ankunft war an einen Orschaer Juden folgendes Telegramm aufgegeben worden: „Nehmt Boot mit Ware in Empfang." Diese Depesche war dem Empfänger erst nach 24 Stunden zugestellt worden[2]), die Boote wurden aber von der Polizei, die am Dnjepr einen Kundschafter zu Ross aufgestellt hatte, und einem gewaltigen Volkshaufen empfangen. Auf den Ruf des Kundschafters: „Demokraten sind angekommen, lasst uns eilen, die Demokraten totzuschlagen, rennet schnell, denn die Juden morden dort die Russen," war ein gewaltiger, mit Flinten und sonstigen Waffen ausgerüsteter Volkshaufen und der grösste Teil der Polizei, mit dem Isprawnik und dem Pristaw an der Spitze, sowie schliesslich eine von einem Offizier befehligte Kompagnie Soldaten, nach anderen Aussagen zwei Offiziere mit zwei Kompagnien zusammengelaufen. Als die Jünglinge die ungeheure Masse, die noch dazu mit weittragenden Geschossen ausgestattet und von Soldaten unterstützt war, erblickt hatten, sahen sie ein, dass ihr Vorhaben, ihren Brüdern zu Hilfe zu kommen, unausführbar sei, ihnen aber ein sicherer Tod drohe, und suchten ihren Häschern zu entkommen. Dem grösseren Teil gelang es, aber zehn von ihnen wurden umzingelt und auf entsetzliche Weise umgebracht. Ein Bauer Kr. berichtet über diese Szene: „Als wir dorthin gekommen waren, waren etwa 15 bis 20 Juden auf dem Felde zu sehen. Aus der Menge begann man ihnen mit Stöcken, Aexten und Flinten nachzujagen. Sie ergriffen die Flucht, aber einer von ihnen konnte nicht so schnell nachkommen und blieb etwas zurück. Da lief an ihn der mir wohlbekannte Barfüssler Wolodka — er ist stets in der Restauration am Marktplatze zu sehen — heran und schlug ihn mit einer grossen Stange hinterrücks über den Kopf. Der Jude fiel. Da hieb er nochmals mit der Stange auf ihn ein. Die Schuster Mitka und Grischka liefen ebenfalls hinzu und schlugen mit Stangen so lange auf ihn ein, bis er tot war. Einen zweiten verwundete ein Bauer mit einem Flintenschuss; andere liefen hinzu und schlugen ihn mit Beilen tot. Eine Anzahl Juden hatte sich in einem Hause versteckt. Nun lief, wie ich genau

---

[1]) Die fünf ersten Opfer der Selbstwehr hiessen: A. Pewsner (18 Jahre alt), A. Kurtschik (17), M. Alchowsky (18), J. Molotschnikow (18) und M. Gründorf (21) und waren alle Bundisten.

[2]) „Bei den traurigen Orschaer Ereignissen — sagt Stratanowitsch — hat überhaupt das Telegraphenbureau eine der hervorragenden Rollen zu spielen gehabt. Dringende Telegramme wurden zurückgehalten, Geheimtelegramme der Polizei ausgeliefert."

Naiverweise wurde darüber bei der Verwaltung des Minsker Post- und Telegraphenbezirks Beschwerde geführt.

sah, der Pristaw Modsolewsky mit der Menge nach jenem Hause zu. Da rief der Pristaw zur Menge: „Zerbrecht dies Haus, wir werden sie hier fassen, schleppt sie von dort an den Beinen heraus und macht sie nieder, bis in den Tod hinein.“ Die Bauern begannen Türen und Fenster einzubrechen. Da flohen einige Juden aus dem Fenster aufs Feld. Auf diese schoss der Sekretär des Polizeiaufsehers und verwundete einen Juden, auf den er dreimal gefeuert hatte. Obwohl lahm, lief doch der Jude weiter. Unterdes war die Menge mit dem Pristaw Modsolewsky und dem Polizeiaufseher ins Haus gestürmt. Dann schleppten die Bauern aus dem Hause einige Juden, immer je einen, heraus. Der Pristaw rief: „Tötet sie“, und die Menschen (also nennt sie der bäuerliche Zeuge) schlugen auf sie mit Beilen und Stangen so lange, bis sie verendeten. Jetzt rannten sie den Juden nach, die sich aufs Feld begeben hatten; als sie aber sahen, dass sie nicht einzuholen seien, gingen die Bauern etwas abseits, da die Soldaten auf Befehl des Offiziers in der Richtung des Waldes, in welchem die Juden sich versteckt hatten, Salven abzugeben begannen. Die Juden, die man auf dem Felde getötet hatte, hatten nicht geschossen.“

Verschiedene andere Zeugen bestätigen diese Schilderung mit nebensächlichen Variationen. Aus diesem Hause wurden insgesamt fünf Juden herausgeschleppt und in greulicher Weise umgebracht, und die ganze Zeit hindurch stand der Pristaw mit dem Revolver in der Hand und immer tollwütiger anfeuernd. Jedesmal wurden dem Opfer vor der schrecklichen Marterung die Kleider und Stiefel vom Leibe gerissen, sowohl um des Raubes als um der gründlichen Exekution halber. Nur einem war es gelungen, bis an den Isprawnik heranzulaufen, worauf dieser, wohl der zahlreichen Summen, die er von Juden erpresst hatte, eingedenk, den nachrennenden und losschlagenden Hooligans gebot, von ihm abzulassen: „Lasst ihn! Da man ihn nun einmal nicht getötet hat und er an mich lebend herangekommen ist, so ist es sein Glück, so möge er am Leben bleiben!“[1]) Modsolewsky hingegen schrie voll Wut: „Warum habt ihr ihm nicht den Garaus gemacht?“ und schimpfte auf die Hooligans in den gemeinsten Ausdrücken. Während dieses Gemetzels waren neun Dubrownaer Jünglinge umgekommen, wobei zwei von ihnen in den Fluss geworfen waren. Etwas früher war schon ein Mädchen namens Pewsner, das seinen Vater zu schützen suchte, als mehrere Exzedenten ihn töten wollten, gleichfalls umgebracht worden.

Nachdem das grausige Morden in der Wystawka ein Ende genommen hatte, gingen die verbrüderten Mörder, in Uniform und ohne Uniform, nach der Stadt zurück, wo sie vom Geistlichen Maslow freudig und stürmisch begrüsst wurden. Sie riefen ihm Hurra zu, und er winkte ihnen lange mit dem Hut. Sie hatten offenbar seine Predigt begriffen . . .

Nach diesem Akt zerstreuten sich alle Teilnehmer der patriotischen Heldentaten und begannen in vereinzelten Gruppen zu plündern, sie wurden jedoch von der Selbstwehr verjagt. Die richtige Plünderung sollte erst am nächsten Tage beginnen. Der 23. Oktober, der dritte Exzesstag, verlief ohne Mord und wurde vorzugsweise dem Rauben

[1]) Die Mitteilung betreffs der „Rettung“ eines der Selbstwehrmänner und der hierbei an den Tag gelegten Haltung der Polizei ist dem Wos'chod entnommen.

gewidmet. Endlich sollten die beutegierigen Bauern zu ihrem Rechte kommen. Mehrere Polizeibeamte, vor allem jedoch die Seele des Pogroms, Sinitzky, agitierten schon von früh an. „Seid nicht besorgt," — sagte er zur Menge —, „das Militär und die Polizei werden uns kein Leid antun, und so wollen wir denn unser Werk fortsetzen."

Unterdes machten wieder einmal die Juden den Versuch, auf die polizeilichen Gewaltmenschen einzuwirken. Befand sich doch in ihrer Stadt seit Sonnabend der Vizegouverneur. Zwar waren schon während seiner Anwesenheit, ja zum Teil in seiner nächsten Nähe 15 Menschen hingemordet worden, zwar hatte er es vorgezogen, stundenlang bei einem Bahnhofsfreund zu schmausen, statt den Greueln ein Ende zu machen, ja, als der Bürgermeister zu ihm spät abends kam, um ihm über die Lage der Dinge zu berichten, hatte er ihn einem strengen Verhör unterzogen, weil er von dessen Kreaturen beschuldigt wurde, dass er die Polizei, die unschuldige Orschaer Polizei, verleumde, und als jener bei der weiteren drohenden Pogromstimmung der Bauern am nächsten Tage ihn bat, ihn um acht Uhr morgens in unaufschiebbarer Angelegenheit zu empfangen, hatte er ihm mit schallender Stimme durch die Tür zugerufen, dass er noch schliefe und dass anständige Leute sich nicht so benähmen. Aber was sollten die Juden machen? „Am Sonntag," erzählt der Zeuge P., „kamen die Vertreter der jüdischen Bevölkerung zu dem Mohilewer Vizegouverneur Ladyschensky. Ich hörte, wie der Vizegouverneur auf die Bitten der Juden, Massnahmen zu treffen, um solchen Mordtaten und Scheusslichkeiten ein Ende zu machen, den Juden antwortete: „Ich garantiere euch, dass es sich nicht mehr wiederholen wird, seid ruhig, ich werde selber mit der Menge reden!" Gegen Mittag, nach dem Mittagsgebet, hatte sich die Menge vor dem Gasthause, in welchem der Vizegouverneur wohnte, mit Stangen, Stöcken, Brecheisen, Gewehren ausgerüstet, versammelt. Der Vizegouverneur ging zur Menge heraus und sagte: „Kinder, jetzt ist es genug, drei Tage habt ihr euch amüsiert, jetzt aber geht nach Hause und singt „Gott hüte den Zaren"." Das Volk sang. In der Menge ertönten Stimmen: „Und wann sollen wir die Juden hauen?" Der Vizegouverneur rief: „Schweigt!" Darauf stimmte die Menge auf seinen Befehl von neuem den Nationalhymnus an, nach dessen Beendigung er zu ihnen sagte: „Kinder, geht jetzt nach Hause und gehorcht eurer Obrigkeit." Als der Vizegouverneur ins Hotel weggegangen war, entfernte sich ein Teil mit dem Kaiserbild, während ein anderer am Gasthause verblieb und sprach: „Wir haben soviel Zeit verloren, da befiehlt man uns jetzt, mit leeren Händen nach Hause zu gehen. Wir werden nicht auseinandergehen. Was soll das heissen, dass die Polizei uns befohlen hat, nach der Stadt zu kommen, um die Juden zu hauen und ihr Eigentum zu plündern, jetzt aber sollen wir mit leeren Händen davongehen?" „Ich," — sagt der Zeuge — „B. und viele andere klopften wiederum an das Zimmer des Vizegouverneurs, und er kam zu uns hinaus. Wir sagten zu ihm: „Wenn Sie sich überzeugen wollen, dass dies alles das Werk der Polizeibehörde ist, so können Sie, wenn Sie aus der Tür gehen, hören, was in der Menge gesprochen wird." Wir teilten ihm die genauen Ausdrücke der Menge mit und baten ihn, zur Menge zu gehen, auf sie einzureden und sich von der Richtigkeit unserer Worte zu überzeugen. Der Gouverneur erwiderte jedoch, dass er ja eben mit der Menge gesprochen hätte, und ging nicht hin."

Darauf hatte sich also die Komödie der Pogromunterdrückung, zu der Ladyschensky von Mohilew auserkoren war, beschränkt. Denn, wie der Zeuge weiter vielsagend hinzufügt, „ungefähr eine Stunde nach diesem Vorgang begann die Demolierung der Läden.“ Doch diese Arbeit überliess die Polizei den niederen Geistern. Sinitzky war es, der die Inszenierung dieses Teils ganz und gar auf sich nahm. So lief er, wie Zeuge A. berichtet, durch die Mjasnitzkaja und schrie zu den Bauernmassen, die vor dem Branntweinmonopolladen standen: „Eh, Brüder, kommt hierher zusammen, sie haben zwei Unsrige getötet, lasst die Domglocken Sturm läuten, damit mehr Volk zusammenkomme.“ Da liefen denn auch mehrere Bauern fort, und bald ertönten die Glocken der Kathedrale. Durch das einige Minuten dauernde Sturmläuten waren grosse Bauernmassen herangelockt, und der Demolierungsprozess begann. Sinitzky sorgte für die zur Einbruchsarbeit erforderlichen Instrumente, für die Planmässigkeit des Ganzen und für all das, was nur eine richtige Pogromunternehmung erheischt: „Wenn nicht dieser Schreiber,“ meint einer der Betroffenen, „wären unsere Läden und Wohnungen ganz. Er war der erste Leiter und Hetzer der Exzedenten, er war der Hetman.“ Allerdings hatte er auch aus den Reihen der Einheimischen und Nachbarn tatkräftige Helfershelfer, die unter seiner anerkannten Führung im Verein mit Schutzleuten und sonstigen Gesinnungsfreunden und zahllosen Beutegierigen von Geschäft zu Geschäft gingen und das friedliche Werk des Demolierens und Plünderns betrieben. Es war einer der Hexentänze, wie sie bei allen Pogromen typisch sind. Da trat ein Hindernis ein. Gerade als die Menge unter Anführung von Sinitzky und den beiden Golubowitsch das Fenster im Laden von Ch. zu zertrümmern anfingen, „sprangen,“ so erzählt Zeuge A., „aus der Minsker Strasse und liefen an die Exzedentenmenge gegen 15 junge Juden mit Revolvern heran und begannen zum Schutz des Ladens von Ch. aus Revolvern in die Luft zu schiessen. Sie gaben vielleicht 15 oder 20 oder auch mehr Schüsse ab. Da prallte sofort die Menge vom Laden des Cheifitz ab. Auch die Dragoner zogen sich zurück. Sinitzky jedoch schrie sofort hinaus: „Eh, gebt mehr Soldaten hierher, die Juden haben eine Bombe geworfen.“ Plötzlich tauchten Soldaten mit Flinten auf und huben an, jene Juden zu beschiessen. Die jüdischen Jünglinge flohen, ohne dass jemand von ihnen ermordet oder verwundet wäre.“ Die Plünderungen nahmen indes nicht gar zu grosse Dimensionen an, — beschränkte sich doch der materielle Verlust der Orschaer Juden auf etwa 40 000 Rubel. Nachdem ein paar Stunden geplündert worden war, kehrten die Soldaten den Spiess um und geboten Schluss.

Immer noch war damit die Tragödie von Orscha nicht zu Ende. Noch einen vierten Tag sollten die Qualen der dortigen Juden andauern. Am 24. Oktober wurden weitere sieben Jünglinge aus dem Rest der Dubrownaer Selbstwehrabteilung niedergemetzelt. Zwei Tage lang waren sie im unheimlichen Orte verblieben, aber alle ihre Versuche, ihren Brüdern beizustehen, stiessen auf unüberwindliche Hindernisse: was vermochten diese Jünglinge mitsamt der einheimischen Selbstwehr gegenüber einer so gewaltigen, vorzüglich bewaffneten Bauernmasse und den Hunderten von Soldaten? Ja, ein Teil der Juden wünschte sogar ausdrücklich, dass die Selbstwehr sich auflösen möchte. So machten sich auch die Dubrownaer auf den Weg, zurück nach Dubrowna, wo ihrer, die meist Weber und sonstige Hand-

werker waren, weiter die normale Proletarierarbeit und der Proletarierkampf harrten, wo sie in die Talessim, die sie dort weben, ihren Schmerz und ihre Erlebnisse hineinweben, hineinfärben und ihren Brüdern übermitteln würden. Sie marschierten zu Fuss und mussten an dem entgegengesetzten Ufer des Dnjepr vorbeikommen, wo die wildesten Pogromisten wohnen. Da stürzte sich eine Menge von etwa 100 bis 150 Bauern, deren Blutdurst noch immer nicht gestillt war, über sie und erschlugen in bestialischer Weise sieben von ihnen [1]). Die Judenheit von Orscha war von Schmerz betäubt und drohte mit einem allgemeinen Blutvergiessen, wenn auch nur eine einzige Mordtat noch vorkommen sollte; welche unermessliche Geduld doch Juden besitzen, wenn bei ihnen erst jetzt der Gedanke an Rache aufkam und nur als Drohung verlautbart wurde!

Welch bedeutende Schichten der Bevölkerung in Orscha am Pogrom teilgenommen haben, ist schon mehrmals berichtet worden. Konform der Tätigkeit der Geistlichen verfuhr auch das Kloster. Es empfand solche Sympathien für die Pogromler, dass es für etwaige Verwundete unter den Exzedenten eine Verbandsstelle eröffnete. Diese Vorsorge war ganz überflüssig, da nur ein einziger Russe verwundet wurde, während es Tote unter den Exzedenten überhaupt nicht gab. Mehrmals war das Gerücht verbreitet, dass Juden Christen getötet hätten, aber jedesmal entpuppte es sich als Lügengerücht. Selbst in der schlimmsten Notwehr schossen die Juden fast immer in die Luft.

Am schmählichsten benahm sich die städtische Duma. Sie war nicht zu bewegen, über die Orschaer Vorkommnisse ihren Abscheu auszudrücken. Als der Bürgermeister, der durch seine humane Haltung den Zorn der Bureaukratie hervorgerufen hatte und vom Isprawnik beschimpft worden war, den Orschaer Stadträten vorgeschlagen hatte, gegen diese Beschimpfung der städtischen Würde in seiner Person und gegen den Pogrom im allgemeinen zu protestieren, wurde der Antrag ohne weiteres abgelehnt. Drei Wochen nach den Massakers, als die Leidenschaften sich schon etwas zu legen schienen, machte er den abermaligen Versuch, aus der Duma eine Verurteilung des Pogroms herauszupressen, aber nur er und der Sekretär traten für diesen Antrag ein, die Duma hingegen lehnte ihn mit aller Entschiedenheit ab. Um dieselbe Zeit fasste sie einen Beschluss, der sie ganz und gar kennzeichnet. Man beratschlagte in der Stadtverwaltung, wie die durch den Pogrom bewirkte Verschlimmerung der Lage der Bevölkerung zu heben sei. Da schlug einer vor, einen russischen Konsumladen einzurichten, um so die Juden zu boykottieren. Der Vorschlag wurde angenommen, und zur Zeit, als unser Gewährsmann am Orte sich befand, schon beinahe zur Ausführung gelangt. Es ist charakteristisch, in welchem Momente die Stadtväter von Orscha es für nötig befunden haben, gegen die meist armen jüdischen Ladeninhaber, deren Verdienst in normalen Zeiten unglaublich minimal

---

[1]) Die getöteten 16 Dubrownaer Selbstwehrmänner bestanden aus 11 Bundisten, 3 Poale-Zionisten und 2 Neutralen. Ihre Namen sind: M. Gluscher (26 Jahre alt), S. Awirom (17), W. Zypkin (24), S. Reichlin (19), S. Selman (19), J. Portnoi (19), J. Juchwed (18), Ch. Lassarin (22), L. Drapkin (19), M. Dwoschkin (20), S. Silberbord (19), S. Sorokin (20), A. Meisin (17), B. Gussinski (25), H. Rochlin (22), S. Baschtow (22). Von den bei der Wystawka niedergemetzelten 9 Selbstwehrjünglingen gibt der Wos'chod die Berufe an. Danach waren 4 von ihnen Weber, 1 Schneider, 1 Tischler, 1 Färber, 1 Schlosser und 1 Handlungsgehilfe. Die Zahl der Weber erklärt sich einfach dadurch, dass Dubrowna der Mittelpunkt der Tallisweberei ist.

zu sein pflegt, in der Pogromperiode aber nur noch eine Fiktion war, vorzugehen. Die Stadtverwaltung war der Pogromler würdig.

Da müssen wir es schon als Lichtpunkt verzeichnen, wenn viele Juden bei Christen eine Zufluchtsstätte gefunden haben, wenn die Kinder der Familie Cheifitz von einem Russen gerettet worden sind, wenn schliesslich die organisierten Arbeiter am Pogrom nicht teilgenommen haben. Tatsächlich ist letztere Tatsache in Orscha von einiger Bedeutung, wenn man bedenkt, wie Tausende vor ihren Augen vom Strom des Hasses und der Beutegier erfasst worden sind.

Dreissig Tote aus ihrer eigenen Stadt und ihren Nachbarorten beklagten die Orschaer Juden, 20 Verwundete zählten sie ausserdem und erfuhren von solchen Grausamkeiten, die sie der menschlichen Natur nicht zugetraut hätten. Das Bewusstsein, dass sie vogelfrei seien, verliess sie noch lange Zeit nicht. Denn die direkten Mörder und Anführer, die alle kannten, schritten ungestört in ihrer Mitte einher, rühmten sich ihrer Heldentaten offen und schüchterten die Bevölkerung und die gerichtliche Untersuchung ein. Die Polizeibeamten wurden nicht abgesetzt, die Exzedenten nicht verhaftet. Nicht nur während der Pogromtage konnten sie ungehemmt das geraubte Gut heimführen, sondern auch nachher frank und frei alles verkaufen. Der Untersuchungsrichter stiess auf ungeheuerliche Hindernisse seitens der Behörden. Ja, als er die Seele der Pogromler, Sinitzky, einen Monat nach den Vorgängen ins Gefängnis steckte, schwirrte in Orscha die Drohung mit einem neuen Pogrom immer wieder in der Luft und wurde von den Hooligans, die die Polizei unablässig immer weiter aufwiegelte, dem Untersuchungsrichter offen verkündet, wenn er den „verdienten" Mann nicht freilassen sollte. Die Sprache der Mörderbanden war so herausfordernd und in Anbetracht der Vergangenheit so unheilverkündend, dass er sich damals veranlasst sah, auch den einzigen Häftling nach dem Gouvernementsgefängnis überführen zu lassen, und selber ob der ewigen persönlichen Drohungen und Chikanen nahe daran war, sein eigenes Bureau nach Mohilew zu verlegen.

IV.

Der Pogrom schloss am 24. endgültig, gerade eine Woche nach Erringung der Freiheit. Wie an jenem ersten Dienstag nach Verkündung des Manifestes bewegte sich wiederum ein Zug durch die Strassen von Orscha, diesmal aber ein ganz anderer Zug, eine feierliche Prozession, an der bereits alle Juden ausnahmslos teilnahmen. Man bettete die 21 Märtyrer aus Schklow und Dubrowna zur ewigen Ruhe. Viele Reden wurden von den Genossen der Getöteten, Mitgliedern der lokalen Parteiorganisationen, gehalten. „Einen geradezu erschütternden Eindruck" — schreibt der Wos'chod — „übte das Abschiedswort einer Mutter aus, der Mutter des ermordeten A. Kurtschik. Sie sagte: „Vierzehn Jahre war ich eine kinderlose Jüdin, ich erflehte von Gott einen Sohn, und er gab mir ihn im fünfzehnten Jahre meiner Ehe. Es war mein lange erwarteter, heiss ersehnter Sohn. Gott segnete mich. Denn ich hatte einen reinen, edlen Sohn, der von Liebe zum Nächsten und von leidenschaftlicher Liebe zu seinem Volke entflammt war. Er war nur siebzehn Jahre alt, aber er gab sich ganz und gar dem Dienste für seine Brüder hin. Als wir erfuhren, dass die Juden in Orscha geschlachtet und gemordet werden, da entschloss-

sich mein Abraham, ihnen zu Hilfe zu eilen. Und ich konnte ihn nicht zurückhalten, ich sagte: „Mein Sohn, dort fliesst das Blut unsere Brüder, gehe dorthin, ich kann dir nicht in den Weg treten.“ Und er ging.

„Und er starb. Aber ich weine nicht, nein, ich darf nicht weinen. — — — Er fiel als heiliges, büssendes Opfer, und sein Name wird in die Ehrenliste der heiligen Männer, die um das jüdische Volk als Märtyrer gefallen sind, eingetragen werden. Sein Name wird verewigt werden . . . Ich aber klage nicht, nein, ich klage nicht!“ — Also sprach sie und fiel bewusstlos nieder.“

Für die Juden von Orscha war es ein harter innerer Schlag. Sie hatten auf die siegreiche Freiheit solche Hoffnungen gesetzt. Denn auch in ihrer Stadt hatte unter den gebildeteren Russen eine starke liberalisierende Strömung sich gezeigt. Mit dem Pogrom war fast alles verpufft, erwies sich das Ganze als nichts . . .

Allein die Orschaer Juden durften nicht einmal allen ihren mannigfaltigen Schmerzen sich hingeben. Monatelang waren sie von ständiger Furcht gepackt, erlebten sie die grausigsten Bilder der Oktobertage nochmals und nochmals und bebten unaufhörlich vor dem Gespenst raffinierter Grausamkeiten, das ihnen stets drohend vor Augen schwebte und das aus dem finsteren Ausdruck ihrer straflosen Mörder nie weichen wollte. Denn der Kampf und der Hass tobten weiter.

Sonstige Pogrome im Ansiedlungsrayon.

Abgesehen von den bereits behandelten Pogromen fanden noch in vereinzelten Ortschaften der Gouvernements Wolhynien, Minsk, Mohilew, Witebsk Exzesse oder Exzessversuche statt. An manchen Stellen, speziell im Gouvernement Witebsk, trat auch die Selbstwehr auf den Plan und vermochte dort, wo die Bureaukratie sich nicht mit besonderem Eifer für einen Pogrom ins Zeug legte, diesen zu hintertreiben.

Von den geschädigten Orten seien erwähnt: Nossowitschi (Gouv. Mohilew), Witebsk (17 Familien erlitten laut dem Komiteebericht einen Schaden von 11 000 Rub.), Gorodok (Gouv. Witebsk), Polotzk (Gouv. Witebsk), wo das Hilfskomitee ausser 12 Toten und 50 Verwundeten, die die Demonstration zur Folge hatte, 54 Familien im Betrage von 10 200 Rubel als Geschädigte mit Verlusten bezeichnet.

X.

Pogrome ausserhalb des Ansiedlungsrayons

Rostow, Donsches Gebiet.

Gesamtbevölkerung ca. 144 000, Juden ca. 14 000
(in der bei Rostow befindlichen Stadt Nachitschewan 30000 Armenier).

Die Juden von Rostow wollten nicht daran glauben, dass in Rostow ein Pogrom möglich sei. Nicht etwa deshalb, weil die Rostower Behörden besonders judenfreundlich gewesen wären. Keineswegs! Sowohl die administrative als auch die städtische Verwaltung hatte immer an ihrer Spitze Männer, die sich durch ihre rückschrittliche Gesinnung, folglich auch durch antisemitische Neigungen auszeichneten. Dieser Antisemitismus kam aber niemals in „greifbarer" Form zum Ausdruck. Das Verhalten der Behörden den Juden gegenüber war so ziemlich indifferent; sie kümmerten sich um die Juden recht wenig oder gar nicht, und ein solches Verhalten nennt man bei den Juden in Russland ein „gutes". Andererseits war man allgemein der Meinung, dass die zahlreichen Rostower Arbeiter, die, wie ihre sozialdemokratischen Führer es urbi et orbi wiederholt versichert hatten, vorzüglich organisiert sein sollten, keinen Pogrom zulassen, jedenfalls im Keime ersticken würden.

Es kam plötzlich, zu einer Zeit, wo man wegen der hohen Spannung des revolutionären Geistes beinahe an Kischinew zu denken aufhörte. Es fehlten auch ganz und gar diejenigen Vorzeichen, die gewöhnlich einen Pogrom verkünden: weder Flugschriften noch Anschläge bekannten aufhetzerischen Inhalts waren zu sehen. Man merkte nichts, was gewöhnlich das Herannahen von Krawallen kennzeichnet.

Der erste Pogrom fand eigentlich schon am 14. Oktober statt. In einer zumeist von Juden bewohnten Strasse des sogenannten „Judenviertels" überfiel ein ganz geringer Haufen von Hooligans ein Haus, welches sich bald als ein christliches herausstellte. Die Hooligans entschuldigten sich und gingen sogleich auf das benachbarte jüdische Haus los, wo sie alles zertrümmerten. Als man nach etwa 20 Minuten das Herannahen von Kosaken und Polizei meldete, zerstreute sich die Menge, nachdem sie nur noch in einer benachbarten Synagoge die Fensterscheiben eingeschlagen hatte. Einige Minuten darauf langte die jüdische Selbstwehr an, die jedoch niemand mehr am Exzessorte vorfand. Noch später kam der Polizeimeister herbei. „Es wird erzählt, Sie besässen eine Selbstwehr, — warum ist sie denn nicht erschienen?" meinte er unter anderem zu den Juden und fuhr nach dieser zweideutigen Frage davon.

Der ganze Vorfall versetzte natürlich die jüdische Bevölkerung in grosse Aufregung und rief in ihrer Mitte gesteigerte Angst vor einem richtigen Pogrom wach. Diese Furcht legte sich indes bald, zum Teil

wenigstens, als anderthalb Stunden nach dem eben geschilderten Vorfalle auf der Strasse eine fünfhundertköpfige Arbeitermenge erschien, deren Führer einem herbeigeeilten Selbstwehrtrupp gegenüber erklärte, sie seien zum Schutz der Juden hergekommen. Allerdings war man sich trotz dieser Sympathiekundgebung, die auf eine zu erwartende starke Hilfe im Notfall schliessen liess, der an und für sich drohenden G e f a h r bewusst, und eine an den nächstfolgenden Tagen zu Zwecken der Selbstwehr stattgefundene Sammlung ergab eine ganz bedeutende Summe, die leider wegen der kurzen Zeit nur zu einem geringen Teil Verwendung finden konnte.

Auch nach diesem Tage sah man in der Stadt keine speziellen schriftlichen Aufrufe und Proklamationen. Wohl aber mehrten sich verschiedene, zum Teil wohl begründete Gerüchte von einer bevorstehenden Judenmetzelei; auch setzte die früher scheinbar unwesentliche Agitation einiger „intelligenten" Anführer des Schwarzen Hunderts kräftiger ein. Ganz besonders zeichneten sich in dieser Tätigkeit der Rechtsanwalt Sewastjanow und die Kaufleute Troitzki und Baldirew aus. Der erstere spielte offenbar eine sehr bedeutende Rolle in den Tagen der Finsternis und der Menschenhatz; nach dem Pogrom verschwand er aus Rostow. Er begnügte sich nicht bloss mit der Agitation unter den Hafenarbeitern und anderen sittlich „verlorenen" Menschen, die in Rostow in so grosser Zahl vertreten sind, sondern nahm auch persönlich am Pogrom teil, indem er an verschiedenen Orten als Anführer der Menge zu sehen war.

Zu Zwecken der Agitation diente unter anderem „Der Tag", ein berüchtigtes Schwarzhundertblättchen, welches zu jener Zeit unentgeltlich in allen Städten verbreitet wurde und wegen seiner populären Schreibweise auf die Menge einen starken Einfluss ausübte.

Diesem unheilvollen Treiben, das grosse Schichten in einen gemeingefährlichen Zustand versetzte, trat in Rostow niemand mit der entsprechenden Energie entgegen; weder die liberalen noch die demokratischen Organisationen, die zu jener Zeit in Rostow existierten, wie die verschiedenen Verbände der Ingenieure, der Aerzte, der Lehrer, der Rechtsanwälte usw., wandten die ihnen zu Gebote stehenden Machtmittel an, um der Möglichkeit eines Pogroms entgegenzuarbeiten. Die jüdische Bürgerschaft aber verfuhr nach traditioneller Methode, sie lief zum Stadthauptmann und klagte ihm ihr Leid, der sicherlich ohnehin und besser wusste, welche Gefahr ihnen drohe. Und jedesmal gab der Mann mit dem Grafentitel den verschiedenen Deputationen, die bei ihm vorstellig waren, nach wie vor die beruhigende Antwort: „I c h w e r d e s o w a s n i c h t z u l a s s e n."

Daneben gab es ja die bereits erwähnte jüdische Selbstwehr. Diese wurde bald nach dem Pogrom in Kischinew von den Zionisten organisiert. Sie bestand zu Anfang ausschliesslich aus Zionisten, denen sich später auch Nichtzionisten anschlossen. Stark vertreten in der Selbstwehr waren auch, namentlich in der Zeit unmittelbar vor dem Pogrom, die Poalezionisten.

Nach den bekannten Greueltaten in Baku wandten sich die Armenier aus dem dicht bei Rostow befindlichen Nachitschewan an die jüdische Selbstwehr mit der Bitte, sich zum Zweck gegenseitiger Verteidigung zu vereinigen. Die Juden gingen darauf willig ein. Die Vertragsbedingungen waren kurz und bündig: würde man die Juden in Rostow hauen, dann kommen die Armenier

aus Nachitschewan zur Hilfe; treffe ein derartiges Schicksal die Armenier in Nachitschewan, so haben die Juden dorthin zu Hilfe zu eilen. Zu gleicher Zeit hatten auch die Sozialdemokraten den Wunsch geäussert, der Selbstwehr beizutreten, und erhielten von der allgemeinen jüdischen Selbstwehr 40 Revolver. Ihren Bestrebungen gemäss vermochten sie jedoch naturgemäss nicht, die Politik aus der Abwehrorganisation auszuschalten, und trennten sich von der Selbstwehr, was zudem sowohl für diese Organisation als für die Sache, der sie diente, den Verlust eines Teiles der Waffen bedeutete. Auch die Armenier hatten inzwischen so beträchtliche Mittel zusammenbekommen und auf eigene Faust eine so starke Organisation geschaffen, dass sie die Juden leicht entbehren konnten und den Bund mit denselben bald auflösten.

Zur Zeit des Pogroms bestand die nunmehr ausschliesslich jüdische Selbstwehr aus 100 mit Revolvern bewaffneten Mitgliedern und war als solche sowohl in der Bureaukratie als in den Beamtenkreisen allgemein bekannt.

Unmittelbar vor dem Pogrom spielten sich in Rostow dieselben Szenen wie in so vielen anderen Orten ab. Am 18. Oktober, gegen acht Uhr morgens, verbreitete sich in der Stadt die freudige Nachricht vom Manifest. Unzählige Volksmassen bewegten sich mit roten und weissen Fahnen durch die Strassen. Der erste Gedanke der jubelnden Scharen war an die politischen Gefangenen. Nachdem der Versuch einer Deputation, bestehend aus Vertretern verschiedener Organisationen, bei den Behörden die Befreiung der „Politischen" zu erwirken, gescheitert war, fassten die Volksmassen den Beschluss, sich mit den Arbeitern der Aksayschen Fabrik in Nachitschewan zu vereinigen und zusammen mit ihnen eine imposante Demonstration vor den Toren des Gefängnisses zu veranstalten und auf diese Weise die Befreiung der „Märtyrer" durchzusetzen. Ueber die weiteren Vorgänge lassen wir die schriftliche Aussage eines geachteten Augenzeugen folgen:

„Ich bin gewiss kein Sozialist, sondern einer der gemässigten Bürger, die ihre politischen Ansichten über die aktuelle Sachlage aus den der Zensur unterstellten Zeitungen zu schöpfen pflegen. Am 18. Oktober morgens war ich durch die Veröffentlichung des Allerhöchsten Manifestes hocherfreut. Eine ähnliche Stimmung schien auch andere Bürger zu beseelen; unzählige Gratulationen, sowohl telephonische als mündliche, zeugten von der allgemein freudigen Erregung. Gegen ein Uhr nachmittags fuhr ich in Begleitung eines Bekannten die Sadowaja hinauf nach Nachitschewan zu, um die Vorgänge in den Strassen zu beobachten. Alle Personen, die mir in den Weg kamen, schienen voller Freude. Gegen 1½ Uhr nachmittags war ich dabei, wie eine Menge, die aus Nachitschewan mit einer roten Fahne, die die Aufschrift „bürgerliche Freiheit" trug, herangezogen kam, einer anderen Menge begegnete, die anscheinend vom Bahnhof her zog. Unter dieser Menge sah ich Personen, die eine rote Fahne mit der Aufschrift „unsere Partei hat gesiegt" trugen. Vor dem Pokrowski-Markt vereinten sich beide Mengen und zogen nach dem Gefängnisplatz mit den Rufen: „Lasst uns die politischen Gefangenen befreien!" Dort blieben sie vor dem Depot der Strassenbahn stehen, wo ein Meeting abgehalten wurde. Die Wahl des Präses und die Aufmerksamkeit, mit der man den Rednern folgte, waren musterhaft. Die

Reden begannen mit der Erklärung des Allerhöchsten Manifestes, auf der Tribüne löste ein Redner den andern ab; ich hörte keine einzige zu gewagte Forderung. Nachdem die Versammlung beschlossen hatte, zu dem Statthalter eine Deputation zu schicken, die ihn zur Befreiung der politischen Gefangenen auffordern sollte, fuhren wir weg und kamen erst gegen vier Uhr nachmittags zurück. Das Meeting dauerte noch an. Nach wie vor waren die Redner sehr gemässigt. Gegen 4½ Uhr wich die Menge mit einem Male nach dem gegenüberliegenden Trottoir zurück. Als ich mich umdrehte, sah ich, wie eine aus halbwüchsigen Jungen und Erwachsenen bestehende Menge, die gegenüber dem Platze, wo das Meeting abgehalten wurde, stand, nach den Teilnehmern am Meeting mit Steinen warf. Neben jener Menge standen Kosaken zu Pferde und Soldaten. Einige Minuten später beruhigte sich die Versammlungsmasse und stellte sich am früheren Platze auf. Ich stand einige Meter von der Tribüne entfernt. Plötzlich hörte ich über meinem Kopf zwei Revolverschüsse hintereinander fallen. Diese Schüsse schienen als Signal zu dienen, und vom entgegengesetzten Ende des Platzes, wo die Kosaken und Polizisten standen, feuerte man plötzlich unzählige Revolverschüsse ab; die Menge zog gegen uns mit Geschrei und Rufen, die ich nicht unterscheiden konnte, los; von meinen Kameraden fortgezogen, lief ich nach dem gegenüberliegenden Trottoir; etwa fünf Minuten später ertönte vom andern Ende des Platzes eine Salve. Viele Menschen flohen in Schrecken. Als es mir gelang, an der Front des Gefängnisses vorbeizukommen und bei einer Droschke, die zu meiner Verfügung stand, stehen zu bleiben, ertönte eine zweite Salve, und am Gefängnis ritten Kosaken vorbei und hieben auf das fliehende Publikum mit Knuten ein."

Von jetzt ab ertönte der Ruf „haut die Juden", und unter diesem Zeichen stürzte sich die Menge, die schon vorhin mit den Exzessen begonnen hatte, über die Stadt. In der grossen Schar der Demonstranten am Gefängnis hatte sich übrigens eine verschwindend geringe Anzahl Juden befunden. Die wenigen Poalezionisten, die an der Kundgebung teilnahmen, gingen bald fort, nachdem sie zur Selbstwehr abberufen worden waren. Diese Tatsache, die in vielen Aussagen übereinstimmend immer wiederkehrt, ist um so bemerkenswerter, als doch auch in Rostow die revolutionäre Aktivität angeblich die Veranlassung zu einer grausamen Devastation des jüdischen Eigentums gewesen sein soll.

Die Vorfälle vor dem Gefängnis waren ein Widerhall der patriotischen Manifestation, die gegen drei Uhr, als die demonstrierenden Bürger und Arbeiter sich nach dem Gefängnisplatz begaben, auf der Hauptstrasse erschien. Nur wenige Stunden später, gegen sechs Uhr, näherte sich die Menge vom Gefängnisplatz mit den bekannten Rufen dem jüdischen Viertel. Unterwegs zertrümmerte sie bereits einige jüdische Geschäfte, und als sie am Neuen Markt anlangte, verteilte sie sich in zwei Gruppen. Eine ging auf die Hauptstrasse, Sadowaja, los, die andere richtete sich gegen das jüdische Quartier. Da wurde die zweite Gruppe von den Kugeln der Selbstwehr empfangen. Sie gab sofort nach, machte Kehrt und gesellte sich dem in der Sadowaja tätigen Haufen an. Die Zahl der Pogromler war gegen sieben Uhr nicht über 100 Mann. Kein Mensch aber hinderte sie in der Sadowaja an ihrer Arbeit. Polizei und Kosaken sahen den Vorgängen nur ruhig zu. Die Selbstwehr wollte sich nicht zersplittern

und beschloss, auf ihrem gleich zu Anfang eingenommenen Posten auszuharren, um so wenigstens das arme jüdische Viertel zu überwachen. So dauerte der Plünderungs- und Zerstörungsprozess bis um zwei Uhr nachts ungestört an.

Am andern Tage, am 19. Oktober, begann der Pogrom bereits um sieben Uhr morgens von neuem und erstreckte sich den ganzen Tag über bis um neun Uhr abends. Als indes die unheimlich zunehmenden Brandstiftungen für die ganze Stadt gefährlich zu werden anfingen, da wurde dem Pogrom ein Ende gemacht. Schon das geringste Eingreifen des Militärs war ausreichend, um die Menge auseinanderzujagen. War doch die Zahl der eigentlichen Pogromler, die am Zerstörungswerk sich betätigten, wie gesagt, nicht sehr gross. Um ihr Werk rationeller ausführen zu können, hatten sich die Aktiven in mehrere Gruppen von je 20—30 Mann verteilt. Ihnen schloss sich die gewaltige Masse der „Mitläufer" an, d. h. jener Elemente, die nach dem eigentlichen Demolierungsprozess an ihre spezielle Aufgabe herangehen, sich alles mitzunehmen, was vor Zerstörung verschont geblieben ist. Am zweiten Pogromtage waren diese Leute zu Tausenden zu zählen. Es waren zumeist einheimische Kleinbürger sowie Ankömmlinge aus den benachbarten Kosakenniederlassungen, die mit leeren Wagen nach Rostow herbeigeeilt waren, um mit vollbeladenen zurückzukehren. Wie vielfach geschildert wird, war dieser Anblick der Tausende von Menschen, die mit tierischer Gier über fremdes Hab und Gut herfielen und die geraubten Gegenstände einander aus den Händen rissen, in Rostow geradezu Abscheu erregend.

Männer und Frauen, Greise und Jünglinge, Mütter mit Säuglingen auf dem Arm, alle kamen herbei, alle waren von einem Wunsch erfüllt: einen möglichst grossen Teil des jüdischen Gutes nach Hause zu bringen. Wahrlich, es ging dabei lebhaft zu. Man transportierte das Geraubte in Fuhren, in Droschken, man schleppte auf den Schultern, auf dem Rücken, man trug in den Händen, — gelassen, ernst und mit ruhigem Gewissen . . . Es frage niemand, wo denn die Polizei, wo die zahlreichen Kosaken und das sonstige Militär von Rostow, wo all die Vertreter der schützenden Staatsgewalt gewesen seien! Nun, sie waren alle zugegen, in vollem Aufgebot bewegten sie sich in den Strassen oder standen sie neben den zertrümmerten Geschäften und Wohnungen, — im besten Falle ruhig zusehend, oft aber auch die Hooligans direkt aufmunternd und am Raub persönlich teilnehmend. Vom Beginn des Pogroms an bis um neun Uhr abends des andern Tages unternahm man nicht das geringste, um den Untaten Einhalt zu bieten. „Wir dürfen nicht schiessen, es ist nicht befohlen worden," — war die Antwort der patrouillierenden Offiziere. Wohl aber schoss man fünfmal gegen die Selbstwehr, wo sie zu energisch gegen die Pogromler auftrat und den „ruhigen" Verlauf des Pogroms zu stören oder ihm gar ein Ende zu machen drohte. So gelang es auch auf diese Weise, die Selbstwehr bald soweit abzuschwächen, dass sie endlich zurückzutreten gezwungen war.

Es fehlen zwar direkte Beweise für die Teilnahme der Polizei an der vorherigen Organisierung des Pogroms, wohl aber sind wir im Besitz einer Reihe höchst vertrauenswürdiger Zeugenaussagen, die ein helles Licht auf die fortgesetzte organisierende Tätigkeit der Polizei während des Pogroms selbst wirft.

1. „Am 19. Oktober sah ich, wie ein Tabakgeschäft in der Gr. Sadowaja zerstört wurde. Der Polizeimeister fuhr gerade mit dem Gehilfen des Polizeiaufsehers des dritten Stadtviertels, Blaschkow, an diesem Tabakgeschäft vorbei; sie liessen den Wagen halten, stiegen jedoch nicht aus. In ihrer Gegenwart steckte das Volk das Geschäft in Brand; sie sagten kein Wort dagegen und fuhren weiter. Polizeiaufseher, Schutzleute und Kosaken waren zugegen, boten jedoch der Zerstörung keinen Einhalt. Als das Feuer ausbrach, begann der Polizeiaufseher, die Menge auseinanderzutreiben, und ein Schutzmann rief: „Was habt ihr getan? Das ist ja kein jüdisches Haus, hier wohnen ja nur Russen!" Da unternahmen es die Hooligans selbst, das Feuer zu löschen; das betreffende Geschäft gehörte einem Juden. Am 19. Oktober sah ich, wie vier Schutzleute in Zivil mit den Hooligans die Moskauerstrasse und die Gr. Sadowaja entlangzogen und an den Geschäften Kreidezeichen machten. An den jüdischen Geschäften notierten sie „zerstört", an den russischen „Russe" und schrieben ein Kreuz daneben."

2. „Am 19. Oktober gegen 10 Uhr morgens hörte ich auf dem Kai am Don Lärm; ich ging auf den Hof hinaus und sah neben dem Geschäfte von Dreyfus einen Schutzmann, der das Volk irgend wohin trieb. Bei Dreyfus arbeiteten damals viele Tagelöhner. In der Menge wurde gerufen: „Wenn wir überhaupt hingehen, so gehen wir alle." Gewöhnlich war an dieser Stelle kein Schutzmann zu sehen. Die Menge rief: „Nun, gehen wir." Es wurden Stöcke gesammelt, aus den Besen die Stiele herausgezogen, die Nationalflaggen wurden vom Dache heruntergerissen, und das Volk zog nach der Richtung der Hauptstrasse."

3. „Am 18. Oktober nachmittags ging ich in der Nikolai-Gasse am 4. Polizeirevier vorbei, vor dem etwa 15 gut gekleidete Männer standen; sie sahen wie Bürgerliche, aber nicht wie Tagelöhner aus und sprachen mit einem Schutzmann; sie schienen auf jemand, der aus der halb geöffneten Tür des Polizeiamtes herauskommen sollte, zu warten. Es sah aus, als wären sie alle in gehobener Stimmung; besonders tat sich ein grossgewachsener Mann hervor; er machte viele Gesten und sagte zu dem Schutzmann: „Wieso habt ihr uns denn einen Rubel und je eine halbe Flasche Branntwein versprochen? Wo ist denn diese halbe Flasche?! Sie ist für mich augenblicklich von grösserem Wert als euer Rubel!" Ich fragte, um was es sich handle; sie schwiegen und liessen sich in ein Gespräch mit mir nicht ein. Am 19. Oktober war ich Zeuge dessen, wie gegen 10 Uhr morgens von Nachitschewan nach dem Zentrum von Rostow eine Menge Hafenarbeiter die Gr. Sadowaja entlangzogen. An der Spitze marschierte eine kleine Schar Männer desselben Typus, wie die, welche am 18. vor dem 4. Polizeirevier gestanden hatten, und trugen Nationalflaggen. Die Hafenarbeiter schritten einzeln und scheinbar ungern vorwärts. Gleichzeitig schlossen sich der Menge auch Hafenarbeiter an, die aus den Nebengassen vom Dom her kamen. Ich erkundigte mich nach dem Ziele ihres Vorwärtsschreitens, konnte jedoch auf alle meine Fragen keine bestimmte Antwort bekommen. Sie sagten so unsicher: „Wir haben eigentlich keinen bestimmten Zweck" oder: „Man hat uns vom Hafen vertrieben" oder noch: „Man sagt, dass die Juden in der Stadt die Russen niedermetzeln." Meiner Frau antwortete einer der Hafenarbeiter, der an unserm Hause vorbei-

ging, auf ihre Frage, wohin sie gingen: „Man hat uns vom Hafen vertrieben und gesagt, dass die Juden die Russen niedermetzeln; daher hat uns die Polizei holen lassen."

4. „Ich betreibe ein Kohlengeschäft und beschäftige während der Navigationszeit ein Artell Hafenarbeiter, um die Kohlen auf die Schiffe zu verladen. Am 19. Oktober, morgens gegen 10 Uhr, kam zu mir der Aelteste in dem Artell, der bei mir bereits drei Jahre angestellt ist und mit dem wir stets in guten Beziehungen lebten. Er sagte mir freundschaftlich: „Fahret mit eurer Familie fort, da entsetzliche Vorgänge zu erwarten sind." Ich fragte, was denn eigentlich los sei, und N. antwortete: „Uns ist für drei Tage die Freiheit bewilligt worden; wir können tun, was uns beliebt. Unser „Hetman" hat uns dies gesagt." Ich vermute, dass N. unter dem Worte „Hetman" irgend einen Beamten in Uniform verstand, da zurzeit kein Hetman anwesend war."

Der Polizeimeister erschien hin und wieder in seinem Wagen unter den Hooligans, hielt an diese kurze Ansprachen, die gewöhnlich mit freudigen Hurrarufen begleitet wurden, und fuhr ruhig weiter, um die Leute nicht länger in ihrer Arbeit zu stören.

Alle Bitten und Verwendungen beim Stadthauptmann, dem Grafen Kotzebue Pillar von Pilau, seitens jüdischer und christlicher Persönlichkeiten, endlich doch den Bestialitäten Schluss zu gebieten, waren vergeblich. Sein ganzes Benehmen war geradezu verbrecherisch. Am 19., gegen 11 Uhr vormittags, gelang es, eine ausserordentliche Sitzung der Stadtverordneten einzuberufen, in der auch der Stadthauptmann, auf allseitiges Bitten hin, erschien. Auf alle bitteren Vorwürfe der Anwesenden gab er in verblüffender Weise die stereotype Antwort: „Er tue alles, was in seiner Macht stehe." Mit diesen Worten verliess er auch den Sitzungssaal.

Da beschlossen die Stadtverordneten in corpore mit dem Bürgermeister und der Stadtfahne an der Spitze, mit Geistlichen in feierlichem Ornat voran, die Strassen zu passieren und sich an die Menge mit Worten der Ueberredung zu wenden. Der schöne Vorsatz hatte aber die bösesten Folgen. Denn die Menschen, an die sie sich wandten, hatten kein Ohr und kein Verständnis mehr für die Forderungen der Menschlichkeit. Die bereits in äusserste Wut geratene Menge verstand das gute Vorhaben der Stadtverordneten als Anpreisung ihrer Taten und Aufmunterung zu weiterem Tun. Sie betete und kniete in Andacht in der Kathedrale, in die sie von den Stadtverordneten geführt wurde, und ging sofort mit noch grösserer Bestialität gegen die Juden los. Von dem Augenblick an hatte sie mit Brandstiftungen begonnen. Die Selbstwehr war bereits zerstreut und nicht mehr auf ihrem Posten, und nichts hinderte mehr die Menge an der furchtbaren Devastationsarbeit. Dass die Selbstwehr bei passivem Verhalten der Polizei sicher imstande gewesen wäre, den Pogrom zu unterdrücken, unterliegt keinem Zweifel. Vor einigen von der Selbstwehr abgegebenen Schüssen flohen Hunderte davon. Die Verfolgungen aber, denen die Selbstwehr seitens der Polizei und hauptsächlich seitens der Kosaken ausgesetzt war, machten es ihr unmöglich, auf die Dauer standzuhalten. So hatte sie am 19. gegen zwei Uhr das Schlachtfeld verlassen. Sie war moralisch und physisch ermüdet und hatte bereits 17 Mann verloren. Ein weiterer Kampf gegen Kosakenkugeln war nutzlos.

Als wahrheitsgetreue Schilderung des Benehmens des Stadthaupt-

manns, der Polizei und der Kosaken sowie einiger charakteristischer Vorgänge aus der Geschichte der blutigen Tage in Rostow lassen wir folgendes, von einer Reihe bekannter Bürger unterzeichnetes Protokoll folgen:

„Am 23. Oktober 1905 bestätigen wir, die Unterzeichneten, die Richtigkeit nachstehender Vorgänge, die sich in Rostow a. D. am 19. Oktober 1905 abgespielt, und die wir mitangesehen haben:

„Als sich die Rostower Einwohner überzeugt hatten, dass die lokale Obrigkeit keinerlei Massregeln treffe, um das Leben und Eigentum der Bürger gegen den Pogrom, der am 18. Oktober begonnen hatte und am 19. Oktober gegen sechs Uhr noch andauerte, zu verteidigen, beschlossen sie, eine Deputation zum Bürgermeister zu entsenden, um ihn aufzufordern, unverzüglich Massregeln zur Einstellung der Unruhen zu veranlassen. Der Bürgermeister meldete ihnen, dass um 10 Uhr morgens des nächsten Tages eine ausserordentliche Sitzung des Stadtrates stattzufinden habe, und forderte die Delegierten auf, an derselben teilzunehmen. Vor Beginn der Sitzung kam infolge dringender Aufforderung der Bürger auch der Rostower Stadthauptmann nach dem Rathaus; auf das Flehen der Leute um Hilfe antwortete er, dass er selbst die nötigen Massregeln treffe.

„Die weitere Unterhaltung mit dem Statthalter (Stadthaupmann), der keine endgültige Antwort geben wollte, veranlasste die anwesenden Bürger, alle Vorgänge des Pogroms und die Untätigkeit der Kosaken und Polizeibeamten, die die Hooligans sogar zu verteidigen schienen, zu schildern. Der Statthalter, der darauf nichts zu erwidern hatte, fragte nur: „Was soll ich denn tun?"

„Die Versammlung meinte, dass es nur durch repressive Massregeln gegen die Hooligans und die sofortige Organisation einer Stadtmiliz möglich sei, dem Pogrom Einhalt zu bieten. Der Statthalter versprach, von den Waffen Gebrauch zu machen, erklärte jedoch, dass er die Organisation einer Miliz nicht zulassen könnte, und ging mit dem Versprechen fort, zur Sitzung des Stadtrates zu kommen.

„Um 11 Uhr wurde die Sitzung mit einer Rede des Statthalters eröffnet, der die Anwesenden bat, ihren Ansichten Ausdruck zu geben. Trotzdem einige Redner der Ansicht waren, dass nur durch die Organisation einer Stadtmiliz und die Abberufung der Kosaken die Unruhen einzustellen und weitere Plünderungen und Gewalttaten zu verhüten seien, gewann die von einigen anderen Stadtverordneten unterstützte Meinung des Stadtverordneten Gorbenko, dass auf die Menge erst moralisch eingewirkt werden müsse, die Oberhand, und der Magistrat beschloss, mit Fahnen, Heiligenbildern, dem Probst der Rostower Kirchen und einem der ältesten Geistlichen nach dem Schauplatze der Zerstörung zu ziehen und die Hooligans zu ermahnen; der Magistrat versprach, das Ergebnis seiner Mission in einer Sitzung, die um zwei Uhr nachmittags stattfinden sollte, mitzuteilen. Im Falle eines Misserfolges sollte die Frage bezüglich der Organisation einer Miliz erörtert werden.

„Einige Stadtverordnete und Angestellte des Magistrats sowie die Stadtbürger, die sich zu diesem Zwecke gegen zwei Uhr nachmittags nach dem Rathaus begeben hatten, waren Zeugen nachstehender Handlungen der Hooligans, der Obrigkeit und der Kosaken. Von dem Balkon und den Fenstern des Sitzungsaales konnten sie beobachten, wie Tausende von Hooligans das Geschäft von Adler und das von

Ratnowski und Frumson zerstörten. Ein Polizeiaufseher ging vor diesen Geschäften während der Zerstörung derselben auf und ab. Einige Kosaken beobachteten ebenfalls den vor ihren Augen stattfindenden Pogrom. Während die Plünderung in der Sadowaja in vollem Gange war, erschien eine Gruppe Arbeiter, die ein weisses Schild mit der Aufschrift „Selbstwehr der Bürger“ trugen. Sie blieben in der Mitte der Sadowaja, Ecke der Domgasse, stehen. Die Hooligans setzten die Plünderung ruhig fort; dies veranlasste die Selbstwehr, vier oder fünf Schüsse in die Luft abzugeben. Die Menge der Hooligans zerstreute sich sofort in panischem Schrecken nach beiden Seiten der Nikolaigasse; aber gleich darauf kam aus der Gasse ein Polizeiaufseher in Begleitung von einigen Hooligans. Der Polizeiaufseher ging der Selbstwehr entgegen; in einer Hand hielt er einen Revolver, der auf die Selbstwehr gerichtet war, mit der andern winkte er den Kosaken und den hinter ihnen stehenden eingeschüchterten Hooligans, ihm zu folgen. Die Selbstwehr wartete auf die Folgen der in die Luft abgegebenen Schüsse, als der Polizeiaufseher plötzlich einen Befehl erteilte: die Kosaken stellten sich quer über die Strasse auf und richteten ihre Gewehre auf die Selbstwehr. Hinter den Kosaken versperrte eine Menge Hooligans die Strasse. Nach einem zweiten Befehl zielten die Kosaken auf die Selbstwehr. Die zahlreichen Menschen, die auf den Balkons standen, riefen voll Schrecken: „Haltet ein, was tut ihr, schiesset nicht!“ Aber die Kosaken achteten nicht auf diese Rufe und gaben eine Salve ab, auf die eine zweite folgte. Darauf zerstreute sich die Selbstwehr nach verschiedenen Seiten.[1]) Die Kosaken jagten ihr nach. Die Hooligans gingen mit erneuter Wut an die Zerstörung des Geschäftes von Zwiet. Die Kosaken, die inzwischen wieder zurückgekommen waren, stellten sich dicht daneben, in der Strasse, auf; einer der Polizisten riss einem Arbeiter, der zur Selbstwehr gehörte, einen Revolver aus der Hand und begann den Arbeiter mit demselben auf den Kopf zu schlagen. Ein Kosak, der herangeritten kam, sprang vom Pferde herunter und schlug mit seinem Gewehre ebenfalls auf den Kopf des am Boden liegenden Arbeiters ein. Ein Teil der Hooligans stürzte auf den Unglücklichen los und schlug mit Latten und Eisenstangen auf ihn ein. Gleichzeitig wurde von den Hooligans noch eine andere Person aus der Selbstwehr misshandelt; es war ein Zögling einer Lehranstalt, er hatte einen blauen Mantel oder eine Jacke mit blanken Knöpfen an und war bald darauf in eine formlose Masse verwandelt. Die übrige Menge setzte die Plünderung der Geschäfte unter Beaufsichtigung der gleichgültigen Kosaken und Polizisten fort.“

Geradezu erdrückend ist die Darstellung der „Tätigkeit“ der Behörden und der Kosaken, die eine so autoritative, offizielle Persönlichkeit, wie der Staatsanwalt, gibt.

In seinem Strafantrag gegen den Stadthauptmann Graf Kotzebue und den Polizeimeister Prokopowitsch, den der Staatsanwalt des Landgerichts zu Nowotscherkassk an den Ober-

[1]) Diese Selbstwehr rekrutierte sich, wie unser spezieller Gewährsmann uns berichtet, aus russischen Eisenbahnarbeitern und Intellektuellen und bestand aus etwa 300 Personen, die jedoch sehr schlecht bewaffnet waren. Ihre Tätigkeit kam nur in dem beschriebenen Moment zur Geltung. Aus einem Meeting gingen sie auf die Hauptstrasse und traten den Hooligans entgegen. Sie wurden jedoch bald von Kosaken zersprengt, nachdem zwei aus ihrer Mitte gefallen waren.

prokurator des Regierenden Senats richtet, sagt er wörtlich folgendes:

„Aus Aussagen von Leuten, die vom Pogrom betroffen wurden, sowie von Augenzeugen (darunter gab es auch viele Polizisten) ist die Schlussfolgerung zu ziehen, dass das Militär und die Polizei der Menge der Plünderer gleichgültig und sogar wohlwollend gegenüberstanden.

„Man hatte den Statthalter Kotzebue und den Polizeimeister Prokopowitsch in verschiedenen Stadtteilen gesehen, nirgends jedoch hatte ihr Erscheinen ein positives Ergebnis im Sinne der Einstellung des Pogroms zur Folge. Keiner von den Polizeiaufsehern, mit Ausnahme des Pristaws des zweiten Stadtteils, hat den Plünderern Einhalt geboten. Die Gehilfen der Polizeiaufseher, die Revieraufseher und die Schutzleute haben den Vorgängen gleichgültig zugesehen und sich entschieden geweigert, die Geplünderten zu verteidigen. Ebenso hat auch Prokopowitsch gehandelt: als ihn zwei Personen, deren Eigentum geplündert wurde, ersuchten, ihnen auch nur einige Kosaken mitzugeben, antwortete er, das stände nicht in seiner Macht und sei Sache des Stadthauptmanns.

„Eine ganze Reihe von Aussagen sprechen dafür, dass die Polizei vollständig untätig war; es machte den Eindruck, als gäbe die Polizei ihre Zustimmung zu dem Pogrom. Auf die an zwei Pristawgehilfen gerichtete Frage eines Zeugen, weshalb sie untätig daständen, erfolgte die Antwort: „Dem Volke ist Freiheit bewilligt worden, wir können nichts machen.“ Ein Zeuge erzählte, dass er verschiedentlich den Plünderern die geraubten Sachen abgenommen hatte, dass aber ein Schutzmann, der in der Nähe stand, dieselben den Plünderern wieder zurückgab. Bei der Plünderung des Geschäftes von Goldstein waren die Plünderer zwei Stunden lang damit beschäftigt, den eisernen Schrank aufzubrechen. Die ganze Zeit standen zwei Kosaken und ein Schutzmann daneben. Es machte direkt den Eindruck, als wären die Plünderer von den Kosaken beschützt. Das Benehmen der Kosaken sah, ebenso wie das der Polizei, einer ruhigen Beobachtung des Pogroms und einer Nichtverhinderung der Tätigkeit der Plünderer ähnlich. Drei Kosaken, die auf Wache waren, sind späterhin geraubte Sachen abgenommen worden. Die Plünderer zertrümmerten die Geschäfte und warfen über die Köpfe der Kosaken, die mit dem Rücken gegen das Geschäft standen, hinweg die Waren auf die Strasse. Das Volk hob dieselben sofort vor den Augen der Kosaken auf und trug sie fort. Herr Kohan, der später unter dem Pogrom gelitten hat, bat eine Gruppe von Kosaken, sein Geschäft zu beschützen. Die Kosaken verlangten von ihm 10 Rubel und ritten sofort nach Empfang des Geldes im Galopp davon; das Geschäft wurde geplündert. Bisweilen hielten die Kosaken die Plünderer an, aber nach einer kurzen Durchsuchung liessen sie sie wieder gehen.

„Angesichts dieses Benehmens der Truppen und der Polizei während des Pogroms wurden die geraubten Sachen nach allen Stadtteilen, sogar nach Nachitschewan, das sechs Werst von Rostow entfernt liegt, fortgeschafft.

„Dabei sprechen jedoch die zahlreichen Zeugenaussagen dafür, dass der Pogrom gleich im Beginn hätte unterdrückt werden können. An einigen Stellen hatten sich die Juden in einem Geschäfte abgeschlossen, feuerten Revolverschüsse ab und hielten die Menge auf diese Weise lange Zeit in Schach. An anderer Stelle hatte es des

Befehls des Hauptmanns Januschkewitsch: „Waffen bereit halten!" genügt, um die Menge zu zerstreuen. Die Plünderer, die bereits in die Geschäfte eingedrungen waren, ergriffen bei dem blossen Rufe: „Die Kosaken!" die Flucht. Aber die Kosaken ritten vorbei, und die Plünderung wurde nach kurzer Unterbrechung wieder aufgenommen."

Der Pogrom machte auf die ganze Bevölkerung einen ungeheueren Eindruck. Sogar die berüchtigsten Antisemiten der Stadt beteuerten, allerdings nach dem Pogrom, sie wären von den blutigen Vorgängen erschüttert. Dies war jedoch erst nach den Krawallen. Während des Pogroms wurden die um Zuflucht Flehenden oft energisch zurückgewiesen.

Von den Armeniern wurde in Rostow den Juden keine Hilfe zuteil. Sie versicherten, vielleicht auch nicht mit Unrecht, sie hätten die Besorgnis gehegt, dass der Pogrom auch auf sie hinübergreifen könnte.

Das Endergebnis war, namentlich in materieller Hinsicht, ein erschreckendes. Fast die Hälfte der Judenheit von Rostow, gegen 1500 Familien mit ca. 6500 Seelen, waren aufs schlimmste ausgeraubt und ruiniert; gab es doch allein 550 demolierte Läden und Magazine, die noch zum Teil eingeäschert waren. Der Gesamtschaden wird auf die kolossale Summe von 6 000 000 Rubeln eingeschätzt. Den Brandstiftungen war auch eine Synagoge zum Opfer gefallen. Zwei Tote (darunter einen aus der Selbstwehr) und 40 Verwundete (darunter 15 aus der Selbstwehr) zählten die Rostower Juden ausser den vierzehn, die während der Demonstration umgekommen waren.

Briansk, Gouv. Oriol.

Gesamtbevölkerung (1897) 25 320, Juden 1480.

Auch in Briansk musste das Manifest des 17. Oktober einen starken Widerhall finden. Denn neben den Unterrichtsanstalten der Stadt — Gymnasium, Technische Schule — befindet sich in dem bei Briansk gelegenen Orte Bieschitza eine grosse Fabrik, die eine erhebliche Arbeiterbevölkerung beschäftigt. So hatten die Ideen der radikalen und sozialistischen Parteien hier noch vor der „Verfassungsära" unter den Arbeitern und den erwachsenen Zöglingen der Lehranstalten, namentlich den Technikern, Wurzel gefasst und um sich eine stattliche Anhängerschaft geschart, ohne des friedlichen Charakters verlustig zu gehen.

Nach Bekanntwerden des Manifests äusserte sich die Freude der freiheitlichen Elemente am 19. Oktober über das grosse Ereignis zunächst in sehr reservierten Formen, aber auch diese riefen unter den konservativen Elementen und bei den Polizeigrössen starken Aerger hervor. Insbesondere ward es den Juden verübelt, dass sie sich über die gewonnenen Freiheiten freuten, obwohl sie sich in Briansk ganz passiv verhielten. Zu einem Juden, der gleich anderen Bürgern anlässlich des Manifests eine Nationalflagge ausgehängt hatte, kam am 19. Oktober dreimal ein Schutzmann und forderte im Auftrage des Polizeimeisters Danski, die Flagge herunterzunehmen; widrigenfalls solle ihm diese „teuer zu stehen kommen".

Diese Sprache wurde bald verständlicher. Schon am 19. und

20. Oktober wurde auf den Strassen und in der Bevölkerung viel davon gesprochen, dass Judenmassacres stattfinden sollten, dass ein Pogrom ausbrechen würde. Als, dadurch beunruhigt, ein Jude zum Polizeimeister sich begab und ihm von den Gerüchten erzählte, hörte er ihm zwar aufmerksam zu, zuckte aber die Achseln und meinte, dass er nichts tun könne, dass die Juden an allem schuld seien, da sie an einer freiheitlichen Kundgebung teilgenommen hätten, dass er den Pogrom nicht zu verhindern vermöge und erst nach dessen Beginn sehen würde, was zu machen sei.

Am 20. Oktober kamen einige Spezialisten aus Orjol, um bei der Organisierung des Pogroms behilflich zu sein. In welcher Form diese Leute warben, erhellt aus einer von mehreren Personen erlebten Szene. Auf der Strasse gingen zwei Kerle, der eine, ein grosser, dem Aussehen nach sehr kräftiger Mann, wohl ein Müller, aus der Fremde, und neben ihm ein kleiner Mann, ein Einheimischer. Der Grosse sagte zu dem Kleinen: „Man muss sie, die Träger der roten Fahnen, niederhauen; ich habe ihrer gestern viele mit Steinen und Revolvern wie die Hunde totgeschlagen. Jetzt bin ich hergekommen, um hier dasselbe zu tun. Wozu brauchen wir diese Freiheit? Wir haben sie nicht nötig.“ „Wenn man aber dich niedermetzeln sollte?“ „Ich habe einen Revolver bei mir — da ist er.“

An demselben Tage kam um 4 Uhr abends zu dem durch Aushängung der Flagge in den Geruch revolutionärer Gesinnung geratenen Juden ein durch seine Trunksucht bekannter Maler Sachar und sagte: „Geben Sie mir 20 Kopeken, schliessen Sie Ihre Druckerei und gehen Sie fort.“ „Warum?“ „Nun, weil man gleich hierherkommen und Sie niedermetzeln wird.“ „Wer denn?“ „Nun, selbstredend die Menge.“ „Wofür will man mich denn niedermetzeln?“ „Man befiehlt uns dies, folglich ist es notwendig; den Grund müssen Sie schon selbst herausfinden.“ „Wer erteilt euch den Befehl?“ „Das werden Sie später erfahren.“ „Als — erzählt der Zeuge weiter — Sachar meine Druckerei verliess, schloss er sich zwei anderen Hooligans an. Einer von ihnen hinkte; denn er hatte sich mit seinem eigenen Messer, das in seinem Stiefel versteckt war, eine Wunde zugefügt, als er für Erpressung aus der Werkstatt des Schlossers Orlow herausgestossen wurde. Ein Schutzmann half diesem zerlumpten Burschen beim Gehen, nahm das Messer aus seinem Stiefel heraus und legte es dann wieder zurück.“

Wer aber erteilte diese Befehle an den Mob? Aus zahlreichen Bekundungen geht hervor, dass es wahrhafte Stützen der Briansker „Gesellschaft“, Männer von „Position“, waren, die sich in ihren heiligsten Gefühlen beleidigt und in ihren materiellsten Interessen äusserst gefährdet fühlten. Kaufleute, Handlungsgehilfen, Handwerker und andere Briansker Bürger, darunter auch solche in öffentlichen Stellungen (wie ein Stadtverordneter, ein Magistratsangestellter, ein Mitglied des Waisengerichts u. a.), hegten einen tiefen und grimmigen Hass gegen die vor ihren Augen sich vollziehenden Umwälzungen und die damit verbundenen Möglichkeiten und trachteten nach einer energischen Tat, bei der das Blut fliessen und ihre traditionellen Instinkte befriedigen sollte.

„Am 20. Oktober“ — erzählt ein Zeuge — „war ich im Geschäft von Grigoriew. Da sagte mir dessen Handlungsgehilfe Jwan Semionowitsch, dass es den Juden bald schlimm ergehen würde. ‚Ich werde der erste sein, der sie niedermetzeln geht. Ihr wollt Freiheit,

Gleichberechtigung, — nie werdet ihr sie haben, eher werdet ihr abgeschlachtet werden.‘“

Am 21. Oktober ging die Stimmung der Reaktionäre und Judenhasser in organisatorische Kraft über. An diesem Tage hatten Vagabunden auf dem Petrowskiberg eine Zusammenkunft, und Kaufleute spornten ihren Eifer durch Branntwein an. Ueber eine andere derartige Versammlung erfahren wir: „Freitag, den 21. Oktober, um 2 Uhr nachmittags, ging ich die Moskauerstrasse entlang, nach dem Markt zu. Vor dem Geschäft von Brillantow standen etwa vierzig Männer. Ich erkundigte mich nach dem Zwecke der Versammlung. Ein Mann antwortete mir, dass man morgen die Juden niedermetzeln würde. Ich fragte — weshalb. Matwei Iwanowitsch Bjelajew erwiderte mir, dass das Manifest zwar alle Freiheiten bewilligt habe, dass man aber nichtsdestoweniger das Leben wegen der Juden nicht aushalten könne.“

Der Pogrom war von den Arrangeuren für den 22. Oktober festgesetzt. Dieser Tag sollte ihnen eine passende Gelegenheit darbieten: eine grosse Strassendemonstration, mit der sich leicht anbändeln liesse. Nur durfte die Polizei nicht störend eingreifen, worüber allerdings die Organisatoren sich schon am Abend vorher Gewissheit verschafft hatten. In Gegenwart eines nicht gesinnungsgenössischen Zeugen war nämlich zum Stadtverordneten Awerianow am 21. Oktober der Schwager Sanin in den Laden getreten und sagte: „Es hat mich viel Mühe gekostet, aber dennoch habe ich es durchgesetzt, dass wir morgen mit dem Bild des Zaren durch die Strassen ziehen; die Kosaken und die Polizei sind auf unserer Seite.“ Patriotische Manifestation zunächst — Pogrom die Fortsetzung: diese Methode kannte auch in Briansk jedes Kind.

Die oberste Polizeispitze, der Polizeimeister Danski, der zwar erst wenige Tage zuvor sein Amt angetreten, der aber hier schon einige Jahre früher eine untergeordnete Polizeistellung eingenommen und von jener Zeit her unter den Juden des Orts zahlreiche Bekannte hatte, war wohl anfangs ein schwankendes Rohr, liess sich aber bald vom Strom der einflussreichen, reaktionären Persönlichkeiten treiben. Was könne er jetzt machen, meinte er einem hilfeflehenden Juden gegenüber, nachdem die Juden am 19. Oktober seine Warnung überhört hätten. „Ich hatte ein geheimes Papier aus Orjol bekommen mit der Beschreibung der dortigen Vorgänge; deshalb warnte ich euch, dass an der Demonstration vom 19. Oktober keine Juden teilnehmen sollen.“ Oben ist schon erwähnt worden, was dieser Mann unter Nichtteilnahme verstand: das Heraushängen einer Nationalflagge nach der Konstitutionsbotschaft war nach seiner Ansicht verpönt.

So trat denn der Polizeimeister nirgends der Wühlagitation entgegen, sondern verkehrte freundschaftlich mit den Pogromstiftern und sanktionierte stillschweigend ihr Treiben. Ein Bild von seiner anfangs behutsamen Pogromförderung gibt folgende Aussage eines Augenzeugen: „Am 22. Oktober, bevor das Meeting an dem Domplatze abgehalten wurde, sah ich Ecke Smolenski- und Moskauerstrasse etwa 30 Hooligans; es waren Vagabunden und Droschkenkutscher, Männer in Kitteln, grauen Jacken, neuen Pelzen darunter. Der Polizeimeister Danski sprach zu ihnen. Ich trat hinzu, um ihm zuzuhören. In meiner Anwesenheit sagte der Droschkenkutscher No. 35 zu Danski: „Sie verteilen Proklamationen, wollen keine Obrigkeit, keinen Monarchen haben; wie können wir aber, Euer Gnaden, ohne Obrigkeit auskommen?

Wir zerreissen diese Proklamationen.“ Danski antwortete: „Das ist gut, dass ihr diese Proklamationen missachtet.“ Der Droschkenkutscher: „Das genügt uns nicht, selbst wenn wir daran zugrunde gehen sollten, wollen wir die Juden und die Studenten in Stücke reissen.“ Danski lachte nur, erwiderte jedoch nichts. Ich ging fort, Danski blieb bei den Leuten.“

Von früh morgens an herrschte in der Stadt die grösste Aufregung. Der Kaufmann Komarjow traktierte in seinem Hofe die zusammengerufenen Hooligans, die später die Apotheke und die Häuser demolierten, ein anderer Kaufmann, Drakin, lehrte beizeiten die potentiellen Exzedenten, in welchen Häusern Juden wohnten, und alle Vorbereitungen waren im Gange, um dem Demonstrationszuge mit Gewalttätigkeiten entgegenzutreten, so dass noch lange vor dessen Ankunft an allen Ecken des Marktes Hooligans und Handlungsgehilfen standen, der kommenden Dinge gewärtig.

Ungefähr um die gleiche Zeit begannen aus Bieschitza Arbeitermassen heranzumarschieren, um anlässlich des Manifests ein Meeting abzuhalten und, wie ein Zeuge gehört hat, die Juden gegen einen eventuellen Pogrom zu verteidigen. Gegen Mittag sammelte sich schliesslich am Dome eine Menge von 4—500 Personen an, hauptsächlich Arbeiter, sodann Zöglinge der Lehranstalten; man sah indes auch ältere Männer verschiedener Stände sowie Beamte und selbst Offiziere. Die ganze Veranstaltung trug, wie verschiedenerseits behauptet, bezw. zugestanden wird, den Stempel grösster Friedfertigkeit. Wohl gab es vier rote und zwei schwarze Flaggen, aber die Aufschriften waren mehr oder minder harmloser Natur, höchstens Appelle, wie „Nieder mit der Reichsduma, es lebe die konstituierende Versammlung“, die der damaligen allgemeinen Proteststimmung gegen die Bulyginsche Karrikatur entsprachen, sie enthielten dagegen nichts für den Zaren Verletzendes. Auch die Reden waren keineswegs herausfordernder Art: ein Redner ventilierte die Vorteile des allgemeinen Wahlrechts, ein anderer wies darauf hin, dass noch nicht alles bewilligt und der Kampf noch fortzusetzen sei, da man sonst das bereits Erkämpfte einbüssen könnte usw.

Trotzdem war die schwarze Bande voller Wut. Nicht nur die organisierten, sondern auch die nichtorganisierten Freiheitsfeinde vermochten die Vorgänge nicht zu ertragen. Als die Demonstranten ein Lied gesungen hatten und in der Richtung zum Arsenal gingen, „versammelten sich bei der Kapelle, wie ein Zeuge berichtet, einige alte Männer; sie begannen die Vorgänge lebhaft zu besprechen und beschlossen, dass die Sache nicht so ohne weiteres enden könne, dass sie ans Werk gehen müssten und es „nicht dulden“ würden, dass die Autokratie beseitigt werde“. Während des Meetings bildeten sich in der Strasse an verschiedenen Stellen kleine Haufen Hooligans, in jeder Gruppe war ein besser gekleideter Mann zu sehen, und in den Scharen wurde lebhaft diskutiert. Ein älterer Mann, ein Magistratsangestellter, schwang einen Stock in der Luft und rief: „Wir werden euch lehren, wir werden euch Freiheit geben!“, während der Marktverwalter Kamenew die Hooligans schon vorher dadurch aufzumuntern versucht hatte, dass er ihnen erklärte, die Kaufleute seien auf ihrer Seite. Unterdes sorgten die Hauptvertreter patriotischen Geistes, wie Stadtverordneter Averianow, Mitglied des Waisengerichts Wojeikow, Herbergsbesitzer Pankratiewicz, Kaufmann Andronow, Kauf-

mannssohn Peiterew u. a. für die Herbeischaffung der nötigen Utensilien: an einer langen Stange wurde eine Nationalflagge angeheftet, aus dem Postamt das Zarenbild geholt, und unter dem Rufe: „Wer für den Zaren steht, der schliesse sich uns an", begannen etwa fünfzig Hooligans zu manifestieren, blieben dann unter Hurra vor dem Geschäft von Komarjow stehen und liessen sich von ihm und seinen Gehilfen mit Branntwein traktieren.

Die Demonstranten waren inzwischen, die Marseillaise singend, bis zum Arsenal gezogen und zurückgekehrt und beratschlagten noch, ob sie nach dem Platze sich begeben sollten. In diesem Moment kam gerade ein Mann vom Dom her auf die Menge gelaufen und rief: „Die schwarze Bande naht!" Jetzt war es entschieden. Obwohl bereits wesentlich zusammengeschmolzen, beschlossen doch die Demonstrantenscharen, den Hooligans entgegenzutreten, und versahen sich mit Stöcken, die sie zum Teil aus den Fahnenstangen schleunigst anfertigten. Sie waren keineswegs gesonnen, die „Patrioten" zu überfallen, sondern beschlossen, „vor dem Bilde ruhig die Mützen zu ziehen." Noch waren die beiden Parteien durch zahlreiches Militär getrennt; beim geringsten Willen der entscheidenden Mächte war jeder Zusammenstoss zu vermeiden, aber dieser Zusammenstoss war gerade fürs ganze Arrangement unentbehrlich. Da liessen denn die Kosaken mehrere mit Stangen ausgestattete Hooligans durch. Leidenschaftlich stürzten sie sich auf die einzige, noch übriggebliebene Demonstrationsflagge und rissen sie herunter, während die anderen Hooligans, durch neuhinzugekommene noch vermehrt, ihnen rasch nachfolgten. Ein Teil der Demonstranten floh, der Rest gab einige Schüsse auf die Hooligans ab und jagte sie in die Flucht. Sofort stellten sich schräg über die Strasse Kosaken mit Gewehren auf, feuerten mehrmals und verwundeten einen Zögling des Technikums und zwei Arbeiter. Die Demonstranten gaben darauf viele Schüsse ab, ein Teil der Kosaken wich zurück, während andere weiter schossen. Indes wäre der ganze Zwischenfall erledigt, wenn der Polizeimeister sich nicht verpflichtet gefühlt hätte, in das „Schlachtengetümmel" einzugreifen, und der Soldaten selbst sich nicht eine besondere Erregung bemächtigt hätte. Gerade kurz vor dem Zusammenstoss hatte auf den Polizeimeister eine Stütze der Briansker Gesellschaft, der Badehausbesitzer Afanassii Dmietriew, eingeredet, dass „diese Republikaner niedergeschossen werden müssen", und so nahm er die sich ihm bald bietende Gelegenheit wahr. Bleich und erschrocken kam er an einen der Kompagnieleiter heran und bat ihn, wie dieser selbst erzählt, auf die Demonstranten zu schiessen. Als der Offizier sich dessen entschieden weigerte, ersuchte er ihn, wenigstens einige Schüsse in die Luft abgeben zu lassen. Dem gab der Offizier, wie er sagt, um die Aufregung der Soldaten abzulenken, schliesslich nach, und Salve auf Salve krachte, ohne dass die Soldaten sobald zu bändigen waren. Jetzt stürzten auch die Kosaken in Galopp auf die Demonstranten und begannen sie mit ihren Knuten fürchterlich zu schlagen. Namentlich an der Ljamin-Einfahrt gab es ein starkes Gemetzel: zwei Demonstranten wurden getötet, eine sehr grosse Anzahl verwundet. Besonders grausam gingen die Kosaken vor; einem Techniker spalteten sie mit der Knute den Kopf, viele andere verhieben sie fürchterlich und kümmerten sich nicht mehr, ob es Demonstranten oder neugierige Zuschauer waren. Es war schon eine richtige Treibjagd, an

der sich die Hooligans wie die Soldaten beteiligten; diese wie jene schossen Flüchtigen nach und achteten des jugendlichen Alters mancher Zöglinge nicht, ja sie traten sie mit Füssen. Die Patrioten konnten jetzt Rache üben. Die Stadtverordneten Averianow und Wojeikow reizten die Soldaten zur Misshandlung der Demonstranten auf, zeigten ihnen die Arbeiter und Zöglinge der Lehranstalten und riefen: „Greift sie und metzelt sie nieder!" Ein Handlungsgehilfe Tjurin schlägt einen Techniker, und die Kaufleute Fedorow und Dobischin schiessen auf die Demonstranten, wobei letzterer nebst seinen Handlungsgehilfen schreit: „Da sind Demonstranten, haut sie tot!" (mit mir — sagt der Betroffene — waren mein kleiner Bruder, zwei Gymnastinnen und zwei Zöglinge des Technikums) usw.

Nachdem durch diese Heldentaten die Strassen von Demonstranten gesäubert waren, begann ein Judenpogrom. Die Juden hatten sich zwar im grossen und ganzen an der Demonstration nicht beteiligt, aber diese Enthaltsamkeit nutzte ihnen nichts. Der Polizeimeister fühlte sich nunmehr als Herr der Stadt und tat sein Möglichstes, um die Exzedenten nicht zu stören. Zunächst demolierten diese eine Apotheke. „Aus der Apotheke — berichtet ein Augenzeuge — sprang durchs Fenster ein grosser Plünderer auf die Strasse, lief mit einem anderen Burschen an den Polizeimeister heran und fragte ihn mit lauter Stimme: „Herr, befehlt Ihr uns die Plünderung zu vollenden?" Danski antwortete: „Ja", worauf die Zerstörung fortgesetzt wurde." Nicht mit Unrecht rief nach diesem Akt ein zerlumpter Bursche: „Der Polizeimeister hat erlaubt, die Juden zu plündern und zu morden." Die Menge demolierte eine Reihe jüdischer Wohnungen, Geschäfte und Werkstätten, während sie sich in anderen mit Einbrechen von Scheiben und Fensterrahmen begnügen musste. Denn der Polizeimeister rief den willigen Plünderern, die ihn nach der ersten Attacke mit Hurrarufen begrüsst hatten, hie und da zu: „Nun genug, geht weiter!" Als sie mit der Demolierung eines Mützengeschäfts begonnen hatten, trat er an sie heran: „Lasst das, geht zur Synagoge." In der Synagoge selbst zerschlugen sie alles, zerfetzten die heiligen Bücher, warfen die zerrissenen Thorarollen in den Schmutz, erhoben grossen Lärm und krönten ihr Werk durch Schofarblasen. Ein Mann, der vorüberging, erzählt über den Schlussrefrain: „In der Synagoge selbst und draussen waren viele Burschen und Frauen, die die letzten Fensterscheiben auch noch einschlugen und die Ueberbleibsel vernichteten. Darauf kamen Kosaken und sagten: „Nun, Leute, ist genug, es ist ja auch nichts mehr da zum Zerschlagen." Dann fragten die Kosaken — es waren ihrer fünf —, welche Geschäfte noch zerstört werden sollten" . . . An Belehrung fehlte es den Exzedenten überhaupt nicht. Revieraufseher und Schutzleute gewährten ihnen gern ihre Dienste. Der Revieraufseher Danilow meinte einmal: „Nun, Leute, wir haben bei S. zu Mittag gegessen, gehen wir jetzt zu R. Tee trinken."

Nicht gross war der materielle Schaden der Briansker Juden, aber die offizielle Judenheit konnte gar nicht verstehen, warum ihr dieser Schlag versetzt worden sei. Charakteristisch ist eine Unterhaltung, die bald nach dem Pogrom stattfand: „Mit noch anderen Delegierten der jüdischen Gemeinde richtete ich an den Vizegouverneur Bernhardt eine Bitte um Hilfe. „Gegen wen soll ich euch verteidigen?" „Gegen die Hooligans." Der Delegierte S. bittet unter Tränen um Hilfe. Der Vizegouverneur antwortete: „Ja, was kann ich denn tun? Es

wurde eine Demonstration veranstaltet, die eine Gegendemonstration hervorrief. Wenn erstere abgeschafft werden, werden auch die zweiten ausbleiben. Dies ist nun mal nicht anders. Wenn an der Demonstration nur Russen teilgenommen haben sollen — weshalb hat denn das Volk keine Russen geschlagen?[1]) Weil aus Zeitungen hervorgeht, dass die Juden die Leiter der Freiheitsbewegung sind. Deshalb hat man sie niedergemetzelt." Der Mann wusste gar nicht, welche Ehre er den Juden antat. . . .

Jaroslawl

Gesamtbevölkerung (1897) 71 616, Juden 1020.

Jaroslawl, eine der bedeutendsten Städte Zentralrusslands, besitzt eine reiche historische Tradition von neun Jahrhunderten und spiegelt wegen seiner fast ausschliesslich kernrussischen Bevölkerung möglichst rein das Leben, die inneren Kämpfe und Hoffnungen des russischen Volkes wieder. Unter den ca. 80 000 Einwohnern, die diese Stadt jetzt zählt, gibt es neben sehr geringfügigen Gruppen von Polen, Tataren und Deutschen gegen 2000 jüdische Seelen. Die Juden nehmen hier keine gesellschaftliche Stellung ein, spielen jedoch eine gewisse Rolle als Handwerker und Geschäftsleute, wodurch sie den Neid und Hass der kleinen russischen Kaufleute erregen. Diese sowie die beim Ausladen der Lastschiffe beschäftigten Lohnarbeiter, die sogenannten „Simogory", bilden das der Regierung gefügige und von ihr begünstigte reaktionäre Element. Dementsprechend sind die gebildeten Klassen und die Liberalen beim Pöbel unbeliebt.

Den wesentlichsten Bestandteil der Kulturträger bilden hier die Studenten der Hochschule für Jurisprudenz, des sogenannten Demidow-Lyzeums, während dessen Professorenkollegium in bezug auf Freiheitsbestrebungen nicht so einheitlich ist, sondern neben eifrigen Anhängern gründlicher Staatsreformen zugleich eine Reihe von Reaktionären aufweist. Von den politischen Parteien vermochten es in Jaroslawl schon frühzeitig die Ultrareaktionären (Verband der „echten Russen") und die Konservativen (Verband des 17. Oktober) festen Fuss zu fassen. Dass ihre Macht allerdings weit überschätzt wurde, bewiesen die Dumawahlen, bei denen die Parteien der K.-D. und Sozialisten zur Geltung kamen. Organisierte sozialistische Arbeiter gibt es immerhin trotz der grossen Arbeitermassen, die nach vielen Tausenden zählen, nicht viel; so soll es im Winter 1905/1906 nur ca. 500 Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre unter den Arbeitern von Jaroslawl gegeben haben.

Die städtische Verwaltung war eine gemässigt liberale und den Juden gegenüber im allgemeinen tolerant, dagegen machten die administrativen Behörden aus ihrem Judenhass nie ein Hehl. Auch sonst war Jaroslawl günstiger Boden für Judenpogroms, da das gemeine Volk von einem tiefen, von der Polizei unaufhörlich geschürten Hass gegen die Intelligenz und gegen die Juden beseelt war.

Bereits nach den Unruhen von Nischni-Nowgorod, die im Sommer 1905 stattgefunden hatten, wurde in Jaroslawl das Gerücht laut, jetzt

---

[1]) Für Briansk stimmt es nicht. Die Toten und Verwundeten waren Russen. Der Ausspruch trifft nur den Pogrom des Eigentums.

werde es auch hier gegen die Juden losgehen. Man legte aber im allgemeinen keinerlei Gewicht auf diese Gerüchte. Die Stimmung war bis zu den Oktobertagen eine ziemlich ruhige. Am 18. Oktober fanden in Jaroslawl nach dem Beispiel der übrigen Städte mächtige Volksversammlungen statt, in denen die Studenten des Lyzeums eine Hauptrolle spielten. Auch einige gebildete Juden traten als Redner auf. Dieser Umstand gab der Polizei den Anlass, unter dem russischen Plebs das Gerücht zu verbreiten, die Juden revoltieren gegen den Zaren und gegen die orthodoxe Kirche. Schon am selben Tage wurde von der Administration, an deren Spitze der Gouverneur Rogowitsch stand, eine Gegenmanifestation mit Kirchenfahnen und Zarenporträt veranstaltet. Nach dem Kreuzgang hielt der Archiereus der Stadt auf dem Marktplatz eine Rede, in der er das Volk gegen die „Studenten, Intellektuellen und Juden“, die die Hauptanführer der „Meuterei“ gegen den Zaren wären, aufhetzte.

Am nächsten Tag, am 19., veranstaltete die Behörde wiederum eine patriotische Manifestation. Etwa 40 bis 50 Hooligans, lauter zerlumpte, verkommene Gestalten, mit einer weissen Fahne und dem Kaiserbild, bewaffnet mit Aexten, Stemmeisen, Hämmern, Steinen usw., begaben sich vor die Gouverneurswohnung, wo sie vom Gouverneur begrüsst und für ihre Treue zum Kaiser und Reich belobt wurden. In ihrem Gefolge befanden sich Schutzleute in und ohne Uniform. Der Haufen schwoll auf dem Wege auf 600 Mann an. Darauf begann eine Schlägerei mit den Studenten. Unaufhörlich hörte man Rufe: „Schlagt die Juden!“ Als man einige Hooligans fragte, was sie eigentlich gegen die Juden hätten, antworteten sie: „Der Gouverneur hat jetzt die Freiheit gegeben, zu tun, was beliebt. Willst du schlagen, kannst du schlagen, willst du plündern, so plündere, keiner wird dirs verwehren, denn jetzt ist Freiheit.“ So hatte der Gouverneur den Hooligans den Sinn des Zarenmanifestes ausgelegt.

Bis sechs Uhr wütete der Pöbel gegen die Studenten und misshandelte mehrere vor den Augen des Gouverneurs und der Polizeibeamten. Um sechs Uhr begann nun die ernstere Arbeit. Die Hooligans konzentrierten sich auf der „Grossen Linie“, der Handelsstrasse der Stadt, und machten sich an die Ausraubung der jüdischen Läden. Unter anderem wurden auch die Läden Libkens, eines Christen, ausgeplündert. Die Schuld Libkens bestand darin, dass er auf einem Meeting eine Rede gehalten hatte. Die Polizei zeigte den Hooligans den Weg und gab ihnen die zu plündernden Läden und Häuser an. Die Kosaken standen abseits und schauten verständnisvoll und billigend zu. Nachdem die Läden und Geschäfte ausgeplündert waren, wurde eine Soldaten- und Schutzmannspatrouille zur Bewachung geschickt. Auf der Strasse lagen Esswaren, Uhren, Kostbarkeiten, die von den Soldaten und Schutzleuten eingesteckt wurden. Die geplünderten Sachen wanderten noch in derselben Nacht in die Schenken und öffentlichen Häuser, wo die Hooligans alles vertranken. Man hörte in diesen Lokalen die ganze Nacht hindurch die patriotischen Rufe: „Hurra, wir haben unser Väterchen wacker geschützt!“

Am 20. Oktober wiederholte sich der Pogrom. Ein Teil der Arbeiter von der „Phoenix“-Fabrik wurde von der Polizei und von manchen russischen Kaufleuten mit Geld und Branntwein überredet, einen neuen Pogrom zu veranstalten. Die besoffene Bande, mit dem Kaiserbilde voran, begab sich unter Absingung patriotischer Hymnen zum

Gouverneur. Dieser kam ihnen entgegen, hielt eine Rede, in der er sie ermahnte, auf der Hut zu sein, alle „gefährlichen“ Menschen beiseite zu schaffen und mit ihrem Lohne zufrieden zu sein, so wie er, der Gouverneur, mit dem seinigen zufrieden sei. Daraufhin lud er zu sich in das Kabinett zehn Hooligans ein und pflog mit ihnen eine lange Unterredung. Die Hooligans gingen dann auch unverzüglich an die Arbeit. Sie machten einen Rundgang durch die Gassen, kehrten dann wieder auf die von vielen Juden bewohnte Roschdestwenskaja-Strasse zurück und demolierten die ihnen von der Polizei angegebenen jüdischen Wohnungen. Die Arbeit dauerte einige Stunden. Die Plündererzahl betrug ca. tausend. Die Polizei liess alles geschehen und diente den Hooligans als Wegweiserin und Schutz. Gegen Abend nahm der Mob die Arbeit wieder auf. Verschiedene jüdische Wohnungen und Geschäfte wurden nach altbewährtem Muster demoliert, ebenso die Zigarettenfabrik „Chadschi-Oglu“. Die Dreistigkeit der Polizei ging so weit, dass die Schutzleute mit ihren Säbeln die Zigarrenkasten zerschlugen, um plündern zu können. Von der Fabrik stürzte sich der Mob zur Synagoge, demolierte, zerriss und entweihte die Thorarollen. Im Zerstörungseifer plünderten sie auch die Wohnung eines Russen, des Semstwo-Beamten Schtscharapow. Der Pogrom hörte erst in später Nachtstunde auf. Die Hooligans vom Schwarzen Hundert drohten jedoch mit einer noch schrecklicheren Fortsetzung des Pogroms. „Wir werden alle niedermetzeln! Sollen die Juden und die Sozialisten wissen, wie wir unser Väterchen, den Zaren, lieben!“ Schon um acht Uhr früh des nächsten Tages begann der Mob sein Zerstörungswerk. Zuerst wurde ein Studentenheim zerstört, dann stürzten sich die Plünderer auf den Marktplatz, demolierten und beraubten die jüdischen Läden. Von dort begaben sie sich wiederum zum Hause von Libken, das sie noch nicht ganz ausgeplündert hatten. Aber dort trafen sie auf Patrouillen, die Wache standen.

Obwohl die Soldaten Befehl erhielten, die Hooligans nicht zu hindern, konnten sie doch nicht immer ruhig zusehen und trieben die Meute von vielen Stellen fort. Diese Einzelfälle waren indes für den Verlauf des offiziell geschützten Pogroms bedeutungslos. Drei Tage währten die Krawalle, ohne von den Behörden hinangehalten zu werden. Erst durch die energische Einmischung der organisierten Eisenbahnarbeiter nahm das ruchlose Treiben nun doch ein Ende. Empört über die Verwandlung des Freiheitsfestes in eine Metzelei, zitierten diese Arbeiter den Gouverneur nach der Station, wiesen auf seine Untätigkeit hin und forderten von ihm reale Vorkehrungen zur Einstellung des Pogroms, widrigenfalls sie sofort in den Ausstand treten würden. Die Drohung wirkte, der Gouverneur erliess einen entsprechenden Aufruf, und der Pogrom hörte sofort auf. Da die ganze Stadt das Verhalten der Administration gegenüber den Exzessen kannte und da andererseits die gebildeten Juden in Jaroslawl sehr spärlich und einflusslos sind, so wurde seitens der Bevölkerung nicht einmal der Versuch gewagt, auf den Gouverneur einzuwirken. Ebensowenig konnte hier von einer jüdischen Selbstwehr die Rede sein. Am 22. Oktober fand eine Sitzung des Professorenkollegiums des Demidowlyzeums statt, worauf ein Telegramm an Witte abgeschickt wurde, mit der Bitte, den Pogrom unterdrücken zu lassen und den Gouverneur Rogowitsch als den Schuldigen zu entsetzen. Auch die Stadtduma begann ihrerseits einige Aktivität an den Tag zu legen; sie beschloss die Errichtung einer Bürgermiliz, die jedoch zu spät kam und die Bürger keineswegs

zu beruhigen vermochte, da eine Anzahl der gestrigen Exzedenten sich ebenfalls in die Miliz einschrieb. Die Verluste waren verhältnismässig beträchtlich.

Direkten Schaden erlitten 70 jüdische Familien in Höhe von etwa 50 000 Rubeln, während indirekt sämtliche Juden getroffen wurden, da die Geschäfte nach dem Exzess ins Wanken gerieten. Es kamen darum in der Folge einige Bankerottfälle vor. Die durch den Pogrom geschaffene Lage war sehr prekär, da sie dem Verband der „echten Russen" die Gelegenheit gab, sich zu organisieren und seine Macht zu entfalten. Die Stellung der russischen sogenannten „Gesellschaft" zu den Juden während des Pogroms war nach Ansicht vieler Betroffener nicht besonders freundschaftlich, da die russischen Gebildeten um ihre eigene Sicherheit besorgt waren. Es gab daneben vereinzelte Privatversuche von Russen, den Exzedenten entgegenzutreten, wie die Beschützung zweier Läden durch einen Kaufmann J. Die Asylsuchenden wurden von Nichtjuden — namentlich von den Leuten aus den armen Klassen und dem Mittelstande —, wenn auch ungern, aufgenommen. Von Einzelheiten sei noch folgendes erwähnt. Neben der Herzlosigkeit einer Generalsfamilie gegen die Schutz suchende Familie eines befreundeten jüdischen Militärarztes sei andererseits das Verhalten der organisierten Eisenbahnarbeiter zu vermerken, die 20 jüdische Familien in Eisenbahnwagen beschützten.

Nach dem Pogrom wurde ein jüdisches Hilfskomitee gegründet, das ungefähr 4030 Rubel sammelte und unter die Geschädigten verteilte. Darunter waren 1300 Rubel Spende der Stadtverwaltung und 1000 eine solche von der Semstwoverwaltung des Gouvernements Jaroslawl.

Jegorjewsk, Gouv. Rjasan.

Gesamtbevölkerung (1897) 19 237, Juden 207.

Als kontrerevolutionäre Bewegung gedacht, gestaltete sich der Exzess von Jegorjewsk in seinem weiteren Verlauf zu einem vorwiegend jüdischen Pogrom und verdient deshalb ein gewisses Interesse. Zwar spielt hier die jüdische Bevölkerung sowohl ihrer geringen Zahl als ihrer bescheidenen ökonomischen Stellung wegen eine ganz untergeordnete Rolle im Leben der Stadt, und abgesehen von vereinzelten jüdischen Jünglingen, die den radikalen Parteien angehörten, und einer beschränkten Anzahl von Zionisten, stand hier die Mehrheit dem politischen Treiben fern; allein der geringste Vorwand genügte ja, um den „Volkszorn" von den verhassten Demokraten auf die noch verhassteren Juden zu lenken. Freilich war hier auch das Sündenregister der Demokraten mehr imaginärer Natur: die Erfolge der sozialistischen Propaganda waren hier noch sehr unbedeutend, und unter den vielen Tausenden der in Jegorjeswk beschäftigten auswärtigen Arbeiter konnte man kaum einige hundert organisierte zählen; fügt man zu diesen eine kleine Anzahl „Intellektueller", einige Gymnasiasten und höchstens noch die liberalen Semstwomänner aus der Umgegend und wenige Vertreter der liberalen Berufe in der Stadt selbst hinzu, so ist das demokratische Heer erschöpft; dagegen herrschte in der Kaufmannschaft der echtrussische Geist, und wenn das schlaffe, politische Leben in der Stadt selbst noch im Winter 1905/6 keinen genügenden Anstoss zur Organisierung

der konservativen Elemente gegeben hatte, so gehörten ihnen jedenfalls die Sympathien der grossen Mehrheit der Bevölkerung, und das schmutzige Moskauer reaktionäre Blatt „Wjetsche“ und die Publikationen des „Verbandes des russischen Volkes“ hatten hier einen ausgedehnten Kreis von Verehrern und Lesern.

In einem solchen Milieu konnte es natürlich weder an der nötigen organisatorischen Kraft oder an Anführern noch an einer willigen Menge zur Inszenierung eines Exzesses fehlen; und der nähere Anlass? Nun, den näheren Anlass sollte, wie üblich, eine Freiheitskundgebung der Demokarten abgeben. Denn so indifferent die Bevölkerung von Jegorjewsk sonst auch war, nach Empfang des Manifestes vom 17. Oktober gaben auch hier beträchtliche Kreise ihrer Freude über die verkündeten Freiheiten Ausdruck: sie zogen in Menge durch die Strassen und sangen Lieder. Am 18. Oktober fand nach einer Demonstration mit der roten Flagge eine Sitzung des Magistrats satt; es wurde in derselben beschlossen, an den Zaren ein Telegramm zu schicken und für das Manifest zu danken. In der Sitzung wies ein Stadtrat Abramow auf die Notwendigkeit hin, die Demonstrationen mit roten Flaggen zu verbieten, da diese zu Zusammenstössen mit dem Teile der Bevölkerung, der an den roten Flaggen Anstoss nähme, führen können. Darauf wurde ihm erwidert, dass jetzt, nach Verkündung der Freiheiten, beliebige Flaggen in der Strasse herumgetragen werden dürfen, aber es scheint, dass Abramow mit der Psychologie der dortigen Bürgerschaft näher vertraut gewesen ist, denn diese war in der Tat aufgebracht und sann nach Mitteln, mit den Demonstranten abzurechnen. Am 21. sagte der Getreidehändler Woronin im Wirtshaus einem Zeugen, er beabsichtige mit noch andern Personen am Sonntag, den 23. Oktober, mit einer Flagge und dem Bilde des Zaren durch die Strassen zu ziehen; drei Männer, die Lastträger und Fuhrleute beschäftigen, hätten ihm zu diesem Zwecke seine Leute zur Verfügung gestellt. „Aus der Unterhaltung mit Woronin wurde mir klar,“ erzählte der Zeuge, „dass diese Prozession einzig nur die Veranstaltung von Massacres von Studenten und Juden im Auge habe,“ da es ja bekannt war, dass zum 23. eine Demonstration mit roten Flaggen bevorstand. Und in der Tat machte die Kaufmannschaft für Massacres unter der Schuljugend Propaganda. Als dann am 23. Oktober morgens ein Zug aus etwa 200 Arbeitern und Zöglingen der Lehranstalten mit roten Flaggen durch die Stadt marschierte, begannen die Kaufleute ihre Läden zu schliessen, und sofort bildete sich eine Menge, die Nationalflaggen trug. Die patriotische Manifestation, die aus etwa 400 mit Stangen, Brecheisen, Gewichten, Steinen bewaffneten Leuten bestand, überfiel die nichts ahnenden Demonstranten, versetzte sie in die Flucht, verfolgte und verwundete viele. Dieses Handgemenge war das Signal zum eigentlichen Pogrom. Man stürzte sich auf das Haus von Tupitzin, vor dem der Zusammenstoss stattgefunden. Den weiteren Verlauf der Vorgänge schildern Augenzeugen folgendermassen: „Es war gegen 2 Uhr nachmittags, als ich an die Ecke Chmelnaja und Ogorodnaja gelangte, wo die Zerstörung der beiden Häuser von Tupitzin in vollem Gange war. Die Menge der Hooligans bestand aus etwa 200 Personen, unter denen ich den Polizeiaufseher Wakulski und Poliwanow bemerkte, die etwa fünf bis sechs Schritte entfernt standen und keinerlei Massregeln zur Einstellung des Pogroms trafen. Etwas weiter neben dem Zaune standen Soldaten mit Gewehren; sie boten dem Pogrom ebenfalls in keiner Weise Einhalt. 10—15 Personen

lösten sich von der Menge, näherten sich dem gegenüberliegenden Hause von Sch. und begannen dort die Scheiben einzuschlagen und die Türen in der Wohnung des Juden Gurewitsch einzubrechen. Aus dem Hause kam in Militäruniform der Landhauptmann Solowjow, der in demselben Hause wohnte; er wollte der Menge entgegentreten, wurde jedoch fortgestossen, und die Zerstörung der Wohnung von Gurewitsch begann. Ich sah den Isprawnik kommen, kurze Zeit der Plünderung zusehen und, ohne den Truppen, die die ganze Strasse füllten, den Befehl zur Einstellung des Exzesses zu erteilen, sich wieder entfernen. Nach etwa 15 Minuten kehrte der Isprawnik zurück. Die Hooligans empfingen ihn mit Hurrarufen und hoben ihn hoch. Während der Zerströung des Hauses des Semstwomitgliedes Daschkow trat ein Polizeibeamter an die Menge heran und sagte, dass in der Wohnung des Geistlichen Sergei Studenten versteckt seien; diese Bemerkung reizte das Volk nur noch mehr auf, und die Menge stürzte nach der Wohnung des Geistlichen. Die Menge war gross."

„Bald danach sah ich," bekundet ein anderer Zeuge, „wie man in dieser Menge Stangen zu schwingen begann und sie von verschiedenen Seiten auf eine und dieselbe Stelle niederfallen liess; darauf hörte das Schwingen der Stangen auf; ich drängte mich zu dem Platze durch und sah zwei verstümmelte, halbnackte, mit Schmutz und Federn bedeckte Leichen mit bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellten Gesichtern liegen. Dies waren der junge Tupitzin und der Gymnasiast Ostrovsky. Während des Schwingens der Stangen standen der Isprawnik, der „Stanowoi" Stepanow und ein Offizier in roter Mütze nicht weiter als 10 Schritte entfernt (die ganze Gasse ist etwa 30 Schritte lang)."

Als aber der Ruf ertönte, man solle ja an den Hausbesitzer Tupitzin selbst herantreten, sagte einer der Anführer: „Nein, lassen wir ihn, er ist nicht mit den Studenten, er hat sich ihnen nicht angeschlossen." Die Menge gehorchte, und er blieb unbehelligt. Es scheinen schon vorher Massregeln von massgebender Seite getroffen zu sein, damit die Anführer mit voller Sicherheit vorgehen konnten. Als ein Nachbar Tupitzins den Isprawnik bat, ihm eine Schutzwache zu gewähren, da laut Gerücht am 24. die Plünderung der Wohnung Tupitzins bevorstehe, antwortete der Isprawnik: „Fürchten Sie nichts, Andrei Tupitzin steht nicht in der Liste der Personen, die geplündert werden sollen." Er fragte ihn, zu welcher Partei er gehöre. Und den Tupitzin selbst, der mit demselben Anliegen zu ihm kam, beruhigte der Isprawnik mit der Versicherung, dass er im Register der zu Plündernden nicht verzeichnet sei; er stellte ihn einem anwesenden Offizier vor mit den Worten: „Das ist ein Monarchist" und beorderte zu ihm für alle Fälle eine Patrouille von sieben Personen. Auch einem weiteren Geschädigten sagte der Isprawnik in Anwesenheit des Staatsanwalts, dass er bisher „nie in Verdacht gewesen" wäre und unschuldig gelitten hätte. Fehler vermochten auch die Exzedenten nicht zu vermeiden, aber im allgemeinen war man gut informiert. „Ich hätte ja nichts zu befürchten," sagt der christliche Zeuge N., „aber in meinem Hause wohnte der Jude S., und der Pogrom hat sich doch hauptsächlich gegen Juden gewendet." Und ein jüdischer Uhrenhändler erzählt, dass bei ihm schon tags zuvor der 13 jährige Sobakin, Sohn eines Kaufmanns, erschienen wäre und ihn gewarnt hätte, dass man am nächsten Tage die Juden niedermetzeln und plündern würde; er habe jedoch

seinen Worten keinen Glauben geschenkt[1]). Am 23. wurde ein Uhrengeschäft im Werte von 2000 Rubeln innerhalb zehn Minuten geplündert. „Als ich in meine Wohnung trat," berichtet der Geplünderte, „sah ich zwei bis drei Soldaten, die herumliegende Sachen auflasen. Bald darauf kam der Isprawnik, und ich warf ihm unter Tränen vor, dass mein Geschäft geplündert sei, trotzdem in der Stadt an 400 Soldaten anwesend wären, und er nichts getan habe, um mir zu helfen. Der Isprawnik gab mir nichts zur Antwort und ging fort".

Das Nähmaschinengeschäft Singer verfiel der Plünderung nur aus dem Grunde, weil in diesem Geschäfte eine jüdische Kontoristin angestellt war, die der Polizeiaufseher Wakulski, einer der Hauptleiter des Pogroms, für politisch unzuverlässig hielt, so dass er bereits vor dem Pogrom den Inhaber des Geschäfts aufgefordert hatte, das Fräulein zu entlassen. Der Jude K. geriet in die Liste der dem Pogrom Geweihten, um seine an den Magistrat gerichtete Bitte, ihm ein Grundstück zur Errichtung eines Landhauses zu verpachten, zu büssen. Nicht selten wurde ein ganzes Haus der Zerstörung preisgegeben, wenn es zwar Christen gehörte, aber von Juden bewohnt wurde. So fand ein christlicher Zeuge, als er abends heimkehrte, sein Haus in folgendem Zustande: „Alle 13 unteren Fensterrahmen waren zerschlagen; oben waren drei Rahmen gänzlich zerbrochen und in den übrigen die Scheiben eingeschlagen (der erste und der zweite Stock meines Hauses waren von einem Juden bewohnt); ferner wurden auch noch die Fensterbretter, Oefen und Küchenherde demoliert, so dass das ganze Haus von oben bis unten der Reparatur bedarf." So wurde in den Wohnungen gehaust, die an Juden vermietet waren. Denn es war bereits das Stadium des jüdischen Pogroms.

Die Haltung der Behörden, durch das Vorangehende gekennzeichnet, wird durch die Aussage eines Soldaten, die wir hier folgen lassen, noch in ein grelleres Licht gerückt:

„Am Tage des Pogroms, den 23. Oktober, um 2 Uhr nachmittags kamen Soldaten zu uns in die Kasernen und sagten, dass es in der Stadt Unruhen gebe. Da sprangen unsere 300 Mann aus den Kasernen heraus und stellten sich, mit Gewehren und Patronen versehen, auf, in der Voraussetzung, dass bald die Obrigkeit erscheinen werde, um uns zur Unterdrückung von Unruhen nach der Stadt zu führen. Die Feldwebel stellten uns in der Front auf. Bis zu diesem Augenblicke hielten wir uns seit dem 17. Oktober jeden Tag bereit, da man Unruhen befürchtete. Bald kam die Obrigkeit an und befahl uns, die Gewehre stehen zu lassen und in die Kasernen zu gehen. Dort blieben wir über eine Stunde sitzen. Dann erst kam die Obrigkeit wieder und führte eine halbe Kompagnie nach der Stadt. Als wir in den Kasernen sassen, sahen wir durchs Fenster, wie das naheliegende Haus von Daschkow (etwa 40 Meter von uns entfernt) geplündert wurde; wir konnten jedoch gegen die Plünderer nicht einschreiten, da uns keine Instruktionen erteilt waren. Als man uns aus den Kasernen herausführte und nach dem Hause von Daschkow dirigierte, war dasselbe bereits fast vollständig geplündert. Man erteilte uns den Befehl, die Hooligans auseinanderzujagen, was für uns ein Leichtes war. Der Kapitän Afanassiew und der Polizeiaufseher Wakulski zogen

[1]) Leutnant Fedorow vom 22. Reserve-Bataillon erzählte im Militärklub, dass am 23. die Zerstörung von vielen Häusern stattfinden solle.

mit uns durch die Strassen. An uns wurden geraubte Sachen vorbeigetragen, jedoch niemand hielt die Plünderer an. Der Kompagniechef beredete die Hooligans, angesichts der späten Stunde die Plünderung einzustellen.“ — „Natürlich war es möglich, die Häuser und Geschäfte zu retten,“ sagte auch der Schutzmann S., „aber es war uns streng verboten, einzuschreiten und die Ueberfallenen zu verteidigen.“

Da auf diese Weise von den lokalen Behörden keine Hilfe zu erwarten war, telegraphierte man an den Gouverneur von Rjasan, bekam seine Antwort jedoch erst dann, als die Veranstalter des Pogroms, darunter viele angesehene Kaufleute und Stadtverordnete, nach vollendeter Tat den Sieg feierten. Man sandte ein Huldigungstelegramm an den Zaren mit der frohen Kunde, dass seine Feinde vernichtet seien. Es war zu merken, dass die Herren den Pogrom als ein Werk betrachteten, das unbedingt vollbracht werden musste. Als der Protoiereus Swetla nach dem Pogrom in seiner Predigt die vollbrachten Schandtaten missbilligend berührte, meinten die „Andächtigen“, er sei wohl „von Sinnen“. Sie waren im Gegenteil mit dem Vollbrachten noch bei weitem nicht befriedigt. „Auch jetzt werden wir die Juden nicht ruhig leben lassen,“ sagte drei Wochen nach dem Pogrom einer der Leiter der Exzedenten. „wir werden sie alle aufhängen. Hätte man während des Pogroms G. und W. (zwei Juden) angetroffen, so hätte man sie sicherlich auf den Toren ihrer Häuser aufgehängt.“ Die durch den Pogrom geschaffene Atmosphäre wurde unerträglich, so dass ein Teil der jüdischen Familien sich gezwungen sah, Jegorjewsk für immer zu verlassen. Denn auf irgend welche gerechte Sühne für das Geschehene war, wie uns unser Spezialgewährsmann einige Monate nach dem Pogrom berichtete, nicht zu hoffen. Als der Untersuchungsrichter sich der Sache zu ernst annahm, wurde er abberufen, und seinem Nachfolger wurde bedeutet, dass auch er es büssen würde, falls er dieselbe Energie an den Tag legen sollte. Die verhafteten Kaufleute wurden gegen eine Kaution von 50 Rubeln (!) befreit, und die Mitglieder der schwarzen Bande hatten von dem Polizeiaufseher Wakulski Weisungen bekommen, was sie beim Untersuchungsrichter aussagen sollten. Man kann sich daher leicht in die Seelen des Häufleins Juden versetzen, die unter diesen Bedingungen ihr Dasein in Jegorjewsk weiterzufristen gezwungen waren.

Kasan

In dieser uralten, echt-russischen Stadt mit einem starken tatarischen Einschlag (25 000 unter 130 000 der Gesamtbevölkerung) wohnen im ganzen nur 300 jüdische Familien und spielen gar keine Rolle im Leben der Stadt. Auch im Handel nehmen sie nur eine untergeordnete Stelle ein. Nichtsdestoweniger wurde auch hier fortwährend gegen sie agitiert, indem sie als die Anführer der Revolution bezeichnet wurden. Die Juden von Kasan, insofern sie überhaupt am politischen Leben teilnahmen, gehörten zwar vielfach den extremen Parteien an. Die Anzahl der politisierenden Juden war jedoch so verschwindend klein, dass man sie fast nicht bemerkte. Die Polizei hatte sie trotzdem immer im Auge — und nebst der Polizei die Organisation der Hooligans, die in Kasan überaus stark war. Schon im Jahre 1904, als das berühmte Muttergottesbild gestohlen wurde,

war das Gerücht verbreitet worden, ein Jude habe seine Hand im Spiel gehabt, und die Pogromgefahr war sehr nah gewesen. Aber in den Tagen der Oktoberereignisse, vor und nach dem Manifest, nahm die Pogromagitation eine ganz konkrete Form an. Jetzt war der Pogrom ein Racheakt und eine Kraftprobe der Polizei. Am 17. Oktober, vor der Bekanntmachung des Manifests, befand sich Kasan in aufrührerischem Zustande, und Kosaken beschossen die Stadt. Als das Manifest kam, war die Administration verwirrt. Die Polizei liess sich überwältigen und entwaffnen. Eine Bürgermiliz wurde organisiert, und Meetings fanden fortwährend statt, wobei auch manche jüdische Redner ihren radikalen Gefühlen freien Lauf liessen.

Aber bald ermannte sich die Polizei und „organisierte“ sich. Am 21. Oktober fand eine grosse „patriotische“ Manifestation statt, an der auch die Tataren, die, innerlich glühende Feinde des Russentums, äusserlich Loyalität heuchelten, teilnahmen. Schon an diesem Tag stürmte der Pöbel das Haus eines bekannten liberalen Russen, der der Hauptorganisator der Miliz gewesen, und demolierten es. Man sah, dass die Polizei an ihm ihr Mütchen kühlen wollte. Nachdem die Manifestanten aus Versehen das Geschäft eines Karäers, den sie für einen Juden hielten, demoliert hatten, gingen sie auseinander. Aber am nächsten Tag wurde der Pogrom, und zwar diesmal ganz nach der Regel, wieder aufgenommen. Wieder ging eine patriotische Manifestation voran, worauf einige Burschen zur Synagoge stürzten und sie arg verwüsteten, während sich die andern Hooligans auf die jüdischen Geschäfte warfen. Die Polizei stand passiv da und liess alles geschehen. Der Vizegouverneur K o b e k o fuhr gerade an der Synagoge vorüber, als sie von den Hooligans gestürmt wurde. Gutmütig meinte er: „Genug, Kinder.“ Die „Kinder“ antworteten mit einem Hurra und setzten ihr Werk ungestört fort.

So dauerte der Pogrom den ganzen 22. und einen Teil des 23. Oktober. Keine Massregeln wurden ergriffen. Der Pogrom hörte von selbst auf. Dank dem Umstande, dass die Juden zum grössten Teil flüchteten und dass die Wohnungen überhaupt nicht angegriffen wurden, waren keine Opfer an Menschenleben zu verzeichnen. Auch die materiellen Verluste waren nicht sehr gross. Es trugen nur die armen Händler Schaden, die grossen Geschäfte blieben mit geringer Ausnahme unversehrt. Die russische Gesellschaft verhielt sich passiv. Die öffentlichen Institutionen reagierten nicht einmal auf den Pogrom durch Protest oder Sympathiekundgebung. Wenn auch in den russischen Bürgerkreisen im allgemeinen die Stimmung gegen den Pogrom vorherrschte, jagten doch manche russische Hausbesitzer während des Pogroms die schutzsuchenden Juden, darunter auch junge jüdische Mädchen, Hörerinnen der Kasaner Universität, aus ihrem Hause. Sang- und klanglos verlief der Pogrom, und die Juden hatten nicht einmal die Genugtuung der öffentlichen Entschuldigung seitens der russischen Gesellschaft, wie es in manchen anderen Städten der Fall war.

Kursk

Gesamtbevölkerung (1907) 75 721, Juden 1687.

Der Pogrom von Kursk ist insofern sehr belehrend, als er deutlich bewies, wie wenig die russischen Freiheitparteien, auch wo sie in der Oeffentlichkeit eine Rolle spielten, die Macht besassen, gegen die Pogromgelüste der Regierungssphären aufzutreten und die Juden zu beschützen. In Kursk lebt eine indolente, aber zum Liberalismus und zum Radikalismus hinneigende Bevölkerung. Die freiheitlichen und extremen Parteien fanden hier schnell einen günstigen Boden. Neben beträchtlichen Schichten der Semstwoangehörigen, die sich zur konstitutionell-demokratischen Partei zählten, waren zur Zeit der Oktoberereignisse in weit grösserem Masse die sozialistischen Parteien, vor allem die sozialrevolutionäre, in Kursk vertreten; letztere verfügte nicht nur in den umliegenden Dörfern, insbesondere in der Lehrerschaft, über einen starken Anhang, sondern auch in der Stadt standen zahlreiche Intellektuelle sowie Zöglinge der oberen Klassen in ihrem Dienste. Die Arbeiterschaft kam wegen Fabrikmangels wenig in Betracht, und die Handwerker begannen sich erst für politische Fragen zu interessieren. Den freiheitlichen Elementen gegenüber standen die reaktionären Grossgrundbesitzer und Kaufleute mit dem im ganzen Reiche bekannten Grafen Dorrer (dem Kursker Adelsmarschall), dem Fürsten Kassatkin u. a. an der Spitze. Sie waren die berufenen Organisatoren der lokalen „Schwarzen Hunderte“ und hatten die Behörden ganz auf ihrer Seite. Kein Wunder, dass Kursk darum schon vor den allgemeinen Bluttaten ein eigenes Blatt in der Geschichte der russischen Revolution gezeichnet hatte. Hier hatte die berüchtigte „Kindermetzelei“ stattgefunden, die die Kosaken und Polizisten auf Befehl des Gouverneurs unter den Schulkindern, die eine „Demonstration“ veranstalteten, anrichteten. Dieses selbst in Russland bis dahin noch wenig gekannte Verfahren hatte damals (Februar 1905) einen Entrüstungssturm hervorgerufen. Die Kursker Liberalen wollten daraufhin eine grosse Protestkundgebung veranstalten, aber die Polizei hatte erklärt, dass sie jeden Demonstrationsversuch mit einem Pogrom beantworten würde, und die geplante Kundgebung war ausgeblieben.

Trotzdem Kursk zu dem Ansiedlungsrayon nicht gehört und die Juden dort in normalen Verhältnissen keine grosse Rolle spielen, waren sie der Reaktion stets ein Dorn im Auge. Besonders nach dem Kischinewer Pogrom begannen die Reaktionäre und die Behörden zum Pogrom zu rüsten. Die Juden kauften sich immer los und erwarben mit klingenden Gründen die Zusicherung des Schutzes. Jedoch wurden im Oktober 1905 die Gerüchte immer hartnäckiger, immer bedrohlicher. Es hiess aus sicherer Quelle, dass Graf Dorrer und Fürst Kassatkin etwas Böses planten und dass ihr Mittelsmann, ein Kaufmann Gorjanow, sich mit den Hooligans in Verbindung gesetzt hätte. Die wachsamen Elemente in der jüdischen Bevölkerung empfanden bereits Pogromwitterung. Die jüdischen Jünglinge, die zum Teil als allgemeine Zionisten, zum Teil als Poale-Zionisten organisiert waren, riefen eine Jugendwehr ins Leben. Die älteren Juden hingegen glaubten noch an die Macht der klingenden Ueberzeugung und vertrauten auf die Polizei. Es war eine Zeit der gewaltigen Gärung in Kursk. Acht Tage vor dem Oktober-Manifest wechselten die grossen Meetings miteinander unaufhörlich ab, wobei die Juden in jeder Hinsicht, speziell auch rednerisch, an

den Versammlungen einen hervorragenden Anteil nahmen. Die revolutionären Elemente organisierten einen „Streik-Ausschuss“, der die ganze politische Arbeit in seinen Händen konzentrierte und zugleich eine geheime, wenn auch sehr schwache Miliz organisierte. An diesen Ausschuss trat nun die jüdische Selbstwehr heran und schlug ihm vor, Massregeln zu ergreifen, um dem Pogrom vorzubeugen. Aber das genannte Komitee hielt den Pogrom für eine Unmöglichkeit oder Nebensächlichkeit und wies das Ansinnen der Selbstwehr kurzerhand ab.

Am 18. Oktober kam die Kunde von der Konstitution. Gleich darauf fanden Versammlungen und Meetings statt; ein Freiheitstaumel ergriff die Stadt. Und die Juden vergassen im allgemeinen Jubel ihre Sorgen und Befürchtungen. Zwar erinnerten schon an demselben Abend die Kosaken, die die Passanten mit ihren Peitschen blutig verhauten, dass die Konstitution noch nicht das Ende der Willkür bedeute, aber man vergass bald die unliebsame Erinnerung. Am nächsten Morgen, am 19., fand eine grandiose Demonstration statt, mit roten Fahnen und unter Beteiligung von zehntausend Personen. Aber der Pogrom war schon organisiert. Denn die revolutionäre Demonstration, der sich als Avantgarde auch die jüdische Selbstwehr anschloss, traf bald mit einer Kontre-Manifestation der Hooligans zusammen. Und hier trat eine Ausnahmeerscheinung zutage. Kaum waren beide Züge aufeinandergestossen, als die numerisch überlegene revolutionäre Demonstrationsschar, die allerdings zu einem sehr grossen Teil aus Frauen und Halbwüchsigen bestand und fast völlig unbewaffnet war, vor den Hooligans eiligst die Flucht ergriff. Die Selbstwehr versuchte noch, eine Kette zu bilden und die Hooligans zurückzudrängen; es gelang ihr sogar, einige von den Angreifern zu verwunden oder niederzustrecken, aber sie wurde selbst schliesslich überwältigt und musste den Platz räumen. Und nun begann der Pogrom. Er dauerte den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch. Häuflein von Hooligans, geleitet von Agitatoren, darunter einem elegant gekleideten Herrn, der die jüdischen Wohnungen nach einer Liste anzeigte, gingen systematisch von einem jüdischen Hause zum andern, von einem jüdischen Laden zum andern und demolierten und plünderten nach Herzenslust, da es der Polizei nicht einfallen wollte, irgendwie einzugreifen. Von manchen jüdischen Geschäftsleuten erhielten die Hooligans ein Lösegeld, was sie jedoch nicht abhielt, diese mit ihrem Besuch wieder zu beehren und die Plünderung zu beenden. Man hörte in einem fort die Rufe: „Tod den Juden!“, „Wir wollen, dass es keinen einzigen Juden hier gebe!“ usw. Die Juden versuchten nicht einmal, sich zu wehren, da sie die Fruchtlosigkeit jedes Widerstandes wohl sahen. Die Hooligans waren sehr zahlreich (gegen 1000 Personen), gut organisiert und bewaffnet, von Militär und Polizisten gedeckt und unterstützt. Und sowohl Polizeibeamte als auch Patrouillen nahmen am Pogrom lebhaften Anteil. Manche Läden wurden direkt von den Patrouillen ausgeraubt; auch die neue Synagoge in Kursk wurde mit Hilfe der Kosaken sechs Stunden lang geplündert und entweiht, die Thorarollen wurden auf den Boden geworfen und mit Füssen getreten...

Am nächsten Morgen erliess der Gouverneur einen Aufruf, in dem er die Bürger ermahnte, „zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückzukehren“. Zugleich aber empfing er die Deputation der Hooligans, belohnte sie mit zehn Rubeln und versprach, dem Kaiser über ihre Tapferkeit Bericht zu erstatten. Selbstverständlich fruchtete unter diesen

Umständen der Aufruf sehr wenig. Der Pogrom dauerte fort. Juden wurden auf offener Strasse malträtiert; ein alter Jude wurde vom Pöbel fast stundenlang geschlagen und dann blutüberströmt auf der Strasse geschleift. Gegen Abend verschlimmerte sich die Situation. Die Hooligans kehrten zur liebgewonnenen Beschäftigung zurück, und die Plünderung dauerte die ganze Nacht. Fast kein einziges jüdisches Haus blieb verschont. Alles Flehen der Juden bei den Behörden half nichts.

Erst gegen Morgen hörte der Pogrom auf. Die Behörden waren befriedigt und stellten formell den Pogrom ein, wenn auch im wirklichen Leben die Juden noch lange nachher terrorisiert und öffentlich insultiert wurden.

Während des Pogroms hatten sich — wie unser Gewährsmann, ein mit den Verhältnissen wohlvertrauter Kursker Bürger, versichert — die christlichen Häuser vor den schutzflehenden Juden zum grössten Teil verschlossen, und selbst aus den Hotels wurden die Juden trotz aller Entschädigungsangebote und oft unter grausamen Nebenumständen hinausgejagt. Nur die Spitale nahmen die Flüchtlinge mitleidsvoll und mit grosser Zuvorkommenheit auf. Die Geistlichkeit verhielt sich gegenüber dem Pogrom nicht ablehnend; erst nach den Krawallen verstand sich auf flehentliches Bitten einer jüdischen Deputation der Bischof dazu, einen Aufruf gegen den Pogrom zu erlassen und sich durch eine Geldspende an den Hilfssammlungen zu beteiligen.

Der materielle Schaden betrug über 250 000 Rubel und führte zum Ruin von 50 jüdischen Familien, während noch viele andere indirekt schwer getroffen waren.

Orjol

Gesamtbevölkerung (1897) 69 735, Juden 1715.

Dass der Exzess von Orjol aus dem Stadium einer Schlägerei kaum herausging und nicht zu einem richtigen Pogrom mit seinen üblichen Akzidenzien ausartete, war verschiedenen Faktoren zuzuschreiben, darunter in hohem Masse der ablehnenden Haltung des Gouverneurs, der offenbar mit diesem Kampfverfahren nicht sympathisierte. Er konnte es allerdings nicht verhindern, dass untergeordnete Beamte seines Ressorts, dem Zug der Zeit folgend, mit den Exzedenten gemeinschaftliche Sache machten und bald verkleidet, bald in der verräterischen Uniform an den Ausschreitungen teilnahmen. Denn die Demonstrationen und Meetings, die am 18. Oktober nach Empfang des Manifestes stattfanden, hatten sie ebenso wie das Schwarze Hundert in helle Aufregung versetzt. Deswegen kam es noch am ersten Freiheitstag um 11 Uhr abends vor dem Theater zu blutigen Zusammenstössen, die den Tod eines russischen Knaben und acht Verwundungen (darunter von sechs Juden) zur Folge hatten; insbesondere erging es solchen schlecht, bei denen Waffen vorgefunden wurden. So hauste das Schwarze Hundert, dessen Kerntruppe 150—200 Personen betrug, zwei bis drei Stunden in der Nacht, schlug zuerst bestialisch Demonstranten und Juden, zertrümmerte sodann die Schaufenster in einer Reihe jüdischer Läden und raubte die Ausstellungsobjekte aus.

Am nächsten Tage, dem von der organisierten Bande zum Pogrom auserkorenen Tage, kam es indes nicht zu weiteren Ausschreitungen. Neben dem pogromfeindlichen Gouverneur trat die Stadtduma mit grosser Energie zum Schutz der Bedrohten auf: liberal, wie sie damals war, versammelte sie sich schon des Morgens zu einer ausserordentlichen Sitzung und fasste mehrere wichtige Beschlüsse mit Bezug auf die Vorgänge in der Stadt. So forderte sie die Absetzung des Polizeimeisters, beschloss die Organisierung einer Miliz und sandte an Witte ein Telegramm bezüglich der Orjoler Vorkommnisse. Dieses kategorische Eintreten der Stadtduma für die bedrängten Juden und Intellektuellen im Verein mit der bestimmten Stellungnahme des Gouverneurs reinigten schnell die Orjoler Atmosphäre von den Miasmen der Pogrompropaganda, soweit es sich wenigstens um Taten handelte.

Merkwürdig ist es, dass die Selbstwehr in Orjol trotz der günstigen Verhältnisse eine sehr geringe Leistungsfähigkeit an den Tag gelegt hat, obwohl sie über eine stattliche Organisation verfügte. In Orjol nämlich, wo zu jener Zeit der „Bund" eine gewisse Anhängerschaft aufwies, die Zionisten-Sozialisten aber gar eine „starke" Gruppe ihr eigen zählten, hatte die jüdische intelligente Jugend mit Hilfe der zahlreichen Handwerker und Gesellen einen an Zahl beträchtlichen unparteiischen Selbstschutz organisiert und sich auch dank vielfachen Spenden seitens der Juden verhältnismässig mit viel Waffen (100 Revolvern ausser anderen Gerätschaften) versehen. Ihnen hatten sich auch Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre unter der Bedingung gegenseitigen Schutzes angeschlossen. Als jedoch bei Gelegenheit der Demonstration der erste Sturm kam, zeigte sich die Selbstwehr, die darauf nicht gefasst war, hilf- und machtlos; vier Juden aus ihrer Mitte wurden verwundet, die übrigen stoben auseinander und gelangten nicht mehr zu einer einheitlichen, planmässigen Aktion in der Nacht des Exzesses. Am nächsten Tage war glücklicherweise ihr Eingreifen überflüssig.

Der materielle Schaden der Orjoler Juden war so gering (etwa 5000 Rubel), dass er auf ihr wirtschaftliches Leben absolut keine Wirkung hatte. Immerhin wollte die Pogrompanik lange Zeit auch in Orjol nicht schwinden.

Rjasan

Gesamtbevölkerung (1897) 46 122, Juden 744.

Unter den 45 bis 50 000 Russen, die Rjasan, eine der bedeutendsten Städte in Zentralrussland, zählt, wohnen auch etwa 800 Juden, die keinen grossen Platz im Leben der Stadt und in der Gesellschaft einnehmen. Wenn auch die Administration der Stadt keine ausgeprägten judenfeindlichen Tendenzen zur Schau trug — der Polizeimeister Tamanski galt sogar als Judenfreund und konnte Jargonwitze erzählen — und ein kleiner Teil der russischen „Intellektuellen"[1]) mit den

[1]) Die Organisationen der Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten, zu denen hauptsächlich Schüler der oberen Klassen, Eisenbahn- und wenige Fabrikarbeiter gehörten, waren im Herbst 1905 noch in Anfangsbildung. Die „Gesellschaft", soweit sie damals freiheitlich war, d. h. die am Semstwo sich beteiligenden Elemente sowie die städtische „Intelligenz", neigte zu den Konstitutionell-Demokraten, ohne jedoch damals richtig organisiert zu sein. Unter den Juden gab es, eine schwache zionistische Gruppe ausgenommen, überhaupt keine speziellen Parteien.

Juden auf gutem Fusse stand, war im allgemeinen die Stimmung in der Gesellschaft eine reaktionär-antisemitische. Es zirkulierten oft Pogromgerüchte, aber die Juden bauten auf die Zuverlässigkeit und tüchtige Gesinnung der Behörden. So war es auch in den Tagen, die dem Pogrom vorangingen. Den beunruhigten Juden gegenüber beteuerten Polizeimeister und Gouverneur unter Eid, dass sie „unter keinen Umständen einen Pogrom zulassen würden". Was ihr Eid galt, zeigten die bald darauffolgenden Ereignisse. Obwohl die Juden im politischen Leben der Stadt keine Rolle spielten, waren sie doch als Liberale oder „Revolutionäre" bekannt, denen die Konservativen mit ihrem „Klub aller Stände" unter dem Vorsitz des Gouverneurs Rschewski gegenüberstanden.

Am 23. Oktober fand im Stadtpark ein vom Polizeimeister gestattetes, von der liberalen Partei arrangiertes Volksmeeting statt. Den Vorsitz führte ein Russe. Unter den Rednern trat auch ein Jude auf. Der Vorsitzende erklärte gleich bei der Eröffnung des Meetings, dass sich unter den Versammelten eine Anzahl von Mitgliedern des „Schwarzen Hunderts" befänden, die die Ruhe stören wollen, es sei jedoch für Erhaltung der Ordnung Vorsorge getroffen, da sich eine Selbstwehr (28 Christen und 13 Juden) zum Schutze des Meetings gebildet habe. Aber die Hooligans liessen sich nicht abschrecken und wollten unbedingt die Versammlung sprengen. Sie stiessen Drohungen aus und schrien: „Schlagt die Juden". Schliesslich kam es zu einem Handgemenge zwischen ihnen und der Selbstwehr, worauf seitens letzterer eine Salve in die Luft abgefeuert wurde. Die Versammlung löste sich auf, das Publikum flüchtete, während ein Teil der Versammelten, darunter die meisten Selbstwehrleute, die von allen Seiten umzingelt waren, in den Räumen des im Park befindlichen Klubgebäudes eine Zufluchtsstätte suchte. Die Hooligans begannen nun das Haus zu stürmen und steckten es in Brand. Indessen kam Polizei, die bisher ferngeblieben war, und Feuerwehr, der Brand wurde gelöscht, und die Geflüchteten führte man unter Eskorte in die Kasernen ab, wo sie durchsucht und nach Feststellung der Personalien und Abnahme der Waffen entlassen wurden. Die Hooligans hatten sich unterdes mit der „patriotischen Manifestation" vereinigt, sich ein Kaiserporträt verschafft und begaben sich zum Hause des Gouverneurs, der zu ihnen herausging und sie mit einer Ansprache im „patriotischen" Geiste beehrte. Die Rede wurde mit einem Hurra und einem in Gegenwart des Gouverneurs gehaltenen Erwiderungsappell beantwortet, der in der Aufforderung: „Schlagt die Juden und die Studenten" gipfelte. Daraufhin beantragte der Vizegouverneur Tatischtschew, einen Gottesdienst vor dem Gebäude des Priesterseminars abzuhalten. Der Mob befolgte den Rat und begann sodann mit der Ausführung des eigentlichen Vorhabens. Unmittelbar nach dem Gottesdienst zerstörten die Hooligans einen in der Nähe des Seminargebäudes befindlichen Uhrladen eines Juden. Dann begaben sie sich nach dem Dom, wo wiederum ein Gottesdienst abgehalten wurde. Gestärkt durch das Gebet, machten sie sich nun allen Ernstes an die Arbeit. Sie teilten sich in zwei Gruppen, so dass der Pogrom an zwei Punkten eröffnet werden konnte. Am ersten Tage — dem 23. — dauerte der Pogrom von 8 Uhr abends bis Mitternacht. Am nächsten Tag, um 10 Uhr morgens, wurden die Krawalle fortgesetzt, um erst gegen Abend zu enden. Der Schluss war nicht etwa durch die Massnahmen

der Behörden herbeigeführt, sondern einfach durch den Umstand, dass sämtliche jüdische Geschäfte und viele jüdische Wohnungen gänzlich ausgeplündert waren. Nur sehr wenige Juden blieben verschont. So z. B. verdankte ein Jude die Rettung seiner Habe seinem Hausherrn, einem Christen, der ein Freund des Leiters des Pogroms, des Adligen Sukolschew, war. Eine Fabrik, die einem Juden gehörte, wurde dadurch geschützt, dass die Arbeiter der Fabrik den Hooligans entgegentraten und sie um Schonung baten, da sie sonst brotlos würden. Ein Karäer, den der Mob für einen Juden hielt, rettete sein Geschäft dadurch, dass er seine Zugehörigkeit zum Judentum ableugnete und seinen Pass vorzeigte. Uebrigens wussten die Plünderer ganz genau, wo die Juden wohnten. Waren sie doch von Polizisten und Soldaten und sogar vom Vizegouverneur Tatischtschew auf ihrem Pogromgange begleitet. Der Vizegouverneur und die anderen höheren Polizeibeamten riefen den Hooligans zu: „Schlagt, plündert, aber mordet nicht." Und in der Tat, kein einziger Jude wurde getötet, wohl aber erfuhren mehrere Juden auf der Strasse arge Misshandlungen.

Während die oberen Beamten sozusagen „neutral" blieben, griffen die niederen Polizeibeamten und die Soldaten sehr aktiv in den Pogrom ein, indem sie ganz ungeniert beim Plündern halfen und mit den Hooligans sich in die Beute teilten. Nur die Synagoge blieb verschont. Manche behaupten, es sei nur aus dem Grunde geschehen, weil eine lokale Kreditgesellschaft auf die Synagoge eine Hypothek gehabt habe, was sehr wahrscheinlich klingt. Denn Ehrfurcht vor Heiligtümern war wahrhaftig auch bei den Rjasaner Hooligans nicht wahrzunehmen.

Wie leicht es gewesen wäre, den Pogrom mit einem Handstreich einzustellen, beweist folgende Episode: Während der Plünderung eines jüdischen Kleidergeschäftes trat ein Kosakenoffizier in den Laden ein und forderte von dem dabeistehenden Eigentümer die Zurückgabe des ihm zur Ausbesserung gegebenen Rockes. In diesem Fall war nun folgendes Bild zu schauen: Vor der Tür Weiber und Kinder nebst Wagen, alles mit den Waren beladen, die von den Exzedenten und Plünderern aus dem Geschäfte geworfen werden. Desgleichen vor der Tür Polizisten und Soldaten, die zusehen und dies und jenes zu sich stecken. Im Laden der Eigentümer, der die Plünderung hilflos mit eigenen Augen mitanschauen muss, und der Kosakenoffizier, der gerade diesen Augenblick benutzt, um seinen Rock zurückzufordern. Der jüdische Kaufmann erklärt dem Offizier, der Rock sei von den Plünderern mit den anderen Sachen geraubt worden. Da übermannte schliesslich den in Mitleidenschaft gezogenen Offizier ein Gefühl der Empörung, und er befahl den Soldaten, den Laden von den Plünderern zu säubern. Im Nu waren die Hooligans verschwunden.

Im allgemeinen aber hatten die Kosaken und Soldaten sonst die Gewohnheit, zum Schutze der Geplünderten immer erst dann zu kommen, wenn alles bereits rein, säuberlich ausgeleert war. Die nichtplündernde russische Bevölkerung zeigte sich den Juden gegenüber sehr feindselig. Nur sehr wenige Ausnahmen, darunter ein General, der einen „Schames" (Synagogendiener) mit seiner Familie beherbergte, sind zu vermerken.

Nach dem Pogrom veröffentlichte der Gouverneur den üblichen Aufruf an die Bevölkerung, die Stadtduma hielt nach zwei Wochen

eine „ausserordentliche“ Sitzung ab, in der 2000 Rubel für die Geschädigten bewilligt wurden. Die Polizei begann auf ihre Weise Recherchen zu machen, indem sie gerade bei solchen Christen Haussuchungen vornahm, die am Pogrom keinen Anteil gehabt hatten, um damit das Odium der Bevölkerung auf die Juden zu wälzen. Dass bei dieser Art von Recherchen die Beraubten zu ihrem Vermögen nicht kommen konnten, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Charakteristisch ist das Verhältnis der russischen Kaufleute von Rjasan. Als die lokale Zeitung „Rjasanski Wjestnik“ ein Artikelchen gegen den Pogrom veröffentlichte und sogar eine Kollekte zugunsten der Juden eröffnete, waren viele russische Kaufleute darüber entrüstet. Manche kündigten ihr Abonnement, und einer schrieb zornentbrannt an den Redakteur: „Lieber würde ich für die Revolution spenden, als für diese verfluchten Juden...“

Der Pogrom zog einen wirtschaftlichen Ruin der Juden nach sich, da der materielle Schaden der kleinen jüdischen Gemeinde gegen 160 000 Rubel betrug. Viele Juden rüsteten sich zur Auswanderung, und nur wenige hatten sich zur Zeit, als unser Gewährsmann die Stadt aufsuchte, also etwa vier Monate nach dem Pogrom, vom Schlage erholt.

Rylsk (Gouv. Kursk)

Gesamtbevölkerung (1897) 11 549, Juden 218.

Die Episode von Rylsk, die in der kleinen jüdischen Gemeinde acht Familien einen Schaden von ungefähr 25 000 Rubeln verursacht hat, war ein Nachhall der Ereignisse von Kursk. Denn hier hatte es weder eine freiheitliche Demonstration noch eine patriotische Kundgebung gegeben, und das Manifest schien an diesem kleinen Ort spurlos, ohne Freuden und ohne Schrecken, vorübergehen zu sollen. Da kamen aus der Gouvernementsstadt immer beunruhigendere Gerüchte über die „Missetaten“ der Kursker Juden, die das Kaiserbild zerschossen hätten, und ähnliche Hirngespinste, woraufhin etwa 15 Ortsinsassen, Kleinbürger und Beamte, sich zusammentaten und vier Tage später als in Kursk, am 24. Oktober abends, den Krawall veranstalteten. Bearbeitet waren die Herren und ihre Genossen durch hetzerische Flugblätter, die der Vorsitzende des Semstwo aus Kursk mitgebracht hatte, und manche liessen sich von den Anstiftern für den heiligen Zweck in Sold nehmen. Einheimische waren es auch, die der Kerntruppe sich anschlossen und an der billigen Beute partizipierten. Ein Vorwand fand sich leicht aus dem alten Gerümpel der Pogromgeschichten: von einem jüdischen Uhrmacher wurde eine Uhr verlangt, die er angeblich zur Reparatur erhalten hätte, und als der Mann der heuchlerischen Forderung nicht Genüge leisten konnte, begann das Scheibenklirren und Demolieren, das sich über das Zentrum der Stadt fortpflanzte und acht Stunden andauerte.

Irgendwelchen Widerstand gab es nicht. Eine Selbstwehr besassen die Juden nicht, und die Obrigkeit war dem Pogromtreiben keineswegs abhold, sondern beteiligte sich daran durch niedere Polizeiorgane. Die Stadtverwaltung versammelte sich wohl am 25. Oktober, befasste sich jedoch nur mit der Frage, wie die russische Bevölkerung vor einem Pogrom zu schützen sei. Ein ganz überflüssiges Beginnen! Denn wenn

wirklich einige Exzedenten auf den programmwidrigen Gedanken gekommen wären, auch gegen die russische Bürgerschaft vorzugehen, dann wären sofort die zwanzig örtlichen Polizeibeamten und vierzig Polizeiwächter in ihrer Eigenschaft als Hüter der Ordnung auferstanden, und die Geistlichkeit, der der Spass gegen die Juden behagte, hätte dann eine andere Sprache gefunden, ja auch die gesamte Bürgerschaft, die den Ausschreitungen gegenüber bislang indifferent blieb, wäre aufgerüttelt worden. Wen aber sollte in diesem Nest das Los der Juden angehen?!

Saratow

Gesamtbevölkerung (1897) 137 147, Juden 1461.

„Die südöstliche Residenz Russlands" Saratow übt durch ihre freiheitlichen Tendenzen auf das ganze Wolgagebiet einen ausserordentlichen Einfluss aus. Der Geist des Protestes lebt in der um Saratow gelegenen Provinz noch aus ehemaligen Zeiten, den Zeiten eines Stenka Rasin und Pugatschow. Wenn im Reich die Geister nach neuen politischen und wirtschaftlichen Ordnungen streben und die Massen mit unruhigen Absichten erfüllen, so spiegelt sich die Umwälzung in Saratow wie in einem Brennpunkte besonders stark wieder. Bis in die letzten Jahre hinein strahlte das Saratower Semstwo aus seinen Institutionen, Veranstaltungen und Resolutionen einem starken Hauch des Radikalismus aus und wahrte demokratische Traditionen; reichten auch diese Traditionen im Durchschnitt wohl nicht an die Ansprüche des grossen Utopisten Tschernyschewsky heran, der lange Jahre in Saratow sein Domizil inne hatte und manche Kreise beeinflusste, so überschritten sie doch bei weitem den landläufigen Liberalismus und waren zumindest von Verständnis für sozialistische Bestrebungen erfüllt. Dementsprechend hatte sich lange vor dem Konstitutionsmanifest in Saratow aus Semstwovertretern und Kommunalpolitikern eine Filiale des Befreiungsverbandes gebildet, zu der anfangs auch der Stellvertreter des Adelsmarschalls gehörte. Gleichzeitig bestanden andere freiheitliche Organisationen, wie der Verband der Advokaten, die Verbände der Aerzte, Ingenieure, Eisenbahnangestellten usw., für die in der stürmischen Zeit des Jahres 1905 die beruflichen Interessen in den Hintergrund traten, während die allgemeinen politischen Forderungen immer mehr vorangestellt wurden.

Nicht als ob Saratow die Reaktion nicht kannte! Auch hier gab es von jeher eine konservative Kaufmannschaft und einen sonstigen Niederschlag reaktionärer Stimmungen, aber diese Kreise vermochten in Saratow nicht, die Oberhand zu gewinnen. Sie blieben eine mehr oder minder sich duckende Minderheit und hatten bis zu den jüngsten Tagen, da der Priester Hermogen emporkam, keine autoritative Stütze in ihren Reihen gefunden.

In dieser Stadt fühlten sich auch die Juden, deren Zahl immer im Wachsen begriffen ist, bis zu den letzten paar Jahren verhältnismässig wohl. Fast von niemand angefeindet, nahmen sie eine angesehene gesellschaftliche Position ein. In den massgebenden bürgerlichen Korporationen waren die Beziehungen zu den Juden freund-

liche[1]), und insbesondere das Semstwo gewährte den fähigen Juden einen bedeutenden Spielraum. Mehrfach fanden jüdische Aerzte im Semstwo Anstellungen, die sich nicht allein auf die handwerksmässige Berufsausübung beschränkten: so erwählte es z. B. zum Direktor des ihm gehörenden psychiatrischen Krankenhauses sowie zum Gouvernementsveterinärarzt Juden. Fügt man noch hinzu, dass die Jurisconsulten an der Rjasan-Uraler Eisenbahnverwaltung Juden oder Getaufte, dass zwei Bürgermeister jüdischer Abstammung waren, dass Saratow selbst die äusserst seltene Erscheinung eines jüdischen Richters in seinen Mauern beherbergt, so muss zugestanden werden, dass diese Stadt durch einen ausnehmend liberalen Geist gegenüber den Juden sich ausgezeichnet hat.

Und doch war das Leben der Juden Saratows bei weitem nicht mehr ungetrübt. Alle angeführten Tatsachen waren eigentlich Errungenschaften einer vom Antisemitismus völlig freien vergangenen Zeit. Mit dem Erstarken der Freiheitsbewegung machte sich in niederen Volksschichten und in konservativen kaufmännischen Kreisen immer stärkere Anzeichen wachsender Abneigung geltend. Diese zunächst dumpfen und unbewussten Gefühle verstand es der in seinem Fanatismus rücksichtslose Bischof Hermogen zu organisatorischer Kraft zu gestalten. Unter seiner Aegide bildete sich schon im März 1905 eine monarchistische Gruppe, und er selbst gab finstere Hetzblättchen heraus. Die anfangs sehr schwachen Schwarzhundertler wurden immer kecker und fanatischer. Dazu gab es eine treffsichere Waffe, die Kanzel der Kathedrale, die Hermogen selber benutzte oder benutzen liess. Eine Zeugin M. S. schildert in lebhaften Farben, welchen düsteren Eindruck eine dieser Predigten, die sie selbst mit angehört, auf die versammelten Kathedralebesucher gemacht habe. Es war kurz nach den ersten Freiheitsäusserungen der Semstwos, da alles von Freiheitsforderungen widerhallte. Fanatisch wetterte ein Priester Wladykin, ein Strohmann Hermogens, anderthalb Stunden lang gegen die teuflischen Bestrebungen dieser Tage und fand nur einen Trost darin, dass all dies Unheil von jenem Stamm ausgehe, den er nicht nennen wolle, um nicht Metzeleien à la Kischinew hervorzurufen. Mit der grössten Virtuosität pendelte er dann zwischen der Verpflichtung des Grundsatzes, dass man nicht exzedieren dürfe, und der Erklärung, dass man „sie" zur Rettung des Vaterlandes und alles dessen, was den Russen teuer sei, töten müsse, hin und her. Solche Reden erfüllten zu jener Zeit unausgesetzt das Gotteshaus. Der damalige Gouverneur von Saratow, Stolypin, wurde auf dieses Pogromtreiben aufmerksam gemacht und tat auch einige Schritte zur Unterdrückung der Pogrompropaganda, um in der allerstürmischsten Zeit die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Das Auftreten Hermogens stiess in einer Stadt wie Saratow auf harten Widerstand der für die öffentliche Meinung massgebenden Gesellschaftskreise und vermochte selbst die Geistlichen nicht dahin zu bringen, dass sie in ihrer Gesamtheit mit den Pogromstiftern fraternisierten, es schuf aber in den finsteren Unterschichten, insbesondere in den verzweifelten Gestalten, welche die Wolga hierher anschwemmt, tatbereite Scharen, und gar manchen Hetzer stellte die Kaufmann-

[1]) So sahen der Handelsklub, die Aerzte- und Advokatengesellschaften gern Juden in ihren Reihen, in der Sanitätsgesellschaft fungierte ein Jude als Vicepräsident, in der physikalisch-medicinischen als Sekretär.

schaft. Es gab sehr bald eine stattliche Gemeinde von Hooligans, die ebensowohl Fanatiker wie Verbrecher, Anhänger des Kreuzes wie Verehrer des Messers vereinigte.

Der Hass dieser Elemente stieg mit dem Wachsen der Freiheitspropaganda gegen die radikalen Gruppen im allgemeinen und die Juden im besonderen. Denn mannigfach spielten jüdische Agitatoren in der sozialdemokratischen Bewegung Saratows, die unter den Arbeitern eine Anhängerschaft von etwa 2000 Köpfen zählte, eine mitentscheidende Rolle. Die Partei der Hooligans, die Ideenkämpfe auch nicht vom Hörensagen kennt, dachte darum nur an das einzige Mittel, das sie so gründlich versteht, an den Pogrom, und schon im Sommer 1905 war in diesen Kreisen mehrfach von realem Vorgehen gegen die Juden die Rede. So hiess es mit Bestimmtheit, dass am 30. Juli ein Progrom ausbrechen würde. „Auf meine Frage — erzählt die Lehrerin Popowa —, warum gerade zum 30. Juli und nicht zu einer anderen Zeit ein Pogrom geplant werde, wurde mir die Antwort zuteil, dass am 30. Juli die Verfassung verkündet werden würde.“ Es war also bei den Schwarzhundertlern beschlossene Sache, dass die Juden die Konstitution zu büssen hätten. Als dann das Manifest tatsächlich kam und in allen Reaktionären und Judenfeinden phantastische Befürchtungen wachrief, da platzte der angehäufte Groll los. Ohnehin stand, wie verschiedene Zeugen bekunden, bereits mehrere Tage zuvor die Pogromschar zur Arbeit parat und wartete ausschliesslich auf das Signal. Es ist sogar wahrscheinlich, dass auch ohne das Manifest in den betreffenden Tagen ein Pogrom ausgebrochen wäre; denn in gewissen nichtjüdischen Kreisen will man vom Zeitpunkt der Judenkrawalle schon vorher genau gewusst haben.

Nun kam der Sieg und der Jubel der Freiheitsanhänger. In einer Stadt wie Saratow, die sich als Vorposten im Freiheitskampfe betrachtet, erregte die Botschaft leidenschaftliche Freudenausbrüche und Willensäusserungen. Gefühle der Befriedigung und Appelle zu weiterem revolutionären Kampfe durchkreuzten die verschiedenartigen politischen Kundgebungen, in denen gemässigte und radikale Elemente schon mitten im Freiheitsrausche die grossen Differenzen zum Ausdruck brachten, während das Feindeslager in diesem Moment einheitlich zusammengeschmiedet war. Ein gewaltiges Meeting, das Bürger aller Klassen im Theatersaal abhielten, schürte noch mehr das Feuer, obwohl hier neben äusserst radikalen und politisch taktlosen Reden sehr gemässigte Gesinnungen in lebhaften und beredten Worten zum Vorschein drangen. Für die reaktionäre Masse war es jedoch einerlei. Sie kannte keinen Unterschied zwischen den einfachsten Anhängern einer Verfassung und den extremsten Verfechtern eines unmittelbaren gewaltsamen Kampfes gegen die Regierung bis zur völligen Niederwerfung der Monarchie. Als aber auf einem Platze eine grandiose Kundgebung zugunsten der politischen Freiheit in Russland stattfand, da bildeten sich zwei Lager; das eine war das intellektuell und moralisch höherstehende, das andere war das rücksichtslosere, das mit Faust, Stein und Stock gut umzugehen verstand und in finsterer Entschlossenheit auf irgendeine Gelegenheit wartete. Es war ein eigenartiges Bild. Vom Balkon eines Hauses redeten Menschen nacheinander von idealer Gleichheit, vom Kampf der Arbeit gegen das Kapital zur Verwirklichung dieser Gleichheit, von den zu schaffenden Kampfesmöglichkeiten; unten horchte eine riesige Menge von

Glücklichen jeden Alters, namentlich aber des Alters, das kaum die Schwelle der siegreicheren Jugend erklommen hat, und etwas weiter hinten standen die finsteren, nach Hunderten zählenden Gestalten der Unwilligen, die über die von ihnen kaum gehörten, noch weniger aber verstandenen Reden Empörung heuchelten. Immer wieder, und zwar ganz unabhängig von den Worten, die vom Balkon herab gesprochen wurden, ging durch diese Reihen ein Murmeln und Murren; den Rednern wurden Worte in den Mund gelegt, die eines jeden Patrioten Herz mit hellen Flammen erfüllen mussten. Die Phantasie vieler Hooligans hatte sich ganz besonders die sehr gemässigte Rede eines bekannten jüdischen Rechtsanwalts Kalmanowitsch, die er im Theatersaal gehalten hatte, mit Legenden umringt und zu einem Ungetüm der Zerstörungssucht ausgebildet; wütend erzählten die Leute einander, dass er gegen Vaterland und Kirche — ein Jude gegen die Kirche — gesprochen hätte. Es war eine notorische Fälschung der Wirklichkeit; aber wer unter diesen interessierten Patrioten und wilden Instinktmenschen mochte die Berichte prüfen?

Als bereits eine Reihe von Reden vom Balkon herab gehalten waren, entstand plötzlich eine starke Verwirrung. Steine flogen in die Menge der Freiheitsdemonstranten, worauf diese mit Schüssen antworteten. In demselben Moment mischte sich Militär ein, zersprengte die Demonstranten und überlieferte sie in die Hände der Hooligans, die nun eine Hetzjagd durch das ganze Zentrum der Stadt veranstalteten. Sonst mehr auf Misshandlungen und Verprügelungen von Demonstranten ausgehend, hatte die Menge ein paar bestimmte Personen, darunter den oben erwähnten Rechtsanwalt, als Todesopfer auserkoren, sie vermochte jedoch dieses Vorhaben nicht zu verwirklichen. Die letzte Wahl deutet aber darauf hin, dass zielbewusste Männer der Menge die nötigen Weisungen erteilt haben; ihnen erschien die gemässigte oppositionelle Richtung als die gefährlichere.

Die Metzeleien, die am Nachmittag des 19. Oktober begannen und einige Tote und mehrere Dutzend Verwundete, Nichtjuden wie Juden, zur Folge hatten, gingen bald in einen regelrechten Pogrom über, der gegen 170 jüdischen Familien einen Schaden von etwa einer halben Million Rubel verursachte, die Einäscherung der Synagoge zustande brachte und die ganze Wut der gezüchteten Hooligans und Judenhasser offenbarte. Einer der ältesten Rechtsanwälte des Ortes, der an einer „patriotischen" Manifestation teilnahm, bezeichnete das hauende, plündernde und sengende Gesindel als „heiliges Hundert"; so weit hatte es die konsequente Hetzpropaganda auch in Saratow gebracht. Dieses „heilige" Hundert wies aber ein eigentümliches Gemisch von „Patrioten", neidischen Konkurrenten (insbesondere vielen Handwerkern und Kleinhändlern), Anhängern strafloser Beute und Desperados der Gorkischen Art auf, wobei gerade diese letztere Sorte ein gewisses Gewicht darauf legte, zu konstatieren, dass sie nicht durch Geldbelohnungen zu ihren Leistungen veranlasst worden sei. Unter den Plünderern gab es eine Masse rauf- und raublustiger Weiber, zahlreiche ungelernte Arbeiter, Feuerwehrleute, Dienstpersonal, viele Halbwüchslinge. Von den Fabrikarbeitern beteiligten sich dagegen nur wenige an den Ausschreitungen, und diese wenigen wurden von den Kameraden nachträglich bestraft. Andererseits bekundeten die organisierten Elemente während des Pogroms eine sehr geringe Aktivität zur Abwehr der Schimpflichkeiten, sei es, weil sie für derartiges Ein-

greifen nicht reif genug waren, sei es, was wahrscheinlicher ist, dass sie gegen die vereinte Kraft der Hooligans und Polizei machtlos waren.

Denn die Behörden reagierten auf die Krawalle nach dem Normalschema. Die untergeordnete Polizei begnügte sich nicht damit, am Werke mitzuarbeiten, sondern übernahm meist das Kommando bei den Exzessen. „Haut nur zu," — riefen die Polizisten zur Zeit des Judenpogroms — „wir sind für euch. Schreit aber nicht Hurra und stört das Publikum nicht, belästigt jedenfalls keine Russen." Die Polizei fühlte sich durch die Konstitution persönlich herausgefordert. „Man hat Freiheit gewährt . . ." — meinte ein Revieraufseher mit verbissenem Sarkasmus — „wir wollen sehen, wie sie ohne uns fertig werden können. Man braucht keine Polizei. . . . Nun werden es ihnen „die da" zeigen!" Frohlockend gingen aufgeregte Polizisten an der Spitze von Exzedentenscharen, zeigten ihnen die jüdischen Wohnungen und Läden, munterten und hetzten sie auf, führten sie zur Synagoge mit der ausdrücklichen Weisung: „Kommt und lasst uns die Synagoge anzünden und demolieren", was auch wahrgemacht wurde, raubten und plünderten mit, teilten die Beute unter den streitenden Parteien, sorgten für Erheiterung und machten den Pogrom zu einem Fest. Der Vicegouverneur Knoll fuhr selber mehrmals durch die Stadt, liess sich Hurrah zurufen und beschenkte sogar, laut einer Bekundung, die Hooligans mit einem Bakschisch, während der Gouverneur die Ausschreitungen wohl mitansah, aber nichts zu ihrer Dämpfung unternahm.

Insbesondere am 20. Oktober wütete die Plünderungsorgie. Exzedentenanführer gingen mit fürsorglich vorbereiteten Listen zu den der Zerstörung geweihten Judenwohnungen und Geschäften oder liessen sich von den Polizisten führen, aktive Gruppen von 15—50 Personen leiteten die Demolierungen ein, und Tausende raubgieriger Hände erafften alles Wertvolle, um es heimzutragen oder nach Verstecken in den Nachbarorten heimzuführen. Und so fuhren den ganzen Tag mit Beute bepackte Wagen nach allen Richtungen. Man kannte nach dem Pogrom eine ganze Anzahl von Pogromwarenniederlagen.

Die Juden wandten sich an Nachbarn und Bekannte um Zufluchtstätten und fanden auch zum grössten Teil eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Denn die bürgerliche Bevölkerung war, von antisemitischen Konkurrenzelementen und rabiaten Freiheitsfeinden abgesehen, im grossen und ganzen auf ihrer Seite. So wetteiferten auch die zwei Saratower Blätter miteinander, ihre Stadt von der Pogromschande zu reinigen.

Die Saratower Juden hatten wohl grosse Verluste davongetragen, sie konnten sich aber leichter als andere betroffene Gemeinden erholen, und wurden auch seelisch bald getröstet. Denn wie selten irgendwo gewann die Freiheitsstimmung hier abermals mit aller Gewalt die Oberhand und drängte alle anderen Empfindungen und Enttäuschungen in den Hintergrund.

Tomsk

Bis nach Sibirien griff die Pogromepidemie hinüber. In Tomsk, dem grössten geistigen Zentrum des asiatischen Russlands, wo in Universität und Polytechnikum hervorragende Kulturstätten geschaffen

sind, ging der Gegensatz zwischen altem und neuem Regime in einen barbarischen Zusammenstoss über und zog als Folgeerscheinung die jüdische Einwohnerschaft in Mitleidenschaft.

Wie überall in Sibirien, umfasst auch Tomsk eine Menge radikaler Elemente, die zum Teil aus den ehemaligen Verbannten sich rekrutieren und im ganzen Lande Herde revolutionärer Propaganda in allen Schattierungen erzeugen. Diesen Kreisen gegenüber, die durch ihre Intelligenz fast die gesamte lokale öffentliche Meinung beherrschen, fühlte sich die sibirische Bureaukratie, namentlich die Tomsker, geradezu machtlos, so dass sie in früheren Jahren die Katheder der Professoren als Kampfmittel dazu zu missbrauchen sich bemühte, zur Zeit der siegreich vordringenden Freiheit aber in Tomsk ein geeigneteres Objekt auserwählte: die rohen, reaktionären Massen, denen, wenn es sich um Handgreiflichkeiten handelt, die nach Sibirien verbannten Kriminalverbrecher mit besonderer Vorliebe sich anschliessen. Wohlüberlegt liessen so die damaligen Machthaber der Stadt, Gouverneur Asantschewsky-Asantschejew und der Garnisonchef Generalmajor Riesenkampf, zuerst eine schauderhafte Verbrennung und Niedermetzelung von Hunderten von Menschen und dann einen widerlichen Judenpogrom zu. Hier wie da handelte es sich wahrhaftig nicht allein um Revolutionäre: bei dem ersten Akt war es auf alle diejenigen, die das Manifest aktiv oder passiv innerlich miterlebten, bei dem zweiten auf Juden im allgemeinen abgesehen. Vielleicht sollte die Tatsache, dass unter den Rednern viele Juden waren, an der Gesamtheit gerächt werden, aber diese Racheausübung erinnerte lebhaft an das ehemalige Metier der räuberischen Stützen der Tomsker Bureaukratie.

Ueber die Hauptmomente des Tomsker Pogroms hat vor der ersten russischen Reichsduma Abgeordneter Makuschin am 29. Juni 1906 in folgenden Worten berichtet: „In Tomsk gab es grosse Meetings und Oktoberausstände. Es gab eine städtische Duma, die mit den Bestimmungen und Bestrebungen der Semstwo- und Städtekonferenzen sympathisierte, es gab auch Konservative. Diese Konservativen beschlossen eine patriotische Manifestation zu veranstalten, die also vor sich ging. Gegen dreihundert Manifestanten versammelten sich vor der Polizeiverwaltung. Von dort und aus dem dicht dabeigelegenen Kleinbürgeramt holten sie sich Zarenbilder, während sie sich aus dem Hofe des Polizeiamtes, der zugleich der Feuerwehr als Hof dient, mit tüchtigen Knütteln versorgten. So ausgerüstet, zogen sie vor das Magistratsgebäude. Dies war geschlossen, so dass sie ins Innere nicht einzudringen vermochten und sich damit begnügten, Türen und Fenster einzuschlagen und am Magistratsgebäude drei Menschen zu töten. Darauf bewegten sie sich weiter und kamen vor das Haus des Archiereus, mit dem sie sich unterhielten. Worin das Gespräch bestanden hat, weiss ich nicht, aber nunmehr marschierte die Menge nach dem Kathedraleplatz und traf daselbst mit einer Abteilung der städtischen Miliz, wie sie von der Administration, der städtischen Schutzwehr, wie sie von uns genannt wurde, zusammen. Auf diese Milizabteilung stürzte sich die Menge und verhieb zwei oder drei Personen mit ihren Knütteln. Die Miliz erwiderte mit Schüssen, und die Menge zerstreute sich augenblicklich. Man durfte daher annehmen, dass das von der patriotischen Manifestation kommende Unheil ein Ende genommen habe.

„Dies dauerte indes nicht lange. Bald erschienen eine Abteilung

Soldaten und hundert Kosaken, und die Soldaten richteten ihre Gewehre gegen die Miliz, die aus 55 Mann bestand. Als der Milizchef den Versuch machte, sich mit dem Offizier zu verständigen, erklärte dieser, dass der Gouverneur eine Stadtmiliz nicht anerkenne und sie in Grund und Boden zu schiessen befohlen habe, obwohl derselbe Gouverneur Tags zuvor zur Organisation eines Stadtschutzes seine volle Einwilligung erteilt hatte. Die Schutzwehr wandte sich nun nach dem in der Nähe gelegenen Eisenbahndienstgebäude, um diese Aeusserung des Gouverneurs aufzuklären; dorthin war sie auch schon von den daselbst versammelten Angestellten, in Anbetracht der rasenden Menge, um Hilfeleistung zitiert worden. Als die Menge sich überzeugt hatte, dass die Soldaten und Kosaken für sie Partei nahmen, stürzte sie zum Gebäude und zertrümmerte schnell die Fenster in der untersten Etage. Die Angestellten gingen in die obere Etage hinüber, wohin die Menge nicht zu gehen wagte, da die Treppe von Schutzwehrleuten verteidigt wurde. So misshandelte sie zunächst in grausamster Weise alle den Platz passierenden Personen, wenn sie Studentenuniform trugen oder ihrer Kleidung nach für Eisenbahnangestellte, bezw. als Gebildete gelten konnten.

„Bald fanden sich auf dem Platze verschiedene Vertreter der Tomsker Obrigkeit ein. Ueber das, was auf dem Platze vorging, war der Gouverneur ausgezeichnet unterrichtet. Gehen doch die Fenster seines Hauses auf den Platz hinaus, so dass er alles hören und sehen musste. Die Menge fand bald an der Ermordung und Verprügelung zufälliger Passanten, die ihr in die Hände fielen, keinen Gefallen mehr und beschloss, zu energischen Taten überzugehen. Sie brachte Brennmaterialien zusammen und zündete das grosse dreistöckige Gebäude an. Schnell kamen Feuerwehrleute heran, aber die Menge liess die Löscharbeiten nicht zu. So wurden alle drei Stockwerke von den Flammen erfasst. Alle diejenigen, die sich zu retten versuchten, wurden aufs härteste verhauen, zu Krüppeln verstümmelt oder sogar getötet, in dem einen wie in dem anderen Falle jedoch fast immer beraubt. Die Metzelei sowohl wie der Raub geschahen vor aller Augen, in Gegenwart einer beträchtlichen Anzahl Behördevertreter. Merkwürdigerweise waren die Bestialitäten und Plünderungen, wenigstens die Bestialitäten, weit stärker an jener Seite des Gebäudes, wo die Obrigkeit zahlreicher vertreten war. Von der hinteren Front, wo nur wenig Polizei zugegen war oder solche sich nur zeitweilig zeigte, fanden weit weniger Mordtaten statt. Dort versammelten sich vornehmlich Tomsker Hooligans, die sich damit begnügten, den Angestellten den Lohn, den sie an diesem Tage erhalten hatten, und alle Wertsachen abzunehmen, worauf sie ihnen selber behilflich waren, ins Freie zu kommen. Ja, um dieses Ziel leichter zu ereichen, gaben sie ihnen den weisen Rat, irgendeinen Gegenstand, sei es einen Spiegel oder sonst was, aus der Eisenbahnverwaltung mitzunehmen und sich als Plünderer zu verstellen; so gelang es vielen, sich zu retten. Jene hingegen, die von der Vorderfront aus durch die Vordertreppe hinauszugelangen suchten, blieben selten am Leben, sondern wurden grösstenteils niedergemetzelt. Als der Brand ausgebrochen war, waren viele in ihrer Verzweiflung aufs Dach gestiegen und hatten sich vom Dach aus die Wasserabflussröhren entlang heruntergelassen, aber diese Wagehälse wurden von den Soldaten heruntergeschossen, worauf die Menge sie in den Tod hineinprügelte.

„All dies geschah am ersten Pogromtage. Am zweiten Tag setzte der Pogrom nach dem Kaisergebet mit der Ausplünderung und Demolierung der jüdischen Läden ein und dauerte bis in den Abend hinein. Die Rolle der Polizei bestand darin, dass sie der Menge nachfolgte und an jeden Laden, wenn er bereits demoliert war, irgendeinen Wachposten hinstellte. Einige Plünderer pflegten dabei, ebenso wie am ersten Tage, Kaiserbilder zu tragen, die jedoch auf den Bürgersteig gestellt wurden, so oft man an einen besonders grossen Laden herankam, worauf die Porträtträger sich ans Rauben machten.

„An diesem Tage wurde auch das Haus des Bürgermeisters demoliert und ausgeraubt, wobei als besondere Spezialität das direkte Kommando von zwei Schutzleuten zu erwähnen wäre. Am vorangegangenen Tage hatte der Gouverneur, offenbar des Scheines halber, hier eine Wache von acht Soldaten postieren lassen. Denn als die Menge herankam, gingen die Soldaten abseits. Befragt, warum sie der Zerstörung nicht Einhalt täten, erwiderten sie, dass sie keine diesbezügliche Anordnung hätten. Als dann der Gouverneur von der Polizei telephonisch benachrichtigt wurde, dass das Haus des Bürgermeisters demoliert werde, gab er zur Antwort: „Mögen sie gehen und zerstören, wenn sie nur nicht brandschatzen, wenn sie nur keine Feuersbrunst veranstalten.“ Noch am dritten Tage dauerten die Plünderungen des Morgens an, aber bald, gegen 10 oder 11 Uhr, kam ein Befehl, die Plünderer auseinanderzujagen.“

Damit hörte, wie der Redner weiter ausführte, der Pogrom auf — unter dem grossen Unwillen der Menge, die sicher glaubte, dass ihr auch der dritte Tag „der Verabredung gemäss“ zustände, und erst am vierten Schluss zu machen beabsichtigte. „So wurden vor den Augen der ganzen Stadt und der Behörden viele Dutzende von Menschen niedergemacht, viele Dutzende verbrannt. Um den grausamen Charakter des Pogroms zu begreifen, muss man sich die Gerüchte vergegenwärtigen, die damals in der Stadt im Umlaufe waren. Die Pogromanstifter verbreiteten beharrlich unter der Menge, dass Juden, Studenten und gebildete Leute auf die von den Manifestanten getragenen Heiligen- sowie auf die Zarenbilder geschossen hätten, während es in Wirklichkeit gar keine Heiligenbilder gab und die Zarenporträts völlig unbeschädigt geblieben waren. Ferner hiess es, dass der Tomsker Bürgermeister sich zum Gouverneur erklärt, etwas später, dass irgend ein Pope ihn bereits in der Kathedrale zum Zaren gesalbt hätte. Andere fügten noch hinzu, dass ausser diesem Zaren ein anderer aus der Mitte der Juden in Aussicht genommen sei. Dieses Gerede, so unsinnig es auch war, übte doch auf die Menge einen Einfluss aus und entflammte in ihr die grausamsten und wildesten Instinkte. Die Raublust wurde noch durch die Tatsache gefördert, dass es der 20. war, ein Tag, an dem die Eisenbahnangestellten ihren Monatslohn ausgezahlt erhalten. Da waren die Hooligans in Tomsk, wo es als an einem Verbannungsort viel verbrecherisches Volk gibt, besonders interessiert und führten ihr Werk mit seltener Meisterschaft aus. So hoffte ein alter Eisenbahnbeamter, dass die Pogromler mit Rücksicht auf seine grauen Jahre und seine solide Position ihn nicht antasten würden, aber er hatte sich grausam geirrt: auch er wurde ermordet und so ausgeraubt, dass auf ihm nur die Krawatte blieb.

„Die Frage, ob die Tomsker Administration imstande war, den Pogrom abzuwenden, beantworten die Insassen von Tomsk mit einem

kategorischen Ja. Befassten sich doch aktiv mit dem Pogrom nicht mehr als etwa dreihundert Personen, alle übrigen hingegen, die sich auf dem Platze befanden, waren entweder Neugierige oder Leute, die in ihrem Schrecken den Platz nicht verlassen konnten. Die Behörden hatten aber zweitausend Soldaten und hundert Kosaken zu ihrer Verfügung; wie leicht hätte sodann die Obrigkeit die Beteiligung von Schutzleuten am Pogrom verhindern können! Verschiedene Einzelheiten weisen aber direkt darauf hin, dass es in der Macht der Administration war, dem Pogrom Einhalt zu tun. Als die Plünderer an ein reiches russisches Haus, in dem viele jüdische Läden sich befinden, herankamen, erklärte eine geringe Anzahl vor den Läden postierter Soldaten: „Es ist nicht erlaubt.“ — „Aus welchem Grunde?“ — „Hier ist nicht befohlen, zu plündern.“ Da ging die Menge ganz ruhig vorüber, ohne einen dieser jüdischen Läden anzurühren. Aehnlich war es vor dem Hause des Rechtsanwalts W., das die Menge zu demolieren willens war. Auf Bitten des Hausmädchens hin stellten sich einige im Hause einquartierte Soldaten vor das Tor und erklärten, dass die Behörden nicht befohlen hätten, dieses Haus zu demolieren, worauf die Menge ohne Widerrede weiter loszog. Es war sogar wohl möglich, einen moralischen Einfluss auszuüben. Da war gegenüber einer Unterrichtsanstalt ein Student bereits hingemetzelt, während ein zweiter noch bearbeitet wurde. Dies erblickte der Leiter der Schule, ein junger Mönch, er stürzte aus seiner Wohnung zu den Pogromlern, erhob das Kreuz, das er auf der Brust trug, und rief laut: „Warum schlagt ihr meinen Bruder?“ Da ging die Menge ohne weiteres zur Seite, die Zöglinge der Lehranstalt konnten den arg zugerichteten Studenten in die Anstalt nehmen, ihm rechtzeitig Hilfe erweisen und ihn am Leben erhalten.

„Es gab jedenfalls eine Möglichkeit, den Pogrom ganz zu Anfang zu unterdrücken. Der Gouverneur von Tomsk, Asantschewsky-Asantschejew, hat aber nicht nur beim Pogrom seine Pflichten vernachlässigt, sondern ihn, wie ich denke, direkt geleitet. Unter solchen Umständen war auch das weitere Verhalten der Administration nach dem Pogrom natürlich. Die Polizei bemühte sich angelegentlichst darum, die nach den Exzessen eingeleitete Untersuchung zu hintertreiben. Besonders scharf äusserte es sich gegenüber dem Arzt, der die Leichenobduktion vornahm. Pflichtgemäss brachte er zu Protokoll, dass der Tod dieses oder jenes Opfers von Bajonettenstichen oder Soldatenkugeln herrühre. Sobald dies zur Kenntnis des Gouverneurs gelangt war, enthob er den Arzt seiner Stellung und bestimmte einen anderen zur Leichenobduktion.

„Dann begannen die lügnerischen Rapporte. Dem Publikum ist der Bericht des Tomsker Garnisonchefs, der in allen Zeitungen publiziert wurde, wohlbekannt. Als die Tomsker Einwohner die Berichte des Generalmajors Riesenkampf lasen, da zuckten sie alle die Achseln und waren höchst verwundert darüber, wie es möglich sei, in einem alleruntertänigsten Rapport so frech zu lügen. Später begannen die Verfolgungen der Stadtverwaltung. Dem Untersuchungsrichter, der seinen Pflichten sehr gewissenhaft nachkam, ward es besonders übel vermerkt. Man wollte ihn absetzen, aber diese Versuche scheiterten, solange in Tomsk kein Kriegszustand herrschte. Kaum war dieser jedoch über die Stadt verhängt, als unmittelbar darauf der Vorsitzende des Gerichtshofes, Witte, der mit seinem Einfluss darauf achtete,

dass die Untersuchung nicht versanden sollte, und überhaupt auf dem Boden der Gesetzlichkeit stand, entfernt. Nach ihm wurde auch der Untersuchungsrichter aus Tomsk verschickt. Vor dieser Verbannung wurde bei ihm eine Haussuchung vorgenommen, wobei merkwürdigerweise in der Eskorte sich auch jener Schutzmann befand, den der Untersuchungsrichter wegen Anteilnahme am Pogrom eine Zeitlang gefangen gehalten hatte . . .

„Was den Eindruck, den der Pogrom auf die Gesellschaft gemacht hat, betrifft, so war er das Gegenteil dessen, was mit dem Pogrom beabsichtigt wurde. Nach dem Pogrom ging die Oppositionsbewegung in die Tiefe und in die Breite, und die Zahl der Gegner der jüdischen Gleichberechtigung wurde weit geringer. Gegenüber Asantschewsky-Asantschejew, der den Pogrom zugelassen oder verschuldet hatte, fasste die gesamte Tomsker Gesellschaft ein Gefühl tiefster Verachtung. Von allen Häusern des Stadt blieben ihm nur noch zwei offen. Ein krasses Vorkommnis, das die Beziehungen der Tomsker zu Asantschewsky-Asantschejew beleuchtet, ein Vorkommnis, das in der Tomsker Gesellschaftsversammlung sich zugetragen hat, sei erwähnt. Diese Gesellschaftsversammlungen neigen weder einer bestimmten Idee noch einer politischen Richtung zu; befinden sich doch unter ihren Mitgliedern, wie man weiss, unter anderen auch sehr viele Beamte. Kurz nach dem Pogrom wurde nun in dieser Versammlung der Ausschluss Asantschewskys aus deren Mitgliederreihen beantragt, worauf in geheimer Abstimmung 66 Mitglieder sich für seine Ausschliessung aussprachen und nur ein einziges dagegen war. Ja, es wurde beschlossen, ihn nicht nur auszuschliessen, sondern ihn niemals, in welcher Form es auch sei, selbst als Gast zuzulassen.“[1])

Bezüglich des Judenpogroms entnehmen wir noch folgende Einzelheiten dem Wos'chod: „Am Morgen des 21. Oktober wurde in der Kathedrale Gottesdienst abgehalten, worauf gegen Mittag eine tausendköpfige Menge, mit Brecheisen, Keulen und Aexten ausgestattet, mit dem Kaiserbild und Nationalflaggen durch die Hauptstrasse sich bewegte, um die jüdischen Magazine zu zertrümmern. An diesem Tage wurden nur die Läden der hervorragendsten jüdischen Kaufleute, etwa zwanzig, vernichtet. Nachdem die Menge in diesen Magazinen, die alle geschlossen waren, die Türen, Fenster und selbst die Jalousien zerbrochen hatte, raubte sie alles, was einen Wert hat, aus, trug es davon oder führte es zuweilen auf Wagen fort. In einigen Geschäften verschmähte sie nicht einmal die Bretter, Kisten oder gar ausgeschriebene Kontorbücher. Viele Plünderer warfen gleich auf der Strasse ihre Lumpen von sich ab und zogen sich die geraubten Kleider an. Die Polizei liess sich jetzt nicht blicken, während, wie viele versichern, verkleidete Schutzleute eifrige Teilnehmer des Pogroms waren. Militär kam wohl, als bereits einige Läden zerstört waren, begnügte sich aber damit, darauf zu achten, dass der Pogrom anständig und friedlich, ohne Keilereien, verlaufen sollte. Die Kosaken spornten vergnügt und mit witzigen Bemerkungen die Plünderer zur Arbeit an, von den Soldaten aber nahmen viele selber daran teil: ein Kompagnie-Chef verhaftete nachträglich 36 Soldaten, die mit geraubter Ware erwischt wurden.

[1]) Die Rede Makuschins ist nach dem stenographischen Protokoll der Verhandlungen der ersten Reichsduma, Session I., S. S. 1808—1812, mit Weglassung unwesentlicher Stellen wiedergegeben.

„Am 22. Oktober verteilten sich die Exzedenten, unter denen sich zahlreiche ehemalige Sachaliner Zwangsarbeiter befanden, in kleinen Gruppen und demolierten eine Menge jüdischer Kramläden und Wohnungen. Ernste Massnahmen wurden erst gegen Abend getroffen, wobei an diesem wie am nächsten Tage, an dem noch vereinzelte Ausschreitungen stattfanden, die Plünderer über diese Störungen oft ungehalten waren und sich sogar manchmal durch Nagaikahiebe der Kosaken nicht bändigen liessen; so rief einer von ihnen, der ein Bündel schleppte, obwohl von einer Kosaken-Nagaika blutig geschlagen: „Und magst du mich bis in den Tod hinein schlagen, ich werde es nicht wegwerfen.“ Kamen doch bei der Teilung der geraubten Habseligkeiten nicht selten blutige Zusammenstösse vor. Schleppte da ein Plünderer eine Menge Goldwaren nach Hause, aber ein anderer suchte ihm die kostbare Beute zu entreissen; da fasste er einen festgefrorenen Klumpen und streckte den Nebenbuhler nieder.

„Einige grosse Firmen erlitten Verluste von Zehntausenden, und die Inhaber der kleinen Läden gerieten geradezu auf den Hungeretat. Denn nur vereinzelte jüdische Geschäfte blieben verschont. In einem Falle entging ein Rauchwarenladen dem allgemeinen Schicksal nur dank der Fürsprache der russischen Meisterinnen; sie erklärten den Plünderern, dass die Waren nicht ihrem Chef, sondern fremden Bestellern, meist Christen, gehörten, worauf die Pogromisten die Demolierung einstellten und einige sogar das bereits Geraubte zurückerstatteten.

„Besonders grosse Bündel der gewonnenen Beute wurden nach den Vororten fortgetragen und weggeführt, so dass sich in mehreren Häusern buchstäblich ganze Niederlagen fremden Eigentums befanden. Ein grosser Teil des Raubes wurde schon am nächsten Tage auf dem Trödelmarkte veräussert, und einige betroffene Händler kauften die bei ihnen geplünderten Waren zu mässigen Preisen...“

Wjasma (Gouv. Smolensk)

Eine uralte russische Stadt, die eine geringe Zahl von Einwohnern (25 000) und eine sehr spärliche jüdische Bevölkerung (etwa 500 Personen) heherbergt, ist Wjasma die typische russische Kleinstadt, ein echtes und rechtes Provinznest Zentralrusslands mit sehr trägem politischen Leben und starker Neigung zur Erhaltung des Bestehenden. So hatte auch zur Zeit der Freiheitstage der Konservatismus einen treuen Anhang unter den Bürgern, namentlich unter den Kaufleuten von Wjasma, dem die geringe Anzahl von Adepten der konstitutionellen und sozialistischen Parteien nicht Abbruch tun konnte. Die reaktionäre Gesinnung ward durch die ultrareaktionäre Presse noch mehr geschürt. Aus diesen Gründen ist es begreiflich, dass die Beziehungen der Bürgerschaft sowohl als der Behörden den Juden gegenüber ein mehr oder weniger ausgesprochen feindliches war. Um so mehr, als auch hier die Juden in den Reihen der fortschrittlichen Parteien standen. Da jedoch die Juden Wjasmas in konsolidierten finanziellen Beziehungen zu den Behörden standen, wollten sie anfangs an die

Möglichkeit eines Progroms nicht glauben, trotzdem die diesbezüglichen Gerüchte sehr hartnäckig waren. Nichtsdestoweniger beeilten sich einige vorsorglichere Juden, ihr Hab und Gut in Sicherheit zu bringen.

Die Polizei im Bunde mit einigen Stadträten und angesehenen Kaufleuten, Neronow, Burmistrow, Istratow, Sokolow, Leljanow, angeführt von dem Pristaw Tscherban, bereitete in aller Form einen Pogrom vor. Den nächsten Anlass bot die Demonstration am 18. Oktober, die einen revolutionären Charakter trug und zur Stürmung des Gefängnisses und Befreiung zweier politischen Verhafteten (Juden) führte. Der revolutionären Demonstration folgte auf dem Fusse eine patriotische Manifestation, die mit dem üblichen provokatorischen Gerücht, die Juden hätten das Zarenbild zerrissen, endete — und den Anfang des Pogroms bedeutete. Der Pogrom begann am 19. Oktober um 5 Uhr nachmittags im Zentrum der Stadt, wo die jüdischen Geschäfte gelegen sind, und dauerte bis um 8 Uhr abends des folgenden Tages. Ein Augenzeuge legte zu Protokoll folgende Details über den Ausbruch des Pogroms nieder:

„Die Menge zog nach der Manifestation in kleinen Gruppen friedlich durch die Strassen. Jemand rief: ‚Es lebe die Revolution!‘ Burmistrow stürzte sich roh auf den Mann, packte ihn und begann die Menge gegen die Revolutionäre und Juden aufzureizen. Nachdem er den Pöbel aufgehetzt hatte, schleppte er sein Opfer fort und kam an zwei Helfershelfer heran. Alle drei schleiften den Unglücklichen durch die Strassen und schrien: ‚Zum Isprawnik! Der wird ihm schon zeigen, wie er ‚Es lebe die Revolution‘ zu rufen hat!‘ Kaum hatte Burmistrow seine Rede beendet, als in der Menge die wilden Rufe: ‚Haut die Juden nieder!‘ ertönten, obgleich die Person, die ‚Es lebe die Revolution!“ gerufen hatte, wie ich deutlich beobachtet habe, ein Russe war. Gleich darauf stürzte die Menge fort, um den Laden von M. zu zerstören. Vier bis fünf Schutzleute, die daneben standen, bewahrten eine verbrecherische Untätigkeit und spornten die Hooligans hierdurch nur an. Ich rannte zu M., um ihn vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen, aber die Menge packte mich; ich erhielt zwei tüchtige Hiebe aufs Genick, und man schleuderte mich zur Seite. Vergebens hatte ich vorher der Menge noch zugerufen: ‚Man darf keinerlei Unterschied zwischen den verschiedenen Nationalitäten machen, geschweige denn Menschen niederhauen!‘ Das Volk achtete nicht darauf, noch auf meine Versicherung, die Juden seien unschuldig. Auch S., ein Gymnasiast der Prima, suchte die Menge zu ermahnen, musste aber diesen Versuch teuer büssen. Man begann ihn zu schlagen, worauf er die Flucht ergriff, aber ein Schutzmann, der alles mitangesehen hatte und die ganze Zeit untätig geblieben war, hielt S. an. Als der Gymnasiast den Schutzmann von sich zu stossen suchte, liess ihn dieser nicht los und schleppte ihn hinter sich her. Das Volk stürzte sich auf S. und misshandelte ihn. Inzwischen zerstörte die Menge das Geschäft von M. Einige Personen drangen in den Laden ein und warfen die Waren durcheinander, und auch die Scheiben wurden eingeschlagen. In diesem Augenblicke ertönte im Zimmer von M. ein Schuss, das Volk geriet in Schrecken und stürzte fort, zum Laden von F.“

Die Wut des Pöbels wurde noch durch folgenden, ganz unerwarteten Umstand gesteigert. Obwohl die Juden sich nicht wehrten, fanden sie einen eifrigen Beschützer in K o s c h k i n , einem angesehenen

Bürger und Mitglied der K.-D.-Partei. Dieser stellte sich mit der Waffe in der Hand dem Pöbel entgegen und verhinderte die Hooligans, die jüdischen Geschäfte und Häuser zu plündern. Als er unter den Plünderern auch einen Kosaken erblickte, schoss er auf ihn und tötete ihn. Mit wildem Gebrüll stob die Menge auseinander, hielt sich aber dafür an anderen jüdischen Häusern und Läden schadlos. Sie „arbeiteten" die ganze Nacht und den folgenden Tag.

Die Kerntruppe der Hooligans betrug zwar nicht mehr als etwa 30 Personen. Sie war aber durch eine sich anschliessende Teilnehmermenge bedeutend verstärkt. Im ganzen nahmen einige hundert Kleinbürger, Bauern, Beamte und Kaufmannssöhnchen aktiv am Pogrom teil. Die Organisation war vortrefflich, denn ausser der Polizei, die den Pogrom vorbereitet hatte, leiteten ihn die obengenannten Bürger Burmistrow, Leljanow, Neronow usw. mit sicherer Hand. Für die Haltung der Polizei während des Pogroms sind viele Zeugenaussagen charakteristisch. Wir greifen folgende heraus:

„Eine jüdische Frau bat den Schutzmann Jerowikow, eine Christin, die Sachen stahl, zu verhaften; er antwortete: ‚Ich werde euch selbst dann nicht verteidigen, wenn man euch morden wird.' Als sie ihm drohte, sich bei dem Isprawnik zu beschweren, antwortete er: ‚Das wird umsonst sein, denn wir handeln nach seinen Instruktionen, er hat uns gestern befohlen, euch, Juden, nicht zu verteidigen.' Darauf wandte er sich an einen anderen Schutzmann: ‚Du hast ja auch gehört, wie uns der Isprawnik diesen Befehl gab.' Jener nickte mit dem Kopf."

Von den Vorgängen am zweiten Pogromtage gibt uns folgende Zeugenaussage ein anschauliches Bild: „Am Donnerstag, den 20. Oktober, um 6 Uhr morgens, ging ich die Moskauer Strasse entlang, um mir die Spuren des Pogroms anzusehen. Neben den Geschäften von M—n und M—z, besonders aber neben F—l stand ein kleiner Haufen Jungen, Mädchen und einige bärtige zerlumpte Kerle, im ganzen, glaube ich, nicht mehr als 15 Personen und raubten lachend, mit wildem Geschrei und rohen Witzen die in diesen Geschäften noch übriggebliebenen Sachen. Schutzleute gingen vorüber, ohne der Menge auch nur irgendeine Bemerkung zu machen. Das Publikum wich den Plünderern vorsichtig aus und ging seinen Geschäften nach. Es machte den Eindruck, als wäre dies der normale Gang des alltäglichen Lebens in Wjasma. Niemand geriet darüber in Entrüstung, niemand machte einen Versuch, diesen kleinen Haufen Hooligans auseinanderzutreiben. Gegen 8 Uhr morgens desselben Tages stand ich mit Frau K. neben dem Hause des Isprawniks. Soldaten mit Gewehren, gegen 40 Mann, waren dort aufgestellt. In unserer Anwesenheit kam ein Schutzmann an und sagte dem Gehilfen des Isprawniks, dass unten in der Moskauer Strasse oder in der Smolenskistrasse (ich hörte nicht gut — wo) geplündert werde. Wir, d. h. Frau K. und ich, sagten Tscherban, dass es notwendig sei, sofort die vor dem Hause des Isprawniks wie zu einer Parade aufgestellten Soldaten hinzudirigieren; Tscherban antwortete darauf, er könne ohne die Erlaubnis des Isprawniks nichts unternehmen; er fügte jedoch hinzu, dass der Isprawnik in seinem Wagen nach dem Gefängnis gefahren sei und gleich nach seiner Rückkehr von dort das nötige veranlassen würde. Wir warteten ca. eine Stunde; der Isprawnik kam immer noch nicht an . . ." Auch das Stadthaupt, H. Kolessnikow, erzählt derselbe Zeuge, hätte in seiner Anwesenheit und in Anwesenheit des Akzise-

inspektors H. Telessnin erklärt, dass die Polizei untätig sei und tags zuvor, als der Pogrom ordentlich wütete, eine verbrecherische Gleichgültigkeit bewiesen habe.

Der Isprawnik und die Pristawe begnügten sich nicht damit, dass sie den Ausschreitungen, ohne einzugreifen, zusahen, sondern sie unterhielten sich auch freundschaftlichst mit den Häuptlingen der Hooligans, wodurch diese zu ihren Heldentaten immer mehr angefeuert wurden. Vor den Augen der passiven Polizei demolierte der Mob die Synagoge, schleifte die Thorarollen auf die Strasse und zerriss sie. Die Polizeispitze riet nur, „stiller zu arbeiten", was die Hooligans als gutgemeinten Ratschlag betrachteten und sich danach wenig kehrten. Wenn es trotzdem zu keinen Mordtaten kam, so war es aus dem einfachen Grunde, weil die Juden sich hier samt und sonders in Sicherheit gebracht hatten und keine Versuche einer Gegenwehr machten.

Die russische Bevölkerung zeigte wenig Sympathien für die Betroffenen. Sie verhielt sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, höchst gleichgültig, wenn nicht gar feindselig, und wo die Juden Aufnahme fanden, geschah es gewöhnlich in sehr unliebenswürdiger Weise.

Nachdem die jüdische Bevölkerung einen Schaden von etwa 66 600 Rubeln erlitten hatte, hörte der Pogrom von selbst auf. Vielleicht mochte auch das Gerücht von der Ankunft von 50 Kosaken aus Smolensk manche abgeschreckt haben. Vereinzelte Plünderungen und offener Raub dauerten auch noch später an. Dann kam der obligate offizielle Beruhigungsaufruf der Behörden, und das Spiel war zu Ende.

Woronesch.

Gesamtbevölkerung (1897) 80 599, Juden 1708.

In den grossrussischen Städten, die ausserhalb des Ansiedlungsrayons gelegen sind und dementsprechend eine spärliche jüdische Bevölkerung haben, ist das Verhältnis der christlichen Bevölkerung zu den Juden häufig ein indifferentes oder gar wohlwollendes. Man bemerkt seltener eine heftige, ausgesprochen feindselige Tendenz gegen die Juden. Ein solcher Ort war auch Woronesch. Obwohl das Gros der russischen Kaufmannschaft, die in dem wirtschaftlichen Leben der Stadt eine dominierende Rolle spielt, zur konservativen Oktobristen-, bzw. zur Monarchistenpartei gehört, liess sich hier nicht eine allzu judenfeindliche Stimmung wahrnehmen. Die Oktobristen mussten schon wegen der in puncto Judenfrage unentschiedenen Fassung ihres Programms sich eine gewisse Reserve auferlegen. Was gar die im politischen Leben der Stadt massgebende gebildete Klasse der Bevölkerung betrifft, so bekannte sie sich meistenteils zur konstitutionell-demokratischen und zu den anderen linken Parteien, von denen die stärkste, die sozialdemokratische, über mehrere hundert organisierte Arbeiter und eine Einflussphäre von Tausenden verfügte. Es ist natürlich, dass auch die in Woronesch wohnhaften Juden fast ausnahmslos zu den oppositionellen Parteien gehörten und nur ganz vereinzelte für den Oktobristenverband Neigungen verspürten, in den sie übrigens im Winter 1906 nur nach einigem Sträuben einer Anzahl christlicher Mitglieder aufgenommen wurden. Selbst die Behörde war anfänglich nicht sonderlich antisemitisch. Der Polizeimeister und der Gouverneur standen sogar im Geruch des Liberalismus,

wenigstens schikanierten sie nicht die Juden. Um so verwunderlicher war es, als der Pogrom ausbrach. Man konnte zwar auch hier seit den Massacres von Kischinew hin und wieder Pogromluft wittern, aber die energischen Massnahmen der Polizei unterbanden jeden Versuch, einen Exzess zu veranstalten. Als das Manifest kam, waren die Juden unbesorgt und dachten gar nicht an die Möglichkeit eines Pogroms. Dass sie nicht für eine energische Selbstwehr Sorge getragen hatten, war unter diesen Voraussetzungen begreiflich. Es hatten sich nur einige jüdische junge Leute nach dem grossen Oktoberstreik zu einem derartigen Zweck zusammengetan und, da man einen Angriff seitens der „Schwarzen Hunderte" auf die „Intelligenz" gewärtigte, sich mit dem Lokalkomitee der sozialdemokratischen Partei in Verbindung gesetzt. So bestand die Organisation der „Selbstwehr" aus im ganzen 50 Leuten, darunter 20 Christen.

Am 20. Oktober wurden jedoch Gerüchte laut, dass ein Pogrom vorbereitet werde. Unbekannte, dunkle Gestalten, denen man es ansah, dass sie speziell zu Pogromzwecken herbestellt waren, tauchten auf. In einer grossen Volksversammlung, welche die Freiheitsparteien veranstalteten, verlas am 18. Oktober eine Frau den Text eines in Militärkreisen verbreiteten Aufrufes, worin die „Meuterer und Juden" mit Ausrottung bedroht werden. Auf einmal wurden aus dem Publikum Stimmen laut: „Bravo Militär!" Diese Zustimmung bewies, dass in der Stadt organisierte Hooligans vorhanden seien. Daraufhin begaben sich einige der führenden Persönlichkeiten der Stadt, konstitutionelle Demokraten und Radikale, zum Gouverneur und baten ihn, Massnahmen zur Vorbeugung von Unruhen zu treffen, was dieser auch versprach.

Die Stimmung wurde bedrohlich. Die sozialistischen Arbeiter machten die Juden auf die immer drohendere Gefahr eines Pogroms aufmerksam und erklärten, das sie im Falle eines Pogroms für ihre Kameraden nicht einstehen könnten. Bald wusste man aber schon, dass die Polizei es war, die einen Krawall zu inszenieren beabsichtigte. Man hörte, dass sie die Hooligans mit Schnaps bewirtete, während hetzerische Schriften und Gerüchte im Volke verbreitet wurden. So erzählten die Agitatoren, die Juden wollten ein Kloster in Woronesch in die Luft sprengen. Der Bürgermeister der Stadt, ein angesehener Liberaler, machte dem Gouverneur darüber Vorstellungen, aber dieser gab ihm eine beruhigende Antwort. Ebenso beruhigend lautete die Antwort, die er der jüdischen und der Eisenbahnerdeputation zuteil werden liess. Die Bitte der Abordnung, den Hooligans keine patriotische Manifestation zu gestatten, schlug er jedoch ab, unter dem Vorwande, er dürfe nicht jetzt, da Versammlungsfreiheit gewährt sei, Leuten verwehren, ihrer Huldigung für den Monarchen Ausdruck zu geben.

Am 20. Oktober fand auch die angekündigte Manifestation statt, der ein Gottesdienst voranging. Ein Archiereus (Anastasius) hielt in der Kirche eine aufreizende Rede gegen die Freiheitsbewegung und gegen die Juden. Die Zahl der Manifestanten betrug etwa 300, worunter zahlreiche verkleidete Polizeibeamte waren. Polizeiaufseher schritten an der Spitze der Prozession und zwangen alle Passanten, die Häupter zu entblössen. Einige reaktionäre Reden wurden gehalten, die Pogromagitation wurde jetzt offen geführt, aber an diesem Tage kam es noch immer nicht zu Gewalttätigkeiten. Am nächsten Tage, am 21. Oktober, gegen 11 Uhr vormittags, versammelte sich wieder eine „patriotische" Hooligansschar, vom Organisator des Pogroms, dem

Pristaw Larionow, wohl vorbereitet, und begann ganz spontan, ohne äusseren Anlass den Pogrom. Natürlich fehlte auch nicht der programmmässige provokatorische Schuss, den, wie alle wussten, ein Polizist abgefeuert hatte. Nun begab sich der Mob, von einem Polizeiaufseher geleitet, zuerst zum Gouverneursgebäude. Auf dem Wege zerstörten sie, offenbar aus Versehen, ein einem Russen gehöriges Haus und töteten infolge eines Zusammenstosses mit den Seminarzöglingen einen russischen Studenten. Nachher zerstreuten sie sich in der Stadt, auf der Suche nach jüdischen Läden und Wohnungen. Der Vorgang war der vorschriftsmässige. Mit zum grossen Teil von der Feuerwehrmannschaft hergegebenen Aexten und Stemmeisen erbrachen die Plünderer die Türen der jüdischen Häuser, raubten alles säuberlich und gründlich aus. Manche Juden schlugen sie auch blutig, jedoch kam es nicht zu grausamen Ermordungen von Juden, und auch sonst war weder besonders starke Erbitterung noch fanatischer Hass unter den Plünderern wahrzunehmen. Wie üblich, wurden sofort Soldaten, Kosaken und Polizisten requiriert. Auch der Gouverneur und der Polizeimeister kamen auf den Schauplatz des Pogroms, aber sie unternahmen nichts. Die Soldaten standen in der Ferne und schauten ruhig zu, die Kosaken bildeten sogar einen Schutzring um die Hooligans und teilten mit ihnen die Beute. Uebrigens verkauften die Plünderer ihre Beute oft auf der Stelle, und unter den Käufern waren auch anständig gekleidete Damen und Herren aus der Gesellschaft. Als aber die Hooligans die Synagoge stürmen wollten, hinderten sie die Kosaken daran, da es „ein Gotteshaus" sei. Der Pogrom dauerte den 21. und einen Teil des 22. Oktober. Erst am folgenden Tage erschien ein Beruhigungsaufruf des Gouverneurs, und zugleich ergriff die Polizei energische Massregeln gegen die Hooligans; mühelos gelang es ihr, den Krawall einzustellen. Die Exzedenten waren davon nicht erbaut, und manche warfen der Polizei offen vor: „Ihr habt uns bestellt und jetzt schlagt Ihr uns!"

Der Schaden war für Woronesch ungemein gross: etwa 500 000 Rubel. Dabei waren hauptsächlich die ärmeren Leute geschädigt worden. Insgesamt wurden 192 Familien dadurch ruiniert.

Verwundete gab es sehr wenig unter den Juden, aber zwei jüdische Frauen wurden vor Schrecken wahnsinnig.

Die russische Gesellschaft zeigte für die betroffenen Juden grosse Sympathien. Seitens intelligenter Russen wurde verschiedentlich der Versuch gemacht, für die Juden einzutreten, ebenso fanden die Juden im Gebäude der Realschule Schutz vor dem Mob; das Lehrerpersonal nahm sich ihrer sehr warm an. Ueberhaupt war die Intelligenz der Stadt über das Verhalten der Behörden empört, und die Stadtverwaltung legte energischen Protest ein. Es kam natürlich auch vor, dass Christen die bei ihnen schutzsuchenden Juden unbarmherzig auf die Strasse jagten, und von mehreren russischen Kaufleuten hiess es, dass sie ihren Angestellten befohlen hätten, am Pogrom teilzunehmen. Ja das Spitalpersonal des „Roten Kreuzes" verweigerte, ebenso wie dasjenige des Semstwospitals, die Aufnahme von flüchtigen Juden. Doch waren dies in Woronesch Ausnahmeerscheinungen.

Die Stadtduma äusserte in einer unmittelbar nach dem Pogrom einberufenen ausserordentlichen Sitzung ihre Entrüstung und spendete für die Geschädigten 3000 Rubel.

Sonstige Pogrome ausserhalb des Ansiedlungsrayons.

Von sonstigen Pogromen und Exzessen ausserhalb des Ansiedlungsgebiets wäre vor allem Riga zu erwähnen, wo der Pöbel einige Stunden gegen Juden wütete und viele von ihnen schlug und misshandelte; hier vermochte auch die jüdische Selbstwehr einige Erfolge zu erzielen.

Ein schwerer Pogrom entlud sich über die 72 jüdischen Familien der Arbeiterstadt Iwanowo-Wosnessensk und verdrängte sie für einige Zeit ganz und gar aus dem Orte.

Von anderen Pogromen seien noch erwähnt: Welikije Luky (Gouv. Pskow), wo 103 jüdische Familien einen Schaden von 50 000 R. davontrugen, sodann Rschew (Gouv. Twer), Putivl (Gouv. Kursk). In einer grösseren Anzahl von innerrussischen Städten gab es zudem eine starke Panik, auf die indes keine reale Taten folgten. Hin und wieder war es auch die Einwohnerschaft selber, die Krawalle hintertrieb.

Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

